UVIC - McPHERSON
3 2775 90466062 7

UNIVERSITY
OF VICTORIA
LIBRARY

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbst, in Sonnenklarheit.
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel.

Vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Sechste Auflage.

Erster Theil.

Humboldt-Universität zu Berlin
Bibliothek
Institut für Unterrichtsmethodik

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1869.

UNIVERSITY OF VICTORIA
LIBRARY

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen hat der Verfasser sich vorbehalten.

Meinem Verleger und Freunde

Herrn Franz Vahlen

in Berlin.

Sie haben mir durch die Veranstaltung dieser neuen vermehrten und verbesserten Octavausgabe meiner zuerst von Ihrem wackern Herrn Schwiegervater und Geschäftsvorgänger in die Oeffentlichkeit gelangten Lessing-Biographie, durch welche das Vielen liebgewordene Buch jetzt, nach kaum zehn Jahren, unserer Nation bereits in sechster Auflage dargeboten wird, eine ganz besondere Freude bereitet, da Ihre Aufforderung grade um dieselbe Zeit geschah, in welcher es mir beschieden war, wenn auch fern von der Heimath, so doch im Kreise der Meinigen, mein vierzigjähriges Schriftsteller- und Doktorjubiläum zu begehen. Dafür Ihnen hier meinen Dank auszusprechen, ist eine Befriedigung, die ich mir selbst gewähre, und die Sie mir eben deshalb nicht versagen werden. Weiß ich doch, daß ich in Ihnen, neben dem Verleger, auch einen an diesem Buche geistig Theilnehmenden habe.

Glücklich die Zeit — und sie wird kommen, wenn sie auch heute noch so fern von uns abzuliegen scheint, — wo unsere Nation das Beispiel des Helden, von dem dies Buch handelt, nicht mehr als Sporn zum Kampfe gegen Finsterniß und Geistesknechtschaft nöthig haben, sondern im Vollbesitze der errungenen Geistesfreiheit vielleicht mit einer gewissen

Rührung auf die Kämpfe und Leiden unserer Tage, sicherlich aber mit Dank und Verehrung auf den Mann zurückschauen wird, der in ihnen unser Trost wie unser Leitstern gewesen ist.

Der von Ihm, dem großen Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel, vertretenen Sache auch fernerhin Leben und Lebenskraft zu weihen, so lange beide reichen — das ist das Gelübde, welches ich ablege an dem heutigen Tage, an dem es mir vergönnt ist, zurückzublicken auf eine vierzigjährige schriftstellerische Thätigkeit, die, — so verschwindend klein sie auch sein mag gegenüber den Werken und Thaten des Großen, von dem diese Blätter handeln, — doch stets beseelt und geleitet gewesen ist von dem Hauche und geweiht dem Dienste Seines Geistes, der da ist der Geist der Wahrheit, Freiheit und Schönheit.

Lille, 6. September 1868.

Adolf Stahr.

Vorwort.

Die Aufforderung zu einer neuen sechsten Ausgabe gelangte an mich in einer Zeit, in welcher ich, seit nahezu zwei Jahren, fern von der Heimath, und meiner Gesundheit wegen zu einem unstäten Reiseleben gezwungen, fast aller literarischen Hülfsmittel entbehrte. Dennoch habe ich, soweit ich es vermochte, diese Ausgabe mit manchen Zusätzen vermehrt, die ich zum Theil dem verdienstlichen Buche Justi's über Winckelmann verdanke. Auch habe ich Gelegenheit genommen, einige Unrichtigkeiten der früheren Ausgaben zu verbessern. Eine solche Berichtigung, die für den Druck des Textes zu spät kam, gestatte ich mir hier nachzutragen. Sie betrifft das herbe Urtheil, welches sich Theil II. S. 270 über Dalberg's Verhalten gegen Schiller, — (bei Gelegenheit von Lessings Erfahrungen in Mannheim mit dem Minister von Hompesch) — ausgesprochen findet, als ein Urtheil, welches Dr. Koffka in seinem Buche „Iffland und Dalberg" (S. 111—117 und 126—127) als ungerecht nachgewiesen hat.

Schließlich mag ich noch erwähnen, daß ich bei meinem Aufenthalte in Rom im Winter und Frühling von 1866 bis 1867 durch einen wunderbar glücklichen Zufall ein bisher völlig unbekanntes Jugend-Portrait Lessings, Brustbild, in Oel, entdeckt habe, für dessen Bekanntmachung ich seiner Zeit Sorge tragen werde.

Berlin, 26. September 1868.

Adolf Stahr.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

Erstes Buch. Vaterhaus. — Schule. — Universität. 1729—1748.

Seite.

Erstes Kapitel. Das Vaterhaus . . . . . 3 — 16
Zweites Kapitel. Die Schule . . . . . 16 — 30
Drittes Kapitel. Die Universität . . . . . 31 — 56

Zweites Buch. Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg. 1748—1752.

Erstes Kapitel. Lessing und die Familie . . . . . 59 — 66
Zweites Kapitel. Schriftstellerische Unternehmungen . . . . . 66 — 70
Drittes Kapitel. Lessing als Feuilletonist in Berlin. . . . . 70 — 90
Viertes Kapitel. Lessing und Voltaire in Berlin. . . . . 90—105
Fünftes Kapitel. Lessing in Wittenberg. . . . . 106—116

Drittes Buch. Die Periode der beginnenden Reife. Berlin und Leipzig. 1753—1758.

Erstes Kapitel. Nicolai und Mendelssohn. . . . . 119—127
Zweites Kapitel. Dramatische Jugendarbeiten . . . . . 127—135
Drittes Kapitel. Miß Sara Sampson und die bürgerliche Tragödie 136—145
Viertes Kapitel. Ein Reiseversuch und seine Folgen. . . . . 145—153
Fünftes Kapitel. Literarische Brodarbeiten und Untersuchungen über das Drama . . . . . 153—160

Viertes Buch. Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis November 1760. Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Seite.

Erstes Kapitel. Gleim und Kleist . . . . . 163—168
Zweites Kapitel. Die Literaturbriefe . . . . . 168—179
Drittes Kapitel. Lessings Fabeln. — Philotas. — Faust. . . . 179—187
Viertes Kapitel. Aeußere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin 187—194

Fünftes Buch. Kriegs- und Weltleben in Breslau. 1760—1765. Minna von Barnhelm.

Erstes Kapitel. Aeußere Lebensverhältnisse . . . . . 197—211
Zweites Kapitel. Minna von Barnhelm . . . . . 211—220

Sechstes Buch. Vierter Aufenthalt in Berlin. 1765—1767. Laokoon.

Erstes Kapitel. Rückkehr nach Berlin. Schluß der Literaturbriefe . 228—229
Zweites Kapitel. Lessing und Friedrich der Große . . . . . 229—241
Drittes Kapitel. Laokoon . . . . . 241—255
Viertes Kapitel. Resultate und Wirkungen. . . . . 255—269
Fünftes Kapitel. Ruf nach Hamburg . . . . . 269—278

Siebentes Buch. Lessing in Hamburg. 1767—1770. Die Dramaturgie.

Erstes Kapitel. Das deutsche Nationaltheater in Hamburg . . . 281—294
Zweites Kapitel. Schicksal der Dramaturgie . . . . . 294—297
Drittes Kapitel. Lessing und die Schauspieler . . . . . 298—313
Viertes Kapitel. Die Dramaturgie und das deutsche Drama . . 313—327
Fünftes Kapitel. Die Dramaturgie und das französische Drama . 326—341
Sechstes Kapitel. Aristoteles und das Prinzip der Tragödie . . . 341—349
Siebentes Kapitel. Weitere Folgerungen . . . . . 349—359

Erstes Buch.

Vaterhaus. — Schule. — Universität.

1729—1748.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Die Stadt Kamenz in der Oberlausitz ist eine der sechs Städte dieser Provinz, deren uralter Bund sich von den deutschen Kaisern und böhmischen Königen im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts Rechte und Freiheiten ähnlicher Art wie die Reichsstädte zu erringen wußte, eigene Truppen hielt und eigene Fehden mannhaft durchfocht, aber auch wegen frühzeitiger Aufnahme der neuen protestantischen Lehre schwere Bedrückungen von Kaiser Ferdinand I. zu erleiden hatte. Hart mitgenommen in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges, und zwei Menschenalter nach demselben von einer Feuersbrunst fast ganz zerstört, hatte sie kaum noch eine Spur ihres alten reichsstädtischen Glanzes aufzuweisen, als der Mann in ihren Mauern geboren ward, dessen Name jenen alten Glanz mehr als ersetzen sollte.

Jetzt ist selbst das Haus nicht mehr vorhanden, in welchem Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 das Licht der Welt erblickte, und mit dem Vaterhause Lessings ist auch diejenige Stadt, welche den Knaben und Jüngling sah, von der Erde verschwunden durch einen Brand, der dieselbe in unsern Tagen (1842) bis auf wenige Häuser vernichtet hat. Aber das zu Lessings Gedächtniß von frommen Verehrern seines humanen Geistes gegründete „Barmherzigkeitsstift“ blieb verschont, während die Flammen das Geburtshaus Lessings, das alte Archidiakonat, verzehrten, dessen geist-

licher Bewohner funfzehn Jahre zuvor verhindert hatte, daß dasselbe bei der Gedächtnißfeier von Lessings hundertjährigem Geburtstage mit einer Inschrift zu Ehren Lessings geschmückt wurde! Es ist nicht bekannt geworden, ob die frommen Eiferer, die bei solchen Gelegenheiten überall „den Finger Gottes“ zu erblicken verstehen, auch hier sich gemüssigt gefunden haben, auf denselben hinzuweisen. Indeß die Thatsache: daß noch hundert Jahre nach Lessings Geburt die Nachfahrer Götze's es wagen durften, sich in solcher Art der Huldigung zu widersetzen, die eine dankbare Nachwelt dem Dichter Nathans des Weisen darbrachte, gab nur einen entsprechenden Beweis mehr dafür, wie nothwendig die Sendung des großen Vorkämpfers der Toleranz und Humanität und sein lebenslanger Kampf gegen die Feinde beider gewesen war.

Gotthold Ephraim Lessing wurde zu Kamenz am 22. Januar 1729 als der älteste von zehn Söhnen des Diakonus und späteren Pastor primarius der Stadt, Johann Gottfried Lessing, geboren. Der Stammbaum seines Geschlechts, das noch heute in einem der ersten Maler Deutschlands fortblüht, läßt sich bis in das sechszehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Er zeigt als Ahnherr einen Clemenz Lessigk, lutherischen Pfarrer im Churfächsischen Erzgebirge, der im Jahre 1580 die sogenannte Concordienformel mit unterschrieb, durch welche gewisse Zerwürfnisse zwischen den Theologen nach Luthers Tode ausgeglichen werden sollten. Von diesem geistlichen Stammherrn an, zieht sich das Geschlecht anderthalb Jahrhunderte und sechs Generationen hindurch in ununterbrochener Folge von Geistlichen und Rechtsgelehrten, Pfarrer und Bürgermeistern kleiner sächsischer Städte bis zu Gotthold Ephraim herab, welcher der erste war, der keins von beiden werden sollte. Es ist durchaus eine Familie von Literaten in dem alten guten Sinne des Worts, wonach dasselbe einen Mann bezeichnet, der auf gelehrten Schulen und Universitäten ordnungsmäßig seine wissenschaftlichen Studien gemacht hat. In Kamenz wanderte das Geschlecht ein mit Lessings Großvater, Theophilus

Lessing, der ein Jahr vor seines berühmten Enkels Geburt, achtzig Jahre alt, als Bürgermeister der Stadt starb. Dieser Großvater Lessings darf in vielem Betrachte als ein ausgezeichneter Mann gelten. Geboren im vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in dem kleinen sächsischen Städtchen Schkeuditz, zwischen Halle und Leipzig, und von den durch Brandunglück verarmten Eltern mit einem Kapital von zwei Thalern auf die Universität Leipzig gesendet, konnte das Wort des alten römischen Dichters:

> Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon in der Jugend,
> Armuth sperret den Weg!

im vollen Maaße auf ihn Anwendung finden. Aber er rang sich tapfer empor. Seine Kenntnisse und sein Talent sie mitzutheilen empfahlen ihn als trefflichen Lehrer einem der beiden Bürgermeister von Leipzig, der ihn als Erzieher seiner Söhne in sein Haus nahm, ihm ein Stipendium verschaffte und sich dafür durch die Freude belohnt sah, den einen seiner Söhne unter der Leitung und dem Unterrichte seines Schützlings bereits im vierzehnten Jahre „mit großem Ruhme“ die Magisterwürde erlangen zu sehen. Der Lehrer selbst gelangte zu dieser Würde freilich später. Theophilus Lessing war dreiundzwanzig Jahre alt, als er nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien im Jahre 1670 seine Doctor-Dissertation vertheidigte. Aber dafür war auch der Gegenstand derselben des Ahnherrn würdig, dessen Enkel Deutschland und der Menschheit den Nathan dichten sollte. Sie handelte nämlich, natürlich in lateinischer Sprache,

„Von der Toleranz der Religionen,“

und zwar nicht etwa blos von der Duldung der drei Religionen im römischen Reiche deutscher Nation, sondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen überhaupt. Vierundzwanzig Jahre vor der Geburt des großen Toleranzpredigers Voltaire ist dies Auftreten eines Leipziger Kandidaten der Philosophie und Jurisprudenz auch schon als historisches Faktum von Interesse, während es zugleich ein Licht

wirft auf den Geist, in welchem dieser Mann seinen Sohn, den Vater Gotthold Ephrains, erzogen haben wird.

Es ist etwas um den Einfluß, welchen eine lange Ahnenreihe gleichartig gebildeter Vorfahren auf den Menschen übt. Die Bestrebungen und Thätigkeiten, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzen, erzeugen einen gewissen Familiengeist, der sich bestimmend und leitend erweist, selbst auf Naturen, deren Anlagen und Leistungen sie über die Bahn des Gewöhnlichen hinausdrängen. Wenn in Lessings Vorfahren zunächst nur die Neigung zum „Studiren" überhaupt als eine erbliche erscheint, so finden wir dieselbe in seinem Vater bereits zu der bestimmtesten Vorliebe für die Gelehrsamkeit als solche gesteigert. Johann Gottfried Lessing war neben seinem Predigtamte zugleich ein gelehrter Theologe, der als solcher mit den ausgezeichnetsten Gottesgelehrten seiner Zeit in wissenschaftlichem Briefwechsel und literarischer Verbindung stand, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl theologischer Schriften verfaßte. Er hatte ferner neben den beiden klassischen Sprachen nicht nur die orientalischen gründlich studirt, sondern sich auch, was seinem Sohne besonders zu Gute kam, die Kenntniß der beiden modernen Culturſprachen, der französischen und, was für jene Zeit noch weit mehr bedeuten will, der englischen in einem nicht blos für einen Kandidaten der Theologie ungewöhnlichen Grade angeeignet. Unter seinen Schriften begegnen uns denn auch Uebersetzungen von theologischen und historischen Werken aus beiden Sprachen. Seine Lebenslaufbahn war auch von Anfang an auf eine gelehrte Wirksamkeit als Universitätsprofessor angelegt; und als man ihn mit fünfundzwanzig Jahren zu einer Pfarrerstelle seiner Vaterstadt berief, und er in frommem Glauben an höhere Fügung diesem Rufe folgend, den früheren Plan aufgab, ward für ihn sein Amt nicht, wie für so viele seines Gleichen, das Ende seines Studirens, sondern gab demselben nur die bestimmte Richtung, indem von da ab die Reformations- und Kirchengeschichte den Hauptgegenstand seiner gelehrten Studien bildete.

Von diesem Vater empfing Lessing den Hang zur Gelehrsamkeit, gleichsam erblich überliefert. Noch im Todesjahre des Vaters (1770) vermehrte es seine Freude über den ersten glücklichen Fund, den er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel that, daß er denselben seinem alten Vater mittheilen konnte. Von ihm empfing er auch ferner das Interesse an der Theologie, das ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hat. Aber mehr als das: in seinem Vater sah er von frühester Jugend an das verkörperte Muster eines wissenschaftlich gebildeten, und unermüdlich forschenden, wie eines gläubig frommen und dabei doch von allem Zelotismus fernen, ächt protestantischen Geistlichen vor Augen, dessen ganzer theologischer Eifer sich auf das strenge Festhalten an den Grundsätzen der Reformation im Gegensatz zum Papstthum beschränkte, und dessen sittliche Würdigkeit, dessen werkthätige Liebe, dessen selbstverleugnende Aufopferung für das Wohl andrer, verbunden mit eigner höchster Genügsamkeit und bescheidener Zufriedenheit bei einem nichts weniger als glänzenden Loose, ihn zu einem Vorbilde seines Standes machten. Freilich hatte der treffliche Mann die zuletzt erwähnten Eigenschaften nur allzu nöthig. Denn das Sprichwort, welches „Kinder und Bücher“ den einzigen Reichthum des protestantischen Geistlichen nennt, traf bei ihm in vollem Maaße ein. Sein Gotthold Ephraim war der älteste unter den zehn Söhnen, mit denen nebst zwei Töchtern die Ehe des würdigen Pfarrherrn gesegnet, und von denen nur eine der letzteren, die in den Briefen häufig erwähnte Justine Salome, um zwei Jahre älter war als ihr berühmter Bruder. Dieser überreiche Kindersegen drückte nicht nur die Eltern, welche sich für die standesgemäße Erziehung und Bildung der zahlreichen Söhne auf Schulen und Universitäten aufopferten — denn daß die Söhne eines Pastor primarius wieder studiren mußten, stand damals außer aller Frage; — sondern er ward auch für den ältesten Sohn der Familie eine Last, deren schwere Wucht er sein ganzes Leben lang empfinden sollte.

Lessings Mutter, Justine Salome Feller, war die Tochter des

Pastor primarius von Kamenz, in dessen Stelle Lessings Vater später aufrückte. So stammte also Gotthold Ephraim von beiden Seiten aus einer theologischen und geistlichen Familie, und dieser Abstammung entsprach auch die erste Erziehung, die der ungewöhnlich begabte Knabe empfing. Er ward zum Beten angehalten, sobald er die ersten Worte stammeln konnte, und erhielt den ersten mündlichen Unterricht von seinem Vater durch Lesen in Bibel und Katechismus. Die erste Poesie, die an ihn herankam, bestand in geistlichen Liedern, die er bei den Morgens und Abends regelmäßig gehaltenen Andachtsübungen der Familie in großer Anzahl auswendig lernte. Seinen sonstigen Unterricht überließ der Vater, dem es dazu bei seinen Amtsgeschäften und gelehrten Studien an Zeit, und vielleicht auch an Geduld zum Lehren der ersten Anfangsgründe fehlen mochte, einem Privatlehrer Mylius, dessen jüngerer Bruder später in Lessings Universitätsjahren eine wichtige Rolle spielte. Später besuchte der achtjährige Knabe die Stadtschule von Kamenz, die grade damals unter einem jungen kräftigen Rector Heinitz in neuem Aufblühen begriffen war.

Wichtiger aber als die Schule waren für ihn das Vaterhaus und die Familie, an die er sein ganzes Leben lang mit den Banden innigster Anhänglichkeit geknüpft blieb. Im Vordergrunde steht hier die ehrenveste Gestalt des Vaters. Wie sehr ihn Lessing geliebt, sehen wir aus dem Schmerze, mit dem der Tod des sechs und siebzigjährigen Greises später den ein und vierzigjährigen Mann erfüllte. „Laßt uns," schreibt er auf die Todesnachricht seinem ältesten Bruder, „eben so rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren." Lessing war stolz auf seinen Vater, auf den Menschen wie auf den Gelehrten. In seinem ersten Briefe an den gelehrten Göttinger Professor Michaelis, in welchem er demselben einige Notizen über seine persönlichen Verhältnisse giebt, sagt er von ihm: „welche Lobsprüche würde ich ihm

nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre! Er ist einer von den ersten Uebersetzern des Tillotson.“ Das starke Selbstbewußtsein, welches die Abkunft von einer Reihe wackerer und tüchtiger Vorfahren erzeugt, diese in sich gefestete bürgerliche Vornehmheit, welche in Lessings ganzem Leben so charakteristisch hervortritt, ruhten auf diesem Grunde ehrenhafter Familientradition, die „den Guten der von Guten stammt,“ seiner Väter mit freudigem Stolze gedenken läßt. War auch die Vaterstadt nur klein, so zählte doch seine Familie zu den ersten in ihr, und das Haupt dieser Familie, sein Vater, war auch geistig der Mittelpunkt der geistigen und gelehrten Interessen des Orts, dessen Geschichte der gelehrte Pfarrherr geschrieben hatte. Selbst der Druck der Armuth, der später die zahlreich anwachsende Familie heimsuchte, blieb wenigstens der Knabenzeit des ältesten Sohnes fern. Wir sehen, daß der Vater ihm einen eigenen Hauslehrer halten konnte, und auch der Umstand, daß die Eltern ihren ältesten Sohn im fünften Jahre von irgend einem Raphael der Oberlausitz malen lassen mochten, bezeugt eine gewisse Behäbigkeit ihrer damaligen Umstände.

Bei dieser Gelegenheit erzählt sein Bruder eine charakteristische Anekdote. Der Maler wollte den Knaben mit einem Käfig malen in welchem ein Vogel saß. Aber dieser Vorschlag erregte seine ganze kindische Mißbilligung. „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, sagte er, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein!“ Es blieb nichts übrig, als sich dem Willen des kleinen Bücherfreundes zu fügen, von dem noch später die Eltern ihren jüngeren Kindern und besuchenden Freunden beim Anblick dieses Bildes erzählten, daß er von Kindheit an mit ebenso großer Lust als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan habe, als sogar zum Zeitvertreibe in Büchern blättern. Das Häkchen krümmte sich eben bei Zeiten. Der innerste Drang der eignen Natur des Knaben traf hier auf das glücklichste zusammen mit dem Einflusse der äußeren Umgebung und mit dem Beispiele des fleißigen, gelehrten Vaters, der in

sein Museum gebannt, die Welt kaum einen Feiertag von Weitem sah, und an dessen Seite schon der Knabe „das Handwerkszeug der Gelehrsamkeit spielend brauchen lernte.“ Was aber den Maler anlangt, der sich Gott weiß wie nach dem Oberlausitz'schen Städtchen verirrt hatte, so wurde er für den Knaben noch in andrer Beziehung wichtig, indem der Vater ihn zugleich als Lehrer im Zeichnen für seinen Sohn annahm. Noch in späteren Jahren rühmte der Letztere ihm dankbar nach, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen, sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen und ihm durch beides frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten eingeflößt habe. Der Name des Mannes, dem der Verfasser des Laokoon dies nachrühmen durfte, hätte wohl verdient auf die Nachwelt zu kommen[1]).

Von Lessings Mutter ist wenig bekannt, und noch weniger irgend ein Einfluß derselben auf den Sohn nachzuweisen, wie ihn die Jugendgeschichte anderer Geistesheroen unseres Volkes, z. B. Goethe's und Schillers aufzeigt. Als Tochter eines Pastor primarius, in der eigenthümlichen Atmosphäre ihres Standes erzogen, und selbst Gattin eines Pastor primarius, erscheint sie als eine fromm

---

[1]) Dieses interessante Bild ist neuerdings in Kamenz wieder aufgefunden worden, wo man es in einer Bodenkammer der Pfarrkirche, an welcher Lessings Vater Prediger war, unter allerlei altem Gerümpel entdeckte. Es ist aber kein Einzelportrait, sondern ein sehr artig arrangirtes Portraitgenrebild einer Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, etwa sieben Jahre alt, emsig mit einem großen Buche beschäftigt; unter und neben dem Stuhle liegen gleichfalls Bücher. Links sitzt ein jüngerer Bruder, Theophilus (der als Schulrektor in Chemnitz 1808 starb), der ein neben ihm stehendes Lämmchen mit Brod füttert. Gotthold Ephraim ist sehr elegant gekleidet: rother Rock, und Hose und Strümpfe von gleicher Farbe, der jüngere Bruder in ähnlicher Kleidung schwarz. Ein Berichterstatter in der National-Zeitung (1860 Nr. 585) sagt von diesem Bilde: „Lessing hatte völlig Recht, wenn er selbst später den Maler dieses Bildes einen nicht untüchtigen Künstler nannte. Es ist äußerst merkwürdig, wie in den Gesichtszügen des Knaben schon die des Mannes Lessing vorgezeichnet erscheinen: Hohe Stirn, weite, helle, offene Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe, aber ein Knabe voll kecker Lebhaftigkeit.“

beschränkte Frau, deren größter Stolz und freudigste Hoffnung darin bestand, ihren ältesten, und wo möglich alle ihre Söhne wieder als Träger geistlicher Würde und pastoralen Ansehens zu erblicken. Ihr vor Allem war daher die Täuschung dieser Hoffnung, welche ihr Gotthold Ephraim später bereitete, schmerzlich, und sie scheint sich darüber ihr ganzes Leben lang nicht völlig zufrieden gegeben zu haben. Dabei aber war sie die sorgsamste Mutter und die liebevollste Gattin ihres Eheherrn, zu dem sie wie zu einem höheren Wesen aufblickte, und dem sie ein langes Leben hindurch die schwere Last aufopfernder Entsagung für die Erziehung der zahlreichen Kinder mit ausdauernder Hingebung tragen half. Was sie in dieser Hinsicht war, sagt ein einziges Wort Lessings, wenn er später von seiner eignen Gattin in einem Briefe an seine Schwester nichts Besseres zu rühmen weiß, als daß dieselbe in allen Stücken eben so herzlich gut und rechtschaffen sei, „als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben."

Diese Rechtschaffenheit und Güte des Herzens besaß freilich auch der Vater in hohem Grade. Aber er war zugleich nicht ohne eine gewisse leidenschaftliche Heftigkeit des Temperaments, die es seiner Ehefrau nicht immer leicht machen mochte, mit dem trefflichen Manne auszukommen, und die er auf seinen Sohn in gleichem Maaße wie jene anderen Eigenschaften vererbte. Lessing selbst hat uns davon eine Andeutung gegeben, deren Färbung in der That, wie Danzel bemerkt, ganz an die damalige Yorick'sche Manier erinnert. In einem tagebuchartigen Fragmente, das der Bezeichnung nach aus der Hamburgischen, in der That aber aus der letzten Wolfenbütteler Periode von Lessings Leben stammt, schildert er einen Ausbruch seiner „Irascibilität," wie er es nennt, das heißt seiner zornmüthigen Aufwallung, durch folgendes Selbstgespräch bei Gelegenheit einer ihm gebrachten sehr ärgerlichen Nachricht: „Nun wohlan, meine liebe Irascibilität! wo bist du? wo steckst du? du hast freies Feld! brich nur los, tummle dich brav! — — knirsch' nur die Zähne, schlage mich vor

die Stirne, beiß' mich in die Unterlippe! — Indem thue ich das Letztere wirklich, und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte, mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing, und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. Sowie, wenn ich ihn mir auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne gleich auf meiner Lippe sitzen. Gut, alter Knabe, gut! Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du es mir selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereiltest! Wie oft sagtest du zu mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut, denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens in dir gern gebessert haben."

Wir werden später sehen, daß Lessing, der das Glück hatte, seinen Vater bis in die reifen Mannesjahre zu behalten, mit demselben stets in der würdigsten Verbindung kindlicher Verehrung und wissenschaftlichen Antheils blieb. Und wie er als neunzehnjähriger Jüngling demselben in einer seiner frühesten Jugendarbeiten, in dem Schauspiele „der Freigeist" ein Denkmal mit der Figur des Geistlichen Theophan zu setzen versuchte, der durch seine sittliche Würde, seine ächt christliche, auf der Grundlage reinster Menschenliebe beruhende Frömmigkeit, seine Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung den Freigeist Adrast zum Glauben an diese Eigenschaften und an die Quelle, aus der sie fließen, bekehrt: so kann man sagen, daß auch bei der letzten und reifsten Frucht seines Geistes, bei seinem Nathan, ihm hier und da das Bild des Mannes vorschwebte, der bei all' seinem Glaubensdrange doch das Hauptkennzeichen wahrer Religion und Religiosität in die thätige Liebe setzte, welche sie für das Leben mit den Menschen in uns erwecken. Ein solcher Mann aber war sein Vater, der in seinen Schriften das Wesentliche vom Unwesent-

lichen geschieden und die religiösen Eiferer „an ihren Früchten, an den Früchten des Geistes, welche da sind Liebe, Freude, Geduld," erkannt wissen wollte, und der in seinem Leben diese Früchte wahrer Religion in reichem Maaße bewährte; der, wie sein jüngster Sohn Karl sich rührend ausdrückt, „mit fast unbegreiflicher Verläugnung alles Selbstgenusses, dessen selbst der dürftigste Handwerksmann theilhaft wird, sich für die Erziehung seiner Kinder aufopferte, alle Entbehrungen mit Heiterkeit, alle Noth mit Standhaftigkeit, alle Mühsal mit freudiger Gelassenheit ertrug, und trotz der eigenen Beschränktheit und Dürftigkeit nie einen Armen ohne eine Gabe von seiner Schwelle entließ."

Mit allen diesen Eigenschaften vererbte er auf seinen großen Sohn die lebensmuthige Stimmung eines gesunden, kräftigen Körpers, eine strenge Rechtschaffenheit und edle Geringachtung des Geldes und der materiellen Bequemlichkeiten die es gewährt, gegenüber der innern geistigen Befriedigung und Selbstgenügsamkeit, und den Widerwillen, ja den Haß gegen jede Frivolität in sittlichen und religiösen Dingen, welche damals von Frankreich aus nach Berlin und von dort in das übrige Deutschland den Weg zu finden begonnen hatte. Nicht minder vererbte er auf ihn den Sinn für strenge Wissenschaftlichkeit, die selbst das Kleinste nicht gering achtet, wo es historische Wahrheit gilt, ohne doch andererseits dessen Wichtigkeit und Bedeutung kleinmeisterlich zu übertreiben. Was der treffliche Pfarrherr in der Vorrede zur Geschichte seiner Vaterstadt in Bezug auf gewisse von ihm berichtigte Irrthümer seiner Vorgänger sagt, „daß die historische Wahrheit einem Auge gleiche, welches nicht das geringste Stäubchen leide," das könnte nach Inhalt und Form des Ausdrucks ebensowohl sein großer Sohn geschrieben haben. Und Lessingisch in Geist und Bildlichkeit des Ausdrucks ist es auch, wenn er hinzusetzt, daß die, welche durch Einzelforschungen große Gesammtwerke berichtigen, sich „darauf ebenso wenig etwas einbilden dürfen als die Zwerge, welche weiter sehen als Riesen, weil sie auf deren Schultern stehen."

Ueberhaupt erscheint der theologische alte Herr nach den uns von Danzel mitgetheilten Proben als ein deutscher Stylist, wie man ihn in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr selten finden dürfte. Namentlich ist er frei von jeder Sprachmengerei, was ihm bei seiner Kenntniß nicht nur der alten, sondern auch der beiden bedeutendsten lebenden Sprachen des Auslandes nur um so höher anzurechnen ist.

Von Lessings Geschwistern können nur zwei, die Schwester Justine und der zweitgeborne Bruder Theophilus als Jugendgespielen des Knaben im Vaterhause gelten, da die übrigen bedeutend jünger waren. Die Schwester war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie blieb unverheirathet im Vaterhause und starb als 76jährige Greisin im Jahre 1803. Ein Brief des vierzehnjährigen Bruders an sie, das früheste Dokument, das wir von Lessing besitzen, giebt von ihr eine so schlagende Charakteristik, daß ich mich nicht enthalten kann, denselben hierher zu setzen. Es ist ein Neujahrsbrief, den er von der Fürstenschule zu Meißen aus an die Schwester richtete, die ihm in den ganzen sechs Monaten seit seiner Entfernung aus dem Vaterhause noch nicht geschrieben hatte. „Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das Erste behaupten. Jedoch ich will auch das Andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammenstehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch: hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es vor eine Schande, etwas mehres zu lernen, allein wer weiß, welches die größte Schande ist? in seinem zwölften Jahre noch etwas

zu lernen, als in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja! und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünschet zu dieser Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonderes haben. Ich wünsche, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde! Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahr Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte. Lebe wohl! ich bin Dein treuer Bruder

G. E. Lessing."

Trotz des etwas pedantischen Anstrichs in diesem Briefe des vierzehnjährigen Sittenmeisters, ist in demselben doch die ganze geistige Ueberlegenheit des Bruders über die bedeutend ältere Schwester ebenso unverkennbar als die Charakteristik der beschränkten, kleinlichen, auf Geld frühzeitig erpichten, allen geistigen Interessen des Bruders gänzlich fremden, ja abholden Schwester vollkommen mit demjenigen übereinstimmt, was wir in Lessings späterem Leben von ihr zu berichten haben werden. Dennoch blieb ihr der Bruder, obschon er kein näheres Verhältniß des Geistes und Gemüthes zu ihr haben konnte, sein ganzes Leben lang brüderlich zugethan, wenn er gleich sich in späteren Jahren ihrer unaufhörlichen, meist herb und ungestüm geäußerten Ansprüche an seine Geldmittel vielfach zu erwehren hatte. Sein Bruder Theophilus, von dem wir nichts wissen, als daß er ein fertiger lateinischer Poet wurde, war gleichfalls nach Anlagen und Geistesrichtung durchaus von ihm verschieden. Er war ein beschränkter Kopf und philologischer Pedant, und Lessing durfte seinem Vater, der in der Zeit, wo er mit dem ältesten Sohne sehr unzufrieden war, demselben schrieb, daß er mit dem zweiten Sohne in Meißen sehr zufrieden sei, die bezeichnende Antwort erwidern: „wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es auch mit mir sein sollen."

Indessen, so wenig Verständniß auch Lessings Geistesart später

im Vaterhause fand, und so wenig Aehnlichkeit irgend eins seiner Geschwister mit ihm haben mochte, so war doch das Familienleben im Vaterhause von der Art, daß es in ihm den ächten auf thätiger Liebe begründeten Familiensinn entwickelte, dessen Wurzeln unverrückbar in dem wohlgepflegten Boden haften blieben, und den frühzeitig in die Welt hinaus und so vielfach in ihr umhergetriebenen Mann über alle geistig trennenden Klüfte hinweg stets mit Vaterhaus und Familie im engsten Zusammenhange erhielten.

Zweites Kapitel.

Die Schule.

Lessing war noch nicht dreizehn Jahre alt, als er im Jahre 1741 das Vaterhaus verließ, um die Schule seiner Vaterstadt mit der berühmten Fürstenschule in Meißen zu vertauschen.

Diese frühe Entfernung hing zusammen mit einer Spannung, die zwischen seinem Vater und seinem bisherigen Lehrer Heinitz, dem Rector der Kamenzer Stadtschule, eingetreten war, der bald darauf Kamenz gleichfalls verließ. Heinitz war ein junger, fähiger Schulmann von geweckterm Geist, aufgeklärter Denkart und mannigfaltigen, nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch schöngeistigen Interessen. Er stand mit dem damaligen jungen Deutschland der Leipziger in Verbindung, an dessen Spitze sich Gottsched der deutschen Schaubühne lebhaft annahm; ja, er war sogar im Jahre 1740 mit einem Programm aufgetreten, in welchem er das Thema behandelte „daß die Schaubühne eine Schule der Beredtsamkeit sei.“ Grund genug für den Vater Lessings sowie für die übrigen Vertreter des alten Deutschlands und der Orthodoxie in Kamenz, um darüber lebhaft die Köpfe zu schütteln. Aber es blieb nicht bei diesem Kopfschütteln der frommen Herren, sondern wir erfahren, daß der Magistrat,

an dessen Spitze wieder ein Verwandter Lessings als Bürgermeister stand, Rügen und Verwarnungen an den jungen Rector erließ, während der Pastor primarius Lessing sogar von der Kanzel herab den freigeistigen Lehrer der Jugend anstach. Die Sache endete mit einem kleinen Preßskandale, der ganz Kamenz in Aufregung versetzte und in seinen Folgen selbst Lessings späteren Lebensgang berührte. Ein unvorsichtiger und allzu eifriger Freund des angegriffenen Schulmannes, der einundzwanzigjährige Leipziger Student, Christlob Mylius, hatte nämlich den Abgang des ersteren von Kamenz in einem Gedichte gefeiert, das demselben zu seiner Entfernung aus der Stadt der Geschmacklosigkeit und der Unkultur Glück wünschte, und zugleich allerhand verdeckte Ausfälle gegen den Bürgermeister und den Pastor primarius von Kamenz enthielt. Der Kamenzer Magistrat nahm das natürlich übel auf. Der junge Satiriker ward, als er in den Ferien Kamenz besuchte, gefänglich eingezogen und trotzdem, daß er sich auf die poetische Lizenz berief und auf's Leugnen legte, zu Abbitte und Geldstrafe verurtheilt.[1]) Dieser Mylius, der später nach dem Titel einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift „der Freigeist" hieß, wird uns in Lessings Universitätsjahren in Leipzig und Berlin wieder begegnen.

Es ist nicht zu verwundern, daß der fromme Pastor primarius seinen Sohn baldmöglichst von einer Schule wegzunehmen strebte, deren Rector in seiner destructiven Tendenz sich sogar beikommen ließ, in einem öffentlichen Schulprogramme die Schaubühne als eine Schule der Beredtsamkeit zu preisen. Aber bedeutungsvoll muß es uns erscheinen, daß unter den Schülern dieses Kamenzer Freigeistes der spätere Begründer des deutschen Drama's als zwölfjähriger Knabe dies Programm las, das schon bei dem Zöglinge der Meißener Fürstenschule seine ersten Früchte tragen sollte.

[1]) Die näheren Umstände, sowie das inkriminirte Gedicht selbst findet man bei Danzel I. S. 17—19.

Der Vater hatte schon zu Ostern des Jahres 1741 den Sohn von der Kamenzer Schule fortgenommen, und ihn zu einem verwandten Geistlichen, einem Pastor Lindner zu Putzkau, gebracht, der, selbst ein ehemaliger Zögling der Meißener Fürstenschule, sich erboten hatte, den Knaben zur Aufnahme in dieselbe vorzubereiten. Diese Aufnahme erfolgte, nachdem es gelungen war, für den Zögling die erwünschte Freistelle zu erhalten, welche bis auf die Kleidung ihm gänzlich freien Unterhalt sicherte, am 21. Juni 1741: ein Tag, dessen Wiederkehr hundert Jahre später die Anstalt als einen Festtag feierlich begehen sollte.

Die Schule zu Sanct Afra in Meißen war eine von den drei berühmten sächsischen sogenannten Fürstenschulen, welche Kurfürst Moritz von Sachsen aus den Gütern aufgehobener Klöster gegründet hatte. Diese Lehr- und Erziehungsanstalten, in welchen eine größere Anzahl Schüler theils unentgeltlich als „Alumnen," theils für ein mäßiges Kostgeld unterhalten und unterrichtet wurden, bildeten damals, wie noch jetzt, die Sitze gründlicher Gelehrsamkeit und eines vorzugsweise auf die alten klassischen Sprachen gegründeten Unterrichts. Durch beides sollten sie der Absicht des Stifters entsprechen, der in diesen gelehrten Kadettenhäusern tüchtige Vertheidiger der Reformation und des evangelischen Glaubens herangebildet haben wollte. Eine gewisse Klösterlichkeit der Einrichtung, ein sorgfältig gegliedertes System der Beaufsichtigung und eine daraus hervorgehende strenge Zucht waren damit nothwendig gefordert. Aber strenge Zucht ist die Nährerin der Freiheit für Menschen, welche mit der Anlage zur Freiheit geboren sind, und es hat dem Freisten der Freien nichts geschadet, daß er seine Jugend in der klösterlich beschränkten Enge des Meißener Afranums verlebte. War doch diese Enge zugleich nach innen eine unendliche Erweiterung seines ganzen geistigen Horizonts. Seine Versetzung in diese Anstalt, in welcher mehr als hundert Jünglinge ohne Unterschied von Arm und Reich gleiche Wohnung und gleichen Unterricht, gleiche Kost und Behandlung genossen, die-

selben Freuden und Leiden, ja sogar dieselbe Tracht theilten, entrückte ihn der Kleinlichkeit und Beschränktheit seiner vaterländischen und häuslichen Verhältnisse, enthob ihn dem beginnenden Drucke der Nahrungssorgen im väterlichen Hause und weckte in ihm jenen republikanischen Zug zur Gleichheit, der durch sein ganzes Leben hindurchgeht. War schon seine Erziehung von Seiten des Vaters auf einen künftigen Gelehrten angelegt gewesen, so bot die neue Anstalt zur Fortsetzung solcher Bildung im Sinne des väterlichen Unterrichts die beste Gelegenheit, und Lessing versicherte später oft, daß er es dieser Schule verdanke, wenn ihm, wie er sich in seiner Bescheidenheit ausdrückte, „etwas Gründlichkeit und Gelehrsamkeit zu Theil geworden sei.“ Freilich stand diejenige Gelehrsamkeit, auf welche es in dieser fürstlichen Klosterschule abgesehen war, ausschließlich im Dienste der Religion und Theologie. Man wollte Gottesgelehrte und Geistliche bilden, und der eigentliche Zweck, zu welchem selbst die alten Sprachen getrieben wurden, war im Grunde doch nur ihre Benutzung zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift. Der alte Pastor primarius von Kamenz hatte seinen Sohn auf diese Schule gebracht, um einen künftigen Diener am Worte, einen Prediger oder allenfalls einen gelehrten Universitätstheologen aus ihm zu machen, und es scheint nicht, daß der Sohn in den ersten Jahren anderer Ansicht über seine Zukunft gewesen ist. Unter den Lehrgegenständen stand das Latein, dem wöchentlich nicht weniger als funfzehn Lehrstunden gewidmet waren, in erster Linie. Lateinische Stylübungen und lateinische Verskunst waren Hauptziele des Fleißes und Ehrgeizes der Schüler. Das Griechische war auf vier Lehrstunden beschränkt. Indessen waren doch auch die übrigen Unterrichtsgegenstände, die jetzt auf Gymnasien getrieben werden, keineswegs ganz vernachlässigt. Es wurden von den neueren Sprachen die französische, und von den Wissenschaften Geographie und Geschichte, Mathematik und Astronomie, sowie in den höheren Klassen Logik und Ethik in regelmäßigen Unterrichtsstunden gelehrt, und selbst für Unterricht im

Italienischen, in der Musik, im Zeichnen war durch außerordentliche Lehrstunden gesorgt. Indessen wird es mit diesen letzteren nicht viel auf sich gehabt haben. Denn einestheils wurde eifersüchtig von den Hauptlehrern darüber gewacht, daß die alten Sprachen durch solche Allotria keine Einbuße erlitten, und andererseits blieb für die letzteren schon deshalb wenig Zeit übrig, weil öffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung allein fünfundzwanzig wöchentliche Stunden hinnahmen. Der Unterricht in der deutschen Muttersprache und Literatur, sowie deutsche Stylübungen waren grundsätzlich von dem Lehrplane ausgeschlossen, oder wurden doch nur sehr nebenbei betrieben, ja eigentlich mehr nur geduldet als gefördert.

Dagegen hatten und haben zum Theil noch jetzt diese Fürstenschulen vor unsern modernen Gymnasien einen unschätzbaren Vorzug, dem sie den größten Theil ihrer Leistungen und Erfolge verdanken. Dieser Vorzug bestand in dem weiten Spielraume, den sie der individuellen Selbstthätigkeit, dem Privatfleiße gewährten, welche auf unsern Gymnasien durch die ungeheure Masse der öffentlichen Lehrstunden und der in ihrem Gefolge befindlichen Zwangsarbeiten zum größten Nachtheil für Lehrer und Lernende fast unmöglich gemacht werden. Die Lehrstunden waren nur dazu da, „um zu zeigen, wo und wie geistige Nahrung gesucht und aufgenommen werden müsse.“ Dieser Spielraum der Freiheit zum selbstständigen Studiren mußte einer Natur wie Lessing vorzugsweise zu Gute kommen, und er benutzte diese Freiheit in einer Weise, daß er noch viele Jahre später in der Erinnerung an seine im engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, wie er sich ausdrückt, mit aller Bequemlichkeit betriebenen freien Studien, jene Jahre die einzigen nannte, in denen er glücklich gelebt habe. An der Stille, in welcher sich das Talent bildet, fehlte es ohnehin nicht. „Man wußte und hörte,“ wie Karl Lessing bei der Schilderung von seines Bruders Aufenthalte auf der Meißener Klosterschule bemerkt, „von keinen Zerstreuungen und Abhaltungen,

die in mittleren und vornämlich großen Städten der Jugend so nachtheilig werden. Man bekümmerte sich weder um die Armseligkeiten der großen noch der kleinen Welt, redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachsen, sprach mehr lateinisch als französisch, betete sehr viel, frömmelte aber doch sehr wenig; und wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, studirte ohne zu beten." Auch für die Ausbildung und Richtung des Charakters war gesorgt in einer Gemeinschaft von hundert und zwanzig jungen Leuten, in deren unausgesetztem Verkehr derselbe ganz anders erprobt und gefördert wird, als in der Isolirung häuslicher Umgebung. Was Lessing betrifft, so treten schon hier zwei Eigenthümlichkeiten seines Wesens stark hervor. Eine noch aufbehaltene Censurbemerkung eines der adligen Inspectoren über ihn lautet: „ein guter Knabe, nur etwas moquant." Sie bezeichnet treffend Lessings Neigung und Anlage zu scharfer Beobachtung und witziger Hervorhebung der bemerkten Schwächen und Fehler, während ein anderes Geschichtchen, das sein Bruder mittheilt, seinen Freimuth und seine Wahrheitsliebe, wenn auch, wie es bei einem jungen Menschen in seinen damaligen Schülerverhältnissen nicht anders sein konnte, mit etwas Vorlautheit gepaart, aufzeigt. Als der junge Lessing bereits einer der obersten Schüler war und in seiner Eigenschaft als Aufseher über einen Theil seiner jüngeren Mitschüler einer Sonnabends-Conferenz der Lehrer beiwohnte, richtete der Rector an die Versammlung die Frage: warum die Schüler in dieser Woche, in welcher der Conrector Höre das Amt eines Oberaufsehers versehen hatte, so spät zum Gebete gekommen seien? Alles schwieg, nur Lessing nicht, der einem neben ihm stehenden Kameraden zuflüsterte: „das weiß ich." Der Rector, der diese Worte vernommen hatte, befahl ihm, laut zu sagen, was er wisse. Anfangs wollte er nicht, endlich aber auf wiederholtes Andringen platzte er heraus: „Der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denkt Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!" Der Rector, der schon bei seiner Frage ein wenig auf Lessings

herausfahrende Wahrheitsliebe gerechnet hatte, um seinem Herrn Kollegen eine kleine Lection zu bereiten, sah seinen Zweck erreicht. Denn der letztere, der die Sache nicht mit gutem Gewissen in Abrede stellen konnte noch wollte, brach nur in die erstaunten Worte aus: „Admirabler Lessing!“ Seitdem behielt Lessing bei seinen Mitschülern diesen Namen, und bei dem Conrector eine schwarze Nummer. Denn noch später, im Jahre 1751, als Lessing bereits in Berlin lebte, theilte ihm sein Vater einen Brief des Conrectors mit, in welchem derselbe seinen Groll gegen den ehemaligen Schüler nicht hatte unterdrücken können, und als Lessings zweiter Bruder dieselbe Anstalt bezog, empfing ihn der noch immer gereizte Schulmann mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder!“

Aber wichtiger, als diese kleinen Züge, die doch auch in einer Biographie nicht fehlen dürfen, ist die innere Entwickelung des Jünglings, die sich schon auf dieser Stufe seines Lebens als freie That eines zur Selbstständigkeit gebornen Geistes erweist.

Je weiter er nämlich heranreifte, um so weiter entfernte er sich innerlich von dem Geiste, in welchem auf der Fürstenschule die Lehrgegenstände, zumal das Studium des Alterthums, getrieben wurden. Der sechszehnjährige Jüngling befreite sich von jeder äußerlichen Zweckbeziehung des Lernens, indem er, was die Schule als Mittel und Vorbereitung zu theologischen Zwecken ansah, das Studium des Alterthums, für sich zum Selbstzweck erhob. Er wurde ein Philologe, aber nicht in dem Sinne seiner Lehrer, denen das Lateinschreiben als Hauptziel der klassischen Studien galt, und die in dieser Beziehung mit ihm weniger zufrieden waren, als mit den meisten seiner Mitschüler, sondern in einem weit höheren, in demjenigen Sinne, welcher das Eindringen in die Schriftwerke des Alterthums als Mittel zur Erkenntniß des in ihnen offenbarten Menschengeistes und Menschenthums unternimmt. So legte er früh den Grund zu jener großartigen Auffassung des Alterthums, die fast allen seinen

späteren Arbeiten auf diesem Gebiete weite menschliche und kulturhistorische Absichten und Zwecke verlieh. In dieser Beziehung finden wir bei dem Schüler der Meißener Fürstenschule bereits ein sicheres Bewußtsein über seine Lebensaufgabe, und eine ganze Richtung seiner späteren Thätigkeit ist hier früh im Keime vorgebildet. Schon auf der Schule, wo ihm die Vorliebe für einen seiner Lehrer ein wärmeres Interesse für die Mathematik einflößte, übersetzte er den Euklid und arbeitete an einer Geschichte der Mathematik bei den Alten. Er las für sich eine gute Anzahl alter Schriftsteller, die in den öffentlichen Lehrstunden nicht gelesen wurden; aber seine eigentliche Welt, wie er sich später ausdrückte[1]), waren Theophrast, Plautus und Terenz, Schriftsteller, deren Inhalt der Mensch und das Leben ist, und die der Jüngling, den es zum Leben und zu der Erkenntniß des Menschen hindrängte, in seiner Abgeschiedenheit von beiden um ihres Inhalts willen las. Und dieser Inhalt übte seinen befruchtenden Einfluß auf ihn nicht nur dadurch, daß er seine erste selbstschaffende Thätigkeit bestimmte, sondern auch dadurch, daß er die aus jener Lectüre gewonnene Einsicht in das Wesen des Menschen, alsbald auf sich selbst und sein Verhältniß zu andern anwandte und, wie er als Zwanzigjähriger an seine Mutter schrieb, aus seiner Lectüre der „Komödien" Selbstkenntniß lernte. Er las eben schon auf der Schule die Alten im Sinne des Lebens, und Hagedorn, der darin mit dem Horaz vorangegangen war, galt ihm eben deswegen, wie er im Jahre 1749 in einem Briefe an seinen Vater bekennt, mit seinen Oden und Liedern als der größte deutsche Dichter der damaligen Zeit[2]).

Den wichtigsten Einfluß in dieser Beziehung übte auf Lessing der mathematische Lehrer der Schule Johann Albert Klemm. Dieser Mann war ein schlechter Pädagog, denn ihm fehlte die in seiner Stellung als Lehrer einer zahlreichen Jugend gegenüber nothwendigste

[1]) Werke IV. S. 2. Lachmann.
[2]) Werke XII. S. 11.

Fähigkeit, sich bei seinen Untergebenen in Respect zu setzen; aber er war ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann, dessen geistiger Gesichtskreis weit hinausreichte über die Schranken der Schule und der in ihr die Herrschaft führenden engherzig geistlosen Stockphilologie. Als Mathematiker von den damaligen Größen seiner Wissenschaft nicht ungeachtet, war er zugleich unermüdlich, Schülern, die sich ihm näher anzuschließen Neigung fühlten, auf das Bereitwilligste seine Zeit und seine reichen Kenntnisse in fast allen Fächern des Wissens zu widmen. Lessing war einer dieser Schüler, die sich zu ihrem Vortheile dem in der Schulhierarchie der Anstalt zurückgesetzten Lehrer liebevoll anschlossen, und er empfing dafür die reichste Förderung durch den letzteren, der mit solchen Erwählten oft bis Mitternacht in seiner Studirstube saß, und ihre Ansichten über Wissen und Wissenschaft und über das Verhältniß von Mittel und Zweck in den Studien aufklärte.

Wenn der zwanzigjährige Student Lessing seinem Vater später aus Leipzig schrieb: „daß er schon in Meißen begriffen habe, wie man dort Vieles lernen müsse, was man in der Welt nicht brauchen könne," so dürfen wir die Erwerbung und Förderung solcher Einsicht des begabten Schülers wohl dem Manne zuschreiben, in dessen Umgang er, wie sein Bruder Karl sagt, einsehen lernte, „wie wenig Reelles er wisse und wie viel er noch zu lernen habe." Von ihm lernte er, daß alle Sprachstudien nur als Mittel zum Zwecke zu betrachten seien, und daß ein Gelehrter ohne Kenntniß der Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften nur eine unvollständige Bildung besitze, — lauter arge Ketzereien in einer Schule, deren Hauptzweck es war: firme Lateinschreiber und lateinische Poeten zu erziehen, und in welcher, wie Lessing sich später sarkastisch in Bezug auf den philologischen Hauptlehrer, den obengenannten Conrector Hörc, ausdrückte[1]), das Streben weniger dahin ging, „aus den Zög-

[1]) Werke XII. S. 19 und 20.

lingen vernünftige Menschen, als tüchtige Fürstenschüler, das heißt Leute zu machen, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind." Klemm war außer den alten Sprachen auch in den neueren, im Englischen, Französischen und Italienischen wohl bewandert, und was noch wichtiger war: durch ihn ward Lessing schon auf der Schule mit der deutschen Literatur bekannt gemacht. Er lernte Hagedorn und Gleim und die Halle'schen Dichter kennen, und die Lectüre Hallers regte ihn zu einem seiner frühesten poetischen Versuche, zu jenem auf eine Reihe von Gesängen angelegten Gedichte „über die Vielheit der Welten" an, dessen Stoff ihm ohne Zweifel durch Vermittelung seines Lehrers zugänglich geworden war. Er selbst äußerte sich sechs Jahre später ausführlicher über diesen Versuch in einem der Briefe seiner vermischten Schriften, in welchem er auch einige Bruchstücke dieses philosophischen Lehrgedichts mittheilt[1]). „Ich reimte," sagte er, „meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode: hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Abschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte." Aber das Gedicht blieb liegen als ihm bald darauf Fontenelle's Gespräche über denselben Gegenstand in die Hände fielen, und die geistreiche Behandlung des französischen Autors ihm über die Schwäche seiner Production die Augen öffnete. Dennoch mußte er noch sieben Jahre später zugeben, daß ihm „noch Manches ganz erträglich ausgedrückt erscheine," und ein Blick auf die mitgetheilten Bruchstücke bestätigt dieses so bescheidene Lob auch jetzt noch in vollem Maaße. Die Wendung, mit der der Eingang schloß:

Beherzter als Columb tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug: die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen!

ist gar nicht übel für den kaum siebzehnjährigen Dichter jener Zeit;

[1]) III. S. 298 – 301.

und die Bemerkungen über den „Eigennutz des Priesterthums“ das schon in frühester Zeit das Wissen wie den Gottesdienst in „dunkle Tempel“ bannte, sowie die Anspielung auf den französischen Leichtsinn, der so oft

Hochmüthig prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen —

sind sehr charakteristisch für den Lessing, der diese beiden Themata sein Leben lang nicht aus den Augen verloren hat.

Aber wichtiger als dies Alles ist der erste dramatische Versuch des Schülers Lessing, zu dem ihn in der Einsamkeit seiner Meißener Fürstenschule das Studium der römischen Dramatiker und des griechischen Charakterschilderers Theophrast anregte. Dieser erste Versuch ist das allerdings erst zwei Jahre später völlig ausgearbeitete und theilweise umgearbeitete Lustspiel „der junge Gelehrte“. Für uns hat dies Stück, wie alle ähnlichen dramatischen Erstlingsarbeiten Lessings, nur noch ein untergeordnetes literaturhistorisches Interesse, und von einem poetischen Werthe desselben kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Desto wichtiger ist es für die Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Mannes, weil es eine That der Selbstbefreiung aufzeigt, die der Jüngling mit demselben an sich vollzog, und weil es die Wahrheit dessen bezeugt, was er in dem Briefe an seine Mutter von der Wirkung und dem Einflusse seiner Lectüre der alten Dramatiker auf seine Selbstkenntniß aussagt. Lessing sagt von diesem Erstlingsversuche, dessen Entstehung in eine Zeit fiel, „wo er den Menschen nur aus Büchern kannte“: „ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten Waffen gegen dasselbe wandte?“ Und er selbst gehörte zu diesen Narren, auf deren Beobachtung ihn seine Lectüre der alten Dramatiker führte. „Ich lernte mich selbst kennen,“

schreibt er in dem mehrmals erwähnten Briefe an seine Mutter, „und seit der Zeit habe ich gewiß über Niemanden mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst.“ Der Befreier seiner Nation von der Tyrannei des Pedantismus erkannte als Jüngling, daß er selbst auf dem besten Wege sei, ein gründlicher Pedant zu werden. Noch jetzt sind davon der oben angeführte Brief an seine Schwester, und namentlich das predigtartig belehrende Sendschreiben des vierzehnjährigen Scholaren an seinen Vater, in welchem er den alten Herrn, der sich über die Verschlechterung der Zeiten zu beklagen pflegte, auf ächt Wagnerische Art zu beweisen versucht, daß im Grunde ein Jahr dem andern vollkommen gleich sei, sehr sprechende Belege. Um so wundervoller ist es, daß der Siebenzehnjährige sich gegen die eigene Thorheit wendet, und wie Danzel überzeugend auch im Einzelnen nachgewiesen hat, den ersten Waffengang seiner komischen Muse gegen den eignen gelehrten Pedantismus und dessen eitle Selbstüberhebung richtet, ja daß er in seinem jungen Gelehrten selbst jene schulfuchsig lehrhafte Epistel an den Vater verspottet[1]).

Wir werden auf das Stück selbst im nächsten Kapitel zurückkommen, wenn wir die Jugenddramen Lessings im Zusammenhange besprechen. Hier genügte es, die ethische Seite, die sittliche Wichtigkeit desselben für Lessings früheste Jugendentwickelung hervorzuheben, der von solchem Geiste erfüllt und zu solcher Freiheit der Anschauung seiner selbst gelangt, sich nothwendig früher als alle andern der Schule innerlich entwachsen fühlen mußte. Selbst seine Lehrer scheinen eine Ahnung davon gehabt zu haben. Der Rektor Grabener, bei dem sich der Vater um diese Zeit einmal nach seinem Sohne brieflich erkundigte, gab die ehrlich derbe Antwort: „er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“

---

[1]) Werke I. S. 219 verglichen mit XI. S. 2.

Der junge Lessing hatte bereits zu Anfang des Jahres 1746 als Siebzehnjähriger die erste Klasse erreicht, in welcher er den Gesetzen der Schule gemäß jetzt noch ein Jahr und drei Monate bleiben sollte. Wie er aber sein ganzes Leben hindurch es nie über sich gewinnen konnte, in einem Zustande zu verharren, den er ausgenutzt zu haben glaubte, so versuchte er auch jetzt wiederholt seinen Vater zu bewegen, durch eine Vorstellung bei dem Dresdener Oberkonsistorium eine ausnahmsweise Abgangsbewilligung für ihn zu erwirken. Diese Vorstellung wurde zuerst abschläglich beschieden, was für Lessing um so unangenehmer war, als selbst die Ruhe und Stille seines Meißener Lebens durch das Hereinbrechen furchtbarer Kriegsereignisse gestört worden war.

Am fünfzehnten Dezember des Jahres 1745 sah man von der Höhe des Hügels, auf welchem die Meißener Klosterschule sich erhebt, den Himmel von dem Wiederscheine brennender Dörfer geröthet, und vernahm den Geschützdonner der Schlacht von Kesselsdorf, in welcher der alte Dessauer die vereinigten Sachsen und Oesterreicher vernichtete. In Meißen selbst rasselten preußische Trommeln, wimmelte es von preußischen Reitern und Fußvolk, denn der kriegerische junge Preußenkönig selbst harrte hier voll peinlicher Ungewißheit der Entscheidungsnachricht, welche ihm erst spät in der Nacht ein von seinem siegreichen Feldherrn abgesendeter Offizier überbrachte.[1]) Es war wohl ein eigenthümliches Spiel des Schicksals, daß das erste Stück Leben, welches der siebzehnjährige Lessing sah, ein Stück Kriegs- und Soldatenleben sein mußte, das er später in seiner Minna schildern sollte, während er jetzt auf den Wunsch seines Vaters in einem poetischen Sendschreiben an den Oberstlieutenant von Carlowitz, — den Gönner, durch welchen er seine Meißener Freistelle erhalten, — die Tapferkeit der geschlagenen Sachsen feiern mußte.

Wie unangenehm ihm diese Aufgabe übrigens gewesen sein

[1]) Varnhagen, Biograph. Denkmale II. 359.

muß, geht aus dem Briefe an seinen Vater hervor, dem einzigen, welchen wir aus seiner Schulzeit besitzen. Der Vater hatte seine poetische Epistel belobt, aber eine Umarbeitung derselben verlangt. Der Sohn antwortete: „Das Lob, welches Sie mir wegen des poetischen Sendschreibens an den Herrn Oberstlieutenant von Carlowitz ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach dero Verlangen ein kürzeres, und wo es mir möglich, ein besseres zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen." — Aber auch das Uebrige des Briefes, in welchem der seinem Vater geistig bereits überlegene, und dennoch ihm kindlich gehorsame Sohn ein Bild seiner gegenwärtigen Zustände in dem von härtester Kriegsnoth geplagten Meißen entwirft, verdient wohl hier eine Stelle. „Sie bedauern mit Recht," schreibt er, „das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube, als der vorigen Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich Niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter betroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus, als unsere Schule. Sonst lebte Alles in ihr, jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Seltenes, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jetzo sieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach

empfinden müssen. Das Coenaculi[1]) ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tische wiederherzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag in einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren."

Man sieht, der gestrenge alte Herr ging in seinem pedantischen Festhalten an der hergebrachten Ordnung so weit, daß er anfangs lieber seinen Sohn der augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, als die ordnungsmäßige sechsjährige Schulzeit abkürzen wollte. Endlich aber hatte denn doch das hochwürdigste Dresdener Konsistorium ein Einsehen. Die wiederholt erbetene Abgangsbewilligung erfolgte endlich, und Lessing verließ am 30. Juni 1746 mit einer lateinischen Abschiedsrede: „über die Mathematik der alten Völker" die Anstalt, um die Universität Leipzig zu beziehen.

---

[1]) Der gemeinsame Speisesaal der 120 Schüler der Anstalt.

Drittes Kapitel.

Die Universität.

Nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterhause bezog der siebzehnjährige Jüngling im September 1746 die Universität Leipzig. Ein Stipendium und der Zuschuß desselben Verwandten, der ihn für die Aufnahme in die Meißener Fürstenschule vorbereitet hatte, halfen den Eltern die Kosten bestreiten, die bei ihren beschränkten Verhältnissen und der anwachsenden großen Kinderzahl immer noch drückend genug blieben. Seine Aufnahme als akademischer Bürger geschah an demselben Tage, an welchem zwanzig Jahre später ein anderer Jüngling, dem er durch seines Geistes Arbeit die Wege bereiten sollte, der Frankfurter Patriziersohn Wolfgang Goethe, als Leipziger Student immatrikulirt ward. Beide waren in demselben Alter, denn auch Goethe hatte erst das siebzehnte Jahr zurückgelegt, als er die Universität Leipzig bezog, und beide betraten dieselbe mit dem geheimen Vorsatze: gegen den Willen ihrer Väter ihre Studien statt einem einseitigen bürgerlichen Berufe, dem Ziele jener freien Bildung zuzuwenden, welche die damals in Deutschland neu erwachenden Bestrebungen für die Erkenntniß des klassischen Alterthums einer geistig angeregten, auf selbstständiges Schaffen und dichterische Thätigkeit gestellten Jugend allein zu versprechen schienen.

Aber neben solcher Aehnlichkeit der Lage beider Jünglinge, die für die sittliche und geistige Entwickelung ihrer Nation ganz neue Epochen begründen, und kaum geahnte Umwälzungen herbeiführen sollten, thut sich sofort eine noch größere Verschiedenheit kund. Die gründliche und systematische Vorbereitung, welche der Zögling der Meißener Fürstenschule in einer der berühmtesten Pflegestätten philologischer Studien genossen, und die Weite des wissenschaftlichen Horizontes, die er durch ungestörte eigne Studien unter Einwirkung seines

Mentors Klemm gewonnen hatte, überwog bedeutend die unzusammenhängende Vorbildung, mit welcher der ohne wissenschaftliche Schulzucht, in zerstreutem Privatunterricht und unstät umherschweifender Autodidaxie erwachsene, durch frühzeitige Theilnahme am Leben einer großen Reichsstadt vielfach zerstreute Frankfurter Patriziersohn das Vaterhaus verließ. Während daher der eine wie der andere auf der Universität ihre Studien sehr unregelmäßig betrieben, war doch die Folge der beiden eine wesentlich verschiedene. Lessing, so sehr er sich auch von dem gewöhnlichen Gange der Universitätsstudien des großen Haufens der Studirenden entfernen mochte, knüpfte doch im Wesentlichen in Leipzig unmittelbar an die bisher betriebenen Studien an, und erweiterte Tiefe und Umfang derselben zur festen Grundlage gediegenen Wissens, während bei Goethe eigentlich die Universitätszeit nach dieser Richtung hin fast als eine verlorene anzusehen war. Noch größer aber war die Verschiedenheit beider in Bezug auf ihr Verhältniß zum Leben, in das der junge vornehme Frankfurter Patrizier, dem seine Empfehlungen in Leipzig die besten Häuser öffneten, bereits ganz andere Einblicke und Erfahrungen gewonnen hatte, als der arme Predigerssohn von Kamenz, dem beim Austritte aus seiner fünfjährigen klösterlichen Einsamkeit Welt und Leben fast fremder waren, als das Innere des Mondes. Während jener gewissermaßen hypochondrisch blasirt durch allzufrühe Welterfahrungen bedenklichster Art, und hindurchgegangen durch allerlei innere und äußere Zerwürfnisse, die in ihm eine theils sentimentale, theils pietistisch gefärbte Lebensanschauung erzeugt hatten, in Leipzig sein Frankfurter Leben eigentlich nur wiederholte, sehen wir Lessing dagegen in die ihm bisher völlig fremde Welt und in das von ihm kaum aus Büchern geahnte Leben mit der ganzen ungebrochenen Frische einer Natur eintreten, die ihrer geistigen Kraft und ihrer Bestimmung sich bewußt, eben so befähigt, als gemuthet war, die neuen Eindrücke und Erfahrungen einer ihr bis dahin unbekannten Welt sich mit freudigem Eifer anzueignen. Weder im Vaterhause noch auf der Schule

hatte er bisher in einem Konflikte seines sittlichen Lebens gelebt. Daher war in ihm kein Zug sentimentaler Empfindung angeregt worden. Die Familie hatte ihm nur das bürgerliche Gepräge und die wohlthuende Empfindung gemüthlich sittlichen Zusammenhangs mit den Seinen als Mitgift verliehen, und der theologische Vater in ihm wohl ein gelehrtes theologisches Interesse, aber keinen Hang zu grübelndem Pietismus erweckt. Die Schule, die ihm die Grundlage philologischer Bildung und strenger Gründlichkeit gab, hatte in ihm zugleich die Richtung auf freies Selbststudium, und die Schätzung von Wissen und Gelehrsamkeit als Mittel zu höheren Zwecken geweckt, und die Abtrennung von Welt und Leben auf derselben hatte in ihm den Drang nur gesteigert, durch Kenntniß beider die über sie bisher nur aus Büchern gewonnene Einsicht zu berichtigen und zu vermehren. Gesund an Seele und Leib, eine unbeschriebene Tafel, nahm er die neuen Eindrücke in sich auf, und obschon von ihnen anfangs überwältigt, ging er um so eifriger daran, sich dieselben seinerseits zu unterwerfen, und das bereits auf der Schule begonnene Werk der eigenen Selbstbefreiung und Ausbildung zu freier Menschlichkeit fortzusetzen.

Als Lessing nach fünfjähriger Entfernung das Vaterhaus wieder sah, fand der Vater den Jüngling bereits zu einer geistigen Selbstständigkeit herangereift, welche eine direkte Bestimmung über das auf der Universität zu erwählende Berufsstudium nicht wohl möglich machte. Wenn sich indessen die Eltern der Hoffnung getrösten mochten, daß der Sohn doch wohl ihren Wünschen folgend sich der Theologie widmen werde, so war die Universität Leipzig freilich am wenigsten dazu geeignet, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Dort war unter den Theologen damals kein einziger Mann von Bedeutung, der im Stande gewesen wäre, den Jüngling für die Theologie zu gewinnen und sein Interesse von denjenigen Studien abzuziehen, die schon auf der Schule ihn überwiegend in Anspruch genommen hatten. Wohl aber besaßen grade diese Studien hier zwei Vertreter, welche noch jetzt

in der Entwickelungsgeschichte der Philologie und Alterthumswissenschaft als bahnbrechend dastehen. Diese Männer waren Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ, die Begründer der Neugestaltung der philologischen Studien in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurden die Lehrer und Anreger Lessings, wie sie ein Jahr nach seinem Abgange die Lehrer und Anreger Heyne's wurden, der ihr Werk in Göttingen fortsetzen und im Bunde mit Winckelmann und Lessing selbst das Interesse, ja die Begeisterung für die philologischen Studien und die Literatur und Kunst der alten Welt zu einer solchen Höhe erheben sollte, daß sich die aufstrebenden Geister unter der deutschen Jugend mit Enthusiasmus dieser gleichsam zum zweitenmal entdeckten Quelle der Bildung zuwandten, und selbst ein Jüngling wie Goethe es als das Ziel seiner Wünsche ansah, Heyne's Schüler und dereinst wo möglich Nachfolger in seiner Wissenschaft zu werden.

Beide Männer, Ernesti und Christ, standen, als Lessing die Universität bezog, in der Blüthe ihres Alters und ihrer Kraft. Um so größer war daher die Wirkung, die sie auf ihn ausübten. Ernesti hatte kurz zuvor in einem eigenen Handbuche die Grundlinien einer selbstständigen zusammenhängenden Bildung, welche an keines der damaligen drei Fachstudien anknüpfte, aufgestellt, und diese Bildung umfaßte eben alle diejenigen Interessen, denen sich Lessing schon als Schüler zugewendet hatte. Umsomehr mußte ihm die Auffassung der philologischen Studien in jenem Sinne freier menschlicher Bildung zusagen, in welchem dieselben als Erkenntnißmittel der Resultate bezeichnet wurden, welche die begabtesten Völker des Alterthums in Philosophie und Literatur, in Leben und Sitte, Staat, Kunst und Wissenschaft erreicht hatten. Zugleich wurden diese Studien hingestellt als Förderungsmittel des Geschmacks und der ästhetischen Kultur und nicht minder der eigenen Produktion. Eine solche Auffassung aber war es, von welcher Ernesti ausging, der zum erstenmale allen denjenigen philologischen Pedanten, welche ihr Hauptziel darin setzten

ein gutes Latein zu schreiben und zu sprechen, zu ihrem Schrecken den Satz entgegenstellte: ein lebendiges Eindringen in Geist und Sinn der alten Literaturwerke stehe ungleich höher als der beste lateinische Styl. Ernesti war es, der in Lessing das Gefühl für die Schönheit der alten Dichter ausbilden half, und die formale Seite der Philologie bei ihm zur Geltung brachte. Aber noch ungleich wichtiger für den jungen Studenten ward der zweite der genannten beiden Männer, weil er in demselben ein Interesse anregte, dem wir die schönsten Früchte von Lessings philologischer Thätigkeit verdanken, die wie sein Laokoon bis auf den heutigen Tag noch der gesammten Bildung der Nation immer neu zu Gute kommen.

Während nämlich bei Ernesti die formale Seite überwiegend blieb, und die sachliche Erkenntniß des Alterthums für ihn nur so weit Interesse hatte, als sie zur Erklärung der alten Schriftsteller und Dichter sich nützlich erweist, tritt uns in Christ der Vorläufer Winckelmanns, der Begründer der Kunstarchäologie entgegen. In ihm fand Lessing in Leipzig den einzigen Mann, dessen Richtung und Bildung allen seinen Neigungen entgegenkam. Christ war in Deutschland der erste Gelehrte, der die Denkmäler der antiken Kunst mit dem Auge des kunstgeschichtlichen Forschers betrachtete und betrachten lehrte, und er war zugleich der erste, der solche Gegenstände auch in deutscher Sprache zu behandeln unternahm. Er verband mit dem ausgebreiteten Wissen und der Belesenheit eines Polyhistors die Kultur feiner Weltbildung, die er, selbst einer seit zwei Jahrhunderten in Franken ansässigen sehr angesehenen Beamtenfamilie entsprossen, im Umgange mit Vornehmen und auf bedeutenden Reisen erworben hatte. Er hatte Deutschland und die Niederlande, Frankreich und einen Theil von Italien bereist, und neben den Werken der alten, fast noch mehr die Leistungen der neueren Kunst zu seinem Studium gemacht. Sein Studium des Alterthums trieb er im steten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedürfnissen der modernen Zeit, und wußte die bildende wie die dichtende Kunst der letzteren mit denen

der alten Welt vergleichend in Beziehung zu setzen. Er war selbst ein fertiger Zeichner und Kupferstecher, der das Technische mehrerer Künste beherrschte und sich sogar auf den Edelsteinschnitt verstand, und besaß sogar eine Kupferstich- und Kunstsammlung, in welcher es auch an Münzen, Gemmen, Vasen und Antiquitäten aller Art nicht fehlte, und die sein beträchtliches Vermögen ihm fortwährend zu vermehren erlaubte. Daneben war er ein Mann von freier Geistesbildung und feinem historischen Blicke, der den Republikanismus Machiavells und seines Principe in einer eigenen Schrift geistreich und scharfsinnig vertheidigte, und der in seinem Streben nach Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben sich mit bewußter Vorliebe an einen Thomasius anschloß. Einem solchen Geiste konnte die deutsche Poesie der damaligen Zeit freilich so wenig wie dem großen Friedrich zusagen, und er verachtete sie in ihrem Gottschedischen Hochmuthe gründlich. Aber er liebte und bewunderte die altdeutsche Sprache und Literatur, aus der Luther seine Kern- und Kraftsprache genommen, und ließ sich dessen Kirchenlieder nicht durch die Gottschedianer verwässern.

Als Lessing sein Schüler wurde, stand Christ im vierundvierzigsten Jahre, auf der Höhe seines Rufs als Lehrer. Wie er es gewesen war, der zuerst die Archäologie und namentlich die alte Kunst in den Kreis der Universitätsvorlesungen eingeführt hatte, so sollte ihm auch der Ruhm werden, die drei Hauptvertreter dieser Studien, Winckelmann, Heyne und Lessing, durch seine Schriften und Vorträge in das Gebiet der alten Kunst einzuführen. Auf Lessing übte er aber den direktesten Einfluß. Selbst die späteren Lessingschen „Rettungen“ hatten in ähnlichen Skizzen Christ's über Hutten, Machiavelli und Cornelius Agrippa ihre Vorgänger. Christ's Vorliebe für detaillirte Behandlung einzelner Gegenstände, seine Abneigung gegen das eigentliche Bücherschreiben, seine Freiheitsliebe, die ihn trotz seiner vornehmen aristokratischen und Hofverbindungen zu einem warmen Vertreter der Rede- und Preßfreiheit machte, die Viel-

seitigkeit seiner Bildung, deren Eleganz sich selbst auf seine äußere Erscheinung in Kleidung und Haltung erstreckte[1]), — das alles sind Züge, die wir fast durchweg bei Lessing wiederfinden. Wenn wir nun dies Bild durch den Zusatz vervollständigen, daß Christ ein Mann von schlagender Kraft des Ausdrucks und scharfer Polemik war, zu kühnen Behauptungen und Paradoxien eben so geneigt, als befähigt dieselben durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit zu vertheidigen, und daß er von diesen Eigenschaften gerade zu der Zeit, wo Lessing sein Schüler war, durch seine Schrift über die Fabeln des Phädrus, die er als ein untergeschobenes Machwerk des funfzehnten Jahrhunderts darzustellen suchte, einen Beleg lieferte, der damals die ganze philologische Welt in Bewegung setzte, — so werden wir begreifen, welchen Einfluß ein solcher Mann auf den jungen Lessing üben mußte, der ihm nach allen jenen Richtungen hin verwandte Anlagen und Neigungen entgegenbrachte. In der That knüpfte Lessing auch sein erstes philologisches Auftreten mit seinen Schriften über Horaz und Plautus gerade an diejenigen Schriftsteller an, über welche er Christ's Vorlesungen gehört hatte, und wohl ist es ein wunderbares Spiel des Zufalls zu nennen, daß die letzte durch Lessings Tod unterbrochene Schrift mit dem Namen seines Lehrers abbricht.

Wie durch Ernesti und Christ die philologische Seite der Bildung, welche Lessing auf die Universität mitbrachte, gefördert ward, so erhielten die Anregungen, welche er durch seinen Meißener Lehrer Klemm empfangen hatte, ihre Fortsetzung durch das persönliche Verhältniß, welches er mit einem andern Leipziger Professor, dem damals noch jugendlichen Mathematiker und Philosophen Abraham Gotthelf Kästner anknüpfte. Kästner, nur zehn Jahr älter als Lessing, war ein Mann von vielseitiger Bildung, nicht ohne sprachliche Kenntnisse und poetische Begabung, ein witziger Kopf, ein geistreicher Epigrammen-

[1]) Eine treffliche Skizze Christ's giebt Justi: Winckelmann I., S. 374—381.

dichter und anregender Gesellschafter. Seine philosophischen Disputirübungen, die Lessing regelmäßig besuchte, vereinten die besten Köpfe unter der damaligen studirenden Jugend von Leipzig zu einer Gemeinschaft, die sich auch über die Stunden des Collegs hinaus fortsetzte. Die meisten Mitglieder dieses jugendlichen Kreises, wie Mylius, Zachariae, J. A. Schlegel u. a. waren bereits als Schriftsteller und Dichter aufgetreten, und ihr Beispiel wie ihre Anregung blieben nicht ohne Wirkung auf Lessing, der von seiner Fürstenschule gleichfalls so manches Manuscript mitgebracht hatte. Die größte Wirkung auf ihn übte indessen Leipzig selbst und das neue Leben, welches ihn hier auf allen Seiten umgab.

Aus der klösterlichen Abgeschiedenheit der Fürstenschule sah er sich plötzlich in eine Stadt versetzt, wo man, wie er sich zwei Jahre später in dem berühmten Selbstgeständnißbriefe an seine Mutter ausdrückte, „die ganze Welt im Kleinen sehen konnte.“ Dies Leipzig von 1746 war in der That schon damals ein klein Paris, das seine Leute bildete. Die Stellung des Orts als Sitz des gesammten deutschen Buchhandels, wodurch den dort lebenden Literaten alle neuesten Erscheinungen der Literatur zuerst und am leichtesten vermittelt wurden; seine Bedeutung als große Handelsstadt, deren Messen damals für den großen Weltverkehr unendlich wichtiger waren, als sie es in unsern Zeiten sind; die Mischung endlich von aristokratischer Vornehmheit und Weltgewandtheit mit einer gewissen breiten Behaglichkeit bürgerlich respectabler Zustände und materiellen Reichthums, die das äußere Leben charakterisirte — dies alles erschien verbunden mit dem Glanze einer Universität, die damals unter allen deutschen Universitäten um so mehr den Vorrang behauptete, als auf derselben die neuerwachten Humanitätsstudien ihre beiden ausgezeichnetsten Vertreter besaßen. Hier war zugleich Gellert soeben an die Spitze einer jungen Dichterschule getreten, und ein Mann wie Gottsched hatte durch seine ausgebreitete literarische Betriebsamkeit, unterstützt durch zahlreiche Anhänger in ganz Deutschland und durch den vorwiegenden

Einfluß der Leipziger Journalistik, einen Mittelpunkt aller derjenigen literarischen und ästhetischen Interessen gegründet, die damals vorzugsweise die deutsche Welt zu bewegen begonnen hatten.

In der That war der erste Eindruck, den der junge Fürstenschüler von Leipzig empfing, überwältigender Art. Er selbst bekennt, daß er in den ersten Monaten von demselben gleichsam betäubt wurde. „Ich lebte, schreibt er, die ersten Monate so eingezogen als ich in Meißen nicht gelebt hatte.“ Es währte eine Weile, ehe er sich von seinen Büchern fort in die neue Welt und unter die Menschen wagte. Und das Erste, worüber ihm „die Augen aufgingen,“ war — Er selbst. Auf seiner Fürstenschule, wo alle Schüler gleich lebten, hatte er keine Unterschiede irgend welcher Art gekannt. Hier sah er, wie die Weltgewandtheit junger vornehmer und reicher Aristokraten ihnen in der Gesellschaft einen Vorrang gab, den zu ertragen er nicht über sich vermochte. Er verglich sich mit andern und sah, daß er leiblich und geistig ein Pedant sei, der, um sich in dem neuen Elemente zu bewegen und dessen wohlthätige Wirkungen sich aneignen zu können, erst in demselben schwimmen lernen müsse. „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen.“ Der zwanzigjährige Jüngling, der dies inhaltschwere Geständniß zwei Jahre später an seine Mutter schrieb, bei der er freilich vergebens auf ein Verständniß rechnete, das sie nicht haben konnte, erzählt uns weiter was er that, um dem erkannten Mangel abzuhelfen und sich zu einem Menschen zu machen. Ich setze die Stelle her, weil bei dem Verluste aller Briefe aus Lessings Universitätszeit dieser Brief das einzige Zeugniß bildet, das wir von ihm über sich selbst aus dieser Periode besitzen. „Ich wagte mich, fährt er fort, von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr! Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus denen jeder seine Ver-

achtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen."

Also „leben lernen" wollte der Jüngling, der bisher das Leben nur aus Büchern kennen gelernt hatte. Und wie ihm dazu auf der Schule die dramatischen Dichtungen der Alten gedient hatten, so fand er sich hier in Leipzig der lebendigen Bühne selbst gegenüber, und zwar der besten, welche das damalige Deutschland besaß. Es fügte sich glücklich, daß das letzte Aufleuchten der Wirksamkeit jener bedeutenden Frau, der Deutschland die Erneuerung seines Theaters verdankt, grade in die beiden Jahre fiel, welche Lessing in Leipzig zubrachte. Friederike Neuber hatte wenige Jahre zuvor wieder eine Gesellschaft gegründet und den letzten Versuch gemacht, in Leipzig noch einmal festen Fuß zu gewinnen. Der Versuch mißlang, aber nicht ohne ihr wenigstens den Ruhm zu gewähren, ihren Namen an den bedeutendsten Entwickelungsmoment ihrer Kunst dauernd zu knüpfen. Denn es ward ihr vergönnt, den Jüngling in das theatralische Leben einzuführen, der bestimmt war, die deutsche Literatur und die deutsche Bühne in ihrer Eigenheit zu begründen[1]).

In einer Zeit, wie die unsrige, wo die Jugend fast schon in den Kinderjahren durch den Besuch des Theaters gegen den größten

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst Th. II, S. 57.

aller künstlerischen Genüsse vorzeitig abgestumpft zu werden pflegt, kann man sich nur schwer einen Begriff von dem Eindruck machen, den der erste Anblick einer theatralischen Darstellung auf den achtzehnjährigen Jüngling ausüben mußte, dessen Welt bisher Terenz und Plautus gewesen waren. Auf Lessing wirkte dieser Eindruck entscheidend für sein ganzes Leben. Mit seinem Freunde Weisse, der diese Theaterleidenschaft theilte, wandte er den letzten Groschen an den Besuch des Theaters, und beide „aßen lieber trockenes Brod, ehe sie es versäumt hätten." Beide übersetzten gemeinsam einige französische Stücke von Marivaux und Regnard für die Leipziger Bühne bloß um sich einige Freibillete zu verschaffen. Es gelang ihm später durch Vermittelung seines Freundes Mylius, der für die Bühne der Neuber bereits mehrere Stücke geschrieben hatte, freien Eintritt zum Theater zu erhalten. Hier lernte er nicht nur, wie er sich später ausdrückt[1]), „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und durch bloße Lectüre nimmermehr lernen kann," sondern er gewann auch sehr bald die Ueberzeugung, daß er selbst gar wohl die Fähigkeit besitze, es den Dichtern gleich zu thun, deren Stücke er mit so vielem Beifall aufführen sah. Er hatte zugleich die Neuber selbst kennen gelernt, und diese Frau, die damals bereits im Anfange der Fünfzig stand, war trotz ihres vorgerückten Alters noch eine Schauspielerin, von der Lessing später in seiner Dramaturgie sagen mochte, daß Deutschland seitdem ihres Gleichen nicht wieder gesehen. Sie war aber auch zugleich, wie Lessing ihr nachrühmt, „eine Frau von männlichen Einsichten und einer vollkommenen Kenntniß ihrer Kunst"[2]), und daß sie den schnellen und scharfen Blick für das dramatische Talent besaß, sollte ihr Verhalten gegen den jugendlichen Lessing selbst beweisen. Er hatte eines Tages sich über ein neu aufgeführtes und mit Beifall aufgenommenes

[1]) Werke IV, 5.
[2]) Werke IV, 454.

Originalstück aus der Gottsched'schen Schule im Kreise seiner Freunde sehr ungünstig ausgesprochen. Diese bemerkten ihm: „Tadeln sei freilich leichter, als Bessermachen." Mehr bedurfte es für Lessing nicht. Er nahm auf der Stelle den Entwurf zu seinem Lustspiele „der junge Gelehrte" wieder vor, und machte sich daran, das Stück bühnenmäßig auszuarbeiten. Ein zufälliger Umstand begünstigte ihn dabei. Ein junger Gelehrter in Leipzig hatte sich vermessen an die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung einzusenden, mit der er sich um einen von ihr ausgesetzten Preis bewarb. In seinem Hochmuthe hatte er dies nicht nur seinen Freunden mitgetheilt, sondern auch gegen dieselben eine feste Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens ausgesprochen, als in demselben Augenblicke die niederschlagende Botschaft anlangte, daß seine Abhandlung als die schlechteste erklärt worden sei. Diesen Vorfall benutzte Lessing für die Katastrophe seines Stücks, das er in der neuen Gestalt seinem Gönner Kästner mittheilte, und auf dessen Ermunterung der Neuber zur Beurtheilung vorlegte. „Aber anstatt des Urtheils," erzählt Lessing, „erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten" [1]). Freilich wurde das Stück zwei Jahre später in den Ruin der Neuber und ihrer Bühne mit verwickelt und verschwand dadurch von dem Theater, auf dem es sich sonst, wie Lessing selbst meint, gewiß würde erhalten haben. Für den jungen Dichter aber ward jener erste Erfolg, begleitet von der begeisterten Anerkennung einer Frau, die er mit Recht als die erste Autorität in ihrer Kunst verehrte, von außerordentlicher Bedeutung.

Das Theater ward jetzt in Leipzig mehr und mehr seine Welt.

---

[1]) Werke IV, 3.

Er selbst gesteht, daß seine Lust an demselben damals so groß war, daß sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte[1]). Je mehr er zu fühlen glaubte, daß er zum dramatischen Dichter geboren sei, und je mehr er den Nutzen, ja die Nothwendigkeit der Wechselwirkung zwischen Drama und Bühne erkannte, um so enger schloß er sich dem Theater und den Schauspielern an, unter denen Koch, Heydrichs, Bruck, sowie die Schauspielerinnen Lorenz und Kleinfelder zu den bedeutendsten gehörten[2]). Es gab Stunden, wo er sogar daran dachte, selbst als Schauspieler aufzutreten. Er trieb mit Eifer die dazu nöthigen Vorübungen, und der Schauspieler Brückner, der in Berlin wenige Jahre später seinen Umgang genoß, pflegte oft zu erzählen, daß er von Lessing nicht nur die beste Anleitung zur Auffassung schwieriger Rollen, sondern selbst Belehrung in richtiger Deklamation und Gestikulation erhalten habe. Wie hoch Lessing schon als Jüngling den selbstständigen Werth der Schauspielkunst anschlug, und die richtige Besetzung einer Rolle in die praktische Berechnung des Erfolges zog, beweist der Umstand, daß er in Leipzig ein bereits entworfenes Trauerspiel aufgab, weil der Schauspieler Koch, dem er die Hauptrolle zugedacht hatte, sich anschickte, nach Wien zu gehen[3]). Auch das Herz des achtzehnjährigen Jünglings ward in seine Leidenschaft zur Bühne hineingezogen, und wir werden später sehen, daß die Liebenswürdigkeit der jungen Schauspielerin Lorenz nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben war.

Zu Lessings vertrautesten Freunden in Leipzig zählte sein Landsmann, der bereits mehrfach erwähnte Christlieb Mylius, der begabteste und bedeutendste unter den damaligen jungen Leipziger Literaten. Er war sieben Jahre älter als Lessing und gehörte zu dem Kästnerschen Kreise, in welchen er seinen jüngeren Freund einführte. Lessing selbst hat uns den kurzen Lebenslauf dieses „unglücklichen

[1]) Werke IV, 5.
[2]) Werke III, 21.
[3]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 123.

deutschen Genies," wie er ihn nennt, in der Vorrede geschildert, mit welcher er sechs Jahre später die Schriften des auf einer Reise in London verstorbenen Jugendgenossen begleitete. „Geboren in einem Dorfe, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte, von Aeltern, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könnte, kam er auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam nach Leipzig, auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne (Gottsched) in die Hände, der durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutzen zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte widmen können. Er verließ endlich (1748) die Akademie und begab sich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie Denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, aber er reis'te auf fremder Leute Guade, und was folgt auf fremder Leute Guade? Er starb." Zu diesem kurzen Lebenslauf, „bei dem das Ende nicht das unglücklichste war," fügt Lessing hinzu: dennoch habe Mylius in denselben mehr geleistet, als tausend andere unter seinen Umständen würden geleistet haben. Und grade dies war es, was Lessing zu dem Manne hinzog, der nicht ganz mit Unrecht als ein liederliches Genie verrufen, doch in vieler Hinsicht besser war, als

sein Ruf. Die Frommgläubigen nahmen Anstoß an dem „Freigeiste," der es sich beikommen ließ, alttestamentliche Wunder natürlich erklären zu wollen; das zierliche Leipzig nahm gerechten Anstoß an dem Cynismus seiner äußeren Erscheinung, wenn er in niedergetretenen Schuhen, mit zerrissenen Strümpfen und durchlöcherten Kleidern durch die Straßen ging, und an der Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise, welche durch Armuth und Leichtsinn sich zu solcher Höhe steigerte, daß er zuweilen im wörtlichen Sinne nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, sondern oft Monate lang bei jüngeren Studenten auf deren Stuben als belästigender Gast herumlag. Lessing, in dessen Wesen von jeher übersehende Duldsamkeit gegen dergleichen Dinge, wenn sie durch anderweitige bedeutende Eigenschaften aufgewogen wurden, einen Grundzug bildete, schloß sich dem begabten Manne an, dessen Fehler ihm nicht schadeten, während seine vielseitigen Kenntnisse und seine Produktionslust ihn förderten. Er schloß sich den populären Zeitschriften an, welche Mylius damals, angeregt von dem Beispiele der Engländer, zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse herausgab, und lieferte poetische Beiträge für dieselben, in denen er die Anakreontische Poesie zu heiterer Parodirung der von Mylius selbst in Person behandelten naturwissenschaftlichen Fragen anwendete. Er nahm Theil an Mylius' dramatischen Arbeiten für die Leipziger Bühne, aber auch an seinen naturwissenschaftlichen und namentlich astronomischen Studien und Interessen; und wenn er in dem Kreise, dem Mylius angehörte, auch hier und da ein Stück wildes Jugendleben mitmachte, so blieb er doch nach Mylius eigenem Zeugnisse aller wüsten Rohheit und Ausschweifung ebenso fern, als er der Trägheit fern blieb, deren Lob der rastlos und nach so verschiedenen Richtungen thätige Jüngling in Mylius Zeitschriften besang.

Dennoch war es natürlich, daß die Nachrichten, welche mit der Zeit über seinen Leipziger Lebenswandel nach Kamenz gelangten, keineswegs geeignet waren, den Eltern die Beruhigung zu gewähren,

daß ihr Sohn das Leben eines ordnungsmäßigen Studiosus führe. Sein Umgang mit dem in Kamenz so verrufenen Freigeist Mylius, sein Verkehr mit Schauspielern und Schauspielerinnen, sein Auftreten mit Gedichten, die — schrecklich für den Sohn eines würdigen Geistlichen — Wein und schöne Mädchen feierten, das Alles ward noch gesteigert durch die Nachricht, daß er nicht nur selbst Komödien schreibe, sondern sogar im Begriff stehe, sich mit einer solchen öffentlich auf der Bühne zu zeigen. Das Schauspielwesen war damals allen frommen Seelen ein wahrhafter Gräuel, und selbst in dem Staate des Königs der Aufklärung predigten die Geistlichen von den Kanzeln gegen den von dem Könige selbst gleich bei seiner Thronbesteigung privilegirten ersten preußischen Theaterunternehmer Peter Hülferding, und versagten seinen Schauspielern ein christliches Begräbniß[1]). Dies muß man bedenken, um dem Vater Lessings gerecht zu werden, der sofort einen furchtbaren Strafbrief an den ungerathenen Sohn erließ über die Vernachlässigung seines Universitätszwecks, und „über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern," mit beigefügter Drohung, daß der Kamenzer Magistrat, wenn er diese Dinge erfahre, ihm sein Stipendium entziehen werde, welches allerdings eigentlich nur „für Beflissene der Gottesgelahrtheit" bestimmt war. Dieser Brief brachte freilich bei dem Sohne keineswegs die Wirkung hervor, welche der besorgte Vater sich davon versprochen haben mochte. In den nächsten Tagen stand die Aufführung des „jungen Gelehrten" bevor, und der in allen seinen Interessen und Neigungen angegriffene und verletzte Jüngling hatte in der ersten Zornesaufwallung nicht übel Lust, als Antwort auf des Vaters Brief seinen vollen Namen als Autor auf den Zettel drucken zu lassen, und diesen Zettel an alle Rathsherren von Kamenz zu senden. Mehr noch als die Bitten seines Freundes Weisse, brachte ihn jedoch sein eigenes gutes Herz von diesem Vorhaben zurück. Lessing war

[1]) Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen III, 367 -388.

ein zu liebevoller Sohn, um seinen Eltern eine solche Kränkung zu bereiten. Aber seinen „jungen Gelehrten“ ließ er nichtsdestoweniger aufführen, und der Beifall, den er mit demselben einerntete, hätte den Kummer ersetzt, den ihm die Unzufriedenheit seines Vaters verursachte, wenn nicht ein zufälliger Umstand dem Fasse den Boden ausgeschlagen und die Eltern zu einem entscheidenden Schritte veranlaßt hätte. Die Mutter hatte es trotz ihres Kummers über den ungerathenen Sohn doch nicht unterlassen mögen, demselben durch einen nach Leipzig reisenden Befreundeten den herkömmlichen Weihnachtskuchen zu senden. Diese Festgabe kam gerade rechtzeitig an, um nebst einigen Flaschen Wein den Erfolg des „jungen Gelehrten“ durch einen kleinen Schmaus feiern zu helfen; und so mußte denn die Mutter durch jenen Befreundeten, der durch einen Zufall Zeuge dieses Vergehens geworden war, zu ihrem Entsetzen erfahren, daß der Sohn die Gabe ihrer mütterlichen Liebe mit dem verrufenen Freigeiste Mylius und mit Komödianten verzehrt habe.

So tief gesunken hatte man denn doch im Hause des Pastor primarius zu Kamenz den ältesten Sohn nicht gehalten! Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren Gotthold zeitlich und ewig verloren. Aber auch der Vater sah ihn am Rande des Verderbens, aus welchem ihn zu reißen selbst eine Nothlüge dem sonst so gewissenhaften Manne erlaubt schien. Er schrieb dem halb verloren gegebenen Jünglinge nur die Worte: „Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todtkrank, und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ Lessing ahnte zwar den wahren Zusammenhang, aber er war ein zu zärtlicher Sohn, um nicht der erhaltenen Weisung sofort Folge zu leisten. Er machte sich, erzählt sein Bruder, dessen Schilderung uns hier in der That ein anmuthiges Familienbild im niederländischen Styl giebt, wie er ging und stand, ohne die nöthige Winterkleidung, auf den Weg. Unmittelbar nach der Entsendung des Abberufungsbriefes fällt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; sie wünscht, so sehr

sie seine Zurückberufung betrieben, daß er diesmal nicht gehorchen möge. Denn nun fällt ihr sein gutes, weiches Herz, sein Gehorsam und die Unbesorgtheit für sich selbst ein, mit der er sich auf den Weg begeben werde. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe! wäre er doch lieber mit Freigeistern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll. Tausendmal des Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft! — Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu sehen und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachtheilig geworden sein möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht zurückhalten: Warum bist Du auch in der Kälte gekommen? Liebste Mutter, Sie wollten es ja, antwortete er ganz harmlos und klapperte dabei an Händen und Füßen; es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweise, den man ihm zugedacht hatte, ward eine herzliche Unterredung."

Lessing blieb mehrere Monate im Vaterhause. Zwar gab das Theater vielfach Veranlassung zu lebhaften Debatten, aber des Sohnes Witz und muntere Laune milderten doch oft den strengen Ernst des Vaters, der, wenn er auch seines Sohnes Vertheidigungsgründe keineswegs billigte, doch zu viel Einsicht besaß, ihnen alle und jede Berechtigung abzusprechen. Dabei sah der alte Herr, daß des Jünglings sittlicher Charakter rein und unverdorben geblieben war, und daß er über seinen belletristischen Neigungen die Wissenschaften keineswegs vernachlässigt hatte. Er fand ihn vielmehr in Kenntnissen und Bildung bedeutend fortgeschritten, und als der Sohn nun gar, um sich auch bei der Mutter zu rechtfertigen, eine Predigt verfaßte und ihr dadurch bewies, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne," gelang es ihm, selbst diese halb und halb mit sich auszusöhnen. Vollständiger würde er freilich seinen Zweck erreicht haben, wenn er

im schwarzen Rock und geistlicher Perrücke die Kanzel selbst bestiegen hätte. Aber auf eine solche Entweihung der heiligen Stätte im Angesichte einer Stadt, wo alle Welt wußte, daß der Studiosus bereits „Komödien geschrieben und aufführen lassen," mochte die Mutter selbst nicht bestehen. Sogar ihren Lieblingswunsch, den Sohn wenigstens später als Theologen zu sehen, mußte sie aufgeben, da derselbe sich jetzt mit Entschiedenheit gegen solchen Beruf erklärte. Ein Beruf sollte nun aber doch, um die besorgten Eltern zufrieden zu stellen, gewählt werden. Lessing entschied sich also für die Medicin; aber davon wollte man, zumal die Mutter, durchaus nichts hören. Endlich beruhigte er die Eltern durch das Versprechen, daß er sich daneben auch noch auf Schulsachen legen, d. h. Philologie studiren wolle, um auf die eine oder die andere Weise etwa als akademischer Lehrer sein Fortkommen zu finden.[1]) Die Verbindung der Medicin und Philologie war damals nichts Unerhörtes. Gerade zu der Zeit, in welcher Lessing zu Leipzig studirte, war einem Mediciner, dem nachmaligen berühmten Philologen Reiske, Lessings späterem Freunde eine philologische Professur übertragen worden. Auch wissen wir, daß Lessing in Leipzig wirklich medicinische Vorlesungen hörte, und daß er den Namen eines Studenten der Medicin noch ein halb Dutzend Jahre lang führte. So pflegte er später wohl scherzend zu erzählen, daß eins der ersten Collegien, die er gehört, eine Vorlesung über die Kunst der Geburtshülfe gewesen sei. Und in der That ist er ein Arzt geworden, aber ein Arzt des deutschen Geisteslebens und ein Geburtshelfer der neuen Literaturentwickelung der Nation.

Diese Episode seines Aufenthalts im Vaterhause war für den Jüngling in vieler Beziehung ein Gewinn, obschon er selbst damals die Sache keineswegs so ansah. Jener Brief des Vaters entzog ihn im rechten Augenblicke Verhältnissen, welche ihm doch leicht hätten über den Kopf wachsen mögen. Der Beifall seines Stücks, die da-

[1]) Werke XII. S. 6.

durch gesteigerte Anziehungskraft des Theaterwesens, seine Lust sich selbst als Schauspieler zu versuchen, die Schulden, in welche er bereits durch seinen Umgang mit Schauspielern und Schauspielerinnen gerathen war, und die Gefahr in den Strudel des Komödiantenlebens, das sich damals gar häufig aus Studenten rekrutirte, noch tiefer hineingezogen zu werden — das Alles waren Dinge, über welche er während des Vierteljahres, das er in der ruhigen Einsamkeit des Vaterhauses verlebte, zur Besinnung kam. Der Verkehr mit dem ernsten und gelehrten Vater und die Studien, zu denen ihn dessen reiche Büchersammlung veranlaßte, hinderten ihn indeß nicht, seinen poetischen Neigungen nachzuhängen. Sein Bruder erzählt, daß er gar manches Anakreontische Gedicht von Liebe und Wein dichtete, obschon ihm dazu das Vaterhaus wahrlich keinen Anlaß bot. Seine ältere Schwester, die eines Tages in seinem Stübchen umherkramte, fand einige Bogen solcher Gedichte, die sie in ihrem frommen Eifer sofort den Flammen des Ofens übergab. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er seine Papiere vermißte, und seine ganze Rache bestand darin, daß er lachend der Veranstalterin des Autodafés eine Handvoll Schnee in den Busen warf, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Um Ostern 1747 kehrte Lessing nach Leipzig zurück. Es ist keine Frage, daß er dort seine wissenschaftlichen Studien unter Christs, Ernesti's und Kästners Leitung wieder aufnahm, aber ebenso gewiß, daß er den belletristischen und dramatischen Interessen darum keineswegs entsagte. Ein Versprechen, seinen theatralischen Neigungen ein für allemal den Abschied zu geben, hatte er selbst den Eltern entschieden verweigert[1]), und die lange Entfernung hatte den Genuß, den ihm jetzt das Theater gewährte, nur noch erhöht. Er fand keinen Grund, seine alten Bekanntschaften nicht wieder anzuknüpfen. „Man sah ihn, erzählt sein Bruder, früh bei den Proben und Abends bei

[1]) Werke XII. 8.

den Vorstellungen, und er studirte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte."

Indessen sollte die Freude nicht lange dauern. Die Einführung Lessings auf die deutsche Bühne war der letzte Lichtblick in dem Leben der Neuber gewesen. Ihre Gesellschaft gerieth mehr und mehr in Verfall, dem sehr bald die völlige Auflösung folgte. Im Frühlinge des Jahres 1748 nahmen die besten Mitglieder ihrer Truppe, unter denen sich auch Lessings Freundin, die junge Lorenz befand, einen Ruf nach Wien an, wo man eben jetzt Anstalt machte, die Reformen der Neuber nachzuahmen.[1]) Lessing wurde in diese Katastrophe zweifach mit verwickelt. Zwar waren seine früheren Schulden mit Hülfe der Mutter getilgt worden, aber sein Verkehr mit den Schauspielern hatte ihn verleitet, sich für einige derselben zu verbürgen, die ihn nach ihrer Abreise mit der Zahlung im Stiche ließen. Dazu kam, daß sein Freund Mylius bald darauf gleichfalls Leipzig verließ, um in Berlin, wo er wissenschaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, sein Heil zu versuchen. Lessing befand sich in der übelsten Lage. Leipzig war ihm verleidet, das Theater, das ihn gefesselt, war zu Grunde gegangen. Die Gläubiger der Schauspieler, für die er gut gesagt hatte, bedrängten ihn mehr und mehr. Von Hause war Hülfe nicht zu erwarten. Es blieb nichts übrig, als Leipzig zu verlassen. Seine Abreise war im Grunde eine Flucht; denn er hielt seinen Entschluß selbst vor den nächsten Freunden so geheim, daß diese von seiner Entfernung erst durch einen Brief Kunde erhielten, in welchem er seinem Freunde Weisse meldete, daß er auf der Reise nach Berlin in Wittenberg erkrankt sei.

Diese Erkrankung steigerte die Verwirrung seiner Zustände. Er selbst bekennt in dem Briefe an seine Mutter, daß ihm das Leben damals „zu einer unerträglichen Last" gewesen sei. Zum Glück fand

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 57.

er in Wittenberg Zuflucht bei einem ihm verwandten dortigen Studenten, der ihn zuvor in Leipzig besucht und mit dem er die Reise bis Wittenberg gemeinsam gemacht hatte. Er mußte sich nothgedrungen an die Eltern wenden, und erhielt von seinem Vater die Einwilligung, seine Studien in Wittenberg fortzusetzen, wo er in der That im August 1748 inscribirt wurde. Aber die Leipziger Gläubiger verfolgten ihn bald auch dorthin. Sie zu befriedigen, hatte er jetzt um so weniger Mittel, als die Krankheit den Rest seiner Baarschaft aufgezehrt hatte. In dieser Bedrängniß faßte er einen Entschluß, der diesen Verlegenheiten ein für allemal ein Ende machen sollte. In Wittenberg, wo ihn die Gläubiger verfolgten, konnte er sich nicht halten. Er beschloß daher alle weiteren Universitätsstudien aufzugeben und nach Berlin zu gehen, wo sein Freund Mylius unterdessen eine Anstellung als Redacteur der Vossischen, damals Rüdigerschen Zeitung gefunden hatte. Seine Stipendien sollten zur Abzahlung jener Schuldforderungen verwendet werden, während er selbst entschlossen war, sich einen selbstständigen Lebensweg zu bahnen. Ohne seinen Eltern davon Kunde zu geben, verließ er im November desselben Jahres Wittenberg und begab sich nach Berlin.

Bevor wir ihn dorthin begleiten, müssen wir jedoch noch einen Blick rückwärts auf die Resultate werfen, welche er aus seinem Leipziger Leben und Treiben für sich und für die Gestaltung seiner Zukunft gewonnen hatte.

Der Entschluß, die Universitätsstudien aufzugeben und sich auf seine eigenen Füße zu stellen, war nicht allein durch des jungen Mannes äußere Lage bedingt. Lessing war in der That dem gewöhnlichen Collegienhören längst entwachsen; er war es im Grunde schon, als er die Universität bezog. Mehr noch als jetzt waren diese Unterrichtsanstalten damals auf die Masse und Regel der Mittelmäßigkeit berechnet, und es war schon genug, daß sie die Ausnahmen, das Genie, den selbstständigen Geist, der selbst den Beruf ein Führer zu werden, in sich fühlt, wenigstens tolerirten, indem sie ihm die

Möglichkeit gaben, auf eigene Hand zu studiren. Einem lebhaften Geiste, der bereits auf der Schule selbstständige Studien verfolgt und gelernt hatte, „ein Ganzes mit raschem Blicke zu erfassen," mußte die Form und Methode des tropfenweisen Zuzählens der Wissenschaft in den halbjährigen Vorlesungen sehr bald unaushaltbar erscheinen. In der That hatte er es mit sehr wenigen Ausnahmen, zu denen seine Lehrer Christ und Kästner gehörten, nie zu dem regelmäßigen Besuche irgend einer Vorlesung gebracht, so fleißig er auch aus Büchern für sich zu Hause die Gegenstände seines Interesses studirte. In diesem Sinne konnte er sechs Jahre später an Michaelis in Göttingen schreiben: er habe zwar in Leipzig und Wittenberg studirt, man setze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was er studirt habe.[1]) Obenein stand das gelehrte Zunftwesen in Leipzig damals in voller Blüthe. Die Professoren einer Fakultät lasen nicht über diejenigen Zweige der Wissenschaft, die sie am meisten beherrschten, sondern sie rückten in den Vorlesungen nach einer bestimmten Ordnung auf, je nachdem dieselben einträglicher waren. Ja es geschah aus diesem Grunde auch wohl, daß ein Lehrer, dessen Gehalt man verbessern wollte, aus einer Fakultät in die andere versetzt wurde, wo er dann auf Kosten seiner Zuhörer oft erst selbst zu lernen hatte, was er lehren sollte. Gerade dieses zünftige Gelehrtenwesen aber mußte bei einem so produktiven und so ganz auf freie Erkenntniß gestellten Geiste wie Lessing, den heftigsten Widerwillen erwecken. „Das Professoriren" in der Weise, wie Goethe's Mephistopheles es schildert, ward und blieb ihm sein ganzes Leben lang verhaßt;[2]) und wie er selbst nie ein zünftiger Gelehrter geworden ist, und nie ein Lehrbuch oder eine systematische Darstellung geschrieben, sondern immer nur einzelne Fragen aus der Tiefe der Wissenschaft behandelt hat, so ist er es auch gewesen, der sein ganzes Leben hin-

[1]) Werke XII. 27 u. 28.
[2]) Werke XIII. 526. XII. 429.

durch es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Wissenschaft aus den Händen der Zunft und die nationale Bildung aus den Fesseln des Gelehrtenthums zu befreien[1]), wobei denn seinem Streben nach Universalität der Bildung allerdings der Umstand zu Hülfe kam, daß damals die Wissenschaften leichter übersehbar waren, als zu einer Zeit, von der es bei Goethe heißt:

„Sie bauen in einem fort Chausseen,
Bis Niemand vor Weggeld mehr reisen kann.
Mit den Wissenschaften wird's auch so gehen,
Eine jede fordert ihren eignen Mann."

Der Jüngling, der die Universität fast als Schiffbrüchiger, halb verloren gegebener, verließ, um jene unstäte Lebenswanderfahrt zu beginnen, die ihn über zwanzig Jahre lang von einem Orte und Verhältnisse zum andern ruhelos umherführen sollte, nahm dennoch von Leipzig ein geistiges Bildungskapital mit sich, wie es unendlich wenige in der kurzen Zeit von kaum zwei Jahren sich zu erarbeiten Kraft und Fähigkeit besessen haben. Er hatte die auf der Fürstenschule erworbene Kenntniß des Alterthums tiefer begründet und seine philosophische und naturwissenschaftliche Bildung durch Kästners Anleitung und Mylius Umgang bedeutend erweitert. Er hatte aber nicht nur studiren, er hatte auch „leben gelernt," und Welt- und Menschenkenntniß nicht minder wie Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange mit den verschiedensten Menschenklassen gewonnen. Er hatte seinen Beruf zum dramatischen Dichter erkennen und im unmittelbaren Verkehr mit der lebendigen Bühne die Bedeutung der Wechselwirkung beider auf einander begreifen lernen. Ein glänzender Erfolg hatte sein Selbstvertrauen gehoben, und selbst der pekuniäre Gewinn, den ihm jene ersten dramatischen Versuche von den Bühnen einbrachten[2]), hatte dazu beigetragen, das Vertrauen auf die eigene

[1]) Danzel I. S. 57—91.

[2]) Werke XII. 9. Er schreibt an seinen Vater am 20. Januar 1749: „Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich würde jetzt in ganz

Kraft zu erhöhen. Und endlich — er hatte gelernt, was man, wie er selbst sagt, in Leipzig am zeitigsten lernte: ein Schriftsteller zu werden. In Leipzig hatte sich Gottscheds Auftreten ein schriftstellerisches und journalistisches Literatenthum ausgebildet, das grade, als Lessing dorthin kam, in seiner wuchernden Blüthe stand. Fast jeder der bedeutenderen unter den jungen Männern war Begründer oder doch Theilnehmer irgend einer meist freilich sehr kurzlebigen Zeitschrift, und wir sahen, daß Lessing davon keine Ausnahme machte. Aber wenn er sich auch dabei durchaus nur auf poetische Produktion beschränkte, und von seiner spätern kritischen Thätigkeit hier noch keine Spur zeigte, so war es doch grade dies naturgemäße Ausgehen des spätern Kritikers von der eigenen ästhetischen Produktion, was ihm weiterhin zu Gute kommen und seine Kritik über die aller seiner Zeitgenossen erheben sollte. Zugleich gewann er auch die nöthige Einsicht in das Getriebe des Schriftstellerthums und Journalwesens, um späterhin davon zu eigenen Unternehmungen Gebrauch zu machen. Mit Recht hat Danzel gesagt, „daß Lessing durch seine Art zu studiren, einem neuen Lebensgebiete und Lebensberufe, dem Berufe des Schriftstellers zuerst in Deutschland Recht und Geltung erkämpft habe, und daß er für den Schriftstellerstand geworden sei, was Klopstock nach Goethe's Bemerkung für die Dichter und ihre Schätzung im Leben der Nation. Vor Lessing gab es in Deutschland nur Gelehrte, die für Gelehrte schrieben. Das schriftstellerische Leben gehörte der rein literarischen Gelehrtenrepublik an, einem Staate im Staate, einem Volke im Volke. Lessing war der erste, der schon als zwanzigjähriger Jüngling den Drang und Beruf in sich fühlte, diese Schranken zu durchbrechen und sich mit dem, was er zu sagen hatte, an die Gesammtheit seiner Nation zu wenden.“ Goethe erschrak, als der geistreiche Verkündiger der Schädellehre, Gall, ihm im wörtlichen

---

andern Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten.“

Sinne auf den Kopf zusagte, „daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei," und doch ist er trotzdem ein Volksredner geworden, ein Volksredner, der, „weil sich bei seiner Nation nichts zu reden fand," zur Feder griff. Sein Vorläufer aber der dieses Volksrednerthum der Feder in Deutschland begründete, ist kein anderer, als Gotthold Ephraim Lessing.

Zweites Buch.

Erste Versuche. — Berlin und Wittenberg.

1748—1752.

Erstes Kapitel.

Lessing und die Familie.

Im December des Jahres 1748 kam Lessing in Berlin an, ein noch nicht zwanzigjähriger Jüngling, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Mylius, der sich selbst in nicht viel besserer Lage befand, mit nichts ausgerüstet, als mit seinem frischen Lebensmuthe und mit dem Vertrauen auf seine Kraft und seine Uebung im Entbehren. Er mußte nur zu bald einsehen, daß er diese Schätze nöthiger haben sollte, als er selbst es sich vorgestellt hatte. Zwar für die dringendsten Bedürfnisse des ersten Augenblicks, soweit sie Dach und Fach und nothdürftigen Unterhalt betrafen, gewährte sein Freund Mylius bereitwillige Aushülfe; aber dieser war selbst zu arm, um ihm dasjenige schaffen zu können, dessen der von allen Mitteln entblößte Ankömmling vor allen Dingen bedurfte: anständige Kleidung, um sich vor denen produciren zu können, durch deren Vermittelung er Beschäftigung und Erwerb zu finden hoffte. So hart es ihm ankam, er mußte sich den Eltern entdecken. Er that es vier Wochen nach seiner Ankunft in Berlin, aber, wie wir aus dem schon mehrmals angeführten Briefe an seine Mutter sehen, zunächst ohne Erfolg. Wie rührend klingt es, wenn er in demselben, die Worte selbst unterstreichend, schreibt: „Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen

können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre."

Dieser Gegenstand der Furcht von Lessings Eltern war wieder der „Freigeist" Mylius, in welchem namentlich die fromme Mutter den wahren verführenden Gottseibeiuns ihres Sohnes sehen zu müssen glaubte, obschon in der That von irgend einem bestimmenden Einfluß desselben auf Lessing nicht entfernt die Rede sein konnte. Dennoch bildet dieser Gegenstand noch über drei Jahre lang ein stehendes Kapitel in dem Briefwechsel Lessings mit seinen Eltern und die Vertheidigung des Freundes, der sich ihm grade jetzt in seiner Noth, an deren bittere Tage er selbst später nicht gern zurückdenken mochte, als ein solcher erwies, zeigt durch die Lebhaftigkeit, ja zuweilen Herbigkeit des Tons, wie sehr die fortdauernden ungerechten Anschuldigungen gegen den einzigen Menschen, der ihm in seiner Noth wirkliche Dienste leistete, den Jüngling oft in Verzweiflung brachten.

Während die Mutter ihm die erbetene Hülfe verweigerte, verlangte der Vater seine sofortige Rückkehr nach Hause. Lessing erklärte sich bereit, Berlin, wenn die Eltern darauf beständen, zu verlassen, um ihnen zu zeigen, „daß er nicht an Mylius gebunden sei." Aber das Verlangen, nach Hause zurückzukehren, schlug er entschieden ab. „Nach Hause, schreibt er, komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem meine Schulden mit meinen Stipendien nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich

finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug. Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich."

Dieser Brief blieb nicht ganz ohne Wirkung. Der Entschluß, in die weite Welt und gar nach dem katholischen Wien zu gehen, mochte den Eltern denn doch noch gefährlicher erscheinen, als der Aufenthalt in dem freigeistigen Berlin. Man schickte ihm also etwas Geld, das er mit einigen erarbeiteten Thalern sogleich „zu einer neuen Kleidung" verwendete und sich so in den Stand gesetzt sah, wie er in seinem Dankbriefe schreibt: „sich wieder bei allen Menschen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehen." Auch Wäsche, Bücher und Manuscripte, die er in Kamenz zurückgelassen, wurden ihm endlich auf vieles Bitten nachgesendet. Schwieriger aber war es, die über sein ferneres Schicksal besorgten Eltern zu beruhigen, die nicht nur ihn selbst fortwährend mit Vorwürfen bestürmten, sondern ihm auch in der besten Absicht durch die Erkundigungs- und Klagebriefe, die sie an verschiedene Personen in Berlin schrieben, unaufhörlichen Verdruß bereiteten, ja sogar sein Fortkommen sehr erschwerten. Die wenigen erhaltenen Briefe Lessings an seinen Vater aus dieser Zeit — es sind deren drei aus der ersten Hälfte des Jahres 1749 und drei aus den Jahren 1750 bis 53 — zeigen uns den Jüngling in dem ganzen Adel seines Wesens. Ohne jemals die kindliche Ehrerbietung zu verläugnen, tritt er doch fest und selbstbewußt jeder unwürdigen Anschuldigung entgegen. Als der Vater sich hatte hinreißen lassen, ihn der Lüge zu zeihen, antwortete er blos: „ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und überlegen, wie einen solche Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß." Man hatte nach Kamenz berichtet: er beabsichtige nicht blos an das Theater nach Wien zu gehen, sondern auch sogar die Religion zu ändern! Daß

auch diese Verläumdung bei den Eltern Glauben gefunden, schmerzte ihn tief. „Daraus kann ich schließen," schreibt er, „wie sehr Sie wider mich eingenommen sein müssen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben, sowohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Eltern deutlich genug an den Tag zu legen." Als sich die Klagen und Vorwürfe über sein Leben und Treiben und über seinen Mangel an Religiosität und Christenthum dennoch in jedem Briefe wiederholten, bricht er endlich in die schmerzlichen Worte aus: „Was soll ich aber dabei thun? Soll ich mich weitläuftig entschuldigen? Soll ich meine Verläumder beschimpfen? und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen — soll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt sein, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die Meisten nehmen sie zwar von ihnen eben so wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben." Dabei ist es ein feiner Zug seiner Pietät gegen den Vater, daß er demselben weiterhin die Bitte, sich in dieser Hinsicht weniger von dem Hasse der Mutter gegen Mylius beeinflussen zu lassen, in lateinischer Sprache ans Herz legt.

Wie über seine sittliche Führung und sein Christenthum sucht er in seinen Briefen auch die Ansichten des Vaters über seine theatralischen Verhältnisse und über seine poetischen Arbeiten zu berichtigen. Man kann sich denken, welche Vorstellungen sich die Familie in Kamenz, wo man höchstens von herumziehenden Winkelbanden und ihren Hanswürsten wußte, von dem Verkehr des Sohnes mit Schauspielergesellschaften gemacht haben wird. — „Meine Correspondenz mit Komödianten," schreibt er deshalb, „ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welcher der Director von allen Theatern im Oestreichischen ist; ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch in mehreren Orten, als in Kamenz, kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein: es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich auch nothwendig alle kennen, die meine Arbeit haben von ihnen aufführen sehen." Er beweist ferner dem Vater, daß er auch literarischen Briefwechsel führe, und daß er denselben nächstens sogar bis nach Paris hin auszudehnen und an Crebillon zu schreiben gedenke, dessen Trauerspiel Catilina er zu übersetzen begonnen habe. Der Vater hatte den Trumpf gegen ihn ausgespielt, ihn ironisch als „deutschen Molière" zu bezeichnen. Der brave Pastor primarius, der den französischen Dichter vielleicht nur vom Hörensagen kannte und ihn in die allgemeine Komödiantenverdammniß mit begriff, war nicht wenig erstaunt, als der Sohn ihm darauf erwiderte: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust ersticken können." Dennoch, fügt er hinzu, könne er es nicht bereuen, ein Feld des Strebens zu

seinen Jugendarbeiten gewählt zu haben, auf welchem sich bisher nur erst sehr wenige versucht hätten, und wo also noch Ehre und Erfolg zu ernten sei, und jedenfalls wolle er „nicht eher aufhören, bis man Meisterstücke von ihm gelesen habe.“ Die theologischen Bedenklichkeiten und Gegengründe des Vaters könne er ebensowenig gelten lassen. „Den Beweis,“ schreibt er, „warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten, halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden Vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen.“ Wir werden weiterhin sehen, daß Lessing dies Versprechen gehalten und sich auch über den Erfolg nicht getäuscht hat.

Aber auch wegen seiner unschuldigen Anakreontischen Poesien über Liebe und Wein, die der alte Herr in den zurückgelassenen Manuscripten des Sohnes gefunden, hatte er sich zu vertheidigen, da der Vater dieselben mit einem Titel belegte, wie ihn dumpfer Zelotismus noch in unsern Tagen selbst gegen Goethe's Hafisische Gedichte angewendet hat. Die Art, wie er diese Vertheidigung führt, ist sehr merkwürdig. Es seien reine Schulübungen, schreibt er, und nur die Neigung, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen, sei die Ursache ihres Daseins. „Man muß mich wenig kennen,“ fährt er fort, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen damit im Geringsten harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Titel, den Sie ihnen als allzustrenger Theologe geben; sonst würden die Oden und Lieder des größten Dichters unserer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, noch einer viel ärgeren Benennung werth sein.“ Gegen den Vorwurf endlich, den der Vater erhob: man sehe aus

seinen Manuscripten, daß er vieles angefangen, aber wenig fortgesetzt habe, vertheidigte er sich zunächst mit dem Mangel an ruhiger Muse und setzt dann nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu: „und wenn ich gleichwohl Alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreut ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die ebensowenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten), so würde es bei alledem doch noch was austragen." Das war kein leeres Berühmen, sondern sicheres Bewußtsein eines tapferen Fleißes, dessen Früchte nur freilich nicht nach dem Geschmacke des Vaters waren. Aber diesem, dem Verehrer der Alten, konnte der Sohn im Bewußtsein seines guten Rechts die Worte des römischen Dichters aus Herz legen:

— Qui nihil aliud quam quod sibi soli placet
Consulit adversum filium, nugas agit.[1])

Worte, die ungefähr auf Saladins Spruch in Lessings Nathan hinauslaufen, der auch nicht verlangte,

„daß allen Bäumen eine Rinde wachse."

Inzwischen schlug sich Lessing in Berlin durch, so gut es eben ging. Die erste Aushülfe gewährte eine Empfehlung von Mylius an den Besitzer der späteren Vossischen Zeitung, Rüdiger, der dem jungen Manne den Auftrag gab, seine große Bibliothek zu ordnen, wofür er eine Zeit lang freien Tisch, sowie einige Geldentschädigung erhielt, und wodurch er, was ihm vor allem wichtig war, seine Bücherkenntniß bedeutend vermehrte. Eine „Condition" bei einem Herrn von der Golz, der sich in Berlin aufhielt, bei dem er als Secretair oder Hauslehrer über ein Jahr lang gelebt und den er zeitweise auf seine Güter nach Polen begleitet zu haben scheint, verschaffte ihm gleichfalls einige pekuniäre Vortheile und nebenher mannigfache Bekanntschaften,[2]) die es an Versprechungen nicht fehlen ließen. Indessen

[1]) — Der Vater, der nur, was ihm selbst behagt,
Von seinem Sohn verlangt, thut eben weise nicht.

[2]) Werke XII. 15.

verließ sich Lessing auf die letzteren weniger, als auf seine eigene Thätigkeit. „Ich habe meine Sache so eingerichtet," schreibt er Ende des Jahres 1750 an den Vater, „daß ich auch ohne jene Versprechungen diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe." Es waren freilich gute Zeiten für arme junge Literaten in dem damaligen Berlin, wo Lessing zum Trost der Eltern schreiben konnte: „der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen und 6 Pf. eine starke Mahlzeit thun!"

Zweites Kapitel.

Schriftstellerische Unternehmungen.

Das nächste Mittel, zu welchem Lessing griff, um seinen Unterhalt in Berlin zu gewinnen, war das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Er übersetzte einige Bände der römischen Geschichte von Rollin, und lernte Spanisch und Italienisch zu gleichem Zwecke. Er begann eine Uebersetzung von Calderons Leben ein Traum, und von Cervantes Novellen. Daneben verlor er den Gedanken, sich als Dozent der Philologie in Göttingen niederzulassen, wozu ihn der Vater beständig anspornte, nicht aus den Augen, und arbeitete zu diesem Zwecke an einer Schrift „über die Pantomimen der Alten", zu welcher ihn das Auftreten einer modernen Balletgesellschaft veranlaßt hatte, deren Leistungen man damals unrichtig mit denen der alten Pantomimen verglich. Doch blieb die Arbeit im Entwurfe liegen, weil sich jene Aussicht nach Göttingen zerschlug.

Wie voll indessen Lessing in Berlin noch von dem Interesse für das Theater und die dramatische Poesie war, welches die Leipziger

Bühne in ihm angeregt hatte, sehen wir aus den ersten selbstständigen Arbeiten, welche er jetzt unternahm. Er begründete nämlich noch im ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes im Verein mit Mylius unter dem Titel „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" eine Vierteljahrschrift, welche er später, als dieselbe in Folge eines Zerwürfnisses zwischen ihm und Mylius einging, durch eine zweite, die „Theatralische Bibliothek", allein fortsetzte. Beide Unternehmungen hatten gleichen Zweck. Sie sollten encyklopädische Fachzeitschriften sein für den gesammten Bereich des Dramas und des Theaters; sie sollten zugleich Vorarbeiten liefern zu einer umfassenden Geschichte der dramatischen Poesie, und selbst die Kunst des Schauspielers sollte nicht ausgeschlossen sein von dem Plane, der so umfassend und großartig angelegt war, wie ihn nur der kühne Muth der Jugend entwirft. Man kann die vom October 1749 datirte Vorrede zu den „Beiträgen", die Danzel als eine Arbeit Lessings erwiesen hat,[1]) nicht ohne Rührung lesen, wenn man bedenkt, daß es ein zwanzigjähriger Jüngling ist, der von seiner ärmlichen Dachstube aus eine Reform der Literatur eines ganzen Kunstzweiges unternimmt. Gute Uebersetzungen sollten das deutsche Publikum nicht nur mit der dramatischen Literatur der Griechen und Römer, sondern auch mit den dramatischen Leistungen der neuern Kulturvölker bekannt machen. Unter ihnen sollte das Hauptaugenmerk — wie bezeichnend für den späteren Lessing! — auf das Englische Theater und auf Shakspeare gerichtet, aber auch die Spanier, Franzosen, Italiener und Holländer nicht vergessen werden. Und wie es bei Lessing Grundzug ist, immer an das Leben selbst mit seinen literarischen Bestrebungen anzuknüpfen, so weist er ausdrücklich sogar auf die Wichtigkeit hin, welche die dramatische Darstellungskunst nicht nur für die Bühne, sondern auch für den Redner auf der Kanzel

[1]) Danzel I, S. 178 u. 179. Die Vorrede selbst ist abgedruckt Ebend. S. 531—537. (Lessings Werke III, S. 7 ff. Maltzahn).

habe, auf der man jetzt statt apostolischer Redner häufig nur trockne „Stöcke“ oder Eiferer sähe, „die einem Rasenden ähnlicher sind, als einem Apostel.“ Lessing begann mit den Alten, und zwar mit den römischen Dichtern Plautus und Seneca, über welche er die meisten Studien gemacht hatte. Für die griechischen Dramatiker schien ihm das Werk des Franzosen Brumoy (discours sur le théatre des Grecs) auszureichen. Schon hier in diesen ersten prosaischen Versuchen zeigt sich das dramatische Element seiner Darstellungsweise, denn er kleidet seine kritischen Bemerkungen über das Plautinische Lustspiel die Gefangenen in die Form des brieflichen Angriffs eines Gegners auf seine Arbeit, und in eine Zurückweisung desselben von seiner Seite.

In dieser ganzen philologisch gelehrten Abhandlung erscheint doch Lessings Interesse für die wirkliche Bühne, und zwar die moderne deutsche Bühne, entschieden vorwaltend. Die Vertheidigung des Lustspiels gegen die theologischen Zeloten[1]) stammte aus eigenen Lebenserfahrungen. Auch sonst finden wir überall Bezug genommen auf den damaligen Zustand der deutschen Bühne[2]), die er zugleich als sittliche Bildungsanstalt des Volkes benutzt wissen will. Sieht er doch in dieser Wirksamkeit selbst den höchsten Zweck des Lustspiels[3]), und es ist sehr bezeichnend für den Dichter, der später der deutschen Nation den Nathan schuf, daß er schon hier am Beginne seiner Laufbahn die kühne Behauptung aufstellt: selbst die höchsten philosophischen und religiösen Wahrheiten seien einer eindringlichen Darstellung durch das Drama fähig[4]). Dabei dringt er überall auf gesundes Erfassen der wirklichen Welt im Gegensatz zu den leeren Abstraktionen der neueren Dramatiker, und benutzt die alten römischen Dichter dazu, diesen Unterschied ins Klare zu setzen. Auch den

[1]) Werke III. S. 12 und 13.
[2]) Ebend. S. 29. 32.
[3]) Ebend. S. 138 vergl. S. 23.
[4]) Ebend. S. 126.

Schauspieler und sein Verhältniß zur dramatischen Dichtung verliert er nicht aus den Augen, so wenig als ihm der Gewinn entgeht, den das antike Lustspiel durch Anwendung der Wortspiele für die Charakteristik der Bildungsstufe der auftretenden Personen zu ziehen wußte. Und wenn heutzutage der Satz, daß man die alten Dichter von dem Standpunkt ihrer Zeit beurtheilen muß, wenn man sie gerecht beurtheilen will, ein Gemeinplatz ist, so wollen wir nicht vergessen, daß Lessing der Erste war, der ihn in dieser Schrift einer Zeit gegenüber aufzustellen wagte, die nur allzu geneigt war, das Gegentheil davon zu thun.

Lessing gab das Unternehmen, welches allerdings so weitschichtig angelegt war, daß es ein ganzes Leben in Anspruch genommen haben würde, aus einem Grunde auf, der für seine unabhängige Stellung charakteristisch ist. Sein Freund Mylius hatte in dem Journale verlauten lassen: es gebe kein gutes italienisches Drama. Lessing hielt das ganze Unternehmen durch diesen Beweis der Unwissenheit seines Mitherausgebers für blosgestellt. „Ich stellte mir vor," sagt er[1]), „jeder der in der italienischen Literatur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sei, werde uns zurufen: wenn Ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiener, so haben wir uns feine Dinge von Euch zu versprechen." Er sagte sich also von der Zeitschrift los, die eben deshalb auch sofort (1750) einging, da er die bewegende Seele derselben gewesen war. Doch setzte er seine dafür begonnenen Arbeiten in der Stille fort, um vier Jahre später (1754—1758) in seiner Theatralischen Bibliothek den Versuch zu machen, „das allein auszuführen, was ihm mit andern gemeinsam nicht möglich gewesen war."

Indessen hatten die „Beiträge", obschon sie anonym erschienen, doch dem jungen Literaten, dessen Autorschaft in den literarischen Kreisen Berlins wohl bekannt war, einen gewissen Ruf begründet,

[1]) Werke VI, S. 107.

den seine nächste Thätigkeit, zu der ihn die Besitzer der Berliner Zeitung beriefen, wie wir sofort sehen werden, noch bedeutend erhöhen sollte.

Drittes Kapitel.

Lessing als Feuilletonist in Berlin.

Am 15. October 1751 schrieb der Berliner Professor Sulzer an seinen Landsmann Bodmer in Zürich: „Es ist hier in Berlin ein neuer Kritikus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung.“ Und um dieselbe Zeit fragte der Theologe Spalding in einem Briefe an Gleim: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung?“

Der junge Kritikus, den der Berliner Professor sehr von oben herab behandelt, und den derselbe noch drei Jahre später als einen jungen Dichter bezeichnete, welcher „Zeitungsschreiber bei einem Berliner Buchführer“ sei, war kein anderer als Lessing.

Er war ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, als er das literarische Feuilleton der Berliner Zeitung übernahm, welche jetzt die Vossische heißt. Er redigirte dasselbe zuerst vom Februar 1751 bis zu Ende des Jahres, wo er, wie wir sehen werden, abermals nach Wittenberg ging, und setzte dann nach seiner Rückkehr von dort, diese kritisch-literarische Thätigkeit vom December 1752 bis zum October 1755 fort. Er begann dieselbe im Jahre 1751 zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ führte und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte, die, wie es in der von Lessing verfaßten

Ankündigung hieß, dazu bestimmt war, „Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften zu bringen, welche bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen.“ Der Gedanke dieses Beiblattes gehörte ohne Zweifel Lessing an. Ihm war schon 1750, als sein Freund Mylius sich mit dem Besitzer der Zeitung überworfen hatte, die Redaction der politischen Zeitung selbst angetragen worden, aber er wollte, wie er seinem Vater schrieb[1]), „seine Zeit nicht verderben“ mit einer Arbeit, die damals bei der scharfen Censur nichts anderes Politisches ihren Lesern bieten durfte, als was etwa heute noch die privilegirten Zeitungen von Rom und Neapel ihren Lesern bringen dürfen[2]). Das Feuilleton dagegen übernahm er gern. Es bot ihm Spielraum zu einer Thätigkeit, wie sie ihm Bedürfniß war. Es gab ihm Gelegenheit, seine ausgebreitete Lectüre, seine umfassenden und gründlichen Studien zu verwerthen und eine Menge eigener Gedanken über die literarischen Interessen und Parteiungen der Zeit öffentlich auszusprechen, die er sonst nur im Kreise einzelner Bekannten hatte hinwerfen können. Es bot ihm ein Feld, wo er die ersten kritischen Sporen und nebenbei auch das tägliche Brod verdienen konnte, das für ihn, den halb und halb heimathlosen Literaten, der noch nicht einmal seine Universitätsstudien ordnungsmäßig mit der Magisterpromotion absolvirt hatte, sondern immer noch als bloßer Studiosus Medicinä von der Hand in den Mund lebte, eine sehr wichtige Sache war. Dies Brod war freilich karg, aber die Sporen, die er sich gewann, waren die echten goldenen Sporen des kritischen Ritterthums. Lessing, den achtzig Jahre später der berühmte Geschichtschreiber des stolzen Britenvolks „ohne Frage den ersten Kritiker von Europa“ nannte[3]), erscheint schon damals,

[1]) Lessings Brief an seinen Vater. Werke XII, S. 17 u. 19 und Danzel I, S. 188 u. 189.

[2]) „Die Todten reiten schnell“ in unserer Zeit. Jener Vergleich mit Neapel und Rom, im Jahre 1858 geschrieben, paßt schon heute, im Jahre 1861, nicht mehr.

[3]) Lessing beyond all dispute the first critic in Europe. Macaulay Essays Tom. V, p. 86.

ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Kritiker auf der überschauenden Höhe seiner Zeit.

Diese Zeit war in zwei literarisch ästhetische Parteien gespalten, innerhalb deren sich Alles befand, was irgendwie auf Namen und Bedeutung Anspruch machen durfte. Es waren die Parteien Leipzig und Zürich, die Parteien Gottscheds und der Schweizer. Der Gegensatz derselben ist uns erst seit Danzels Forschungen in seiner vollen Klarheit bekannt geworden. Während Gottsched auf Begriffsschärfe, auf sprachliche und sachliche Regelrichtigkeit drang und es sich zum praktischen Ziele setzte, nach seinen Prinzipien eine Literatur hervorzurufen und zu bilden, gingen die Schweizer von der Erkenntniß aus, „daß die Dichtung auf etwas Positivem, auf Reichthum der Einbildungskraft und auf schöpferischer Genialität beruhe." Diese Gegensätze, die sich im Verfolg des Kampfes zu denen der Regel hier und der Regellosigkeit dort verschärften, und deren richtiges Verhältniß durch Danzels Werk über Gottsched[1]) in das richtige Licht gesetzt worden ist, riefen Lessings Interesse an. Aber statt auf die eine oder die andere Seite zu treten, oder eine unfruchtbare Vereinigung beider zu versuchen, stellte er sich über sie.

Gleich der erste ästhetische Satz, den der junge Berliner Feuilletonist aufstellte, war ein tödtlicher Streich gegen den Gottschedianismus und seine Regelrecepte für die dichterische Production. Woher stammen die Regeln in den schönen Künsten? „Aus den Beobachtungen," antwortet Lessing, „welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehrt und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bahnet"[2]). In demselben Sinne hatte er schon in seinen Gedichten die „arme Poesie"

[1]) Gottsched u. seine Zeit, S. 210 ff., vgl. Danzel Lessing I, S. 192.
[2]) Werke III, 222.

beklagt, in welcher, „anstatt Begeisterung und Göttern in der Brust, jetzt Regeln genügen sollten," und die Berechtigung des schöpferischen Genies in den Versen gefeiert:[1])

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt,
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt."

Ist es nicht wunderbar und rührend zugleich, daß diese Zeilen in demselben Jahre 1749 gedichtet wurden, das uns Deutschen unsern Goethe geboren werden ließ, den Schönheitsmessias, der die Johannesbotschaft Lessings erfüllen sollte!

Alle Welt erstaunte über die Kühnheit, mit welcher der junge Kritiker der Berliner Zeitung gegen das gefürchtete Schulhaupt des Geschmacks in Leipzig aufzutreten wagte, und es dauerte nicht lange, so konnten selbst Gottsched's begeistertste Anhänger, wie der Freiherr von Schönaich, sich nicht verhehlen, daß sich ihr Herr und Meister selbst „vor dem jungen Lessing fürchte."[2]) Bald mit schneidender Schärfe, bald mit durchtriebenem Humor griff er ihn an. In der Anzeige seiner Gedichte heißt es unter anderm: „das Aeußerliche ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsere Kräfte." Und zum Schlusse: „diese Gedichte kosten zwei Thaler vier Groschen. Mit zwei Thaler bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ohngefähr das Nützliche.[3]) Nicht besser geht es der Gottsched'schen „kritischen Dichtkunst."[4]) Dennoch ist Lessing nicht so ungerecht, Gottscheds Verdienste überhaupt zu

[1]) Werke I, 183.
[2]) Danzel: Gottsched und seine Zeit, S. 384.
[3]) Werke III, 149. vgl. 206.
[4]) Werke III, 251.

leugnen, er wünscht nur, daß derselbe sich darauf beschränke, zu leisten, was er leisten könne. — Der Hauptpunkt aber, um den es sich in diesen Kritiken handelt, war Klopstock, der Dichter des Messias, in welchem die Schweizer selbst ihren poetischen Messias erblickten, während dagegen Gottsched und die Seinen ihn auf das Heftigste angriffen. Ihrer anmaßlichen Nüchternheit gegenüber trat Lessing zunächst entschieden auf Klopstocks Seite, den er als eine Epoche machende Erscheinung anerkennt. Den Messias, sagt er, wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden (III, 206). Er nennt Gottsched „gestraft genug dadurch, daß er zu denen gehöre, welche nicht im Stande seien, dies große Gedicht zu würdigen, das trotz mancher Flecken, die es habe, doch immer ein Werk bleibe, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann." Nur von der Natur verwahrloste oder Menschen, die sich selbst verwahrlost haben, sagt er an einer andern Stelle, können gegen die poetischen Schönheiten dieses Gedichts unempfindlich sein, und es sei ein Unglück, wenn sich darunter Männer befänden, „die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben." Aber wenn der jugendliche Lessing sich so den Gottschedianern gegenüber auf die Seite des von ihnen Angegriffenen stellte, so war er doch darum weit entfernt, die Nachahmer Klopstocks, oder auch nur die Schwächen der Klopstock'schen Dichtungsweise selbst zu vertreten. Die ersteren fertigte er gleich bei seiner Anzeige des Messias mit den Worten ab: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die

Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.[1]) Wenn Gottsched, heißt es an einer andern Stelle, „statt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen hätte, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir mit Vergnügen ihm beigefallen sein. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären hinlänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen.“ Diese Nachäffer, die im Klopstockschen Geiste zu dichten glaubten, wenn sie sich bemühten, „anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanhaft zu schreiben,“ die sich unter einander für große Dichter erklärten und die das große Werk ihres Meisters durch ihre unverständigen Lobeserhebungen in Mißkredit bei denen setzten, die es noch nicht hinlänglich kennen, giebt er willig dem Spotte Gottscheds Preis. Nur Klopstock selbst solle man die Ungereimtheiten seiner Nachahmer nicht entgelten lassen (III, 389).

Aber auch die übertriebenen Bewunderer des letzteren sahen sich von dem jungen Kritiker in einer Weise zurecht gewiesen, die es ihnen ein für allemal verleidete, in Lessing einen Genossen ihrer Partei zu sehen. Seine Kritik des Messias, die Lessing später seinen Briefen einverleibte, zeigte bei aller achtungsvollen Anerkennung doch deutlich genug, daß er die Schwächen des Gedichts viel schärfer als Klopstocks Gegner durchschaute. So fragmentarisch dieser kurze Aufsatz scheint, so erschöpfend ist er doch dem Wesen nach, und wohl dürfen wir mit Danzel sagen, daß derselbe für die Abgötterei, die mit Klopstock getrieben wurde, ein Todesstoß war. Die pathologische Gefühlsüberschwenglichkeit in Klopstocks Oddendichtung fertigte er mit einer Wendung ab, die kaum anderthalb Zeilen lang, aber in ihrer Spitze scharf und tödtlich ist: Er sagt in seiner Anzeige von Klopstocks

[1]) III, 206. 208. vergl. das Spottgedicht auf die Nachahmer und Preiser Klopstocks. (Werke I, 19 und 101.)

Ode an Gott (III, 191): „der Dichter bedauert in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mädchen wie ein Seraph den andern zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug sein, daß man mit Gott von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte." Nachdem er dann hinzufügt, daß man in dieser Ode „einige leere Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken in prächtiger Einkleidung bemerkt haben wolle," setzt er die drei Strophen als Probe hin, in welchen Klopstock mit allem Aufwande seraphischer Inbrunst Gott anfleht, ihm die Geliebte zu geben:

Ach gieb sie mir, Dir leicht zu geben,
Gieb sie dem bebenden, bangen Herzen ꝛc.

und schließt dann mit den unnachahmlich schalkischen Worten: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!" Liegt nicht ein ganzes Buch Kritik in diesen zehn Worten? Die Klopstocksche Ueberschwenglichkeit war Lessings kerngesundem Geiste überhaupt langweilig. Das spricht sein erstes Sinngedicht aus, dessen vier Zeilen Klopstock und seine Bewunderer ebenso treffend, wie Lessings eigenen Standpunkt beiden gegenüber bezeichnen.

Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

Mit vollem Rechte sagt Danzel in Bezug auf dieses erste kritische Auftreten Lessings: „nicht die späteren Werke sind es, die uns am meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte. Aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen

vermochte, von denen man damals fast wie nach dem Solonischen Gesetze einer angehören mußte, das ist staunenswerth!"

Und staunenswerth ist nicht minder auch, daß in diesen kritischen Erstlingsversuchen des jungen Riesen schon alle großen Eigenschaften des Mannes klar hervortreten: sein Widerwille gegen alle unfruchtbare gelehrte Pedanterie und theologische Intoleranz, seine tiefe Abneigung gegen französische Frivolität und sein wahrhaft religiöser, auf Werkthätigkeit der Liebe dringender Sinn, sein edles Nationalgefühl und sein strenger Gerechtigkeitssinn, sein unbeirrbar scharfer Blick für das Große und Wahre, wie für den Schein von beiden. Und das Alles erscheint verbunden mit einer Eleganz und Klarheit, einer Schärfe und Treffrichtigkeit des Ausdrucks und der Sprache, und mit einer Leichtigkeit und spielenden Anmuth der Methode und Behandlungsweise, von deren künstlerischer Gestaltungskraft man bei uns bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte. Diese letzteren Eigenschaften waren es eben, die schon damals Allem, was er schrieb, jenen unwiderstehlichen Reiz verliehen, der uns selbst heute noch seine Anzeigen der trockensten Bücher, eines Jöcher'schen Gelehrtenlexikons oder einer schlechten Reisebeschreibung mit Vergnügen lesen läßt. Man braucht nur seine Feuilletonaufsätze aus dem Jahre 1751 durchzumustern, um sich von alle dem zu überzeugen. In einer Zeit, wo deutsches Nationalgefühl im tiefen Schlafe lag, empfindet er allein die nationale Schmach, daß der deutsche Dichter Klopstock dem Dänenkönige für eine Pension danken mußte, welche ihm die Muse gab, sein Werk vollenden zu können. „Ein vortreffliches Zeugniß für unsere Zeiten, ruft er aus, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute soviel Satyre[1]) darinnen sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht, daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten." Aber er kann sich doch nicht enthalten, noch einmal darauf zurück zu kommen

[1]) III, 209. Vergl. Literaturbriefe, Werke VI, 120 u. 121.

(III, 211). „Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit, diese Seltenheit wird aber noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion oder Tugend athmen.“ Dies geht auf den französischen Dichter Piron, dem ein unbekannter Gönner seiner liederlich-frivolen Muse ein Jahrgehalt ausgesetzt hatte, und Lessing schrieb dies in Berlin, in der Hauptstadt eines Königs, der die deutsche Literatur verachtete, und unter dessen Augen ein frivoles französisches Literatenthum sich überall in schmarotzerhaftem Uebermuthe breit machte! Aber grade hier, mitten unter den ausländischen Frivolitäten der de la Mettrie und Maupertuis, der Algarotti, d'Arnoud, d'Argens und Voltaire, war es Lessing, Lessing der Jüngling, der sich nur um so feuriger an die fast aufgegebene Nationalität seines Volkes anschloß, und für Zeitgenossen und Nachwelt ein wahres Deutschthum zuerst wieder entdeckte. Der Geschmack an französischer Frivolität war in Berlin, — und wo nicht in Deutschland? — an der Tagesordnung. Grund genug für den jungen Feuilletonisten, ihn überall anzugreifen.[1]) Er lobt eine kleine französische Schrift religiösen Inhalts um so mehr, da man in dieser Sprache jetzt fast nur noch „Zoten und Gotteslästerungen“ zu lesen gewohnt sei, und „die französischen Schriften, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, unzählbar seien.“ Aber so lebhaft er sich der Sittlichkeit und der Religion annimmt, weil der französische Leichtsinn das Kind mit dem Bade zu verschütten drohte, eben so entschieden tritt er aller theologischen Intoleranz und pfäffischen Beschränktheit entgegen.[2]) Er, der lebhaft die Zeit herbei wünschte, und sicher auf ihr Kommen hoffte: „wo es der Wohlanständigkeit gemäß sein werde, ein guter Christ zu heißen, wie es jetzt die gute Lebensart erfordere, sich für nichts Schlechteres,

[1]) Werke III, S. 182. 187. 194. 203 ff. 213. 232.
[2]) Werke III, S. 148. 151. 181. 189. 213.

als einen Atheisten, so lange man gesund sei, halten zu lassen," — er geißelt zugleich alle Intoleranz mit der ganzen Schärfe seines schneidenden Worts. Sein Wahlspruch ist schon jetzt: Erst gut handeln! der Glaube steht in zweiter Reihe! „Eine einzige Religion zusammen zu flicken, ehe man bedacht ist die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!" Es scheint ihm ein Glück, daß noch hie und da ein Theologe auf das Praktische des Christenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigeren Religionsspotter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht." Aber freilich, bemerkt er bei einer anderen Gelegenheit, sei dem Menschen alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, sei zu schwer, als daß sie jeder Theologe haben sollte. Daher komme es, daß man gegen ein Werk dieser Art zwanzig finde, in denen man die Theologie als eine Sophisterei treibe, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben habe. „Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in dicken Büchern abgehandelt: vortreffliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diese Spötter aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabene Einfalt von ihrem göttlichen Ur-

sprunge zeugen, ist ein Werk, womit man sich nur ungern vermengt, weil es — den Herrnhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben." Diese letzteren nimmt er eben deshalb wiederholt ebenso eifrig in Schutz, wie er auf der andern Seite nicht müde wird, den unfruchtbaren Zelotismus der Theologen anzugreifen. So schließt er die Anzeige von Heumanns „Erklärung des neuen Testaments" mit den bitter ironischen Worten: „es wäre Schade, wenn der Verfasser in der Auslegung dieser oder jener Stelle einen allgemeinen Beifall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profession würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stoff zu Zänkereien genommen werden, worin sie ihre Gelehrsamkeit ebenso unwidersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können." So rühmt er es auch von Klopstock noch ganz besonders, daß er die Religion in all dem Glanze darzustellen gewußt, wo sie unsere Ehrfurcht verdiene, daß er das erhebende Geheimniß auf einer Seite zu schildern verstanden habe, „wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in Bewunderung verliert," und daß er endlich „in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken gewußt habe, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei."

Man sieht, in dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling Lessing sind bereits all die Gedanken und Ueberzeugungen lebendig, die dem gereiften Mann am Schlusse seiner Laufbahn mit dem Nathan die Krone auf das Werk seines Lebens setzen ließen. Selbst die Hochschätzung der „oft mehr als christlichen Tugend" der muselmännischen Araber fehlte nicht[1]); und bei der Anzeige eines Romans, der in Konstantinopel spielt, bemerkt er einmal ganz im Nathan'schen Geiste: „wenn ein frommer Muselmann das Buch lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausrufen müssen: welche Gotteslästerungen! und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergötzen werden!"

[1]) Werke III, S. 177. 191. 207. 237. 239. vergl. 305—306. 377—78.

Aber nicht mindere Reife verrathen die Aufsätze des jugendlichen Feuilletonisten, welche sich auf andern Gebieten bewegen. Die Jämmerlichkeit und rohe Gemeinheit dessen, was sich damals als deutsches Lustspiel ausgab, die schulmäßige Pedanterie und hohle Deklamation, welche sich als deutsche Liebesdichtung spreizten, die gedankenleere Tändelei der damaligen Anakreontiker, die antik sein wollende Unfähigkeit, welche in der lyrischen Poesie den Reim verwarf, werden von Lessing in aller ihrer Blöße aufgedeckt, und dabei gleichsam spielend die Grundzüge des Richtigen theoretisch hingestellt, während er sie zu derselben Zeit auch praktisch durch eigene Schöpfungen verwirklichte. Er deckt die Erbärmlichkeit der Fabeln des berühmten dänischen Dichters Holberg auf, und weist auf Gellerts geschmackvolle, natürlich einfache Briefe und Dichtungen hin[1]). Ja er wagt sich an die ersten Größen der damals die Welt beherrschenden französischen Literatur, an Voltaire, Diderot, Rousseau[2]). Von Diderot sagt er am Schlusse einer ausführlichen Anzeige von dessen Brief an Batteux sur les Sourds et Muets ꝛc. in welcher er die Manier dieses Schriftstellers in wenigen Meisterzügen charakterisirt: „Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus diesem Schreiben herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns „in Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit“ (Kleist), wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen

[1]) Werke III, 159. 161. 163. 223.
[2]) Werke III, 197. 202. 206. 376 ff.

leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweiser wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen." Auch hier wieder klingt uns der weise Nathan an. — Voltaire wird freilich nur angestreift und zwar zeigt sich Lessing damals, wo er unter dem persönlichen Eindruck des großen Schriftstellers stand, noch etwas befangen für seine poetischen Leistungen. Aber die Kritik von Rousseau's Preisschrift über den schädlichen Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die sittliche Bildung der Menschheit ist geradezu eine epochemachende Arbeit zu nennen.

Rousseau hatte gerade damals als ein Achtunddreißigjähriger seine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt gesehen hat. Das in unsern Tagen so berüchtigt gewordene Wort eines pfäffischen Sophisten, daß die Wissenschaft umkehren müsse, ist nur ein schwacher Abklatsch von jener Behauptung des Mannes von Genf: daß alle und jede Wissenschaft überhaupt ein Unglück sei für die Menschheit und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden müsse. Die Akademie von Dijon hatte die Schrift, in welcher Schwärmerei und Eitelkeit sich in der Aufstellung eines Unerhörten genügten, im Jahre 1750 mit dem Preise gekrönt. Der zweiundzwanzigjährige Berliner Feuilletonist zeigte wenige Monate später die gänzliche Unhaltbarkeit dieser Paradoxie auf. Der Aufsatz, in welchem dies geschah, ist ein kritisches Meisterstück. Lessing giebt zunächst eine vollständige Uebersicht des Rousseauschen Gedankenganges und beginnt dann seine Kritik desselben mit einem Geständnisse, das ihn noch mehr ehrt, als die darauf folgende siegreiche Widerlegung der Paradoxien Rousseau's. Die Einseitigkeit, ja die Absurdität, mit welcher derselbe die Einfachheit der Natur im Gegensatze zu der Verschroben-

heit und Unnatur damaliger Kulturzustände hervorhob, machte Lessing nicht blind gegen die Großartigkeit der Grundidee und die Berechtigung des Wahren in ihr. Er gestand, daß er eine „heimliche Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn derselbe zu weit gehe." „Wie glücklich wäre Frankreich, ruft er aus, wenn es viele dergleichen Prediger hätte!" Dann aber schlägt er das ganze Paradoxiengebäude, das damals die Welt staunen machte, mit einem einzigen Schlage in Trümmer. Er zeigt, daß die Blüthe der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats in der Geschichte der Völker „zwei Dinge sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Er weist darauf hin, daß Rousseau's Kenntniß der Geschichte überaus mangelhaft und ebendarum seine Folgerungen verkehrt sind. „Alles, sagt er, hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größeren Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblüht?" Rousseau hatte behauptet, Künste und Wissenschaften verminderten die kriegerischen Eigenschaften eines Volkes. Lessing entgegnete: es sei noch die Frage, ob wir das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten hätten. „Sind wir deswegen auf der Welt, ruft er aus, daß wir uns unter einander umbringen sollen?" Und wenn ja die Künste und Wissenschaften den strengen Sitten nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu

verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hoch zu achten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheit entheiligen? Beide können der Tugend dienen." Und so schließt er mit dem einfachen Satze: „die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt an uns, wenn sie uns schädlich sind." Es ist bekannt, daß Lessing antik genug dachte und empfand, um eine Censur des Staats im Gebiete der bildenden Künste durchaus gerechtfertigt zu halten, während er jede Beschränkung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung als Tyrannei, als ein Attentat gegen das Reich der Wahrheit verwarf[1]). Gegen Rousseau zeigt sich Lessing auch vier Jahre später in einer Anzeige seiner Schrift „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen," liebevoll anerkennend, und weiß die sittliche Seite seiner Wärme und Ueberzeugung gebührend zu ehren. In der Anzeige von Rousseau's späterer Schrift über den Ursprung und die Begründung der Ungleichheit unter den Menschen (V, 56—57 Lachm.) heißt es unter Anderm: Rousseau sei auch hier wieder „der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so gebilligt wären, ansehe, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugehe, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen seinen spekulativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz anderen Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weltweisheit gemacht haben;" — ein Urtheil, mit welchem Lessing, wie der neueste Geschichtschreiber der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit Recht bemerkt[2]), den innersten Kern Rousseau's treffend bezeichnet.

Lessings Bildung stand auf dem Fundamente des klassischen

---

[1]) Laokoon II., Werke VI. S. 382 u. 383.
[2]) Hettner, Th. II. S. 426.

Alterthums. Aber seine Begeisterung für dasselbe machte ihn schon damals nicht blind für dessen Schwächen und Flecken. Was man noch heute nicht selten vermißt, jene richtige Schätzung der alten Schriftsteller, welche den Werth ihrer Schriften für die kulturgeschichtliche Erkenntniß der Vergangenheit von dem absoluten Werthe derselben an und für sich trennt — schon der zweiundzwanzigjährige Lessing besaß diese richtige Schätzung vollkommen. Bei Gelegenheit moderner Liebesdichtungen kommt er auf Ovid zu sprechen. Er nennt dessen „Kunst zu lieben" unschätzbar in Bezug darauf, daß wir durch sie und fast nur durch sie allein, ein Bild von der gesellschaftlichen Kultur des Römervolkes, einen Begriff, wie er sich ausdrückt, „von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feineren Sitten, von dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone in ihren Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Empfindungen" gewinnen. Aber er verhehlt ebensowenig, daß jenes Gedicht eine Seite habe, von welcher aus betrachtet das Urtheil anders lauten müsse, und das sei die Seite, „auf welcher es seinem Titel widerspreche." „Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, während er bei denen, die ihn nicht zurecht zu legen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehrte die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genusse zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet." Sollte man nicht meinen, Goethe habe diese Worte vor Augen gehabt bei dem Ausrufe seines in Sinnlichkeit versunkenen Faust:

So taumel' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.

Und neben dem allen — welche Gelehrsamkeit verräth dieser jugendliche Literat und Feuilletonist in seinen kritischen Anzeigen der Fortsetzung des Bayleschen Dictionairs von Chaufepié, oder des Gelehrtenlexikons von Jöcher! Man sieht, er hatte sich die Bibliothek

des alten Rüdiger, die er bei seiner Ankunft in Berlin zu ordnen übernommen hatte, trefflich zu Nutze gemacht, und sich namentlich in der Gelehrtengeschichte, für welche er von früh auf eine Neigung gehabt hatte, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, eine Fülle von Kenntnissen erworben, um die ihn schon damals mancher Professor beneiden mochte[1]). Und so universal angelegt war dieser große Mensch, daß er schon damals sogar ein reiferer Politiker war, als die meisten seiner Zeit, daß er die Unzulänglichkeit aller abstrakten Theorien auf dem Gebiete dessen, was man damals „Regierungskunst" nannte, mit klarem Blicke durchschaute, und nur ein ironisches Lächeln für alle die gutmüthigen Pedanten hatte, welche auf diesem Gebiete von ihrer Studirstube aus durch systematische Rathschläge praktisch wirken zu können meinten. „Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst," so beginnt er die Anzeige eines solchen Buches, „das recht gut sein würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre. Oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich unterfängt, daraus ein System zu machen, nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Größe eines Regenten und dergleichen mitgebracht hat." Ganz im antiken Geiste will er die Politik nur von Politikern, die Staats- und Regierungskunst nur von praktischen Staatsmännern und Regenten behandelt wissen. „Man überlasse," fährt er mit einer huldigenden Wendung gegen den großen Preußenkönig fort, „man überlasse solchen Stoff denen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben, demjenigen insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Aber auch dieser, schreibt er, würde nur für diejenigen eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen

[1]) Danzel I. 173. 216.

Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar sein, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über dieselben Völker regieren"[1]). Liegt nicht ein ganzes Buch politischer Weisheit in diesen wenigen schlichten Worten, einer Weisheit, an die noch heut zu Tage zu erinnern nicht ohne Nutzen scheint?

Auch als Selbstkritiker sehen wir ihn auftreten in der Anzeige seiner kleinen Lieder und der ersten beiden Bände seiner Schriften, ohne falsche Bescheidenheit, aber auch ohne alle Spur von Autoreitelkeit, immer klar, sicher, selbstbewußt und seiner fortschreitenden Entwickelung gewiß. So heißt es in der Anzeige seiner Kleinigkeiten (1751), die er zum Theil schon vor drei Jahren veröffentlicht hatte: „kann man es dem Verfasser zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist?" Wie liebenswürdig und anmuthig ist hier dies „vielleicht!"

Ueberhaupt hat man wohl schon aus dem bisher Mitgetheilten einen Begriff von der Anmuth und Grazie, wie von der Klarheit und Bestimmtheit der Sprache und des Stils gewinnen können, welche Lessing schon damals eigen waren. Auch geißelt er selbst mit schonungsloser Schärfe (III. 386) die Rohheit und Nachlässigkeit, mit welcher damals, wie zum Theil noch jetzt, in Uebersetzungen aus fremden Sprachen die deutsche Sprache mißhandelt wurde. Und von der damals wie heute noch grassirenden deutschen Uebersetzungswuth, die selbst nach dem Schlechtesten greift, ruft er einmal aus: „Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen?"

Das epigrammatisch Schlagende der Wendungen und Sätze, das Lessings spätern kritischen Schriften einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, findet sich gleichfalls schon in diesen Jünglings-Aufsätzen vorgebildet. „Nichts ist leichter," sagt er einmal, „als Bayle

[1]) Werke III. 190.

zu vermehren, aber nichts schwerer, als ihn Baylisch zu vermehren.“ In der Anzeige von Gellerts Musterbriefen ist die ganze Theorie des Briefstils in die epigrammatische Wendung zusammengedrängt: „die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt,“ und Herders berühmtes Wort: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch,“ hat Lessing ausgesprochen,[1]) als Herder noch auf seinem Dorfe lesen lernte. Die Sucht, in einem Feuilleton immer nur das Allerneueste zu besprechen, — kann man sie anmuthiger persifliren, als es Lessing thut, wenn er bei der Anzeige eines poetischen Werkes, welches ein Jahr zuvor (1750) erschienen war, mit Bezug auf die lateinische Jahreszahl (MDCCL) des Titels sagt: „Sollten wir glauben, daß ein Auszug daraus deshalb mißfallen würde, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I steht?“

Diese Beweise von der Art und Würdigkeit wie von dem Umfange der Wirksamkeit, welche der jugendliche Lessing als Feuilletonist einer sonst durchaus unbedeutenden Zeitung bethätigte, sind fast sämmtlich seinen Aufsätzen aus dem Jahre 1751 entnommen. Sie ließen sich noch beträchtlich vermehren, wenn wir die Artikel aus den Jahren 1752 bis 1755 in ähnlicher Weise durchgehen wollten. Wir würden dort sehen, wie er auf die Vortrefflichkeit der Cervantes'schen Novellendichtung und auf die Wichtigkeit der Aristotelischen Poetik hinweist; wie er den damals auftretenden Wieland mit leiser aber sichrer Hand auf seine Vielschreiberei und allzu große Breite aufmerksam macht, und wie er seine von ächtem Nationalgefühl beseelte Polemik gegen den französischen Uebermuth fortsetzt, wobei er einmal in dem

[1]) Werke III. 379. Mit diesen Worten beginnt Lessing die Anzeige der Schrift: L'esprit des nations. In dieser Anzeige spricht Lessing das kühne Wort aus: „Eigentlich zu reden hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen.

Streite Voltaire's mit einem andern französischen Schöngeiste, bei welchem es wieder gegen die Deutschen hergegangen war, in den Ausruf ausbricht: „Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zwei Mal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesetztem und gesundem Verstande fehlt?" Aber freilich: die Lehre, das Ausland nicht zu verachten, die damals ein liebenswürdiger Franzose, Bernard, seiner Nation gab, werden, wie Lessing meint (III. 245), kluge Franzosen ihren Landsleuten noch unzählige Mal umsonst wiederholen. Ueberhaupt wird Voltaire in den Aufsätzen der nächsten drei Jahre schon etwas schärfer angefaßt, und die Verspottung seiner Vers techniques, in welchen Voltaire damals alle Namen und Hauptthaten der deutschen Kaiser in eine Uebersicht gebracht hatte, ist von schneidender Schärfe. Bei dem Anblick dieser Arbeit, mit der sich in Deutschland nur die untergeordnetsten Geister abgeben, meint Lessing, sei es zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bliebe, zuletzt sogar Chronodisticha machen dürfte; und das vielleicht aus keiner anderen Absicht, als um sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, sowie er zum Exempel in Frankreich die Henriade und in England den Brutus und den Tod Cäsars gemacht habe." Der Doppelstachel dieses Epigramms ist nur zu fühlbar, und daß der junge Lessing den Meister des Witzes selbst mit dessen eigener Waffe angriff, war eine Kühnheit, die den Zeitgenossen noch größer als uns erscheinen mußte. Daneben wußte er aber doch bei einer andern Gelegenheit (III. 379) Voltaire's fruchtbare und neue historische Betrachtungsweise gebührend anzuerkennen[1]).

Ueberschauen wir die Gesammtheit dieser kritischen Erstlingsversuche des Berliner Feuilletonisten Lessing, so sehen wir, daß seine

[1]) Vgl. Hettner Geschichte der Literatur des 18. Jahrh. II. S. 212.

Thätigkeit keineswegs eine planlose ist, sondern einen inneren Zusammenhang aufzeigt[1]). Denn sie umschreibt den ganzen Kreis der damaligen ästhetischen und literarischen Interessen, sie weiß überall die Hauptpunkte derselben klar in den Vordergrund zu rücken und bei scheinbar fragmentarischer Form im Wesentlichen erschöpfend zu behandeln. Sie stellt endlich in dem zweiundzwanzigjährigen Kritiker einen Menschen vor uns hin, der alle die besprochenen Erscheinungen selbstständig zu beherrschen und an ihren Ort zu setzen, ihren Werth zu würdigen und ihre Tragweite zu ermessen versteht.

Viertes Kapitel.

Lessing und Voltaire in Berlin.

In solcher Thätigkeit auf dem Gebiete ästhetischer Produktion und historischer Kritik waren drei Jahre vergangen, als Lessing den Entschluß faßte, Berlin für eine Zeit lang zu verlassen und seinen Studien eine andere Richtung zu geben.

Viele Umstände trafen zusammen, um ihn zu diesem Entschlusse zu bestimmen. Mit Mylius war er über die Herausgabe der „Beiträge" zerfallen, und die Zeitschrift selbst, die er mit soviel zuversichtlichen Hoffnungen begonnen hatte, war aufgegeben worden. Zu eigner dramatischer Produktion fehlte der Anreiz einer Bühne, die Berlin damals nicht besaß. Seine lyrischen Versuche hatte er durch eine Sammlung derselben, die er 1751 unter dem Titel „Kleinigkeiten" herausgab, abgeschlossen. Wie er selbst über diese Poesien schon damals urtheilte, sieht man aus seiner Selbstkritik und aus

[1]) Danzel I. S. 212.

der späteren Vorrede zum ersten Bande seiner Schriften[1]). Der große Beifall, den diese Sachen fast überall fanden, täuschte jedoch den jungen Dichter nicht über den Werth und die Bedeutung der ganzen Gattung dieser Dichtungen. Ihm war schon als Zweiundzwanzigjährigem die Wahrheit jenes Goethe'schen Wortes aufgegangen, „daß die Muse das Leben zwar zu begleiten, aber nicht zu leiten versteht," und sein Epigramm:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid,
Doch seid Ihr sonst nichts mehr mein Herr? das thut mir leid!

spricht diese Wahrheit sehr unumwunden aus. Dazu kam, daß ihm manche Verhältnisse und Bekanntschaften, in welche ihn die Noth seiner Berliner Anfänge hineingedrängt hatte, mehr und mehr lästig werden mochten. Auch seine journalistisch kritische Thätigkeit, bei der es denn doch sehr häufig auf ein geistiges von der Hand in den Mund leben hinauslief, konnte ihm auf die Dauer nicht zusagen. Er fühlte, daß es ihm in Berlin mit seinem bisher erworbenen Kapital von Wissen und Gelehrsamkeit wie seinem Freunde Mylius gehe: „daß er von dem Erworbenen zehren müsse, ohne etwas hinzu verdienen zu können[2])". Er beschloß daher zur Wiederaufnahme ernster wissenschaftlicher Studien sich nach Wittenberg zu begeben, wo eben sein zweiter Bruder die Universität bezogen hatte. Auch ein rein äußerlicher Umstand kam hinzu: das Bedürfniß, seine in der Literatur gewonnene selbstständige Stellung auch äußerlich durch eine akademische Promotion abzuschließen, und statt des Studiosus Medicinae, wie er noch immer hieß, als wohlbestallter Magister der freien Künste aufzutreten. Ehe er jedoch Berlin verließ, sollte ein Conflict, in welchen er mit dem berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts, mit dem damals in Berlin lebenden Voltaire gerieth, den guten Namen des jungen Literaten in bedenkliche Gefahr und ihn

[1]) Werke III. S. 190 u. 267—269.
[2]) Werke IV. S. 445.

selbst zu einer Bekanntheit bringen, wie sie ihm ein dreijähriges Leben und Arbeiten in Berlin nicht gewährt hatte.

Lessings erste Berührung mit Voltaire fällt in die Anfangszeit seines Berliner Aufenthalts. Es war ein sonderbarer Zufall, der den einundzwanzigjährigen Jüngling Lessing mit dem auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Voltaire in der preußischen Hauptstadt zusammenführte, und dieser Zufall knüpft sich an eine Episode aus Voltaire's Leben, die allerdings auf eine bisher von der französischen Nationaleitelkeit möglichst verschleierte Stelle der Biographie und Charakteristik Voltaire's ein unerfreuliches Schlaglicht wirft. Ich muß dieselbe hier ausführlich erzählen, da sie ihrem genauern Verlaufe nach sehr wenig bekannt ist, während zugleich Lessings spätere Stimmung gegen Voltaire durch sie erst ihre volle Erklärung erhält[1]).

Lessing hatte bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem französischen Sprachlehrer Richier de Louvain, einem gutmüthigen und strebsamen jungen Manne, Bekanntschaft gemacht, dessen Umgang ihm in seinen Studien der französischen Sprache und Literatur ebenso förderlich war, wie jenem durch den Verkehr mit dem jungen deutschen Schriftsteller das Verständniß deutschen Wesens und deutscher Schriftwerke zugänglich wurde. Dieser Richier, den Voltaire einige Zeit darauf zu seinem Geheimsecretair angenommen hatte, war es, der eines Tages seinen jungen Freund in dessen Dachstübchen am Nikolaikirchhofe[2]) aufsuchte, um ihm einen Antrag zu machen,

---

[1]) Die Quellen unserer Darstellung sind Klein's Annalen der Gesetzgebung Bd. 5. S. 215—257, und die Schriften Friedrichs des Großen.

[2]) Lessing war damals so arm, daß er anfänglich mit einem älteren Landsmanne, dem „kleinen Bauzner" Neumann, auf einer Stube wohnte. Seine erste eigene Wohnung in Berlin war „eine sehr kleine Stube" im zweiten Stock eines „sehr kleinen Hauses" am Nikolaikirchhofe in Berlin (Lessing Werke XIII, S. 16, Anmerk.) Es ist das jetzt mit No. 10 bezeichnete Haus, das seit einigen Jahren umgebaut, in seinem früheren Aussehen nur noch durch eine Zeichnung erhalten ist, welche die Familie von Lessings Freunde David Friedländer hat in Kupfer stechen lassen. Es ist noch heute nicht durch eine Inschrift bezeichnet!

der Lessing einen sehnlichen Wunsch erfüllte und ihm die persönliche Bekanntschaft des großen Voltaire verschaffen sollte. Der berühmte Dichter der Henriade war nämlich damals (1750) in einen überaus bedenklichen und für seinen Ruf sehr gefährlichen Rechtsstreit verwickelt. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als um ungesetzlichen Wucher, um Gewaltthätigkeiten verschiedener Art und um eine Anklage wegen Fälschung, gerichtet gegen den größten Geist Frankreichs und bereits zum Prozesse bei dem Berliner Kammergerichte vorgeschritten. In diesem Prozesse führte Voltaire zum großen Theil seine Sache selbst mit eigens ausgearbeiteten Eingaben und Streitschriften. Für diese suchte er einen deutschen Uebersetzer, und Richier schlug für dieselbe seinen jungen Freund vor. Lessing, damals ohnehin auf Broderwerb ähnlicher Art angewiesen, ging natürlich auf diesen Vorschlag bereitwillig ein. Es war keine Kleinigkeit für den armen Literaten, der damals, wie alle Welt, verehrend und bewundernd zu einem Voltaire hinaufsah, diesem großen Manne persönlich nahen, für ihn arbeiten und aus seinem Dachstübchen eine Zeit lang sich täglich zu Voltaire's Tafel im Königsschlosse, dessen Thurmgemächer derselbe damals bewohnte, begeben, und seiner wenn auch sehr gemessenen Unterhaltung sich erfreuen zu dürfen. Durch seine Uebersetzerarbeit wurde er aber auch zugleich nach und nach in die Einzelnheiten jenes merkwürdigen Rechtshandels eingeweiht, auf dessen Ausgang damals ganz Berlin mit einer neugierigen Spannung blickte, die freilich dem großen Manne ungleich weniger günstig war, als seinem Gegner. Dieser Gegner war ein jüdischer Bankier in Berlin, Namens Abraham Hirsch, und die Sache, um die es sich handelte, war folgende.

König Friedrich II. hatte in dem Friedensschlusse von Dresden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beendigte, durch einen besonderen Artikel für die Interessen derjenigen seiner Unterthanen zu sorgen gesucht, welche sächsisches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, in Besitz haben möchten. Jener Artikel bestimmte nämlich, daß solche

Scheine von Sachsen zum vollen Nennwerthe eingelöst werden sollten. Da nun in Sachsen selbst der Cours dieser Papiere beträchtlich gesunken war, so konnte es nicht fehlen, daß sich die Spekulation dieser Sache bemächtigte, und Friedrich der Große sah sich genöthigt, drei Jahre später ein ausdrückliches Verbot gegen die Annahme von Steuerscheinen in Preußen zu erlassen. Aber der große König sollte durch seinen eigenen Freund und Liebling die Erfahrung machen, daß sich dergleichen Dinge des Geldverkehrs nicht auf dem Wege von Regierungsmaßregeln ordnen lassen. Der Dichter der Henriade war nämlich kaum nach Berlin gekommen, als sein spekulativer Geist auch schon den großen Vortheil herausfand, welchen er, unterstützt durch seine Stellung als persönlicher Freund und Günstling des Königs[1]), aus einem Geldgeschäfte mit solchem sächsischen Papiergelde ziehen könnte, das man nur in Sachsen aufzukaufen und heimlich nach Preußen einzuführen brauchte, um es schließlich durch Wiederverkauf an die sächsischen Behörden mit einem Gewinne von einigen dreißig Prozent zu verwerthen. Voltaire war habsüchtig. Von Jugend auf war sein Bestreben, wie Goethe sich in seiner milden Weise ausdrückt, auf Erwerb im Großen, auf nahes Verhältniß zu den Herren der Erde und auf Benutzung desselben zu seinen Zwecken gestellt gewesen, weil er selbst zu den Herren der Erde gehören wollte. Allein, wenn er auch das Geld nur als Mittel zur Freiheit liebte, — „nicht leicht", sagt Goethe, „hat Jemand sich so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein" — so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er zur Erlangung des Mittels, das ihm sein fürstengleiches späteres Leben in Ferney bereiten sollte, auch Wege zu gehen sich nicht scheute, die seinen Ruhm und seinen Charakter befleckten.

Was er in Berlin that, war solcher Art. Er trat mit einem

[1]) Wie alle Welt in Berlin sich damals vor Voltaire beugte, erzählt Formey in den Souvenirs d'un citoyen I. p. 235 ff.

jüdischen Bankier Abraham Hirsch in Verbindung und bewog denselben, nach Dresden zu reisen, um daselbst auf seine Rechnung für eine große Summe sächsische Steuerscheine anzukaufen. Er wußte dem Hebräer, dem vor Entdeckung und Strafe bange war, die Sache so vorzustellen, als ob er der stillschweigenden Einwilligung seines Gönners, des Königs, sicher sei, was ihm um so leichter wurde, als er damals in der That sich in Berlin einen großen Einfluß anmaßte und als erklärter Günstling des Königs Prinzen und Gesandte auswärtiger Mächte in eigenen Audienzen empfing und mit einem demüthigenden Stolze behandelte. Abraham Hirsch verstand sich also endlich dazu, das Geschäft zu übernehmen. Er empfing von Voltaire theils in Wechseln auf Paris, theils in baarem Gelde die zum Ankaufe der sächsischen Papiere nöthigen beträchtlichen Summen, für die er seinerseits wieder dem Dichter der Henriade durch Hinterlegung werthvoller Diamanten Sicherheit leistete. Kaum aber war er nach Dresden abgereist, als sein Glaubensgenosse und Geschäftsrival, der bekannte spätere Münzpächter Ephraim, sich bei Voltaire melden ließ, ihm den Abraham Hirsch zu verdächtigen und sich selbst als einen vortheilhafteren Vermittler für jenes Geschäft darzustellen wußte, indem er sich erbot, ihm Steuerscheine zum doppelten Betrage der Summe aus Sachsen zu verschaffen, wofür er nichts verlangte, als den Schutz und die Gunst des einflußreichen Günstlings. Voltaire war unvorsichtig genug, dies Anerbieten anzunehmen. Er schrieb nach Paris und ließ dort seine eigenen Wechsel, auf die er den Hirsch angewiesen, protestiren, ohne demselben auch nur davon Nachricht zu geben. Dieser, der dadurch in mannigfache Verlegenheit gerieth, kam unverrichteter Sache nach Berlin zurück und machte Herrn von Voltaire in aller Unterthänigkeit sehr bittere Vorwürfe, verlangte Schadenersatz und drohte mit gerichtlicher Klage. Indessen kam es doch zu einer gütlichen Vereinigung, in Folge deren Voltaire sogar versprach, seinen hintergangenen Geschäftsfreund für die gehabten Verluste durch einen Ankauf von Diamanten, die er zum Theil bereits in Händen hatte, zu entschä-

digen. Allein auch hier ward Ephraim der böse Dämon beider. Er wußte Voltaire glauben zu machen, daß er von Hirsch mit den Diamanten übervortheilt sei, obschon Voltaire dieselben nach der Taxe des Hofjuweliers Reclam angenommen hatte, während die Juweliere, durch welche Ephraim die Diamanten nachträglich abschätzen ließ, Leute waren, welche von diesem reichen Hebräer völlig abhingen. Voltaire verfuhr jetzt völlig gewaltthätig. Er ließ den Hirsch auf das Zimmer eines ihm befreundeten hohen Militairs kommen, mißhandelte ihn thätlich, behielt andere Pretiosen, die er sich von ihm zur Ansicht hatte bringen lassen, als Entschädigung wegen jener angeblichen Uebervortheilung eigenmächtig zurück, und erwirkte gegen den armen Juden, als dieser mit einer Klage drohte, sogar durch seinen Einfluß einen Verhaftsbefehl, der den Vater des Verhafteten so erschreckte, daß ein Schlagfluß dessen Tod herbeiführte: kurz, Voltaire benahm sich in Berlin ganz nach der Manier, in welcher damals bei ihm zu Hause übermüthige Seigneurs mit Niedriggeborenen umzuspringen pflegten. Zugleich war er Taktiker genug, sich auch öffentlich den Vortheil des Angreifers zu sichern. Er reichte eine Klage ein, in welcher er das ganze Sachverhältniß auf den Kopf stellte. Er leugnete das ganze Geschäft, soweit es die Steuerscheine betraf, ab, und beging zu dem Ende sogar eine Fälschung an einer Handschrift. Ja, er erbot sich sogar, in einer Eingabe an das Gericht, zu beschwören, daß diese Fälschung keine solche sei! Das Gericht, welches von dem Gegentheile überzeugt war, ließ ihn nun zwar nicht zur Ableistung des Eides zu und bewahrte ihn dadurch vor dem körperlich vollzogenen Meineide, ja, es verurtheilte sogar den Gegner Voltaire's um eines formalen Vergehens wegen zu einer kleinen Geldstrafe; allein damit war die Sache noch keineswegs zu Ende. Denn der so auf's Aeußerste gebrachte Jude trat jetzt mit der Behauptung vor: Herr von Voltaire habe sich sogar eine betrügerische Austauschung der ihm übergebenen Juwelen zu Schulden kommen lassen, und erbot sich dafür den Beweis zu liefern. Dies letztere ward ihm vom

Gericht bewilligt. Aber der Dichter der Henriade hielt es für räthlich, diesen Beweis nicht abzuwarten und beeilte sich, dem Juden einen Vergleich anzubieten, durch welchen der Letztere noch einen ansehnlichen Vortheil erhielt, während Voltaire einen Verlust von tausend Thalern erlitt. Der Jude nahm den Vergleich an, da es ihm nicht um Rache, sondern um sein Geld zu thun war.

So kam Voltaire aus diesem sehr schmutzigen Handel noch mit einem blauen Auge davon. Aber die Achtung des großen Königs vor dem sittlichen Charakter des Mannes, den er als den geistreichsten Schriftsteller seines Jahrhunderts bewunderte, war für immer verscherzt. Voltaire hatte Anfangs auf die königliche Gunst getrotzt; aber er mußte nur zu bald erfahren, daß der große König in Sachen der Gerechtigkeit keinen Spaß verstand. Sobald dieser von dem Handel Kenntniß erhielt, befahl er, denselben „mit unparteiischer Strenge zu untersuchen." Den verhafteten Juden ließ er sofort auf freien Fuß stellen. An Voltaire schrieb er: „Die Sache mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen bekannt, und man hat darüber große Klage bei mir geführt." Er verbat sich sogar den Besuch des Dichters, der ihm nach Potsdam folgen wollte, mit den Worten: „Wenn Ihr Euch dem Ausbruche Eurer Leidenschaften überlaßt und mit aller Welt Streit anfangt, so werdet Ihr mir gar kein Vergnügen machen hierher zu kommen, und Ihr könnt eben so gut in Berlin zurückbleiben." Als endlich Voltaire ihm meldete, daß er seinen Prozeß gewonnen habe, gratulirte ihm derselbe dazu (28. Febr. 1751) in einer so sarkastischen Weise, daß sie über des großen Königs Ansicht von der Sache keinen Zweifel läßt: „Weil Ihr den Prozeß gewonnen habt, so wünsche ich Euch Glück dazu. Es ist mir sehr lieb, daß diese häßliche Geschichte einmal zu Ende ist. Ich hoffe, daß Ihr keine Händel weiter haben werdet, weder mit dem alten noch mit dem neuen Testamente, denn dadurch wird immer Eure Ehre verletzt, und mit allen Euren Talenten, die Ihr als der schönste Geist Frankreichs aufzuweisen habt, bedeckt Ihr die Flecken nicht, mit deren Auf-

führung Ihr Euren Ruhm schändet." Aber noch deutlicher spricht gegen Voltaire die satirische Komödie, „der prozessirte Tantalus" (Tantale en procès), in welcher Friedrich der Große damals den habsüchtigen Dichter verspottete. Eine überaus humoristische Darstellung des ganzen Handels, welche derselben vorangeschickt ist, bestätigt zugleich die aktenmäßige Darstellung desselben in allen Punkten.

Und Lessing? Man kann sich denken, was dieser reinlichste der Menschen, dessen ganzes Leben seine peinliche Ehrenhaftigkeit und uneigennützige Großmuth zumal in Geldsachen bewährt hat, empfinden mußte, als durch das ihm übertragene Uebersetzergeschäft den Einblick in diesen schmutzigen Handel erhielt, in welchem sein durchdringender Scharfsinn nur zu bald das Wahre herausfand. Aber so adlig war dieser herrliche Mensch, daß er in keinem seiner Briefe — selbst nicht, als Voltaire's Kleinlichkeit, wie wir bald sehen werden, ihm und seinem Freunde Richier durch einen gemeinen Verdacht eine sehr empfindliche Kränkung bereitete — jemals seine gewonnene Kenntniß von Voltaire's bewiesener Schwäche wider denselben benutzte. Sein feines Gefühl hielt sich gebunden, weil er durch Voltaire selbst, wenn auch gegen dessen Absicht, solche Kunde erlangt hatte. Sogar die Epigramme, die er auf den Prozeß gemacht und im Freundeskreise mündlich mitgetheilt hatte, gab er zum Theil erst später und ohne Namenbezeichnung heraus. Sie bezeugen deutlich, wie er über Voltaire's Stellung in jenem Handel dachte. Die Habsucht desselben kennzeichnete er durch das überaus witzige Epigramm „Der geizige Dichter:"

„Ihr fragt, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir? der Dichter? Er, den Welt und Nachwelt liest? —
Weil nach des Schicksals argem Schluß
Ein jeder Dichter — darben muß."

Nach Lessings Tode fand sich unter seinen Papieren ein Blatt, auf welchem es bei Gelegenheit einer Fabel des lateinischen Fabeldichters Phädrus hieß: „Die eigentliche Moral ist diese, daß es eine sehr kitzliche Sache ist, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Theile als

Betrüger bekannt sind. So hätte man z. B. bei dem Prozesse, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis![1])

und zu Voltaire:

Te credo suripuisse, quod pulchre negas!"[2])

Aber noch vernichtender ist Lessings Urtheil ausgesprochen, in dem ebenfalls erst später veröffentlichten Epigramm (Werke I. S. 32 u. 33) an dessen Schluß der Grund, weshalb es dem „schlauesten Hebräer von Berlin" nicht gelungen sei, „von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen," mit den Worten gegeben wird:

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V** war ein größrer Schelm als er.

Und mit eben diesem Manne sollte nun der junge deutsche Schriftsteller in eine Verwickelung gerathen, die durch Voltaire's Leidenschaftlichkeit und kleinlichen Verdacht Lessings eigenen sittlichen Charakter einen schweren Makel anzuhängen drohte.

Voltaire hatte nach Beilegung seines Prozesses Berlin im Frühlinge des Jahres 1751 verlassen und sich mit seinem Secretair Richier nach Potsdam begeben, wo er sein Siècle de Louis XIV. vollendete. Als sie im December nach Berlin zurückkamen, bewog Lessing seinen Freund Richier, ihm den ersten Theil des noch nicht ausgegebenen Werkes auf einige Tage unter dem Siegel des Geheimnisses zur Lektüre anzuvertrauen. Ein unglücklicher Zufall, den Lessings Gutmüthigkeit und die Indiscretion eines seiner Freunde herbeiführte, war Schuld, daß Voltaire die Sache erfuhr. Der Philosoph, außer sich darüber, daß irgend Jemand sein neues Werk gesehen, ehe dasselbe

[1]) „Du forderst, scheint es, was Du nicht verloren hast!"
[2]) „Du, glaub ich, hast gestohlen, was Du listig leugnest."

noch in die Hände der Mitglieder des Königlichen Hauses übergeben worden war, und dem ärgsten Verdachte Raum gebend, ließ sogleich seinen Secretair rufen. Dieser gestand den Hergang der Sache und seinen begangenen Fehler, den er mit seiner Freundschaft für Lessing zu entschuldigen versuchte, und eilte zu diesem, um ihm das geliehene Exemplar abzufordern. Unglücklicherweise hatte aber Lessing, der von alledem nichts ahnte, schon Berlin verlassen und, was noch übler war, im Drange der Abreise das entliehene Buch mitgenommen. Jetzt brach Voltaire's Zorn los. Er überhäufte Richier mit den niedrigsten Schmähungen, beschuldigte ihn, das Werk entwendet zu haben, um es durch Lessing übersetzen oder gar nachdrucken zu lassen, zwang ihn auf der Stelle einen beleidigenden Brief, dessen Worte er ihm dictirte, an seinen Freund zu schreiben, in welchem er denselben das mitgenommene Buch abforderte, und jagte dann den unglücklichen jungen Mann mit Schimpf und Schande aus seinem Dienste. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden, wohl aber Lessings Antwort an Richier, mit welcher er die Zurücksendung der entliehenen Bogen begleitete. Sie war französisch geschrieben, weil Lessing, der den Zusammenhang sogleich ahnte, die Absicht hatte, daß auch Voltaire sie lesen solle. Dies geschah in der That, und Voltaire fand nicht einmal für gut, den Brief, der in seine Hände gelangt war, seinem verabschiedeten Secretair mitzutheilen, welcher erst zweiunddreißig Jahre später, nach Lessings Tode, durch dessen Bruder Karl, der den Entwurf des Briefes unter den Papieren des Verstorbenen fand, von demselben Kunde erhielt. Er ist zu charakteristisch für beide Theile als daß ich ihn nicht mittheilen sollte:

Vous me croyez donc capable, Monsieur, d'un tour des plus traitres? et je Vous parais assez méprisable, pour me traiter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raison, que parceque la force n'est pas de mise.

Voilà l'exemplaire, dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé

UNIVERSITY OF VICTORIA
LIBRARY
Victoria, B. C.

sans Votre lettre, qui est la plus singulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que je m'étais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant déjà sous presse. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupations litéraires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce soit. Au reste, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se fraudroit donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire. — — C'est un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je Vous prie; il n'est pas de moi. — Mais au fait. Vous Vous attendez à des excuses, et les voilà. J'ai pris sans Votre permission avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abusé de Votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais est-ce ma faute, si contre ma curiosité ma bonne foi n'est pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi. Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parceque ils nous ennuyent partout? Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnaître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierais si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnaissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne meritez pas? J'en suis au désespoir; dites lui donc que nous sommes amis, et que se n'est qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un philosophe. Je suis etc.

Da aber diese eben so geistreiche als bündige Antwort Lessings nicht gleich am ersten Posttage eintraf, so ließ sich der leidenschaftliche Dichter der Henriade dazu herbei, selbst an Lessing einen zweiten eigenhändigen Brief zu schreiben, der ihm noch weniger Ehre als der erste macht. Denn obschon er von Richiers Unschuld überzeugt und gewiß sein mußte, daß sein Buch nicht entwendet und daß es ebenso wenig Lessings Absicht war, dasselbe zu übersetzen, so stellte er sich doch, als glaube er das Erstere und besorge das Letztere, um den Großmüthigen, Freisinnigen und Duldsamen zu spielen, und während er dem jungen deutschen Literaten mit ausgesuchter Höflichkeit und Achtung begegnet, vergißt er doch nicht, ihn mit seinem Kammerherrnschlüssel und mit der Hand der Gerechtigkeit zu bedrohen. Dieser Brief, der selbst in der Adresse die kleinliche Angst des französischen Philosophen charakterisirt,[1]) lautete wie folgt:

On Vous a déjà écrit, Monsieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a dérobé, et qu'on a remis entre Vos mains. Je sais, qu'il ne pouvoit être confié à un homme moins capable d'en abuser, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait insérer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort considérable de le traduire dans l'état, où Vous l'avez. Vous m'en feriez un beaucoup plus grand encore, de souffrir, qu'on imprimât le livre en français. Vous ruineriez Mr. de Francheville, qui est un très honête homme, et qui est l'éditeur de cet ouvrage. Vous sentez, qu'il seroit obligé de porter

[1]) Sie lautet:

à Monsieur

Monsieur Lessing, Candidat en Médicine à Vittenberg.

et s'il n'est pas à Vittenberg, renvoyez à Leipzig pour être rémis à son père, ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipzig, qui saura sa demeure.

ses plaintes au public et aux magistrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous nuire d'avantage et Vous fermer irrévocablement le chemin de la fortune. Je serais très affligé, si la moindre négligence de Votre part dans cette affaire metoit Mr. de Francheville dans la cruelle nécessité, de rendre sais plaintes publiques. Je Vous prie donc, Monsieur, de me renvoyer l'exemplaire, qu'on Vous a déjà redemandé en mon nom. C'est un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité, pour ne pas reparer le tort, que j'essuie. Je serois très satisfait, que non seulement Vous traduisiez le livre en Allemand, mais que Vous le fassiez paroître en Italien, ainsi que Vous l'avez dit au précepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renseignements nécessaires, et je recompenserai avec plaisir la bonne foi, avec laquelle Vous m'aurez rendu ce que je Vous redemande. On sait malheureusement dans Berlin, que c'est mon sécrétaire Richier, qui a fait ce vol. (!) Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; et je lui pardonnerai même, en faveur de la restitution, que j'attends de Vous. Ayez la bonté de me faire tenir le paquet par les chariots de poste, et comptez sur ma reconnaissance, étant entièrement à Vous

Voltaire

Chambellan du Roi.

Dieser Brief, in welchem Lessing seinen unschuldigen Freund als einen gemeinen Dieb, und sich selbst, trotz aller eingestreuten Schmeicheleien doch zwischen den Zeilen als dessen Betrugsgenossen behandelt sah, empörte ihn dergestalt, daß er jetzt alle Rücksichten von sich warf, und dem gepriesenen Vertheidiger der Unschuld in den stärksten Ausdrücken sein unwürdiges Betragen in einem lateinisch geschriebenen, für uns leider verloren gegangenen Briefe vorhielt, von

dem er selbst später gegen Richier äußerte: „Voltaire werde diesen Brief schwerlich an das Fenster gesteckt haben."

Einen Charakter von Lessings peinlicher Ehrenhaftigkeit mußte dieser ganze Vorfall, wenn er denselben auch durch eine kleine Fahrlässigkeit selbst herbeigeführt hatte, äußerst widerwärtig berühren. Sein Ruf war durch denselben angetastet worden, da man die Sache im Publikum sehr verschieden erzählte, ja sogar verbreitete, er habe Berlin aus Furcht vor Voltaire's Unwillen verlassen. Sein Freund Mylius schrieb ihm nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Hiersein waren." Selbst Friedrich der Große scheint von dem Vorfalle zu Lessings Ungunsten Kenntniß erhalten zu haben, und wir werden späterhin sehen, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, die Bemühungen Lessings, in Berlin festen Fuß zu gewinnen, fehl schlagen zu lassen. Aber auch für Lessings späteres Verhalten gegen Voltaire ist es nicht ohne Bedeutung, daß der große Gegner Voltaire's, der dem hochmüthigen Franzosen den gemachten Lorbeerkranz des tragischen Heldenthums so unbarmherzig vor den Augen der erstaunten Welt zerpflücken sollte, seine erste und letzte persönliche Begegnung mit dem gefeierten Dichter in solcher Weise gehabt, und durch sie den „eignen Ekel" vor dem sittlichen Charakter des großen Schriftstellers gefaßt hat, vor dessen Geiste damals ein ganzes Jahrhundert, einen Friedrich den Großen an der Spitze, huldigend das Knie beugte. Jugendeindrücke wie die, welche Lessing bei dieser Gelegenheit empfangen hatte, vergessen sich nicht so leicht; und die fast grausam übermüthige Behandlung, in welcher Lessings zermalmender Witz zwölf Jahre später mit dem Abgotte des achtzehnten Jahrhunderts sein Spiel trieb — dieser Lessing'sche Witz, der nach Heine's Ausdruck „mit der Maus spielt, ehe er sie würgt" — sie wurde keineswegs allein, wie Gervinus meint, durch Voltaire's poetischen und kritischen Dünkel hervorgerufen. Vielmehr wurzelte die Abneigung, welche der Kritik Lessings jene Schärfe des Hohnes gegen den Schrift-

steller beimischte, in seinem früh gefaßten Widerwillen gegen den niedrigen Charakter des Menschen, von welchem er selbst sich zu überzeugen, und unter dessen Folgen er selbst in seiner Jugend bitter zu leiden gehabt hatte.

Für Lessings Freund Richier schlug übrigens das durch Voltaire über ihn gebrachte Unglück zum Glück aus. Prinz Heinrich von Preußen nahm ihn in seine Dienste, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath seinen Jugendfreund Lessing mehrere Jahre überlebte. Wir finden ihn noch 1768 in engem, persönlichem Verkehr mit dessen intimsten Berliner Freunden, Nicolai und Mendelssohn. Er war ein liebenswürdiger Mensch und so sehr Franzose, daß er trotz der üblen Behandlung, die er von Voltaire erfahren, doch mit seines Freundes Lessing späteren Angriffen auf denselben in der Hamburgischen Dramaturgie sehr übel zufrieden war,[1]) wie er denn auch von dem großen Schriftsteller seiner Nation stets mit Anhänglichkeit und Achtung zu sprechen, ja selbst das von demselben erlittene Unrecht mit Voltaire's Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen pflegte. Diesen selbst aber erreichte die Nemesis sehr bald darauf, als ihn in Frankfurt aus ähnlichem Grunde ein Schicksal traf, das er ohne allen Zweifel dem unschuldigen Lessing in noch härterem Maaße bereitet haben würde, wenn seiner Leidenschaft und seinem Argwohn die Gewaltmittel eines Friedrich des Großen zur Verfügung gestanden hätten.[2])

---

[1]) XIII. 139.

[2]) Man lese Varnhagens meisterhafte Darstellung dieser Episode in dem Berliner Genealog. Kalender von 1837. (Wieder abgedruckt in Varnhagens Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften Theil VIII. S. 172–284.)

Fünftes Kapitel.

Lessing in Wittenberg.

(Dezember 1751 bis November 1752.)

Lessing hatte sich bisher in Leipzig ausschließlich auf dem Gebiete der dichterischen, in Berlin auf dem Felde der ästhetisch kritischen Produktion bewegt. Dort hatte der Dramatiker, hier der geschmackvolle Prosaiker seine Schule gemacht und in beiden Gebieten, trotz seiner Jugend, bereits alle seine deutschen Zeitgenossen übertroffen. In Wittenberg, wohin ihn das Bedürfniß ernster Studien rief, sehen wir den Dreiundzwanzigjährigen „in das innerste Heiligthum bücherwürmerischer Gelehrsamkeit“ eindringen und auf diesem Gebiete einen deutschen Gelehrten besiegen, der auf demselben damals als der erste gelten konnte.

In Wittenberg fand Lessing seinen zweiten Bruder, der dort Theologie studirte, sowie einen ehemaligen Meißener Schulgenossen F. J. Schwarz, einen jungen gelehrten Theologen, der später Professor der Theologie in Leipzig, damals eine Stellung an der Wittenberger Universitätsbibliothek bekleidete. Der erstere theilte seine Studentenwohnung mit dem Bruder, der sich noch immer in den dürftigsten Umständen befand; der andere erleichterte dem Freunde die Benutzung der Bibliothek, die Lessing mit einem solchen Eifer studirte, daß er sich wohl später zu rühmen pflegte: es sei auf derselben kein einziges Buch, das er nicht in Händen gehabt habe. Nach der aufreibenden Arbeit des schriftstellerischen Producirens für den Tagesbedarf genoß er hier mit um so größerem Behagen die kurze Muse eines Jahres ruhiger Studien, deren Ertrag sein in Berlin stark verausgabtes Wissenskapital neu ergänzen und verstärken sollte.

Was aber die Gegenstände dieser Studien selbst betraf, die sich zwischen Gelehrtengeschichte und klassischer Philologie theilten, so be-

gegnen wir hier wieder jener charakteristischen Eigenthümlichkeit Lessings, zufolge deren er, dessen Sinn stets vorzugsweise auf das Leben im Ganzen gestellt war, immer auch seine Studien gern an den Ort und die Umgebungen anknüpfte, wo und unter welchen er grade lebte. So rief der Aufenthalt auf einer fast ausschließlich theologischen Universität, welche zugleich die Wiege der Reformation gewesen war, in ihm, dem Sohne eines gelehrten Theologen, dem Nachkommen eines Theilnehmers an den Reformationsbewegungen des sechszehnten Jahrhunderts, gleichsam von selbst das früh gewonnene Interesse an der Geschichte der Reformation und der Reformatoren wieder wach. Dies Interesse verband sich zugleich mit seiner Neigung für die Gelehrtengeschichte, welche ihm das Studium Bayle's eingeflößt hatte. Er unterwarf das Gelehrtenlexicon von Jöcher, der damals in diesem Fache den ersten Rang in Deutschland einnahm, einer Kritik, die er zu einem selbstständigen Buche auszudehnen beabsichtigte; gab aber, obschon von demselben bereits einige Bogen gedruckt waren, seine Arbeit auf, als jener ihn bat, ihm lieber seine gesammelten Materialien zur Berichtigung und Vervollständigung seines eigenen Werkes zu überlassen. Die Achtung, mit welcher der gelehrte Professor und Doctor der Theologie dabei den jungen Literaten, der ihn doch sehr scharf angegriffen hatte, behandelte, beweist uns, welchen Respekt Lessing schon damals als Gelehrter den ersten Männern der Zunft einflößte.

Die Früchte seiner Studien der Reformationsgeschichte liegen uns vor in jenen Abhandlungen, die er „Rettungen" betitelte. Danzel, der überhaupt die geistige Verwandtschaft Lessings mit Bayle in schlagenden Analogien nachgewiesen hat, findet mit Recht auch in diesem Titel den Grundgedanken der Bayle'schen Tendenz ausgesprochen. Diese Tendenz ist das Streben, im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit überall an die Fehler, Mißverständnisse und Ungerechtigkeiten Anderer verbessernd, berichtigend und vertheidigend anzuknüpfen. Es liegt zugleich in diesen „Rettungen" ein tiefer Zug edler Humanität und Gerechtigkeitsliebe, der uns die Lektüre noch

heute interessant macht, obschon uns die vertheidigten Männer, wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, wenig mehr angehen. Die großen Grundwahrheiten der Toleranz und Humanität, der Freiheit und Gerechtigkeit, und die warme Liebe, mit der der Vertheidiger das Andenken jener heute vergessenen Männer gegen ungerechte Anklage in Schutz nimmt, — sie sind es, die noch heute zu unserm Herzen sprechen. Wer außer den Fachgelehrten kennt noch die Schriften des berühmten Mailänder Naturforschers und Mathematikers Hieronymus Cardanus, den Lessing in einer dieser „Rettungen" gegen die Beschuldigung des Atheismus vertheidigt? Aber wen interessirt es nicht zu sehen, wie Lessing diesem außerordentlichen Manne, von dessen mit Rousseau'scher Nacktheit geschriebener Selbstbiographie er bewundernd ausruft: er wünschte, jeder große Mann möchte ein solches Werk mit derselben Aufrichtigkeit schreiben, — die erste Anregung zu der Idee seines Nathan und das Grundmotiv seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" verdankt? Denn das Wesentliche der gegen Cardanus erhobenen Anklage lief darauf hinaus, daß dieser freisinnige Denker sich die Andeutung erlaubt hatte, daß neben der christlichen die anderen Religionen keineswegs absolut verwerflich seien. Freilich, die Kühnheit, mit welcher fünfundzwanzig Jahre später der Dichter des Nathan die Sache des Cardanus ganz zu der seinigen machte, fehlt noch dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge, der überdies durch Rücksichten kindlicher Pietät in der öffentlichen Aeußerung seiner freien Ansichten beschränkt war. Auch die „Rettung des Lemnius" liest sich noch heute fast mit dem Interesse einer Novelle, obschon ohne Lessing kein Mensch mehr etwas von diesem Wittenberger Poeten und seiner ungerechten Verfolgung durch den großen Reformator wissen würde. Aber noch höher steht das Interesse, aus welchem Lessing sie schrieb: das Interesse jenes Gerechtigkeitsgefühls, das kein Bedenken trägt, einen übel Behandelten selbst gegen die größten Autoritäten in Schutz zu nehmen, das Flucht vor ungerechten Richtern für eine Pflicht der Selbsterhaltung erklärt, und an dem Beispiele eines

der größten Männer, an Luthers Beispiele nachweist: „wie tief Leidenschaft und Rachsucht auch den redlichsten heiligsten Mann erniedrigen.“ Verehrung vor der Größe und Thatkraft Luthers, aber Bekämpfung des starren Lutherthums, seiner Intoleranz und päpstischen Tyranneigelüste, das ist der Kern dieser Schrift. Denn jede Religion und Sekte, die von der Duldung nichts wissen wollte, war ihm ein Papstthum, und dies lutherische Papstthum der Unduldsamkeit fand er in dem Wittenberg seiner Zeit noch sehr stark vertreten[1]). Ein Wittenberger Professor hatte dem Papst Benedikt XIV. seine Schriften zugesendet, und dafür von dem Kardinal Staatssekretär Valenti ein schmeichelhaftes Dankschreiben erhalten. Grund genug für die Wittenberger Zeloten, darüber Zeter zu schreien und in der Schloßkirche zu predigen: „Luthers Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevel, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Hure, zu schreiben;[2])“ und Grund genug für Lessing, diese lutherischen Zeloten durch das Epigramm zu verspotten:

„Er hat den Papst gelobt, und Wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt! Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen Wir es gelten!

Lessings Stellung zu Luther in dieser Zeit ist so bezeichnend für ihn, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Nichts liege ihm ferner, sagt er in seinen unmittelbar nach jenen „Rettungen“ geschriebenen Briefen (1753), als einen der größten Männer, die jemals die Welt gesehen, verkleinern zu wollen. „Luther“, fährt er fort, „steht bei mir in solcher Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern.

[1]) Werke III, 277.
[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 312—13.

Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten; sie sind sogar für mich lehrreicher, als alle diese zusammengenommen." Denn grade seine Fehler seien es, wegen deren auch diejenigen Theologen ihn loben, deren ganzem bösen Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerke, „daß sie im Grund ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind, sondern ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder so groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben habe, da dieser doch so manche Jahrhunderte lang jenes Sklave gewesen." Diese Worte mag Goethe vor Augen gehabt haben, als er ihren Sinn in die Klagereime faßte, in denen ein Lutherischer Geistlicher spricht:

„Heiliger lieber Luther,
Du schabtest die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe Dir Gott!"

Und nicht nur das Lutherthum, auch das Christenthum selbst will er der freien vergleichenden Prüfung unterworfen wissen. „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung. Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eigenen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen[1])." Bei aller Anhänglichkeit an den Glauben seiner Jugend sind doch die Grundzüge von Lessings späterer freier Denk-

[1]) Werke IV. S. 53.

weise schon in dieser Periode deutlich zu erkennen, und die Sonderung von Religion und Philosophie als zweier getrennter Gebiete, die er später in produktiver Weise vollzog, tritt schon hier auf dieser Stufe bei ihm hervor.

Neben diesen Studien und Arbeiten nahm Lessing eifriger, als es in Berlin hatte geschehen können, auch die Alten, namentlich die römischen Dichter wieder vor. Das Studium des römischen Epigrammdichters Martial regte ihn zu eigner Produktion in dieser Gattung der Poesie an, und so entstand hier der größte Theil seiner Epigramme, die keineswegs alle bloß nachahmende Umbildungen älterer Originale sind, sondern deren viele auch durch das ihn umgebende Leben selbst hervorgerufen wurden. Eins dergleichen haben wir so eben kennen gelernt, und es wird uns erzählt, das sich damals Alles ihm in ein Sinngedicht verwandelte, ja daß er gelegentlich auch sich selbst nicht verschonte. Daß er von persönlichen Auslegungen, auch da wo sie nicht begründet waren, zu leiden gehabt[1]), können wir ihm glauben (Werke III. S. 278—79), weil es in der Natur der Sache liegt. Gervinus denkt sehr mit Unrecht überaus gering von Lessings Leistungen auf diesem Felde. Danzel ist gerechter. Er nennt Lessing den ersten, der bei uns das Epigramm im Sinne des Witzes und der scharfen komischen Pointe behandelte. Und so gering Lessing selbst seine Epigramme anschlug - er that das im Grunde mit allen seinen Arbeiten, sobald sie abgeschlossen waren — so ist es doch sehr unrichtig, neben den einzelnen Geschmacklosigkeiten in den Witzen seiner Thrax und Stax, wie Gervinus thut, die vortrefflichen Pointen so vieler andern Epigramme zu übersehen. Ich will nicht von den zahlreichen Epigrammen auf die Frauen reden, in denen das damals allerdings sehr vernachlässigte Geschlecht mit seiner Koketterie und Sinnlichkeit, seiner Eitelkeit und Schlemperei meist sehr schlecht wegkommt, und die Ehe fast durchaus nur in dem Lichte

[1]) Werke III. S. 278—279.

eines komischen Unglücks erscheint. Aber der Vorwurf, daß diese Behandlung des Geschlechts von Seiten eines noch so jungen Mannes nur auf konventionelles Vorurtheil und angenommene Manier hinaus laufe, ist doch nichts weniger als richtig; denn Lessing ließ diese Epigramme stehen, ja er vermehrte sie sogar, als er sie volle achtzehn Jahre später neu herausgab; und wenn er lange Zeit bei seinen nächsten Bekannten für einen Weiberfeind oder Weiberverächter galt[1]), so hatte das seine guten Gründe in der damaligen fast durchgehenden Bildungslosigkeit des Geschlechts, von dem er noch 1770 an seine Eva König schrieb: „Viele Weiber sind gut, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein." Freilich sind die Epigramme fast durchgehend satirisch-witziger Art, und wir haben in der Episode von Lessings Zusammenstoß mit Voltaire gesehen, wie vernichtend er das Epigramm dieser Art zu handhaben wußte; doch fehlt es auch nicht ganz an solchen, wo ein schöner tiefempfundener Gedanke ohne alle satirische Beimischung den Ausgangs- und Endpunkt bildet. Ich erinnere hier nur an das wundervolle Epigramm:

Die Wohlthaten.

„Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat *hält*: dem ungeachtet schütte,
Sind beides, Bütt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein. *Wie leicht verquillt ein Spalt.*"

Wir behalten uns vor, später zu zeigen, wie Lessing die Beschäftigung mit dieser Dichtungsform durch jene berühmte Abhandlung über das Epigramm zum Abschlusse brachte, welche Herder selbst ein Epigramm nannte.

Nächst Martial beschäftigte ihn in Wittenberg das Studium des Horaz. Die „Rettungen des Horaz" an Tendenz und Geist den früher besprochenen Rettungen ähnlich, an Geist und Tragweite der Gedanken aber denselben bedeutend überlegen, gaben seiner liebevollen

[1]) Werke XIII. S. 183.

Bewunderung und seinem eindringenden Verständnisse für diesen „philosophischen Dichter“ Ausdruck, der, wie er es bezeichnet, Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band zu bringen und mit der Feinheit eines Hofmannes den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen[1].“ Die Rechtfertigung des Horaz gegen die Beschuldigungen ekelhafter Wollust, unmännlicher Feigheit und leichtsinniger Irreligiosität giebt ihm Veranlassung, sich über die Natur des dichterischen Schaffens überhaupt auszusprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: daß der wahre Dichter immer wesentlich mit Freiheit über dem von ihm Geschaffenen stehe, und daß gerade bei Horaz diese freie Erhebung über den Ernst des Lebens nichts weniger als ein Mangel an Ernst, daß sie vielmehr nur ein bewußter Zug heiterer Selbstironie sei.

An diese Horazischen Studien aber sollte sich bald darauf ein Vorfall knüpfen, der Lessing zu einem Auftreten veranlaßte, das ihn mit einem Schlage zu dem gefürchtetsten Polemiker seiner Zeit erhob und seinen Namen durch ganz Deutschland genannt machte.

Ein von dem Gleim'schen Kreise weit über Gebühr gepriesener und zum deutschen Horaz gestempelter mittelmäßiger Poet, der Pastor Lange zu Laublingen bei Halle, hatte eine schlechte Uebersetzung der Oden des römischen Dichters, den der eitle Mann als seine Domäne betrachtete, herausgegeben. Sie war dem großen Preußenkönig gewidmet und von demselben gnädig aufgenommen, von den Freunden des Uebersetzers aber, selbst von einem Hagedorn, als die erste geschmackvolle Verdeutschung des beliebten römischen Dichters überreich belobt worden. Nur Lessing, der doch früher als Leipziger Student den, für uns jetzt völlig ungenießbaren eigenen Dichtungen Lange's große Theilnahme geschenkt hatte, fand in dieser Uebersetzung, an

[1]) Werke IV. S. 7.

welcher der Verfasser neun Jahre gearbeitet haben wollte, die stümperhafteste Schülerarbeit, und nahm keinen Anstand, dies Urtheil öffentlich auszusprechen und mit Beweisen zu belegen. Lange versuchte eine Vertheidigung, welche indessen nur die Folge hatte, daß Lessing sich entschloß, ihn noch härter anzufassen. Zu allem Unglück für den armen Pastor wurde Lessings Stimmung gegen ihn noch durch einen Zwischenfall verschärft. Durch die gutmeinende Taktlosigkeit eines Freundes von Lange, der von dem letzteren die vollständige Niederlage abzuwenden versuchte, war Lessing ohne sein Verschulden bei Lange in den Verdacht gerathen, als habe er die Absicht gehabt, sich seine Kritik von ihm abkaufen zu lassen, und Lange war unvorsichtig genug, diesen Verdacht in einem öffentlichen Blatte als eine Thatsache auszusprechen. Solche Antastung seines sittlichen Charakters konnte Lessing nicht ohne die schärfste Ahndung lassen. Schon zweimal, in dem Konflikte mit Voltaire und mit Jöcher, hatte man seinen Ruf in ähnlicher Weise, wenn auch nicht öffentlich, anzugreifen versucht. Der poetische Laublinger Pastor war der erste, der es öffentlich wagte, ihn als eine Art literarischen Freibeuters darzustellen. Lessing entschloß sich, ein Exempel zu statuiren; und die Strafe war schrecklich. Das „Vademecum für Samuel Gottlob Lange" verhalf zwar dem Namen des unglücklichen Horaz-Uebersetzers zur Unsterblichkeit, aber es vernichtete ihn als Schriftsteller in der Gegenwart vollständig.

Das Vademecum war die erste selbstständige kritische Schrift Lessings. Sie war gerichtet gegen einen Mann, den die damalige Zeit zu ihren großen Dichtern, zu den ersten Autoritäten des Geschmacks und der Bildung zählte, und gegen eine Leistung desselben, die bisher Niemand anders als rühmend zu erwähnen gewagt hatte. Der Erfolg war außerordentlich. Ein Mann wie Michaelis schrieb in den Göttinger gelehrten Anzeigen: diese Schrift Lessings, — oder wie er sich ausdrückt, „diese nachdrückliche und doch nicht ungesittete Satyre voll Gelehrsamkeit und nicht ohne Kunst" — werde bleiben,

wenn Lange's Arbeit längst vergessen sein werde. Alle gelehrten Zeitschriften traten auf Lessings Seite. Die unerbittliche Grausamkeit, der vernichtende Hohn und die souveräne Verachtung, mit welcher Lessing in dieser Schrift seinen Gegner behandelt, kommen auf Rechnung seiner gerechten Entrüstung über die Antastung seiner eigenen sittlichen Würde. Ohne diese Aufreizung hätte er vielleicht seinem Gegner die zweite Züchtigung erlassen[1]), oder sie doch milder geübt. Daß er seinen Brief an den Gegner gleich Anfangs vollkommen nach dem Muster einer Predigt eintheilt, ist ein ganz vortrefflicher Zug humoristischer Ironie, und wenn er am Schlusse seiner Polemik mit den Worten rekapitulirt: „Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen, kurz daß Sie keine von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden," so müssen wir hinzufügen, daß Lessing noch mehr gethan hat, indem er mit seiner Kritik zugleich dem ganzen Treiben der Halle'schen Dichterschule, welcher Lange angehörte, und deren ästhetisches Orakel der Hallische Professor Meier war, das Urtheil der Oberflächlichkeit und Nichtigkeit sprach[2]). Was übrigens den Titel „Vademecum" betrifft, so gab ihn Lessing seiner Abhandlung deßhalb, weil der hochmüthige Lange die in kleinem Duodezformat erschienenen Schriften Lessings mit dieser Bezeichnung zu belegen für gut befunden hatte.

Weder das Vademecum, noch die sonstigen kritischen Arbeiten Lessings aus der bisher betrachteten Periode seines Lebens sind indessen zu jenen großartigen Leistungen produktiver Kritik zu zählen, welchen Lessing später den Namen des „ersten Kritikers von Europa" verdanken sollte. Im Ganzen steht er hier, wie Danzel richtig bemerkt, noch überwiegend auf dem Boden der negativen Kritik, deren

[1]) Werke III. S. 445.
[2]) Danzel I. S. 252 ff.

Ziel und Interesse das formell richtige Denken ist. „Er versucht sich hier gleichsam erst in der Führung der Waffen des Witzes, des Scharfsinns und der schlagenden Dialektik, mit denen er dann später im Dienste der produktiven Kritik selbst siegreiche Genieschlachten liefern sollte."

Inzwischen ging Lessings Wittenberger Aufenthalt zu Ende. Er hatte bereits am 29. April 1752 durch die Doctorpromotion den Titel eines Studiosen der Medizin, den er noch in Wittenberg führte, gegen den eines Magisters der freien Künste vertauscht. Länger zu verweilen und sich zu einer akademischen Laufbahn vorzubereiten, fehlte es ihm ebensowohl an Lust und Neigung als an Geld. Er hatte zudem fast ein ganzes Jahr lang ohne die geringste Unterbrechung anstrengend gearbeitet, und es war kein Wunder, daß sein lebhaftes Naturell und seine Neigung zu größeren und weiteren Lebensverhältnissen ihn nach Berlin zurückzogen. Er verließ daher gegen Ende des Jahres 1752 das traurige Wittenberg und kehrte ohne die Abmahnungen seiner Eltern zu beachten in die preußische Hauptstadt zurück.

Drittes Buch.

Die Periode der beginnenden Reife. — Berlin und Leipzig.

1753—1758.

Erstes Kapitel.

Nicolai und Mendelssohn.

Die drei nächsten Jahre, welche Lessing in Berlin verlebte, waren für seine Entwickelung von folgenreicher Wichtigkeit. Er gewann im Laufe derselben eine feste Stellung in der literarischen Welt, und knüpfte Verbindungen mit Männern an, die in ihrer Weise für das geistige Leben des protestantischen Nordens von Deutschland eine historische Bedeutung gewannen, und deren Freundschaft ihn auf seinem ganzen Lebensgange begleiten sollte. Auch das Verhältniß zu seiner Familie stellte sich nach und nach ins Gleiche, jemehr sich allmälig dem Vater die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Sohn, dessen Schriften nicht nur auf den Büchertischen vornehmer Damen ihren Platz, sondern auch von Seiten hochgeachteter Universitätsgelehrten und Theologen, wie Michaelis, rühmende Anerkennung fanden, denn doch wohl nicht mehr als ein mißrathener angesehen werden könne. Dazu kam, daß Lessings Fleiß ihm die Mittel verschaffte, nicht nur sich selbst ohne Belästigung der Eltern anständig zu unterhalten, sondern diesen sogar durch mannigfache Unterstützung der jüngeren Brüder sehr willkommene finanzielle Erleichterungen zu gewähren. Man begriff zwar in der Familie noch immer nicht, wo es mit des Sohnes Lebensplan hinaus sollte, aber man fand sich allmälig in dessen Thun und Treiben, zumal da er es an Aufmerksamkeiten aller Art für den Vater nicht fehlen ließ, den er mit

Zeitungen und Journalen, mit Büchern und literarischen Neuigkeiten fleißig versah, und der sehr bald die ersten Bände der gesammelten Schriften seines Sohnes nicht ohne eine gewisse Genugthuung empfing. Die Art und Weise, wie dieser sich durch die Vorrede, mit welcher er die Schriften seines inzwischen auf jener gelehrten Reise zu Grunde gegangenen früheren Lebensgenossen Mylius begleitete[1]), von dem sitten- und grundsatzlosen Literatenthume scharf absonderte, als dessen Repräsentant freilich jener unglückliche junge Mann in vielfacher Beziehung galt und gelten konnte, trug gleichfalls dazu bei, seine Aussöhnung mit dem Vater und seine Stellung dem Publikum gegenüber zu befestigen.

Ein Literatenleben, wie Lessing es seither geführt hatte, und jetzt in Berlin weiter fortführte, ist wie der Krieg, der den Krieg ernähren muß. Lessing ist, mit einziger Ausnahme der Breslauer Jahre, sein ganzes Leben lang nicht aus der Nothwendigkeit herausgekommen, sich die spärliche Muse zu freien Schöpfungen durch Arbeiten zu ermöglichen, bei denen die Rücksicht auf den Erwerb eine Hauptrolle spielte. Auch während dieser drei Jahre seines zweiten Aufenthalts in Berlin mußte ein großer Theil seiner Thätigkeit dem Zweck der Selbsterhaltung gewidmet sein. Dahin gehört die Wiederaufnahme seiner kritischen Feuilletonschriftstellerei für die Berliner Zeitung, die wir bereits früher besprochen haben, sowie seine Uebersetzungen von Werken aus der französischen, englischen und spanischen Literatur, bei denen er zum Theil die Sprachen erst erlernte. Dennoch aber waren auch diese Uebersetzungen ohne Vergleich besser als Alles, was damals in Deutschland in solcher Art geliefert wurde, und die Auswahl, welche er traf, war niemals von gewöhnlicher Spekulation, sondern immer von einem bestimmten wissenschaftlichen Interesse geleitet. Seine literarische Thätigkeit in dieser Zeit war ungeheuer. Neben jenen Uebersetzungsarbeiten, welche unter andern die Geschichte der

[1]) Werke IV. S. 442—459.

Araber von Marigny und das Werk des Spaniers Huarte über die Prüfung der geistigen Anlagen zu Tage förderten, erschienen im Laufe dieser drei Jahre auch die ersten sechs Bände seiner gesammelten Schriften und die drei ersten Hefte der „theatralischen Bibliothek," welche erst im Jahre 1758 mit dem vierten Hefte abgeschlossen wurde. Daneben besorgte er die Herausgabe der Schriften seines Freundes Mylius, verfaßte zusammen mit Mendelssohn die Schrift: „Pope ein Metaphysiker," welche eigentlich eine Satyre auf die Berliner Akademie war, machte Studien zu einer Fortsetzung von Marigny's Geschichte der Araber nach spanischen Quellen, und arbeitete an einer neuen Uebersetzung des damals berühmten Werks „die bezauberte Welt" von dem Holländer Balthasar Becker († 1698), dem kühnen Bekämpfer des theologisch und juristisch so gräuelvoll gemißbrauchten Glaubens an Hexerei und Zauberkunst, wobei er es zugleich auf eine geschichtliche Darstellung aller durch dies Werk herbeigeführten Streitigkeiten abgesehen hatte. Zu diesem Ende hatte er alle dahin bezüglichen Schriften schon in Wittenberg gesammelt, und knüpfte jetzt mit ausländischen Gelehrten Verbindungen an, die ihn mit Beiträgen unterstützten[1]). Auch hier war es wieder das Interesse der Humanität und Geistesbefreiung, welches ihn hauptsächlich bewegte, und das ihn auch zu dem erneuten Studium des Cardanus und der italienischen Freidenker Giordano Bruno und Thomas Campanella hinzog, aus deren Schriften er wichtige Auszüge nebst eigenen Bemerkungen vorbereitete. Endlich beabsichtigte er die Gründung mehrerer Zeitschriften, von denen indessen nur ein unter dem Titel: „das Beste aus schlechten Büchern," und auch von dieser nur ein Heft erschien.

Trotz dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit blieb ihm dennoch Zeit übrig für den Umgang mit zahlreichen Freunden, auf den Lessing um so weniger verzichten mochte, je mehr sein ganzes Wesen

[1]) Werke XII. S. 30.

auf lebendigen Verkehr gestellt und für lebhafte persönliche Mittheilung in hohem Grade begabt war. So finden wir denn in seinem Kreise den geschickten Kupferstecher Wilhelm Meil und den Schauspieler Brückner, den Musiker Kirnberger, den gelehrten jüdischen Arzt Gumpertz und den feinsinnigen für deutsche Literatur und Philosophie empfänglichen und thätigen Franzosen Prémontval. Auch mit Ramler, dem kritisch poetischen Schöngeiste, und mit Sulzer, dem philosophischen Aesthetiker des damaligen Berlin, sehen wir ihn in Verbindung getreten, von denen jedoch der acht Jahre ältere Sulzer sich nach außen hin den Anschein zu geben beflissen war, Lessing gegenüber eine Stellung einzunehmen, wie wir sie später Herder gegen den Jüngling Goethe beanspruchen sehen. Zu diesen allen gesellte sich ein Leipziger Universitätsbekannter, der „kleine Bauzner" Neumann, der sogar eine Zeit lang mit Lessing zusammen wohnte. Er war seines Zeichens auch ein Literat und Poet, der ein Heldengedicht Nimrod in vierundzwanzig Büchern zu Stande brachte, von dem Lessing eine sehr komische Anzeige machte;[1]) übrigens ein gutmüthig heiterer Mensch, der weniger selbst Witz hatte, als er geeignet war, andere witzig zu machen, und der es nicht übel nahm, wenn ihn Lessing einmal, als er eine Schrift über Verstand und Glück geschrieben hatte, mit den Worten begrüßte: „Mensch, wie hast Du Dich unterfangen mögen über zwei Dinge zu schreiben, die Du nie gehabt hast!"

Wichtiger aber war die Verbindung, in welche Lessing mit Nicolai und Mendelssohn trat.

Friedrich Nicolai, ein geborener Berliner, war, als Lessing von Wittenberg nach Berlin zurückkehrte, erst zwanzig Jahre alt, Mendels-

[1]) Werke III. 250 und 251. Dort heißt es unter anderem: „Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen, und sich mit Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße gewählt, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht „öfter auch Octameter und Pentameter hätte sollen mitunterlaufen lassen."

sohn mit Lessing gleichaltrig. Nicolai hatte den Buchhandel gelernt und dabei als ein junger strebsamer Mann sich durch Lektüre und Selbststudium eine ungewöhnliche autodidaktische Bildung erworben. Schon als Neunzehnjähriger hatte er Gottsched in einer anonym herausgegebenen Schrift erfolgreich angegriffen, in welcher er den englischen Dichter Milton gegen die Beschuldigung des Plagiats mit Hülfe einer englischen Schrift über denselben Gegenstand vertheidigte. Noch mehr Aufsehen erregten die gleichfalls anonym von ihm herausgegebenen „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland," in welchen er die Einseitigkeiten der beiden großen sich befehdenden Literaturparteien Gottscheds und der Schweizer aufzuzeigen suchte, und auf die Nothwendigkeit einer strengen prinzipiellen Kritik für das Gedeihen der deutschen poetischen Production hinwies. Lessing, der diese Briefe noch während des Druckes las, fühlte sich um so mehr zu dem Verfasser hingezogen, als es ihm nicht entgehen konnte, daß er hier einen Schriftsteller vor sich habe, den er wohl mit Fug als seinen Schüler ansehen konnte. Nicolai hatte sich in der That wesentlich an Lessings kritischen Aufsätzen und Briefen geschult, und selbst Styl und Manier desselben dergestalt sich zum Muster genommen, daß manche Literaten, wie z. B. Sulzer, anfangs sogar jene Nicolai'sche Schrift für ein Werk Lessings hielten, wie denn selbst noch Lachmann einen Aufsatz Nicolai's „über die Englische Schaubühne" unter Lessings Werke aufgenommen hat.[1]) Noch direkter war Lessings Einwirkung auf den zweiten Freund, den er während dieses erneuten Aufenthalts in Berlin gewann und mit dem er, mehr noch als mit Nicolai, bis an sein Ende in der engsten Verbindung blieb, auf Moses Mendelssohn, den erst zuerst in die Literatur einführte. Mendelssohn, der Sohn eines armen jüdischen Schulmeisters in Dessau, war als junger Mensch von sechszehn Jahren nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter unglaub-

[1]) Werke IV. 308 ff. Danzel I. S. 281.

lichen Entbehrungen und Hindernissen aller Art sich philosophischen und mathematischen Studien hingegeben und daneben sich nicht nur Kenntniß der lateinischen Sprache, sondern auch der deutschen Literatur und Sprache erworben hatte. Er war damals Faktor in dem Handlungshause eines reichen jüdischen Seidenfabrikanten, bei dem er früher Hauslehrer gewesen war. Ein Freund Lessings, der zuvor genannte Dr. Gumpertz, ein Mann von vielseitiger Bildung, später Secretair bei dem Marquis d'Argens, benutzte Lessings Neigung für das Schachspiel, um dem schüchternen Mendelssohn, der ein vorzüglicher Schachspieler war, die Bekanntschaft mit Lessing zu verschaffen, der sehr bald in ihm den vorzüglich begabten Menschen entdeckte. Lessing ließ einen Brief Mendelssohns, in welchem dieser seine Nation gegen eine Bemerkung von Michaelis in dessen Recension von Lessings Schauspiel „die Juden" in Schutz genommen hatte, in seiner theatralischen Bibliothek abdrucken und schickte das Heft an Michaelis mit einem Briefe, in welchem er eine höchst ehrenvolle Charakteristik von dem Verfasser gab, in dem er nichts Geringeres, als „einen zweiten Spinoza aber ohne dessen Irrthümer" zu erblicken glaubte[1]). Ebenso ließ er ohne Mendelssohns Wissen dessen Erstlingsschrift, die „Philosophischen Briefe" drucken, und wie groß auf dieselben nach Form und Inhalt Lessings Einwirkung gewesen sein muß, sieht man am besten daraus, daß selbst ein so feiner Kritiker und Verehrer Lessings wie Michaelis diese Briefe, welche anonym erschienen waren, für eine Arbeit Lessings halten konnte.

Durch Lessing wurde Mendelssohn später mit Nicolai bekannt, und bald gestaltete sich zwischen den drei jungen Männern, die damals obenein dicht bei einander wohnten, ein enger Zusammenhang. Mendelssohn pflegte Lessing in seiner Wohnung am Nikolaikirchhofe früh Morgens, ehe er in sein Geschäft ging, von 7—9 Uhr regelmäßig zu besuchen und philosophische und literarische Gegenstände

[1]) Werke XII. S. 27.

mit ihm durchzusprechen. Besonders war es das Interesse an der englischen Literatur, in welcher die Bildung Mendelssohns wie Nicolai's vorzugsweise wurzelte, welches Lessing mit beiden verband und bald zu gemeinsamer Thätigkeit veranlaßte. Er schrieb mit Mendelssohn zusammen die Schrift „Pope ein Metaphysiker,“[1]) durch welche eigentlich eine ungereimte Preisaufgabe der Berliner Akademie verspottet wurde, die einen Dichter für einen systematischen Philosophen gehalten hatte. Wenn diese Schrift auch nicht das Aufsehen erregte, welches die Verfasser sich davon versprachen, so empfand doch die Akademie den Stich sehr wohl, und Lessing begann jetzt auch in der höheren Berliner Gelehrtenwelt ein mit Furcht vermischtes Aufsehen zu erregen. Beaufobre nannte ihn in einem Briefe an Gottsched einen ecrivain mordant, dem man „einige Lehren“ geben müsse, und ein anderer Akademiker, Sulzer, sprach seinen Unmuth gleichfalls in vertrauten Briefen gegen Freunde aus. Er schrieb an Bodmer: „Lessing ist ein Mischmasch von Gutem und Schlechten und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeiten, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen, denn es scheint, als ob er sich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm sein, wenn er sich etwas einließe.“ — Lessing und sich fürchten! Man erstaunt, wenn man diese Aeußerungen akademischen Hochmuths liest, die offenbar verächtlich herabsehen auf Lessings Verkehr mit Schauspielern, Juden und unstudirten Literaten wie Brückner, Mendelssohn und Nicolai, lauter Leute, die der damalige Pedantismus des zünftigen Gelehrtenthums noch ungleich tief unter sich achtete als der heutige, und die eben deshalb Lessing gerade vorzugsweise zu seinem näheren Umgang wählte. Lessing erscheint ferner in Sulzers Augen, wie wir sehen,

[1]) Vergl. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts I. S. 239.

bereits als das Haupt einer eigenen Schule, einer Berliner Literaturpartei; und allerdings wäre ihm nichts leichter gewesen, als sich zu einem solchen Parteihaupte zu machen, hätte nicht sein freier selbstständiger Geist, dem alles Cliquen- und Sektenwesen lebenslang zuwider war, ihn davor bewahrt. Vielmehr regte ihn die Wirkung auf andere, zu der er jetzt durchgedrungen war, nur dazu an, sich ebensowohl in Gemeinschaft mit, als im Gegensatze zu ihnen nur desto freier fortzubilden.[1])

Die Zeit dieses zweiten Berliner Aufenthalts war überhaupt eine glückliche und fröhliche Zeit in Lessings Leben. Die ersten bedeutenden Erfolge seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die Anerkennung der besten Zeitgenossen, die Freundschaft und der persönliche Verkehr mit jungen strebenden Männern und geistreichen Frauen[2]) und die geistige Anregung, welche aus demselben hervorging, verbunden mit dem ersten frischen Frühlingshauche, der das geistige Leben der Nation und ihre Literatur zu durchwehen begann, — dies Alles vereinigte sich mit Jugend und Jugendmuth, mit dem Gefühle der Kraft und Gesundheit und mit dem freudigen Bewußtsein, für seinen Lebensgang den richtigen Weg trotz aller Hinderungen verfolgt und eine Zukunft von grenzenlosem Horizonte vor sich zu haben. Von dieser glücklichen Stimmung giebt auch der Plan eines burlesken Heldengedichts Zeugniß, welchen Lessing mit Nicolai entwarf, dem er die Ausführung in Knittelversen überließ. Es war eine Satire gegen Gottsched und dessen Verfolgung der Klopstock'schen Poesie. Gottsched war als ein literarischer Don Quixote dargestellt, der als fahrender Ritter, mit seinem Leibpoeten und Schützlinge Schönaich als Schildknappen, Deutschland durchzog, um die Feinde der wahren Poesie, die Seraphe und Engel, welche durch Klopstock in die Welt gekommen, zu vertilgen, wobei es denn an den lächerlichsten Abenteuern

[1]) Danzel I. 275.
[2]) Werke XII. 36.

nicht fehlte, die durch Zeichnungen von Lessings Freunden Meil und Breitenbauch humoristisch illustrirt werden sollten. Man kann den ergötzlichen Entwurf in einer Anerkennung von Nicolai zu dem ersten Briefe von Mendelssohn an Lessing nachlesen.[1])

Das Interesse an der englischen Literatur, welches Lessing mit seinen beiden Berliner Freunden verband, hatte ihn indessen zu einer dramatischen Schöpfung angeregt, für welche ihm das zerstreuende Berliner Leben nicht Ruhe genug gewährte. Es war das bürgerliche Trauerspiel Miß Sara Sampson, zu dessen Ausarbeitung er sich mitten im Winter zu Anfang des Jahres 1755 auf acht Wochen nach Potsdam in die Einsamkeit eines Gartenhauses zurückzog. Doch ehe wir uns zur Betrachtung dieses wichtigsten dramatischen Werks aus Lessings Jugendperiode wenden, wollen wir zuvor auf die früheren Lessingschen Dramen dieser Periode einen überschauenden Blick werfen.

Zweites Kapitel.

Dramatische Jugendarbeiten.

Die sieben Jugenddramen Lessings, von denen er selbst jedoch zwei, die Lustspiele „Damon“ und „die alte Jungfer,“ schon wenige Jahre nach ihrer Abfassung vollständig verwarf und aus der Sammlung seiner Schriften ausschloß, gehören sämmtlich seiner ersten Leipziger Lebensperiode, sowie den unmittelbaren Nachwirkungen derselben an.

Diese damals auf der Bühne wie von der Kritik mit größtem Beifall aufgenommenen Lustspiele waren schon am Ende von Lessings Laufbahn veraltet und theilweise von der Bühne verschwunden.

[1]) Werke XIII. S. 6 u. 7.

Während die dramatischen Werke seiner gereiften Periode, seine Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise, noch immer zu den Zierden unserer Schaubühne und zu den Schätzen unserer Literatur zählen, sind jene Jugendarbeiten heutzutage einer völligen Vergessenheit anheimgefallen, aus der sie erst der Literaturforscher wieder hervorgezogen hat, dem wir die wichtige Einsicht in das Verhältniß des jugendlichen Lessing zu seinem Vorgänger Gottsched verdanken. Es ist von Danzel mit überzeugender Gründlichkeit nachgewiesen worden, daß Lessing selbst über dies Verhältniß keineswegs im Klaren und weit davon entfernt war, sich einzugestehen, daß die ganze dramatische Thätigkeit seiner ersten Periode auf einem Grunde und Boden ruhe, den erst der von ihm so bitter und nicht immer ganz gerecht angegriffene Leipziger Altmeister der damaligen deutschen Literatur ebenso mühsam als verdienstlich bereitet hatte.

Gottsched hatte den Muth gehabt, seine Reform der deutschen Literatur aus dem Prinzipe der formalen Bildung auch auf das am meisten verrohete Gebiet des Theaters und der dramatischen Dichtkunst auszudehnen, und es war ihm gelungen, beide durch Würde des Inhalts und der Form auf eine Stufe zu erheben, der die Bühne als Ausdruck der Bildung und der guten Gesellschaft jener Zeit gelten und die Theilnahme derselben beanspruchen durfte. Das Mittel, dessen er sich dazu bedient hatte, war die Verpflanzung der französischen Kunstform, besonders in der von ihm seinem Zwecke gemäß vorzugsweise kultivirten Tragödie, auf deutschen Boden. Wie er die Tragödie, so hatte seine Frau, Victoria Gottsched, eine geborene Kulmus aus Danzig, die Komödie übernommen. Sie hatte Molière's Misanthropen in Prosa übersetzt, den „poetischen Dorfjunker" von Destouches auf die Bühne gebracht und in drei Original-Lustspielen sich zum Theil an Motive des naturalistischen Dänen Holberg[1]) angelehnt. So geistlos roh und prosaisch auch diese Stücke

[1]) Prutz, Holberg S. 131. 222.

der Gottsched waren, so standen doch ihre Schüler und Nachfolger, die Mylius, Krüger, Gellert, Schlegel und wie sie sonst heißen, meist noch weit unter ihr. Die Darstellung der gemeinsten Wirklichkeit mit satirischer oder moralischer Tendenz, wo in der Regel der Schmutz brutaler Schlechtigkeit das Komische vertritt, ist der Inhalt dieser Stücke, von deren Art und Weise die beiden von Lessing selbst später verworfenen Dramen ein ungefähres Bild geben können.

Auf solchem Boden erwuchsen Lessings erste dramatische Versuche. Sie standen äußerlich noch ganz auf dem Gottsched'schen Standpunkte. Die Form ist die von Gottsched eingeführte französische, die Einheiten der Zeit und des Orts sind ängstlich beobachtet; die Hauptcharaktere abstrakte Schemen ohne alle Individualisirung oder nationale Färbung, die übrigen Personen ebenfalls mehr oder weniger konventionelle Typen und Masken. Selbst die Namen derselben, der Damon, Valer, Adrast, Theophan u. s. w., sind nach französischem Vorgange aus dem Alterthume entlehnt, und es war ein außerordentlicher Fortschritt, als Lessing später zuerst moderne Namen in das Drama einführte, ein Fortschritt zur lebendigen Individualisirung, der ein ganz neues Prinzip vertritt.

Aber dennoch bestand schon in Lessings ersten Auftreten ein wichtiger Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern. Bei Gottsched war das Drama nur Mittel zur Förderung eines prinzipiellen Zweckes, für Frau Gottsched nur Mittel zu moralischer Unterweisung gewesen. Sie hatten, der eine seine Tragödie, die andere ihre Lustspiele, ohne inneren poetischen Trieb, gleichsam nur zur Vervollständigung der deutschen Literatur gemacht. Lessing aber dichtete seine Dramen aus innerem Drange, er dichtete sie im unmittelbaren Zusammenhange mit der Bühne und für die Schauspieler, von denen er seinerseits zu lernen beflissen war. Diese Jugendversuche waren erweckt worden durch sein Studium der römischen Lustspieldichter, zumal des Plautus, und der kernige Witz, der lebendige Dialog dieses Dichters waren nicht ohne Einfluß auf Lessings dramatischen

Stil geblieben, während er zugleich früh eingesehen hatte, daß die Handlung, der lebendig bewegte und wohl motivirte Verlauf der Begebenheit, welche die „Fabel" bildet, im Drama das Wesentliche sei. Nach allen diesen Seiten hin stehen diese jetzt vergessenen dramatischen Jugendarbeiten Lessings dennoch bereits hoch über allen seinen deutschen Vorgängern und Zeitgenossen, sowie auch darin, daß er mit seinen Dramen wie mit dem „jungen Gelehrten" und dem „Freigeist" an die Wirklichkeit eigener äußerer und innerer Erlebnisse anzuknüpfen und die wichtigsten Fragen des Lebens und der Wissenschaft in sie hinein zu arbeiten suchte. Auf gleichem Boden mit jenen stand er nur dadurch, daß auch er sich der Kunstform nach ganz an die französischen Muster anschloß, und selbst wo er seine Stoffe aus der alten Lustspieldichtung oder aus dem Englischen Drama entlehnte, dieselben auf den Boden der französischen Kunstform verpflanzte.[1]) Aber schon der französische Lustspieldichter, an den er sich vorzugsweise anschloß, der naturalistische Marivaux, aus dem er gleich in seinem ersten Stücke, in dem jungen Gelehrten, die stehende Figur der Lisette, des intriguanten, schnippischen und pfiffigen Kammermädchens, entlehnte, war ein Revolutionair in den Augen Gottscheds und der Gottschedianer, und Lessing, der seine Weise nachahmte, war für sie ein Herostrat gegen den Wunderbau der altklassischen französischen Komödie.

Wir haben früher gesehen, wie Lessing gleich in seinem dramatischen Erstlingswerke „der junge Gelehrte" auf Leben und Erfahrung zurückging.[2]) Dasselbe ist der Fall mit einem zweiten Stücke, der Freigeist. Auch in dieses Stück hat der jugendliche Lessing sein ernstestes Denken und Sinnen und seine inneren und äußeren Erlebnisse hineingearbeitet; denn wir haben schon früher bemerkt, wie

[1]) Dies Alles findet man entwickelt und nachgewiesen bei Danzel I. S. 130—162.

[2]) S. oben S. 26 u. S. 41.

nahe ihn der hier verarbeitete Stoff persönlich berührte.[1]) Die Fabel des Stücks ist kurz diese. Der Freigeist Adrast hält alle Geistlichen für Schurken und Heuchler. Er hat auch einige üble Erfahrungen mit ihnen gemacht, in welche Lessing gewisse Ereignisse, die seine eigene Familie betrafen, verwebt hat.[2]) Von dieser Anschauungsweise soll er nun bekehrt werden, und zwar ist es Theophan, ein junger frommgläubiger Geistlicher, aber zugleich ein eben so moralisch ehrenhafter und duldsamer Charakter, der durch sein Benehmen den Freigeist zu dem Eingeständnisse bringt, daß er mit seiner Ansicht: die gläubige Frömmigkeit erziehe selbst in den Geistlichen nur Heuchler und Schelme, ein schweres Unrecht begangen habe. Die Bedienten beider Hauptpersonen sind jeder als die Carrikatur seines Herrn gezeichnet. Johann, der Diener des Adrast, ist ein ganz gewöhnlicher Schuft, der die freigeisterische Aufgeklärtheit seines Herrn dadurch praktisch macht, daß er aus ihr die Lehren des gemeinsten Egoismus zieht, weder an Gott noch an den Teufel zu glauben sich anstellt, und doch mitten in seinen atheistischen Prahlereien durch einen Scherz der Lisette zum Glauben an beide zurückgebracht wird. Martin, der Bediente Theophans, dagegen ist seinerseits eine lebendige Darstellung der stupiden Verdammer im Sinne der gegen Aufklärung und Freigeisterei fanatisch eifernden Pastoren. Das Ganze schließt mit einer Doppelheirath, und das Grundthema ist nicht, wie Danzel meint, die Lehre von der Feindesliebe, sondern die Ausführung des Satzes: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Mit diesem Stücke hatte der junge Lessing zugleich ein seinem Vater gegebenes Wort eingelöst, und ohne Zweifel wird der wackere Pastor primarius wenigstens diese „Komödie" nicht ohne Wohlgefallen gelesen haben. Von einigen didaktischen Längen abgesehen, ist der Dialog sehr lebendig und die Zeichnung der beiden Bedientenfiguren in der fünften Scene des zweiten Akts verräth eine Kraft drastisch witziger Charakteristik, um

[1]) S. oben S. 64.

[2]) Werke I. S. 423 verglichen mit Lessings Leben von Karl Lessing. I. S. 180.

die ihn mancher heutige Lustspieldichter zu beneiden haben dürfte. Zugleich aber ist dies Drama insofern ein Vorläufer zu einem der vollendetsten dramatischen Werke der reifen Periode Lessings, als in dem Freigeiste wie in der Minna von Barnhelm das Tüchtige und Ehrenhafte eines Standes als solchen, im Gegensatze zu der bisher allein üblichen Verspottung ganzer Stände durch die Komödie, zum Gegenstande der Behandlung gemacht erscheint.

Während Lessing so in diesen beiden Stücken sich dem Stoffe nach ganz auf dem Boden seiner Zeit und seiner eigenen unmittelbaren Lebenserfahrung bewegt, ist dagegen das dritte von Lessing, allerdings in späterer Zeit mehrfach umgearbeitete Stück: Der Misogyn (Weiberfeind) ein reines Produkt der Anregung durch römische und griechische Lustspieldichter, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. Ein weiberfeindlicher Vater will seinen Sohn Valer nicht die schöne Hilaria heirathen lassen. Diese verkleidet sich als Mann und wird so als ihr eigener Bruder Lelio in das Haus des Weiberfeindes eingeführt, den sie für sich einzunehmen und schließlich durch List dahin zu bringen weiß, daß er die Heirath geschehen läßt. Mit dieser Intrigue parallel läuft eine zweite, vermöge deren die Tochter des Weiberfeindes, Laura mit ihrem Geliebten Leander durch die List eines alten Advokaten verbunden wird, der den Weiberfeind beredet, Leanders Unglück zu machen, der obenein einen Prozeß, den er mit dem Weiberfeinde hat, verloren geben will, wenn er die Hand der Tochter erhält. Eine komische Episode bildet die Verliebtheit Laura's in den Pseudo-Lelio, die allerdings dadurch, daß sie sogar bis zum Aufgebenwollen des Verlobten führt, vielleicht das Maaß des Erlaubten überschreitet.

„Die Juden" sind ein reines Tendenzdrama, der Zweck ein durchaus moralischer: Bekämpfung des damals noch in seiner ganzen Stärke gegen das unterdrückte Volk selbst in dem Reiche Friedrichs des Großen herrschenden Vorurtheils. Nach dieser Seite hin ist das Stück, in welchem ein reicher und gebildeter Jude ein Beispiel edel-

müthigster Feindesliebe giebt, der würdige Vorbote des Nathan. Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten vielfach sittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, hatte in Berlin Gelegenheit genug, die Verachtung zu gewahren, mit der Sitte und Gesetz das Volk verfolgten, dem zwei seiner nächsten Freunde, Mendelssohn und Gumperz, angehörten, und der letztere dürfte ihm nach Mendelssohns Aeußerungen als Portrait für seinen Juden gedient haben. Michaelis tadelte das Stück in seiner Kritik vom ästhetischen Gesichtspunkte aus. Er fand mit Recht die Figur und die Handlungsweise des Juden nicht hinreichend motivirt, die Absichtlichkeit zu willkürlich und die Handlung zu unwahrscheinlich. Aber es war ein kühner Gedanke des Jünglings Lessing, einem Vorurtheile so öffentlich entgegenzutreten, dem selbst ein philosophischer König, wie Friedrich der Große, noch unterworfen war, einem Vorurtheile, dessen über das ganze Volk ausgesprochenes Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten und Besten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne, zu gestatten schien. Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Noch zwanzig Jahre nach Lessings „Juden" scheute ein Schlözer sich nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub öffentlich vorzuwerfen. Man muß die damalige Gesetzgebung und den aus ihr hervorgehenden Zustand der Juden selbst unter der Herrschaft des aufgeklärtesten Königs seiner Zeit kennen, um es zu begreifen, was edle, nach Bildung strebende Mitglieder dieses Volks, wie Lessings Freunde, Mendelssohn und Gumperz, bei den Ausstellungen empfanden, welche selbst ein Michaelis gegen das Lessingsche Stück erhob. Die hierüber von Lessing selbst gemachten Mittheilungen[1]) sind von

[1]) Werke IV. 217—224.

kulturgeschichtlichem Interesse, wie das Lessing'sche Drama selbst, das die erste in Deutschland erhobene Stimme war für dieses Volk, das damals selbst in Preußen und Berlin noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehen und Kindererzeugung nicht minder wie sein Broderwerb den strengsten Beschränkungen grausamer Gesetze unterlagen, welche selbst den „Schutz" nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, und den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er passirte, seinen Leib wie eine Waare zu verzollen. Lessings Stück, so schwach es uns jetzt erscheint, übertraf dennoch nicht nur alle damaligen deutschen Dramen; es war auch zugleich eine große sittliche That im Interesse der befreienden Humanität.

Ueber den Rest der Lessing'schen Jugenddramen können wir uns kürzer fassen. Die „alte Jungfer" ist eine reine Plattheit, eine Verhöhnung der bürgerlichen Närrinnen, die sich mit ihrem Gelde einem verkommenen adligen Schuldenmacher an den Hals werfen. Der „Schatz", eine Nachbildung des Plautus, lehnt sich ganz an diesen an, und ist trotz des sichtbaren Strebens, dem antiken Vorbilde mehr Handlung und eine genauere psychologische Motivirung zu geben, doch ohne Frage dem Gehalte nach das unbedeutendste unter Lessings dramatischen Erstlingsversuchen.

Die Fragmente und unvollendeten Entwürfe von Trauerspielen stehen nach Form und Inhalt ebenfalls noch ganz auf französischem Standpunkte. Nur das Trauerspiel „Henzi", das den Untergang des Berner Patrioten Samuel Henzi behandelte, den im Jahre 1749 die Berner Aristokratie enthaupten ließ, war ein wahrhaft kühner Wurf. Denn hier wagte Lessing sich, wie keiner seiner Vorgänger gethan, an einen historischen Stoff der unmittelbaren Gegenwart und an die großen Gegensätze der bürgerlichen Freiheit und der privilegirten Despotie, deren Kampf vierzig Jahre später ein so welterschütterndes Schauspiel liefern sollte. Er hielt sich streng an die geschichtliche Wahrheit und behielt selbst die Namen der bei dem Vorgange be-

theiligten Personen bei.[1]) Trotz der Unbehülflichkeit der schleppenden Alexandriner und der genauen Beibehaltung der herkömmlichen Einheiten des Orts und der Zeit, sieht man doch, daß in diesem Fragmente, welches ein allgemeines Aufsehen erregte, ein neuer freierer Geist die ersten Flügelschläge versucht. Es ist dies derselbe Geist, der wenige Jahrzehnde später aus den Reihen jener ehrerbietigen Schüler des deutschfranzösischen Pedantismus, dessen Vertreter Gottsched war, die unsterblichen Begründer unserer klassischen National-Literatur, Lessing an ihrer Spitze, hervorgehen ließ. Die Einwirkung Shakspeare's, dessen Julius Cäsar Lessing in dem ersten Jahre seines Berliner Aufenthalts (1749) durch die sehr treue Uebersetzung des früheren Preußischen Gesandten in England, v. Borck, kennen gelernt hatte[2]), ist deutlich sichtbar. Sie zeigt sich auch in den Bruchstücken und Entwürfen anderer Trauerspiele, in dem „befreiten Rom" und dem „Aceblades in Persien", ja selbst unter den Gedichten dieser Periode ist die kurze, mit einer ironischen Wendung schließende Charakteristik der wider Cäsar verschworenen vier Republikaner[3]) Brutus, Cassius, Decimus und Cimber auf diese Anregung durch Shakspeare zurückzuführen. Dennoch war es nicht Shakspeare und das ältere englische Drama, an welches Lessing mit der letzten und bedeutendsten seiner dramatischen Jugendarbeiten, mit der Miß Sara Sampson, anknüpfte, sondern eine Erscheinung der englischen Literatur, die seinem eigenen Auftreten unmittelbar vorausgegangen war: der englische Familienroman und die bürgerliche Tragödie.

[1]) Werke IV. 330—344.

[2]) Danzel: Gottsched und seine Zeit. S. 148, giebt Proben von dieser in Alexandrinern verfaßten ersten Uebersetzung des Shakspeareschen Werks.

[3]) Werke I. 66—67.

Drittes Kapitel.

Miß Sara Sampson und die bürgerliche Tragödie.

Auch Lessings Miß Sara Sampson ist jetzt vergessen und verschollen, aber dennoch bezeichnet dies von der Bühne verschwundene und kaum noch von einem Literaturfreunde gelesene Werk einen Markstein in der Entwicklung nicht nur des Dichters selbst, sondern unserer ganzen nationalen Literatur.

„Die englische Literatur", sagt Danzel, „ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vergangenen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können." Das neue Element, das von England her in Deutschland eindrang, verjüngend und belebend „wie ein Hauch frischer Seeluft, der durch die schwülen Gassen einer dichtbevölkerten Stadt weht", war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und konventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit.

Lessing war der Erste, der dieser Aufforderung folgte, und das erste Werk, mit dem er es that, ist seine Miß Sara Sampson.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand der deutschen poetischen Literatur zu der Zeit, als Lessing auftrat. Sie stand ganz unter der Herrschaft der altfranzösischen poetischen Literatur, der Renaissancepoesie, welche die romanischen Völker, vermöge ihrer inneren natürlichen Verwandtschaft mit dem Geiste der neuentdeckten antiken Literatur, zu einer Kunst des Styls im Sinne der Antike geschaffen hatten. In Deutschland hingegen, wo die nationale Poesie abgeblüht und die volksthümliche Bildung in der Gräuelzeit des dreißigjährigen Krieges zertreten war, fand ein solches Verhältniß nicht statt. Die Literatur, welche das Jahrhundert vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis

auf Lessings erstes Auftreten in Deutschland entstehen sah, war eine Literatur der gelehrten Bildung und gelehrter Tendenzen, die so wenig mit dem eigenthümlichen Geiste des Volks und seiner Sprache einen Zusammenhang hatte, daß man vielfach selbst in fremden Sprachen, in der lateinischen und französischen schrieb und dichtete. Ebenso verpflanzte man um diese Zeit die romanische Renaissancepoesie nach Deutschland, in welcher man die antike Poesie, deren Werke in ganz Europa als unübertreffliche und allein nachahmungswerthe Muster galten, so zu sagen aus zweiter Hand erhielt. Aber wie sich Eines nicht für Alle schickt, so verloren in Deutschland diese Nachahmungsversuche all den Reiz und Schwung und alle die Wärme des Lebens und der Empfindung, die sie bei den, dem antiken Kunstgeiste verwandten romanischen Nationen an sich trugen. Die Renaissancepoesie verknöcherte in Deutschland ganz und gar zu starrem geistlosem Formalismus. Dies tritt am augenfälligsten hervor im Drama. Gottsched hatte Bühne und Drama durch Hülfe der Renaissancepoesie aus der Rohheit erhoben und der Bildung angenähert. Das war eine verdienstliche That, aber dem Drama einen Gehalt zu geben, ging weit über seine Kräfte. Lessing, der dies zuerst versuchte, stand doch, wie wir gesehen haben, mit seinen ersten Dramen noch durchaus auf dem Boden der französischen Renaissancepoesie und ihrer Formen und Regeln. Aber schon hier regt sich in ihm der revolutionaire Drang. Er durchbricht mit seinem Henzi zwei wesentliche Gesetze des Kunststyls der vornehmen dramatischen Renaissancepoesie: das Gesetz, welches für die Tragödie ferne Zeiten, und jenes andere, welches für die Helden derselben, Heroen, Könige und Fürsten verlangte, indem er einen historischen Vorgang der unmittelbaren Gegenwart, den politischen Reformversuch einer schweizerischen Gemeinde, und schlichte Bürger einer kleinen Republik in Scene setzte. Noch ein Schritt weiter, und der Anfang der literarischen Revolution, durch welche er der Befreier Deutschlands von der Renaissancepoesie und der Begründer der freien Poesie werden sollte, war gemacht.

Lessing that diesen Schritt. Er schrieb seine Miß Sara Sampson, die erste bürgerliche oder vielmehr die erste Familien-Tragödie der deutschen Literatur. Die Anregung dazu gab ihm das Studium der englischen Literatur, in welcher die Styltheorie der französischen Renaissancepoesie niemals feste Wurzel gefaßt und die Tragödie schon seit Shakspeare ihre Stoffe ohne Unterschied aus allen Kreisen des Lebens entnommen hatte[1]). Die vorzugsweise sogenannte „bürgerliche Tragödie" entstand in England zu derselben Zeit, wo in Frankreich das rührende oder sogenannte „weinerliche Lustspiel" aufkam, und Lessing, der seine Augen überall hatte, sprach sich in seiner Theatralischen Bibliothek über beide Neuerungen aus[2]), während er sich bereits mit dem Entwurfe zu seiner Miß Sara trug. Zwei wichtige Erscheinungen der Zeit sind es, an welche er sich mit diesem Werke anlehnte: der berühmte englische Familienroman Clarissa, und das Drama „der Kaufmann von London" von Georg Lillo. In Beiden hatte sich die Poesie auf das Gebiet der Moral des bürgerlichen Lebens begeben und die inneren Zustände der Familie von ihrer ernsten und tragischen Seite aufgefaßt. Lessings scharfer Blick sah hier plötzlich das langersehnte Neubruchsfeld für die dramatische Poesie eröffnet, und er zögerte keinen Augenblick, es anzubauen. Es ist ein Irrthum Danzels, wenn er Lessings Miß Sara Sampson, in welcher er ein Werk ganz neuer Gattung und eine durchaus eigenthümliche Auslegung des Princips dieser Dichtungsart so richtig erkennt, als eine Zusammensetzung aus den Grundmotiven der beiden obengenannten englischen Dichtungen bezeichnet. Das Stück ist vielmehr durchaus Original in Fabel und Ausführung, wenn auch Namen und Sitten aus dem Englischen entlehnt sind und das Ganze auf dem Boden englischer Zustände spielt.

---

[1]) Vergl. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I. S. 491, und die vortreffliche Darstellung des bürgerlichen Dramas in England. S. 491 ff. — Danzel I, 295 ff.

[2]) Werke IV. S. 109 ff.

Die Klippe für das bürgerliche Trauerspiel liegt in der äußern Umschränktheit seiner Personen durch das Gesetz, dem sich die Leidenschaften der Heroen, Könige und Fürsten und Aller, die auf der Menschheit Höhen wandeln, eben vermöge ihrer äußern Stellung zu entziehen vermögen. Die Reinigung der Leidenschaften, die sich in der höheren Tragödie durch die eigne Natur der sittlichen Conflicte vollzieht, und „das große gewaltige Schicksal,"

„welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,"

sie werden in den niedern Sphären bürgerlicher Zustände nur zu leicht hinabgezogen zu der Prosa des gemeinen Kriminalverbrechens und zu der Ausgleichung durch Galgen und Rad, wie sie jene erste bürgerliche Tragödie des Engländers Lillo denn auch in Wirklichkeit aufzeigt; und an die Stelle der poetischen Gerechtigkeit im Sinne innerlicher Lösung des tragischen Conflicts tritt die nackte Moraltendenz der Abschreckungstheorie. Lessing hat später in der Hamburger Dramaturgie das bürgerliche Trauerspiel im Gegensatze zu dem heroischen unter Berufung auf einen Ausspruch Marmontels mit nicht ganz zureichenden Gründen vertheidigt (VII, S. 62 ff.); ja er ist so weit gegangen, es für etwas Gleichgültiges und Nebensächliches zu erklären „Welchem Stande die leidenden Personen in der Tragödie angehören." Es war das Mißverständniß eines aristotelischen Ausspruchs, was ihn zu dem Irrthume verleitete, den Satz aufzustellen: das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, müsse natürlicherweise am tiefsten in unsre Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid hätten, so hätten wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht mit Königen." Diese Ansicht, welche zugleich eine Schranke in Lessings Geiste anzeigt, und nach der es konsequenterweise für die verschiedenen Stände der Menschen auch verschiedene Tragödien geben müßte, braucht heutzutage nicht mehr widerlegt zu werden. Sie hing mit einer Schwäche der Zeitrichtung, mit jener Vorliebe für das Rührende, zusammen, auf

deren Standpunkt der Dichter der Miß Sara Sampson sich selber noch befand.

Das Große in Lessings Leistung war, daß er die bürgerliche Tragödie stofflich von jener Prosa des kriminalistischen Elements befreite, daß er ein neues, ihr eigenes Gebiet tragischer Conflikte auffand. Indem er in das Innerste des Familienlebens, in das Tiefste der individuellen Seelenzustände, Kämpfe und Verirrungen hineingriff, gewann er auch für die niederen Sphären des Menschenlebens ein Feld, wo sich der absolute Werth, die Freiheit, die souveräne Unumschränktheit des Individuums geltend machen konnte, die der Tragödie nothwendig ist. Dieses Feld aber ist die Familie. Denn nur auf dem Boden der Familie und in den Beziehungen des Herzens kann auch der bürgerlich eng umschränkte Mensch frei, souverän, Held sein.

Der Inhalt von Lessings Miß Sara Sampson ist folgender: Mellefont, ein junger reicher Wüstling, der ein großes Vermögen im Verkehr mit vornehmen Wüstlingen und galanten Frauen durchgebracht hat, faßt zuletzt eine Leidenschaft für die Tochter eines Baronets Sir William Sampson, die mit Eheversprechen und Entführung aus dem Vaterhause endet. Zwar liebt er seine Sara wirklich, aber seine Verbindung mit ihr durch die religiöse Weihe, nach welcher das unglückliche Mädchen dringend verlangt, zu legitimiren, hindern ihn zwei Umstände. Er hat sein Vermögen durchgebracht und sieht sich deshalb auf eine Erbschaft angewiesen, deren Erhebung testamentarisch mit einer Heirathsklausel verknüpft ist. Er thut allerdings Schritte, diese Klausel mit Aufopferung eines Theils der Erbschaft zu beseitigen, aber dennoch ist es ihm auch mit der Ehe selbst nicht ganz Ernst, nicht darum, weil er Sara nicht nach ihrem vollen Werthe liebt, sondern weil er überhaupt durch das lange ungebundene Leben — er ist ein Dreißiger - - eine Scheu gegen den äußern Zwang, gegen das „Soll" der Ehe hat. Aber er ist außerdem auch anderweit gebunden. Er hat zehn Jahre lang in den Fesseln einer jungen

schönen, mit allen Künsten der Koketterie vertrauten Wittwe, einer Dame der großen Welt, gelebt, von der er sich nur in Folge jener Leidenschaft für Sara getrennt hat. Mistriß Marwood ist darüber außer sich gerathen. Mellefont hat sie nicht nur verlassen und „einer Laune" geopfert, er hat ihr sogar die Tochter entrissen, die sie ihm geboren, und das zehnjährige Kind in eine Pension gebracht. Die Marwood weiß sich wieder in den Besitz des Kindes zu setzen, und zugleich den Aufenthaltsort des ungetreuen Liebhabers auszukundschaften, gegen den sie allerdings in einem gewissen Rechte ist, wenn sie ältere Ansprüche geltend macht, zumal da sie ihn auf ihre Art noch liebt, und jedenfalls seinen Namen als Deckmantel ihrer bürgerlichen Ehre und gesellschaftlichen Stellung nicht missen will. Sie reist ihm mit der Tochter nach, und bringt zugleich Sara's Vater auf die Spur seiner entflohenen Tochter. Bei der ersten Begegnung gelingt es ihr, durch die Rolle großmüthiger Aufopferung und zärtlicher Liebe, unterstützt durch die Bitten des Kindes, einen Eindruck auf das schwache Herz Mellefonts zu machen, ja, sie hat ihn fast schon wieder zu sich zurückgeführt, als bald darauf sein Gewissen erwacht. Er erklärt ihr seinen festen Entschluß, sich von ihr zu trennen, trotz ihren Medeadrohungen, die selbst bis zu einem Mordversuch gegen ihn gehen, gestattet ihr aber endlich, da sie sich besiegt und gedemüthigt stellt, ihrem Wunsche gemäß, wenigstens ihre Nebenbuhlerin zu sehen, und derselben unter dem Namen einer seiner Verwandten zu nahen. Die Marwood hat darauf gerechnet, Sara durch Eröffnungen wahrer und falscher Art von Mellefont zu trennen. Als ihr dies fehl schlägt, ist ihr einziger Gedanke: Rache. Und so vergiftet sie ihre in Ohnmacht gefallene Nebenbuhlerin, indem sie der Kammerjungfer derselben statt eines niederschlagenden Pulvers ein Giftpulver unterschiebt, das sie ursprünglich für sich selbst bestimmt hatte. Dann entflieht sie, ihr und Mellefonts Kind zum Schutze gegen Verfolgung als eine zweite Medea mit sich nehmend, und Mellefont, der in demselben Augenblicke, wo der versöhnte Vater

Sara's ihn als Sohn begrüßt, die Geliebte sterben sieht, ersticht sich an ihrer Leiche, ebensowohl im Uebermaße des Schmerzes, als wie er sehr unpassend hinzusetzt: „um sich wegen des Geschehenen zu strafen."

Wir brauchen uns bei den Fehlern und Schwächen des Stücks nicht lange aufzuhalten. Sie liegen offen zu Tage, nicht nur in einzelnen Rohheiten der Sprache[1]), in der oft langweiligen Breite der abstrakten moralischen Reflexionen und des deklamatorisch salbungsvollen Kanzeltons, in der weichlichen Haltung wie in der „raffinirten selbstquälerischen Casuistik" der verführten Tochter, — lauter Dinge, die an den Ton des Richardsonschen Romans erinnern, — sondern auch in gewissen Schwächen der Komposition selbst, in welcher dem Zufalle ein zu absichtlicher Spielraum der Entscheidung, durch die unmotivirte Unvorsichtigkeit Mellefonts gelassen wird. Die Weinerlichkeit endlich, der große Nachdruck, der auf „das Rührende" gelegt wird, dieser hochgesteigerte Empfindungston, der uns jetzt bei dem kräftigen und nüchternen Lessing so wunderlich anmuthet, das alles erklärt sich aus dem Umstande, daß das Rührende das Stylprincip der Zeitrichtung war, dem Lessing huldigte, und das er sich dann auch mit seiner Mitleidstheorie nach Aristoteles theoretisch zurechtlegte und begründete. Aber dies Alles wird überwogen durch die prinzipielle Bedeutung des Werks, das mit einem Schlage den Zauberbann der Renaissancetragödie zerbrach, und dem Inhalt wie der Form nach — denn Lessings Miß Sara ist in Prosa geschrieben — einer ganz neuen Gattung der dramatischen Poesie freie Bahn eröffnete. Wenn auch die neugewonnene Freiheit noch nicht vollständig war, wenn auch diese erste deutsche Familientragödie noch nicht unser deutsches, sondern fremdes Leben mit fremden Sitten, Zuständen und

[1]) Dahin gehören z. B. Ausdrücke wie „Niederträchtige," „Weibsbild" (S. 30. 31) deren sich Mellefont gegen Marwood bedient, und die Rohheit, mit welcher er die Mutter seines Kindes in Gegenwart des letzteren „die Schande ihres Geschlechts" nennt.

Namen, und in einer selbst noch fremde Färbung tragenden Sprache vorführte: so war doch mit dieser Dichtung Lessings ganzer bisheriger Standpunkt vollständig überwunden und die Möglichkeit gegeben, zehn Jahre später durch die Minna von Barnhelm auch jenen letzten Rest der Abhängigkeit von fremden Elementen abzustreifen.

Aber auch abgesehen von solcher historischen Bedeutung war diese Dichtung nach allen Seiten hin ein großer Fortschritt, und die Bewunderung, die sie bei den Zeitgenossen erregte, wohl begründet. Zum erstenmale sah man hier in einer Tragödie, die ganz ausschließlich sich auf dem Gebiete des einfach Menschlichen, der Wirklichkeit des täglichen Lebens bewegte, individuelle mit feiner Menschenbeobachtung ausgestattete Charaktere statt abstrakter Schemen von Tugend und Laster, hörte man eine Sprache, die statt des hohlen Stelzenpathos des Alexandriners die naturwahre Energie der wirklichen Leidenschaft und den Ton charaktervoller Bestimmtheit hatte. Und wenn in Mellefont das Urbild der beliebten Goetheschen halben Charaktere, der Clavigo, Weißlingen, Fernando u. s. w., mit einer bewundernswürdigen Kunst ausgeprägt erscheint, so ist der Charakter der Marwood, nach welcher das Stück eigentlich heißen sollte, eine Gestalt von solcher Großartigkeit, wie sie auf diesem Gebiete seitdem kaum wieder erreicht worden ist. An diesen Charakter hätte ein Bearbeiter des Stücks, das in seiner ursprünglichen Gestalt allerdings nicht mehr aufführbar ist, anzuknüpfen, um mit geringer Mühe ein Drama von großer Wirkung auch für die heutige Bühne herzustellen.

Bald nachdem Lessing das Stück beendet hatte — er hatte es in der Zurückgezogenheit eines längeren Aufenthalts in Potsdam ausgearbeitet und es erschien im sechsten Bande seiner Schriften im März 1755[1]) — kam die Ackermannsche Schauspielergesellschaft nach Berlin, wo sie vom 29. Mai bis zum 7. Juni Vorstellungen auf

[1]) Eine kurze Anzeige, wohl von Lessing selbst, erschien in der Vossischen Zeitung vom 3. Mai 1755.

dem Rathhause gab[1]). Der Besuch war indessen so gering, daß Ackermann, welchem Lessing sein Stück übergeben hatte, sich nicht entschließen mochte, dasselbe in Berlin zur Aufführung zu bringen. Diese erfolgte daher am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin sich Lessing selbst begab, um sein Werk in Scene zu setzen und die Proben zu leiten. Gleichzeitige Briefe von Freunden und Feinden des Dichters bezeugen die außerordentliche Wirkung, welche das Stück auf die Zuschauer übte. „Sie saßen," wie Ramler an Gleim schreibt, „vier Stunden wie Statuen, und zerflossen in Thränen." Es ist interessant, daß dieselbe Truppe wenige Tage darauf den „Kaufmann von London" spielte, und also den Zuschauern die Gelegenheit bot, das verwandte englische mit dem deutschen Stücke zu vergleichen. Der später so berühmte Schröder, damals ein zehnjähriger Knabe, trat in der Mädchenrolle der Arabella auf[2]). Ackermann spielte den Mellefont, den später Eckhoff übernahm, und Brückner zu einer seiner Lieblingsrollen machte[3]).

So war denn mit Lessings Miß Sara das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutschland gegeben und zugleich die Reihe derjenigen tragischen Stoffe eröffnet, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorzugsweise behandelt wurden[4]). Wie für die deutsche dramatische Literatur, so war auch für die deutsche Schauspielkunst dies Werk Lessings das Ei des Kolumbus. Indem er die Prosa, den schlichten natürlichen Ausdruck für edle ernste Vorgänge einführte und den ersten großen Erfolg des deutschen Drama's auf das stärkste Gefühl im Leben des deutschen Volks, auf das Familien-Interesse gründete, wies er den Schauspieler auf die Naturwahrheit der Empfindungen und des Ausdrucks hin, stellte er ihm zum ersten

---

[1]) Schröders Leben von Mayer I. S. 28.

[2]) Schröders Leben von Mayer II. S 140.

[3]) Vgl. Dr. Loewenstein über die erste Aufführung von Lessings Miß Sara Sampson in Frankfurt.

[4]) Gervinus V, 372.

Male die Aufgabe, ganze Menschen und naturwahre Charaktere darzustellen, „in denen die Verschmelzung der Gegensätze zu einem Individuum alle Feinheit der Charakteristik herausforderte“[1]). So ward er auch für die deutsche Schauspielkunst der Befreier von den Fesseln des Herkommens und der angelernten fremden Convention.

Der demokratische Zug und Drang, welcher sich in der Erscheinung des bürgerlichen Familiendrama's kundgiebt, entging dem scharfen Auge Goethe's nicht, als er das Lessingsche Stück zu denjenigen rechnete, „welche den Werth des mittlern und des unteren Standes zur Anschauung zu bringen dienten.“ Der dritte Stand begann Interesse an sich selbst zu finden, sich und seine Geschicke der höchsten Form poetischer Darstellung werth und würdig zu achten. England, Frankreich und Deutschland zeigen in dieser Beziehung dasselbe Schauspiel, und wohl kann man sagen, daß die literarische Revolution gegen die Fürsten und Könige der Renaissancetragödie eines der Vorspiele war, die der politischen Revolution gegen die Könige und Fürsten der Wirklichkeit bedeutungsvoll vorangingen.

Viertes Kapitel.

Ein Reiseversuch und seine Folgen.

Der Erfolg seiner Miß Sara Sampson auf dem Theater wie in der Kritik erweckte bei Lessing aufs Neue die Sehnsucht nach einer Verbindung mit der lebendigen Bühne, die er in Berlin seither schmerzlich entbehrt hatte.

---

[1]) Vergl. die vortreffliche Schilderung von Ed. Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Th. II. S. 125—128.

Denn diese erste Stadt Norddeutschlands, der Königssitz des großen Friedrich, hatte vor hundert Jahren noch kein deutsches Theater! Lessing hat diesen Zustand in einem seiner Literaturbriefe mit grellen Farben geschildert[1]). Des Königs Vorliebe für französische Literatur und französisches Theater hielt jeden Aufschwung deutscher Schauspielkunst in seiner Hauptstadt zurück. Um die Zeit von Lessings erstem und zweitem Aufenthalte in Berlin herrschte dort ein wüstes Theatertreiben unstät herumziehender Schauspielerbanden in ärmlichen Buden, von deren Vorstellungen sich alles, was auf Bildung Anspruch machte, fernhielt. Selbst die Ackermann'sche Gesellschaft konnte dort im Jahre 1755 nur sieben Vorstellungen zu Stande bringen. Die Schönemann'sche Gesellschaft, welche seit 1743 ein Generalprivilegium für Preußen besaß, hatte einen starken Rivalen an der Bande von Franz Schuch, welche von 1754—59 in einer Bretterbude auf dem Gensd'armenmarkt und später in dem heutigen Finanzministerium ihre rohen Stegreifkomödien und Harlekinaden spielte. So elend sie waren, so wurden sie doch von Lessing fleißig besucht, der hier zuerst die Volkskomödie von Doktor Faust aufführen sah, und sogar für Madame Schuch 1754 einen Epilog dichtete (I. 209). Noch zehn Jahre später, als der Schauspieldirektor Döbbelin mit der Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm zuerst das Interesse der Berliner für das vaterländische Drama erregte, war das Theater in Berlin um ein Vierteljahrhundert hinter den meisten Städten Mitteldeutschlands zurück, und erst seit 1771 ward durch Koch daselbst zu einem stehenden deutschen Theater wenigstens der Grund gelegt.

Was Lessing suchte, konnte er damals nirgends anders finden, als an dem Orte, wo seine theatralische Neigung und sein Talent für das Drama zuerst erweckt worden war, in Leipzig, dem Mittelpunkte der deutschen Bildung und des Geschmacks der damaligen

[1]) Werke VI, 213—214.

Zeit. Dort hatte seit 1751 der ihm von der Neuber'schen Gesellschaft her befreundete Schauspieler Heinrich Gottfried Koch ein eigenes Theater gegründet, und für dasselbe den genialen Schauspieler Brückner, einen feingebildeten, mit Lessing schon in Berlin eng befreundeten Mann gewonnen. Lessing verließ daher im Herbste 1755, seiner Gewohnheit nach ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, Berlin, und siedelte nach Leipzig über. Die deutsche Schaubühne von Grund aus neu und selbstständig zu beleben, das Drama zum würdigen Spiegelbilde der nationalen Bildung zu erheben, schien ihm nach dem so eben errungenen Erfolge mehr als je eine Lebensaufgabe, an deren Lösung er seine beste Kraft zu setzen entschlossen war. Er trat mit der Koch'schen Bühne in die engste Verbindung und lebte und webte ganz wie vor Jahren mit und unter den Schauspielern. Er ließ seine von Weisse verkürzte Sara aufs Neue aufführen und half seinem Freunde Brückner selbst die Rolle des Mellefont einstudiren. Er las die Lustspiele Goldoni's, der damals als Theaterdichter und Dramaturg in den Städten Oberitaliens umherzog, und fühlte sich aufs Neue zur dramatischen Produktion angeregt. Eines jener Lustspiele, l'Erede fortunata, eignete er sich sofort an, indem er es selbstständig bearbeitete. Koch sollte es noch vor dem Drucke aufführen. Zu fünf andern entwarf er den Plan. Indessen das erste Stück wurde nur bis zum Ende des zweiten Aktes[1]), die andern gar nicht ausgearbeitet, da Lessing sich während des Drucks der „glücklichen Erbin" mit seinem Leipziger Verleger überwarf und zugleich bald darauf eine Verbindung einging, welche seinem Leben auf mehrere Jahre hinaus eine völlig andere Wendung zu geben versprach.

Eine Natur wie die Lessings, die so ganz auf lebendige Anschauung und unmittelbare Erkenntniß des Lebens und der Welt gestellt war, mußte nothwendig von der lebhaftesten Begierde erfüllt sein, Leben und Welt in größerem Umfange kennen zu lernen, als

[1]) Werke II. S. 473. 477.

es ihm bis jetzt vergönnt gewesen war. In der That war Reiselust sein Leben lang ein hervorstechender Zug in Lessings Wesen. Schon in Berlin hatte er daher nicht übel Lust gehabt, einen Ruf an die neu errichtete Universität Moskau als Professor der deutschen Sprache und Beredtsamkeit anzunehmen[1]), da man in Berlin und Deutschland nichts für einen Mann wie er, thun zu wollen schien. Glücklicherweise blieb diese Schmach wenigstens Deutschland erspart, da statt seiner vielmehr sein spezieller Gegner, der Gottschedianer Johann Gottfried Reichel, der Verfasser der Bodmerias, nach Moskau berufen wurde.

Aber Lessing war sechsundzwanzig Jahre alt, er war frei und ungebunden durch ein Amt, und zu einer festen Stellung, wie sie ihm genehm gewesen wäre, war keine Aussicht vorhanden. Umsomehr drängte es ihn, diese Freiheit zu nützen, und er zeigte sich bereit, einen Vorschlag Sulzers anzunehmen und als Hofmeister mit einem jungen Schweizer auf Reisen zu gehen, als ihm plötzlich in Leipzig selbst ein ungleich vortheilhafterer Antrag ähnlicher Art gemacht wurde.

Ein junger reicher Leipziger Patrizier, Winkler, Besitzer des stattlichen Hauses zur Feuerkugel, suchte einen Begleiter für eine dreijährige Europäische Bildungsreise. Man schlug ihm Lessing vor, und beide Theile gingen auf den Vorschlag ein. Lessing war überglücklich. „Ich muß zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein," schrieb er an seinen geliebten Freund Mendelssohn am 8. Dezember 1755. „Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, der ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer

[1]) Werke XII. 30.

eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so angenehm und nützlich zu machen, als ich sie mir nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ohngefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset sein."

Die Reise sollte Ostern 1756 angetreten werden. Bis dahin wollte er seine sechs neuen Lustspiele beenden, und damit für's erste seine dramatische Laufbahn beschließen. „Ich muß eilen," schrieb er, „meine Kindereien vollends auszukramen; je länger ich damit warte, desto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmal selbst über sie fällen dürfte." Man sieht, er selbst fühlte schon damals, daß dieses Anschließen an Goldoni gegen seine Miß Sara ein Rückschritt, ein Rückfall in die alte konventionelle maskenartige Form des Lustspieldramas war, für das er später mit seiner Minna der Reformator werden sollte. Auch die mehrjährige Unterbrechung seiner angestrengten schriftstellerischen Produktion war ihm erwünscht. Es liegt ein tiefer Ernst in den Worten, welche er in Beziehung darauf an Mendelssohn richtete: „Sollte das Publikum mich als einen allzu fleißigen Schriftsteller ein wenig demüthigen wollen, sollte es mir seinen Beifall auch deswegen mit versagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen: daß es von künftige Ostern an drei ganze Jahre nichts von mir zu sehen noch zu hören bekommen soll."

Bevor er jene Reise antrat, hatte er noch die Freude, seine Eltern nach achtjähriger Trennung wiederzusehen. Er traf mit ihnen in Dresden zusammen, wohin er einige Wochen gegangen war, um für seine Reise in den dortigen Kunstsammlungen einige Vorstudien zu machen, während sie selbst sich dorthin begeben hatten, um einen versöhnenden Vergleich mit einem Freibergischen Prediger zu schließen,

dessen Pastoralklugheit sie um eine ganz ansehnliche Erbschaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umständen, gebracht hatte. Lessing mußte mit seinen Eltern nach Hause reisen, und die Freude über das Wiedersehen des stattlichen Sohnes war so groß, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte, in welchen der würdige Pastor primarius blos aus dem Grunde gewilligt hatte, um nicht durch die Aufdeckung der schmählichen Betrügerei eines verwandten Amtsbruders ein nachtheiliges Licht auf den geistlichen Stand zu werfen[1]). Von Kamenz ging Lessing zurück nach Dresden, wo er Heyne, der damals noch Kopist auf der Brühl'schen Bibliothek war, kennen lernte, aber seinen spätern großen Mitstrebenden Winckelmann, der damals gleichfalls dort lebte, und sich bereits zu seiner italienischen Reise anschickte, nicht sah. In Leipzig benutzte er den Verkehr mit seinem alten Lehrer Christ gleichfalls zur Vorbereitung für seine kunstwissenschaftlichen Reisezwecke, und trat dann am 10. Mai mit seinem Begleiter die Reise an.

Das nächste Ziel derselben war Holland. Man reiste damals unendlich langsamer und beschwerlicher, aber auch unendlich gründlicher, als wir heutzutage uns vorzustellen vermögen. Denn die Reisenden brauchten nicht weniger als achtzig Tage, ehe sie über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Celle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Emden, Gröningen, Leuwarden, Franeker, Harlingen und die Südersee am 29. Juli Amsterdam erreichten, von wo aus Lessing seinem Vater einen kurzen Reisebericht sandte[2]). Leider ist das Tagebuch dieser Reise, welches Lessings Bruder noch besaß, verloren gegangen, und wir sind daher außer Stande, über die Interessen, welche Lessing auf dieser Reise vorzugsweise verfolgte, Ausführlicheres zu berichten. Nur das wissen wir, daß er alle Kunstsammlungen fleißig besuchte, und seinen Begleiter dazu vermochte,

[1]) Karl Lessing I. S. 182—183.
[2]) Werke XII. 43.

eine reiche Folge von Kupferstichen anzukaufen. Auch die dramatischen Interessen begleiteten ihn auf dieser Reise. Er lernte in Hamburg den größten deutschen Schauspieler seiner Zeit, Konrad Eckhof, persönlich kennen und bewundern, und versprach ihm beim Abschiede, ein Stück Weisse's für ihn zu bearbeiten[1]); und in einem Briefe, den er aus Emden an seinen Berliner Freund Nicolai richtete, kündigte er demselben an, daß er ihm eine Anzahl Bemerkungen über das bürgerliche Trauerspiel, die er unterwegs niedergeschrieben, senden werde. Von Amsterdam aus wurden Reisen in die bedeutendsten Städte der vereinigten Provinzen unternommen, und man war eben im Begriffe, nach England hinüberzugehen, als die Nachricht von dem Einfalle des Preußenkönigs in Sachsen Lessings Reisegefährten in der Mitte des Septembers zur schleunigen Rückkehr nach Leipzig bewog, wo bereits in seinem Hause der preußische Kommandant General Hausen sein Quartier genommen hatte.

Lessing war über diese Wendung der Dinge um so untröstlicher, als sich dadurch das ganze auf vier Jahre berechnete Reiseprojekt, auf das er so große Hoffnungen gebaut hatte, zu zerschlagen drohte, wie es sich denn auch wirklich zerschlug. Anfangs zwar hoffte er immer noch, daß sein Genosse die Reise nach einigen Monaten von Neuem beginnen werde, und blieb deshalb vor der Hand in Leipzig, so widerwärtig ihm auch dieser Zustand der Ungewißheit war[2]). Er sollte ihm bald noch mehr verleidet werden. Noch Ende November glaubte er an die Wiederaufnahme der Reise, deren nächstes Ziel jetzt England sein sollte. Er meldet dies seinem Freunde Nicolai mit den merkwürdigen Worten: „Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit ihnen und unserm Freunde (Mendelssohn) zubringen, als in England. Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man

[1]) Weisse's Selbstbiographie, S. 37.

[2]) Werke XII. 45—46. Er hielt sich deshalb auch in der ersten Zeit dort „ganz incognito" auf. XII. 85.

eine Nation bewundern und hassen kann[1])." Auch in einem Briefe an denselben Freund vom 29. März des folgenden Jahres (1757) ist noch von der Reise die Rede. Aber schon im Mai denkt Lessing daran, wieder nach Berlin zurück zu gehen. In der That hatte sein Gefährte nicht nur die ganze Reise aufgegeben, sondern was schlimmer war, die politischen Verhältnisse Sachsens hatten auch einen vollständigen Bruch zwischen ihm und Lessing herbeigeführt.

Die Sache war diese. Lessing, so viel Ursache er auch persönlich hatte, den Ausbruch eines Krieges zu verwünschen, der ihm einen wichtigen Lebensplan so unerwartet durchkreuzte, war doch zu einsichtsvoll und zu frei gesinnt, um in das allgemeine Geschrei der Verwünschung des großen Königs und seiner Unternehmungen einzustimmen, das ihn in dem mit Einquartierung und starken Kontributionen heimgesuchten Leipzig überall umgab. Er suchte vielmehr seinen Standpunkt über den streitenden Parteien zu behaupten; und während man ihn in Berlin für den Verfasser einer Preußenfeindlichen Brochüre hielt, die ihrem wirklichen Autor Heyne in dem von Preußen besetzten Dresden große Gefahr bereitete, schrieb man ihm in Leipzig die Autorschaft einer andern gegen das Sächsische Interesse gerichteten Flugschrift zu, wodurch er bei dem patriotischen Theile seiner Landsleute in sehr üblen Ruf kam[2]). Beides war nun freilich unrichtig. Allein gewiß ist es, daß Lessing in seinen Tischgesprächen öfters nicht nur lebhaft für Preußen Partei nahm, sondern auch seinen neu gewonnenen Freund, den preußischen Major Kleist und andere preußische Offiziere in die Tischgesellschaft einführte, in welcher er mit Winkler zu speisen pflegte. Dies bewog den letzteren, der ein beschränkter Kopf und nebenbei ein eingefleischter Sachse gewesen zu sein scheint, mit Lessing offen zu brechen. Er kündigte ihm die Wohnung in seinem Hause auf und verweigerte sogar die Zahlung

[1]) Werke XII. 59.
[2]) Werke XII. 76.

einer kontraktlich für den Fall des Aufgebens der Reise zugesicherten Entschädigungssumme von sechshundert Thalern. Lessing sah sich gezwungen, einen Prozeß anzustrengen, der erst nach sieben Jahren endgültig zu seinen Gunsten entschieden wurde, das indessen damals für ein Wunder von Beschleunigung galt.[1])

Fünftes Kapitel.

Literarische Brodarbeiten. Untersuchungen über das Drama.

Inzwischen befand sich Lessing zu Leipzig nach jenem Bruche in einer sehr schlimmen Lage. Das Theater war durch den Krieg zersprengt und an eine Wiederaufnahme seiner dramaturgischen Interessen nicht zu denken. Die Aussicht auf eine vierjährige sorgenfreie Studienzeit war gleichfalls dahin, und die Vortheile seiner Verbindung mit Winkler hatte er seiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Noth zwang ihn, da er es nicht über sich gewinnen konnte, Anträge von Hauslehrerstellen anzunehmen, zu literarischen Brodarbeiten zu greifen. Er übersetzte Hutchesons Sittenlehre der Vernunft und Richardsons Sittenlehre für die Jugend, ja selbst auf Veranlassung seiner frommen Schwester ein Erbauungsbuch, Law's „Ermunterungen an alle Christen zu einem frommen Leben." Diese ganze Zeit vom Mai 1757 bis zum Mai 1758 war eine schwere Zeit für ihn. Er gerieth in harte Noth und es gab Stunden, wo er des bittern Unmuths nicht Herr werden mochte, daß der König, den er als den größten seiner Zeit verehrte, sich so gar nicht um ihn

[1]) Karl Lessing I. 187.

kümmerte[1]) Seine Freunde Kleist, Gleim und Sulzer wendeten vergebens alle Mühe auf, ihm eine feste Anstellung als Bibliothekar in Berlin, ja selbst im Verwaltungsfache, als Kriegsrath, zu verschaffen. Es schien ihnen eine Schande für Preußen, einen Mann wie Lessing nicht für sich zu gewinnen. „Es wäre nicht erlaubt", schrieb der treffliche Kleist an Gleim, „wenn wir Herrn Lessing zum zweiten Male wegen Mangel an Unterhalt aus unserm Lande ließen." „Arbeiten Sie doch mit daran", heißt es in einem zweiten Briefe, „daß unser lieber Lessing endlich einmal eine Versorgung erhält. Er ist sehr zu bedauern; so ist es noch keinem von meinen Freunden ergangen." Auch Sulzer „bejammert" es, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, was er für sich verlangt, unmöglich wird."[2]) Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß Preußen und sein großer Friedrich weder jetzt noch später die Ehre zu gewinnen wissen sollten, zu der Eroberung Schlesiens auch die des größten deutschen Geistes hinzuzufügen!

In Lessings eignen Briefen aus dieser Zeit findet man freilich kaum eine Spur seiner gedrückten Lage. Sein stolzer Geist, von der Energie der Jugend unterstützt, verschmähte es, über persönliche Nöthen solcher Art zu klagen, und wenn man seine damals an Mendelssohn und Nicolai geschriebenen Briefe liest, so glaubt man einen Menschen zu sehen, der in sorgenfreiester Muse nur die idealsten Interessen der Philosophie und Kunst verfolgt.

In der That war es unter dem schwersten Drucke seiner äußeren Verhältnisse, daß er zuerst sich theoretisch mit den wichtigen Fragen über das Wesen und die Bestimmung des Drama's beschäftigte, die er bisher nur einzeln und vorübergehend neben seiner produktiven Thätigkeit auf diesem Gebiete angestreift hatte.

---

[1]) Man vergl. den Brief an Ramler. Werke XII. 85, und den Entwurf zu der schwermüthigen Ode „Mäcen." Werke I. S. 208.

[2]) Vergl. Danzel I. S. 331—32.

Die Veranlassung dazu gab ein Aufsatz über das Trauerspiel, mit welchem Nicolai seine neubegründete Zeitschrift, die Allgemeine deutsche Bibliothek eröffnet hatte. Das Wesentliche des dadurch angeregten brieflichen Ideenaustausches läuft etwa auf folgende Resultate für Lessings damaligen ästhetischen Standpunkt hinaus. Er vertheidigte zunächst gegen Nicolai die Ansicht von dem moralischen Zwecke des Trauerspiels im Sinne des Aristoteles, durch die Erregung des Mitleidens im Zuschauer; denn „der mitleidige Mensch ist der beste Mensch, zu allen Arten der Großmuth, zu allen geselschaftlichen Tugenden am meisten aufgelegt." Das Mitleiden, die Rührung wird dann in den Briefen an Mendelssohn, der den Gegenstand aufnimmt, als wesentliche Wirkung der Tragödie gefaßt, und damit nicht nur das auf Bewunderung gebaute französische Trauerspiel verworfen, sondern zugleich als das einzige wahre, seinem Begriffe und seinem Zwecke entsprechende Trauerspiel dasjenige hingestellt, welches Lessing selbst im Anschluß an die in der neueren englischen Literatur vorherrschende Gefühlsrichtung zuletzt kultivirt hatte, das bürgerliche Familientrauerspiel, die in jeder Scene Rührung und Mitleid erregende Gattung, welcher Miß Sara Sampson angehörte. Endlich erklärt sich Lessing gegen den auf Illusion beruhenden ästhetischen Genuß. Der Begriff der Illusion und ihrer Wirkung ist, daß uns die von der Kunst dargestellten Gegenstände als wirkliche erscheinen. Lessing aber erklärt ganz im Gegentheil: der ästhetische Genuß bestehe eben darin, daß wir bei Wahrnehmung des Eindrucks, den die dargestellten Gegenstände in uns hervorrufen, von ihnen selbst als wirklichen vollkommen abstrahiren.[1])

Wie diese Briefe als die Vorläufer zur Dramaturgie gelten können,[2]) so erscheinen die hier angeregten ästhetischen Gedanken zu-

[1]) Danzel I. S. 360.

[2]) Die Correspondenz über dieses Thema beginnt mit dem Briefe Nicolai's an Lessing vom 31. August 1756 (XIII. 24) und endet mit dem Briefe Mendelssohns an Lessing vom 14. Mai 1757 (XIII. 56.).

gleich als Vorläufer des Grundgedankens der Kantschen Schönheitslehre. Während Lessing aber solchergestalt sich selbst über die wesentlichsten theoretischen Prinzipien derjenigen Dichtungsgattung, die ihn bisher am meisten beschäftigt hatte, klar zu werden bestrebt war, arbeitete er ganz im Stillen bereits den Plan zu einem Werke aus, mit welchem er diese Prinzipien aufs neue praktisch zu bewähren gedachte. Dieses Werk war kein geringeres als Emilia Galotti.

Nicolai hatte gerade um diese Zeit in Verbindung mit Mendelssohn seine berühmte literarische Zeitschrift, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" gegründet und am Beginne derselben einen Preis auf das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt. Bekanntlich gewann denselben der junge Dichter von Cronegk, der jedoch noch vor der Entscheidung starb, mit seiner Tragödie „Kodrus." Das zweite des Druckes werthgeachtete Trauerspiel war der „Freigeist" eines anderen jungen Adligen, von Brawe, der nicht lange darauf ebenfalls starb. Lessing hatte an beiden Preisarbeiten großen Antheil genommen, ja er hatte sogar den Verfasser der letzteren bei seiner Arbeit wesentlich gefördert, während das Werk des ersteren ihn einen Augenblick angeregt hatte, denselben Stoff, mit dem er selbst sich schon früher getragen, wieder aufzunehmen.[1]) Statt aber diesen Entwurf auszuführen, entschloß er sich, mit einem neuen Drama in die Schranken zu treten. Er hielt jedoch seine Absicht so geheim, daß selbst seine vertrautesten Freunde in Leipzig, Kleist und Weiße, nichts davon erfuhren. Während der letztere glaubte, Lessing habe alles Interesse am Theater verloren, schrieb dieser, der solche Mystificationen mitunter liebte, an Mendelssohn nach Berlin:[2]) „es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte;" und einige Monate später schrieb er

[1]) Werke XII. 110.
[2]) XII. 100.

an Nicolai[1]) über denselben Gegenstand und bat ihn, die Preisaufgabe für ein Trauerspiel zu wiederholen, weil dann sein junger Dichter mit seiner Arbeit fertig zu werden hoffen dürfte, „von dem ich mir", setzt er scherzend hinzu, „nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant macht. Er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgt. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; soviel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

Man sieht, wie tief Lessing damals von der Idee der Familientragödie ergriffen war. Er gab darüber den früheren Plan einer Bearbeitung der historischen Virginia auf, von dem sich in seinem Nachlasse noch ein Bruchstück fand (Werke II. 472). Das neue Stück selbst wurde freilich erst funfzehn Jahre später ausgeführt; denn für jetzt fehlten dem Dichter in seiner Lage Stimmung und Muße zur Vollendung. Seine Lage in Leipzig ward immer drückender und unbehaglicher. Die Koch'sche Schauspielergesellschaft war durch den Krieg von Leipzig fortgesprengt, und so fehlte Lessing die Aufmunterung der lebendigen Bühne, deren er so sehr bedurfte. Auch der

[1]) XII. 104 und 105.

Kreis von Freunden, der sich um ihn gebildet hatte, löste sich mehr und mehr auf. Brawe starb, Ewald ging nach England; Weisse konnte ihm auf die Dauer den Verkehr mit den Berliner Freunden nicht ersetzen. Es blieb ihm nur der liebenswürdige Kleist übrig, mit dem er eine der engsten Freundschaftsverbindungen seines ganzen Lebens geschlossen hatte.

Schon als er in Potsdam, wohin er sich, um ungestört arbeiten zu können, zu Anfange des Jahres 1755 von Berlin zurückgezogen hatte, seine Miß Sara schrieb, hatte Kleist, der damals dort lebte, seine Bekanntschaft zu machen gewünscht. Jetzt fand ihn Lessing krank in Leipzig, wohin er sehr wider seinen Willen als Major und Chef des Verpflegungswesens geschickt worden war. Ewald Christian von Kleist, geboren 1715, hatte zuerst in Königsberg Jura studirt, aber dabei vorzugsweise seine Neigung der alten und neuen Literatur zugewendet. Gegen seinen Willen durch die Familie gezwungen, die bürgerliche Laufbahn mit der militairischen zu vertauschen, war er zuerst in dänische, dann in preußische Kriegsdienste getreten, doch ohne dem Umgange mit den Musen zu entsagen. Sein Gedicht „der Frühling", anfangs anonym erschienen, hatte außerordentlichen Beifall erregt, und man versprach sich von dem Dichter bedeutende Leistungen. Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing; aber weder dieser Unterschied der Jahre, noch die Verschiedenheit des Standes hinderten das engste Aneinanderschließen dieser beiden Männer, deren gediegenes, heldenhaftes Wesen, deren Adel des Gemüths und Größe des Charakters sie eben so wie ihre literarischen und humanistischen Neigungen beide unwiderstehlich zu einander hinzogen. Kleist verdankte dem Umgange Lessings, der selbst noch in seinen eignen widerwärtigen Verhältnissen die Spannkraft seines Geistes und die Heiterkeit seines Gemüths bewahrte, nach seinem eignen Geständnisse, die Genesung von schwerer Krankheit. Lessing ward sein Berather bei den poetischen Arbeiten, mit denen sich der thatendurstige Kriegsmann die unfreiwillige Muße verkürzte, und die schöne Ode, welche Lessing damals

an seinen Freund richtete,[1]) giebt Zeugniß von dem innigen Verhältnisse Beider, und von den großen Hoffnungen, welche Lessing auf Kleists Begabung baute. Als der Letztere, der bei seinem Thatendurste sich sehr unglücklich fühlte, in Leipzig bleiben und die Verwaltung des Lazareths übernehmen zu müssen, statt auf dem Schlachtfelde Lorbeeren zu erfechten, sich einmal lebhaft gegen Lessing über dies Schicksal beklagte, tröstete ihn dieser mit dem schönen Ausspruche Xenophons: daß die Tapfersten immer auch die Mitleidigsten und Hülfreichsten seien.[2]) Der Umgang mit ihm war Kleists „einziges Vergnügen" in Leipzig, und die Trennung von ihm — die eine ewige werden sollte — zerriß ihm das Herz. „Ich habe mich," schrieb er, als Lessing Leipzig verlassen hatte, an Gleim, „so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir ist als ob er todt wäre oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre." Wir sahen schon oben (S. 154), wie theilnehmend er sich seinerseits um die Verbesserung von Lessings äußerer Lage bemühte. Jetzt, als er bald nach der Trennung von dem Freunde selbst ins Feld gerufen ward, wo er auf dem Bette der Ehre bei Kunersdorf (24. August 1759) den Heldentod finden sollte, trug er Gleim auf, aus seinem kleinen Vermögen von 1200 Thalern, das er bei demselben hinterlegt hatte, zweihundert Thaler an Lessing und Ramler zu vertheilen. Er hatte schon in Leipzig dem ersteren in der großmüthigsten und zartesten Weise unaufgefordert seine Lage erleichtert,[3]) wie auch Mendelssohns Hülfe dem Freunde nicht gefehlt hatte. Noch mehrere Jahre nach Kleists Tode machte es Lessing glücklich, an einem Neffen des Freundes die empfangene Wohlthat reichlich vergelten zu können (XII. 148). Keines Freundes Verlust hat später so wie Kleists früher Tod das Herz Lessings erschüttert.

---

[1]) Werke I. 205–206. Vergl. Kleist's Leben von Körte S. 76.
[2]) Lessing XI. 695.
[3]) Werke XII. 121.

Neben den bisher erwähnten Arbeiten förderte Lessing während seines Aufenthalts in Leipzig auch das journalistische Unternehmen seines Freundes Nicolai, indem er theils den Druck der dort verlegten „Allgemeinen deutschen Bibliothek" leitete, theils auch die dafür eingesandten Arbeiten redigirte und selbst einige, wiewohl nicht eben bedeutende Beiträge zu derselben lieferte. Er ließ die ersten Lieder des „preußischen Grenadiers" (Gleim) in derselben abdrucken und begleitete sie mit einer kurzen Einleitung.[1]) Diese Lieder übten auf ihn eine bedeutende Einwirkung, und er fühlte sich angeregt auf die alten Kriegslieder aller Art, auf Tyrtäus und das deutsche Heldengedicht zurückzugehen und eigene Entwürfe zu Oden an Gleim zu senden,[2]) unter andern auch den Entwurf zu einer Ode an den großen Preußenkönig, den er schon zwei Jahre früher in Berlin besungen hatte. Aber seine Stellung in Leipzig ward, wie wir gesehen haben, grade auch durch seine politische Gesinnung immer unaushaltbarer. Er sehnte sich mehr und mehr nach Berlin zurück, „wo er nicht länger nöthig haben werde," wie er an Gleim schreibt, „es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen trotz alledem und alledem doch ein großer König sei."[3]) Als nun vollends auch sein geliebter Freund Kleist den Befehl erhielt, in kurzer Zeit mit seinem Bataillon zum Heere des Prinzen Heinrich zu stoßen, riß das letzte Band, das ihn in Leipzig zurückhielt, wo ihm überdies die Nähe des Kriegsunheils schon lange zuwider war,[4]) und er verließ es am 4. Mai, um sich aufs Neue nach Berlin zu begeben, wo ihn die dortigen Freunde schon lange mit Sehnsucht erwarteten.

---

[1]) Werke V. 77 ff. vgl. XII. 107.
[2]) XII. 82. 83. I. 205 ff.
[3]) XII. 82.
[4]) XII. 100.

Viertes Buch.

Dritter Aufenthalt in Berlin. Vom Mai 1758 bis November 1760.

Die Literaturbriefe. — Fabeln. — Philotas. — Faust.

Erstes Kapitel.

Gleim und Kleist.

Es war ein schwungvoll bewegtes Leben, das Lessing bei seiner Rückkehr nach Berlin begrüßte. Die Hauptstadt Preußens wie die ganze preußische Nation erschienen gehoben durch die Großthaten und den Heldenruhm ihres großen Königs, der geschmückt mit den Lorbeern von Lowositz, Prag und Roßbach, einer ganzen wider ihn vereinigten Welt in Waffen Trotz bot. Auch Lessing entzog sich dem allgemeinen Eindrucke nicht. Trotz seines vorherrschenden Weltbürgerthums fühlte er doch, daß sein Platz auf der Seite des Mannes sei, der, nachdem er das heimtückische Netz des sächsischen Verraths durchbrochen hatte, jetzt neben seinen eigenen politischen Zwecken auch für die Sache des Protestantismus, der Aufklärung und Geistesfreiheit gegen das österreichische Jesuitenthum und gegen russische Barbarei, wie für die Ehre deutscher Nationalität gegen eitlen französischen Hochmuth das Schwert führte. Waren doch alle seine Berliner Freunde, wie Mendelssohn, Ramler und Nicolai enthusiastische Preußen; dichtete doch sein Freund Gleim seine begeisterten Grenadierlieder zur Verherrlichung des Königs und seines Heldenheeres, und kämpfte doch in dessen Reihen auch der Mann, dem Lessing die tiefste Liebe seiner Seele zugewandt hatte, Ewald Christian von Kleist, ein Sänger und ein Held zugleich.

Fast alle aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Lessings sind an

Gleim gerichtet, und fast in allen finden sich Hindeutungen, wenn auch nur kurze, auf die großen Kriegsereignisse der Zeit. Der Ueberfall von Hochkirch an dem für Preußen so verhängnißvollen sechsten Tage des Oktober, erpreßte ihm freilich wie so Vielen den unmuthigen Ausruf: „Wie war es aber immer möglich, sich von den Oestreichern überfallen zu lassen!“ und er kann sich kaum darüber zufrieden geben, daß „dem schläfrigen Daun so ein Streich gelingen mußte!“ Aber „der König hat selbst bald bessere Nachrichten versprochen“, und so hofft auch Lessing mit seinen Freunden das Beste und daß noch Alles glücklich enden werde;[1]) denn, wie er in der Vorrede zu Gleims Kriegsliedern sagt: den Preußen sind die Heldentugenden ebenso angeboren, wie den Spartanern des Alterthums. Er läßt Gleims Grenadierlieder zusammendrucken und besorgt die Vertheilung von Exemplaren unter die Regimenter des preußischen Heeres. Er meldet, daß eine Anzahl derselben in Musik gesetzt sei, und daß das Regiment, bei welchem sein Kleist stand, bereits einen Marsch nach einem derselben habe.[2]) Aber er kann auch hier den höheren weltbürgerlichen Standpunkt seiner Bildung nicht verleugnen. Ihm sind die Ueberschwenglichkeiten des Gleim'schen Patriotismus zuwider, und er will auch in dem poetischen Angriffe gegen den Kriegsfeind das Maaß der Klugheit, die weiter sieht als auf den Augenblick, er will die Bildung der Humanität, die das Verfluchen und Verwünschen „den Pfaffen überläßt“, bewahrt wissen, und so ändert er, was ihm in den Liedern des Freundes dieses Maaß zu überschreiten scheint.[3])

Nur um seinen Kleist war er bekümmert. Er kannte die nach Auszeichnung dürstende Heldennatur seines Freundes, der, vielfach von seinem Könige zurückgesetzt, vor Begierde brannte, durch kühne Thaten der Hingebung zu beweisen, daß solche Zurücksetzung ihn unverdient getroffen. Kleist ist vielleicht der einzige Mann, der auf

[1]) XII. 124. 134.
[2]) XII. 119. 124.
[3]) XII. 125. 127.

Lessing durch sein ganzes Wesen wie durch seine poetische Richtung einen Einfluß geübt hat, der um so größer war, je mehr Lessing selbst sich dieser edlen Mannesnatur voll Seelengröße und Einfachheit verwandt fühlte. Denn dieser Dichter des Frühlings war eine Gestalt, an deren männlichem Ernste und antiker Simplizität sich wohl selbst ein Lessing auferbauen konnte: ein Deutscher vom Wirbel bis zur Zeh im besten Sinne des Wort, und auch in der Poesie mit deutschem Ernst auf Ausprägung dieses nationalen Charakters hindrängend, ein Dichter, der die Tapferkeit und das kriegerische Heldenthum, die er besang, gleich in der ersten Schlacht mit seinem Heldentode besiegelte, getreu den Worten, die er in seinem herrlichen Gedichte an das Preußische Heer im zweiten Jahre des Krieges sich selber zugerufen hatte:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und sind' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel!

Er war der Theodor Körner des siebenjährigen Krieges, nur ohne alles romantische Schönthun mit Leier und Schwert. Denn während er wohl der einzige Offizier im Heere des großen Königs war, der mitten im Getümmel des Feldlagers den Musen huldigte, verbarg er doch seine poetischen Bestrebungen sorgfältig vor den Augen seiner Standesgenossen, wie er denn auch trotz aller Bitten Lessings nicht zu bewegen gewesen war, sein Bild dem neuen Journale Nicolai's vorsetzen zu lassen, um nicht „bei seinen Nebenoffizieren lächerlich zu werden, bei denen es, wie er an Gleim schrieb, für eine Art von Schande gelte, ein Dichter zu sein." [1]) Kleist war es, an den Lessing in Gedanken seine berühmten, bald zu erwähnenden Literaturbriefe richtete; er war es, dessen Heldenhaftigkeit ihm zu seinem „Philotas" die Farben lieh, wie er mit diesem Gedichte selbst Kleists Streben

[1]) Werke XII. 80. 83.

nach kerniger Gedrängtheit und Kraft zu dem seinigen machte; und im Umgange mit Kleist sind ihm die Anschauungen geworden, aus denen später die würdige Auffassung und Charakteristik des Soldatenstandes in der Minna von Barnhelm erwuchs. Kleists männlich offener und gerader Charakter, seine ernste Wahrheitsliebe und Erhabenheit über alle schwächliche Rücksicht persönlicher Eitelkeit waren es, die Lessings Verhältniß zu den beiderseitigen Freunden Gleim und Ramler, die für solche Rücksicht nur zu empfänglich waren, so lange jener lebte, aufrecht erhielten, da bei ihm ihre Klagen über Lessings Strenge des Urtheils kein Gehör fanden.

Es scheint, als ob sich Lessing einer Ahnung von dem Schicksale des geliebten Freundes nicht zu erwehren vermochte. „Was ich seinetwegen in Sorgen bin, kann ich nicht sagen!“ schreibt er an Gleim, „ich fürchte, ich fürchte, er wird jetzt mehr zu thun finden, als er sich wünscht.“ Am 24. August 1759 kamen die ersten genaueren Nachrichten über die unglückliche Schlacht von Kunersdorf nach Berlin. Lessing erfuhr, daß sein Kleist verwundet und gefangen sei. Er schrieb an ihn über Danzig nach Frankfurt; er sorgte dafür, da er ahnte, daß er „von den Russen rein ausgeschält sein werde“, daß ihm in Frankfurt und, falls er nach Preußen und Polen geführt werden sollte, in Danzig hinreichend Geld übermacht werde. Er schrieb an Freunde nach Frankfurt, um ihnen den Verwundeten dringend zu empfehlen. Als sieben Tage später die Nachricht eintraf, daß Kleist an seinen Wunden gestorben sei, kann er es nicht glauben. Er sucht sich und Gleim mit einer Namensverwechselung zu trösten. Es sei noch ein Major Kleist verwundet und gefangen worden, schreibt er an Gleim den 1. September 1759, „dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen.“ Er will selbst nach Frankfurt mitten unter die Feinde eilen. „Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht

mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen und umarmen!" — . . . . . .

Und als dann wenige Tage darauf die traurige Gewißheit anlangte, wie ergreifend in seiner großartigen Einfachheit ist der Ausdruck seines Schmerzes über den Verlust des unersetzlichen Freundes! Keiner von allen Briefen zeigt so das ganze Herz des Mannes wie der, welchen er am 6. September an Gleim schrieb: „Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann dasteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie: manchmal verleitet mich der Schmerz auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden, warum ging er nicht! Es haben sich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man, aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll! Die Elenden, die ihn versäumt haben! — Der Professor Nicolai hat ihm eine Standrede gehalten; ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Die müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das itzt im Stande sind. Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber noch eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen zu lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen sein Verlangen —

— liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! das werden Sie nicht thun!" — Hier ist der ganze Lessing mit seinem tiefen, reinen und starken Gefühle, mit der ganzen Energie seines Herzens, dessen verklagender Aufschrei zum erhabensten Lobgedichte des verklagten Helden wird.

Lessing hat für diesen Verlust nie mehr einen Ersatz bekommen. Aber heldenhaft wie sein gefallener Freund, erhob er bald wieder sein Haupt aus der tiefen Niedergeschlagenheit, und wandelte seine große Ruhmeslaufbahn weiter, nicht Vergessenheit, aber Stärkung suchend und findend in der Arbeit für die Bildung seiner Nation.

Zweites Kapitel.

Die Literaturbriefe.

Schon in Leipzig sahen wir, daß die Anregung der Gleim'schen Kriegslieder Lessing auf das Studium der altdeutschen Poesie geführt hatte. Der Aufsatz über das Heldenbuch (XI, 30) war um diese Zeit begonnen worden, und er setzte in Berlin diese Studien fort, deren Ergebnisse ihm später durch den Diebstahl eines Bedienten verloren gingen, der viele seiner Bücher und Papiere als Makulatur verkaufte. Wenn die Resultate dieser Forschungen auch jetzt ohne Bedeutung sind, so ist es doch ein Umstand von hoher Wichtigkeit, daß er, der, wie Danzel bemerkt, „bis jetzt wie alle seine Zeitgenossen seine geistige Nahrung und Anregung einzig und allein aus den Werken der Alten und aus den modernen Literaturen gezogen hatte, die mehr oder weniger auf die Alten zurückgehen, jetzt für ächt nationale deutsche Poesie Interesse faßte." Eine Frucht dieses Interesses war die Bearbeitung und Herausgabe einer Auswahl von Sinngedichten des schlesischen Dichters Friedrich von Logau aus dem sieb-

zehnten Jahrhundert, die er nebst Anmerkungen über die Sprache des Dichters im Verein mit Ramler unternahm[1]). Daneben aber entwickelte er in dieser Zeit eine außerordentliche Vielgeschäftigkeit, und hatte er, wie Ramler schreibt, „die Hand in zehn Sachen auf einmal." Mit diesem trat er damals in die engste Verbindung. „Herr Ramler und ich", schreibt er an Gleim, „machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir Alles geschrieben haben. Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen"[2]). Man sieht, er verlor das Drama, das ihm immer noch als der Kernpunkt nationaler Literatur erschien, nicht aus den Augen. Wir werden auf seine Beschäftigung mit der Faustsage, von der nur das bekannte dramatische Fragment übrig ist, zurückkommen, sowie auf das Trauerspiel Philotas, das gleichfalls dieser Periode angehört. Jetzt aber müssen wir uns einem Unternehmen Lessings zuwenden, das in unserer deutschen Literatur eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervor zu bringen bestimmt war.

Dies Unternehmen sind die berühmten Literaturbriefe. Nicolai hatte sich durch äußere Verhältnisse genöthigt gesehen, sein in Leipzig erscheinendes Journal, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste an Weisse abzugeben. Lessing, der von Anfang an dies Journal nicht in seinem Sinne gefunden hatte, faßte jetzt den Gedanken, ein eigenes kritisches Organ zu gründen, in welchem er mit seinen Freunden Mendelssohn und Nicolai die neueste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte. In der zwanglosen Form von Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier — bei welchem Lessing an seinen Freund Kleist

[1]) Werke Bd. V. Danzel I. 372—376.
[2]) XII. 119 vergl. 133.

dachte — wollte man die bedeutendsten, seit dem Beginne des Krieges hervorgetretenen Erscheinungen der Literatur besprechen. Diese Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Namen der Verfasser geheim bleiben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt, und Lessing hielt in diesem Falle um so strenger darauf, je weniger er selbst den Schein eines ihm so verhaßten Partei- und Coterietreibens mit seinem Journale auf sich laden und dadurch die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen wollte. Daß er indessen die Seele des Ganzen war, fühlten namentlich seine Feinde und Neider, wie Gottsched und Klotz, instinktmäßig heraus, obschon Lessing selbst seine Betheiligung sogar gegen seine nächsten Freunde geheim hielt, und sein wahrer Antheil erst nach seinem Tode aufgedeckt wurde.

Die Literaturbriefe Lessings, deren Entstehungsweise aus Gesprächen mit seinen oben genannten Berliner Freunden an die ähnliche Veranlassung erinnert, aus welcher fast um dieselbe Zeit die erste kritische Schrift Winckelmann's hervorging[1]), sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Entstanden in einer Zeit voll gehobener Stimmung der Gemüther, sind sie selbst in ihrer schwungvollen Kühnheit ein treues Spiegelbild dieser tapfern und kriegslustigen Zeitstimmung. In ihnen zuerst gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der literarischen Erscheinungen eingeht, und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werks bemißt. „Die Güte eines Werks", also lautete Lessings Grundprinzip für seine Kritik, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt

[1]) Justi: Winckelmann I, S. 383.

betrachten."[1]) An diesem Satze bemessen, erscheinen ihm selbst die Beiträge seiner Mitarbeiter „noch lange nicht streng genug", während alle Welt über die strenge Kritik der Literaturbriefe Ach und Wehe schrie. In der That stand Lessing hier bereits auf einem Standpunkte, der ihn selbst von seinen Freunden trennte. Sie begnügten sich, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften gewisse allgemeine, aus den anerkannten Meisterwerken, zumal den alten, abgezogene Regeln auf die besonderen Fälle neuerer Produktionen anzuwenden. Lessings Kritik dagegen war darauf gerichtet: das eigne Gesetz, den durch das Bewußtsein vermittelten Prozeß der gegenwärtigen Produktion selbst darzustellen[2]). Dadurch ward er der Schöpfer der modernen Kritik überhaupt, und diese Weise seines Verfahrens ist es, welche nach Danzels schönem Ausdrucke seinen Literaturbriefen „die ewige Jugend" verleiht und sie zu den ältesten deutschen Schriftwerken macht, die noch heute gelesen werden, während Alles, was vor ihnen liegt, die Schriften der Gottschedianer, der Schweizer und der vermittelnden Schule, ja selbst Lessings eigene frühere Schriften in den Schooß der Vergangenheit hinabgesunken und nur noch Gegenstand gelehrter Kenntnißnahme sind[3]).

Der neue Boden, auf dessen Gewinnung es Lessing mit seinen kritischen Literaturbriefen abgesehen hatte, war aber kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenthümlich deutsche, aus dem innersten Wesen und Leben der Nation hervorgehende Literatur, in welcher sich das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln sollte[4]). Wir wissen, daß er später in seiner Minna von Barnhelm das erste Musterwerk einer solchen Literatur hinstellte. Jetzt aber galt es, zunächst den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich zu reinigen.

[1]) Werke IV. 39.
[2]) Danzel I. 391—92.
[3]) Danzel I. 392. 412.
[4]) Danzel I. 443. 459.

Diese Herkulesarbeit übernahm Lessing mit den Literaturbriefen. Die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Wissens und der Studien, die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei untergeordneter Geister, die sich nichtsdestoweniger alle für Genies hielten und von dienstfertigen Freunden unter Vorbehalt der Gegenleistung auch für solche erklärt wurden, hatten damals in der deutschen Literatur einen Grad erreicht, von dem uns selbst die Literaturbriefe nur einen annähernden Begriff geben können. Mitten unter dieses selbstgefällige Treiben der gedankenlosen und arbeitscheuen Mittelmäßigkeit schleuderte nun Lessing die zündenden Blitze seiner vernichtenden Kritik. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit dürren Worten aussprach, daß die neueste deutsche Literatur eigentlich nichts der Rede werthes darbiete, mußte einen Schrecken unter allem Volk erregen. Das erste Strafgericht erging über die schlechten Uebersetzer ohne Sprachkenntniß und Wissen, die da übersetzten, „um die Sprache zu erlernen, aus der sie übersetzten, und dadurch unbeschreiblichen Schaden stifteten“ [1]). Diese Dusch, Bergmann, Palthen, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, deren Schulknabenschnitzer aufzudecken ein Lessing sich herabließ, sind jetzt vergessen; aber die Art und Weise, wie er es that, ergötzt uns noch heute, wo wir die heilsamen Wirkungen seiner Strenge in einer Literatur genießen, die wie keine andere die mustergültigsten Uebersetzungen alter und neuer Fremdwerke aufzuweisen hat. Und wie er mit der Züchtigung der leichtfertigen Uebersetzer begann, so schloß er mit der Hervorhebung eines vortrefflichen, des früh verstorbenen Meinhard, dem er ein verdientes Ehrendenkmal aufrichtete [2]).

Die Literaturbriefe waren nichts weniger als eine regelmäßige Rezensiranstalt. Es waren Streifzüge durch das literarische Gebiet, die ein kühner, wohlgerüsteter Kapitän nach eigenem Gutdünken auf

---

[1]) VI. 7 u. 12.

[2]) Danzel-Guhrauer II. 1. 6.

die zufälligste Anregung nach allen Seiten hin unternahm. Nicht die besprochenen Bücher und Autoren waren das Wichtige, sondern das, wozu sie ihn anregten, die Gedanken und Grundsätze, welche sie ihn zu entwickeln, die Wahrheiten, welche sie ihn auszusprechen veranlaßten. So züchtigte er in dem Hannoveraner Dusch die ganze schwülstig gespreizte Belletristik und leichtfertige Vielschreiberei jener Zeit in einer Weise, die zuletzt selbst — ein seltener Fall — den so schonungslos abgestraften Autor zur Einsicht brachte, obschon derselbe anfangs die verzweifeltsten Versuche machte, wider den Stachel der Lessing'schen Kritik zu lecken[1]). Er setzt den Kampf gegen die Gottsched'sche Verstandesplattheit und das von diesem patronisirte Cliquenwesen fort, und dringt vor allem in der Kritik auf diejenige sittliche Wahrhaftigkeit, die sich nicht für Schmeicheleien verleugnet, und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser ansteht, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln[2]). Er erweitert den Blick auf die Vergangenheit der deutschen Literatur durch die Geschichte des deutschen Hexameters und die Hinweisung auf die vergessenen Logau'schen Sinngedichte, und hebt zugleich die Gedichte Kleists und Gerstenbergs, sowie die Gleim'schen Kriegslieder hervor aus der Masse der Spreu lyrischer Produktionen. Selbst das fremdländische Volkslied entgeht ihm nicht, und die „Naivetät und reizende Einfalt" Lithauischer Volkslieder erscheint ihm lehrreich für die Poeten seiner Zeit. Er zeigt bei Gelegenheit der deutschen Geschichtschreibung, worin der Grund liege, daß wir keine guten Geschichtschreiber haben. „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts als das.

[1]) Werke VI. 197.
[2]) Werke VI. 181 ff.

Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen[1])." So sehen wir bei Lessing überall die schöngestaltende, formgebende Kunst in ihr Recht eingesetzt neben dem stofflichen Gehalte, den der Fleiß des Forschers gewinnt. Sätze aber wie der: „daß der Name eines wahren Geschichtsschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt," greifen in das tiefste Leben desjenigen hinein, dessen Forderung Lessing zuerst aufzustellen unternahm, in das Leben einer wahrhaft nationalen Literatur.

Das wahre Selbstgefühl seiner Nation zu stärken, liegt ihm in diesen Literaturbriefen so sehr am Herzen, daß er es selbst einem Leibnitz nicht verzeihen kann, von den geistigen Fähigkeiten seiner Nation gering gedacht zu haben. Leibnitz hatte einmal geäußert: der einzige nationale Geistesvorzug des Deutschen sei der Fleiß. „Nun wundere man sich noch," ruft Lessing aus, „wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landsleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne! Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte französische Nation auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann."

Darum eben, weil er seine Nation heben, ihr ein Recht auf Selbstgefühl geben wollte, war er so strenge gegen die, welche es selbst an jener Tugend des Fleißes fehlen ließen, und ganz in Leibnitzens Sinne dringt er auf Gründlichkeit und gelehrte Kritik in der Wissenschaft, und auf eine Gelehrsamkeit, die nie vergißt, daß sie nicht Selbstzweck sein darf, sondern das Leben schöpferisch befruchten soll. Aber während er solche Schriftsteller schonungslos abstrafte, vergaß er doch die Gerechtigkeit selbst gegen einen Dusch nicht, und

[1]) VI. 145.

räumte willig ein, daß derselbe Gutes leisten könne, wenn er seine Kraft gehörig zu Rathe halten und auf die ihr gemäßen Gegenstände beschränken wolle. Einen förmlichen Erziehungsprozeß sehen wir Lessing in dieser Hinsicht an demjenigen unter den jungen deutschen Schriftstellern in seinen Literaturbriefen vornehmen, dessen große Begabung sein scharfes Auge, selbst mitten unter den gröblichsten Verirrungen erkannte, an Wieland. Der dreiundzwanzigjährige Wieland, der damals in der Schweiz lebte und sich dort als Klopstocks Nachfolger gebehrdete, hatte sich 1756 beikommen lassen, die heitern Dichtungen eines Uz und Anderer für unchristlich und sittenlos zu erklären, und die geistliche Censur gegen solches Aergerniß aufzurufen. Lessing weist ihm nach, daß er durchaus nicht berufen sei, den Vertreter der Christlichkeit zu machen. In einer Reihe von Briefen voll unübertrefflicher Feinheit und überlegenen Geistes zeigt er, daß Wielanden dazu nicht mehr als Alles fehle, daß für ihn die Religion eigentlich nur ein schöngeistiges, ein poetisches Empfindungs-Interesse habe, daß er von der Dogmatik nichts wissen wolle, und dagegen den englischen Philosophen Shaftesbury anpreise, der gerade der gefährlichste weil der feinste Gegner der Religion sei. Er weist ihm nach, daß er selbst zu einem Vertreter der schweizerischen Literaturrichtung um so weniger berufen sei, als er weder mit den Ansichten der Schweizer übereinstimme, noch auch nur ihre Sprache rede. Er zieht ihm unbarmherzig den Mantel religiöser Hohenpriesterlichkeit und seraphischer Ueberschwenglichkeit aus, mit welchem der unreife leichtbewegliche Wieland damals sich und seine Muse drapirt hatte. Und als dieser endlich mit seinem Trauerspiele Lady Johanna Gray hervortrat (1759), begrüßt Lessing dasselbe mit den Worten: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.“ Aber diese Freude hält ihn nicht ab, auch an diesem Produkte nicht nur die ästhetische Schwäche und Unreife, sondern obenein noch ein ganz vollständiges Plagiat aus dem Engländer Rowe mit einer wahrhaft

entzückenden Ironie aufzudecken; ein Plagiat, bei dem der fromme Seraphiker so überaus leichtfertig verfahren war, daß in seiner deutschen Tragödie sogar eine Person aus einer von ihm ausgelassenen Episode des englischen Originals zurückgeblieben war!

Aber über solchem lustigen Scherze wird der Ernst nicht vergessen. Dies schlechte historische Trauerspiel giebt ihm zugleich Gelegenheit, das Verhältniß des Dichters zum historischen Stoffe zu besprechen und den wichtigen Satz aufzustellen: daß der Dichter Herr über die Geschichte sei"[1]). Und wenn er früher einmal gesagt hatte, daß unter gewissen Bedingungen ein Jüngling noch eher eine Tragödie als ein Lustspiel machen könne, so will er dies doch jetzt nur von den Erstlingsversuchen im Allgemeinen verstanden wissen, und prägt der nach dem Kranze der tragischen Muse voreilig haschenden Jugend die Wahrheit ein, „daß die Tragödie das Werk des reifen Mannesalters, nicht der Jugend sei"[2]). Seines Freundes Weisse elendes Trauerspiel Eduard II. giebt ihm Gelegenheit, auf den jammervollen Zustand der deutschen Bühne und dessen Ursachen ein scharfes Schlaglicht zu werfen, und zugleich über den Witz der Leidenschaft und des Schmerzes die herrlichsten Bemerkungen zu machen[3]). Ja, wir finden in den Literaturbriefen bereits jene kühne Hinweisung auf Shakspeare's Größe gegenüber der französischen Tragödie eines Corneille, welche später in der Hamburger Dramaturgie ihre volle Entwickelung finden sollte[4]).

Vor Allem aber sind es zwei Dinge, die er in den Literaturbriefen scharf in's Auge faßt: die ästhetisch religiöse Verschrobenheit der Klopstockianer und der damit zusammenhangende geistliche Hochmuth, der sich in den moralisirenden Wochenschriften dieser Partei ungebührlich breit machte.

---

[1]) VI. 166.
[2]) VI. 212.
[3]) VI. 215—216.
[4]) VI. 41.

Wir haben gesehen, wie achtungsvoll Lessing gleich bei seinem ersten kritischen Auftreten auf Klopstock als die einzige wahrhaft bedeutende Erscheinung der deutschen schönen Literatur jener Zeit hinwies. Aber so wenig er sich damals über die Schwächen des Messiasdichters verblendete, so wenig war er jetzt geneigt, es ruhig mit anzusehen, wie die Klopstock'sche Lyrik mehr und mehr in ein gedankenleeres Empfindungspathos ausartete, das seiner inneren poetischen Armuth durch religiöse Glanzfarben aufzuhelfen suchte. Lessing, dem seiner ganzen Natur nach nichts so sehr am Herzen lag, als strenge Sonderung der geistigen Gebiete, wollte von dieser Durcheinandermengerei von Poesie und Dogmatik nichts wissen. Er tadelte es offen, daß die Orthodoxie den Dichter Klopstock zum Pedanten machte, der sogar in seinen Gedichten das „Schicksal" in „Vorsehung" und die „Muse" in eine „Sängerin Sions" umwandelte. Er sprach es freimüthig aus: Klopstocks geistliche Lieder mit ihren prächtigen Tiraden seien „so voller Empfindung des Dichters, daß der Leser oft gar nichts dabei empfinde" [1]). Ein Anhänger Klopstocks hatte eins dieser Lieder gedankenreich genannt. „Wenn das gedankenreich ist," erwiedert Lessing, „so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist." Er giebt gerne zu, daß Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen sein möge. „Weil er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können." Es war damals, als Goethe noch in den Kinderschuhen ging, nothwendig, selbst einen Klopstock und die Seinen darauf hinzuweisen, daß der Zustand subjektiver Erregtheit des Dichters im Augenblicke

[1]) VI. 260.

des Schaffens eher ein Hinderniß und Nachtheil, als ein Vortheil sei für das, was er schaffe.

Aber bedenklicher noch als die ästhetische war die sittliche Verstiegenheit, mit welcher sich Klopstock und die Seinen in ihrem Journal „der Nordische Aufseher" als christliche Moral- und Sittenprediger aufdrängten. Dies Journal war eine Nachahmung der moralisirenden englischen Wochenschriften[1]), und sollte seinen Stiftern Klopstock, Cramer und Basedow dazu dienen, „eine spezifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen." Man erinnert sich aus Goethes Leben, wie Klopstock noch zwanzig Jahre später sich anmaßte, einem Goethe und seinem Fürsten gegenüber das Amt eines Gewissensaufsehers zu übernehmen, und wie schlecht ihm dies Unterfangen bekam[2]). Der „Nordische Aufseher" wollte diese Rolle über ganz Norddeutschland ausdehnen. Er hatte gleich bei seinem Erscheinen mit dem hochmüthigen Pastoralsatze begonnen: „daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne." Das war eine Versündigung gegen Vernunft und Humanität, die der große Vorfechter beider am wenigstens ungestraft hingehen lassen konnte. Lessing deckt die Seichtheit und Unklarheit wie die Anmaßlichkeit einer solchen Behauptung in ihrer ganzen Blöße auf. Er weist nach, daß die poetisch religiöse Ueberschwenglichkeit, welche Denken und Empfinden verwechselt, hier auch in die prosaische Behandlung einfacher Fragen eingedrungen sei, ja er stellt sich sogar auf den streng theologischen Standpunkt, und zeigt auch auf diesem die ganze Blöße dieser seichten Moralschwätzer auf. Die Wuth, mit welcher sich die Angegriffenen gegen ihn wandten, die Schimpfreden, mit denen einer derselben ihn als einen „Abscheu der Welt" bezeichnete, vermehrten nur Lessings Humor und die Wucht seiner Streiche, mit denen er dann schließlich diese Schwätzer so gründlich aus dem

---

[1]) Vergl. über dieselben Hettners Liter. Gesch. d. 18. Jahrh. S. 260—281.
[2]) S. Lewes: Goethe's Leben. I. S. 291—292.

Heiligthum der Literatur hinaus geißelte, daß er damit dem ganzen Wesen der moralischen Wochenschriften in Deutschland ein für allemal ein Ende machte. Diese gegen den „Nordischen Aufseher" gerichteten Literaturbriefe sind Meisterstücke Lessing'scher Polemik, deren dramatische Kraft und Lebendigkeit, deren schlagender Witz ihre Lektüre noch immer im höchsten Grade genußreich macht, wenn auch die Cramer und Basedow längst vergessen und nur noch, wie Insekten im klaren Golde des Bernsteins, in Lessings Polemik erhalten sind.

Drittes Kapitel.

Lessings Fabeln. — Philotas. — Faust.

Die beiden wichtigsten Arbeiten Lessings, welche in die Periode der Literaturbriefe fallen, sind seine Beschäftigung mit der Fabel und sein Trauerspiel Philotas.

Die Theorie der Schweizer, daß das Wunderbare verbunden mit einem moralisch nützlichen Bezuge auf den Menschen, das Wesen der Fabel ausmache, hatte sie dahin geführt, der Aesopischen Fabel den Vorrang vor allen anderen Dichtungsgattungen anzuweisen. „So wunderlich uns jetzt, bemerkt dazu Goethe in seiner Selbstbiographie, eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwehr sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte." Indessen hatte Lessings Interesse für die Fabel denn doch noch andere und tiefere Gründe. Es hing zusammen mit seinen philologischen Studien in Leipzig und mit den durch seinen Lehrer Christ erhaltenen Anregungen, und nicht minder mit seinem Streben,

eine beliebte Dichtungsgattung der Zeit aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, besonders Lafontaine's, auf die Bahn des klassischen Altmeisters Aesop zurückzuführen. Zugleich aber war es ihm mit seinem Interesse für diesen „gemeinsamen Rain der Poesie und Moral" nicht sowohl um die Fabeldichtung selbst zu thun, sondern dieselbe diente ihm nur als Mittel, um gewisse, viel allgemeinere Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen[1]). Danzel bezeichnet die Tendenz, die sich hier bei Lessing kund giebt, als eine Tendenz der Vereinfachung, die er durch einen Anschluß an das Alterthum, also dadurch ausführe, daß er das, was er für das Richtige hält, als das Wesen einer Erscheinung des Alterthums entwickele. Die Schweizer, Bodmer an der Spitze, deren Theorie und Praxis auf diesem Gebiete durch Lessing über den Haufen geworfen wurde, griffen Lessings Arbeit mit einer Bitterkeit an, von der in den Literaturbriefen eine Probe erhalten ist[2]).

Was uns indessen jetzt noch an der Abhandlung Lessings interessirt, das sind, wie gesagt, die wichtigen allgemeinen Gesichtspunkte, zu denen er sich in derselben erhebt. Denn hier spricht er es zuerst aus: daß das wahre Gedicht als solches Selbstzweck sein müsse. Er macht sich von der moralischen Theorie der Dichtkunst los, indem er die lehrende Moral in der Poesie auf die Fabel beschränkt. Damit sondert er die Fabel von der reinen Dichtkunst ab, und stellt die letztere ganz auf die Erregung der Leidenschaften und auf den Begriff des Pathos, sowie auf den vollkommen abgeschlossenen Verlauf der „Handlung," deren wahren Begriff er hier zuerst entwickelt. Er zeigt den Irrthum derjenigen Aesthetiker auf, „welche einen so engen und materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern,

[1]) Danzel I. S. 414—434.
[2]) Lessings Werke VI. 263—273.

während doch auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei." Er weist nach, daß Handlung in der Fabel und Handlung in Epopoe und Drama zwei grundverschiedene Dinge sind. Die Handlung der beiden letztern, sagt er[1]), muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung in der Fabel braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine (belehrende) Absicht damit erreicht. Der epische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzt, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können; der Fabulist hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maaßgabe der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht."

Also: die in sich abgeschlossene Handlung, der durch eine Reihe nothwendiger, motivirter Veränderungen gehende innere und äußere Verlauf eines menschlichen Vorgangs, frei von jeder moralisch lehrhaften Tendenz — das ist es, was Lessing in dieser Abhandlung als den Kern derjenigen Dichtung, die ihn vor allen beschäftigte, und in welcher er mit Recht die höchste Blüthe aller Poesie erkannte, als den

[1]) V. S. 379.

Kern der dramatischen Dichtung hinstellt. Und wie bei ihm immer das kritische Erkennen mit dem praktischen Hervorbringen Hand in Hand ging, so sehen wir ihn zu derselben Zeit den Versuch unternehmen, nicht nur die Fabel, sondern auch das Drama praktisch auf seine wesentlichsten Bestandtheile zurückzuführen. Dieser Versuch war

das Trauerspiel Philotas.

Philotas, ein junger Königssohn, fast noch Knabe, ist in dem ersten Kampfe, an dem ihm sein Vater Theil zu nehmen gestattete, von den Feinden gefangen genommen worden. Verzweifelnd über sein Geschick, sieht er Thron und Vaterland, für die er sich begeistert in den Kampf gestürzt hatte, jetzt durch seine Gefangenschaft von noch größerer Gefahr bedroht, da sein Vater Alles opfern wird, um den einzigen Sohn zu befreien. Der Gedanke, daß sein Tod ein Glück für sein Vaterland sein könne, zuckt durch seine Seele. Da plötzlich verkündet ihm der König, in dessen Gefangenschaft er gerathen, daß in demselben Gefechte auch sein eigner Sohn von den feindlichen Kriegern gefangen worden, und daß er entschlossen sei, eine Auswechslung Beider dem Vater des Philotas vorzuschlagen. Philotas selbst soll einen unverdächtigen Boten an seinen Vater mitsenden, damit dieser die Gewißheit erhalte, sein Sohn lebe noch. Da erwacht bei dem Heldenjünglinge der Gedanke auf's Neue, seinem Vater durch freiwilligen Tod den Vortheil des Krieges in die Hände zu spielen. Er beredet seinen Mitgefangenen, den Parmenio, einen alten Kriegshauptmann, der seinem Vater jene Botschaft überbringen soll, die Auswechslung um einen Tag zu verspäten, und mit dem eignen Schwerte des Königs Aridäus, das dieser ihm auf seine Bitte hat reichen lassen, damit er nicht unbewehrt vor den Kriegern erscheine, durchsticht er sich vor den Augen des Königs das nur für Ehre und Vaterland schlagende Herz.

Dies der Inhalt des Stücks, das in einen Akt zusammenge-

drängt, mit der ungeschminkten Prosa seiner Sprache, mit der Einfachheit seiner Motive, und dem gleichsam concentrirten Gehalte seines Pathos, selbst einem kurzen spartanischen Schwerte gleicht. Auch das, was hier die Handlung bildet, ist kurz und einfach wie ein wohlgezielter Schwertstoß; und eben diese Kürze und Concentration ist es, welche Lessing mit dieser Dichtung zu versinnlichen beabsichtigte. Sein Philotas führt die Tragödie auf das Allerwesentlichste zurück, auf die reine „Handlung," wie sie in den Untersuchungen über die Fabel bestimmt worden war. Daher die Kürze und Knappheit der Ausführung, die prosaische Form, die er ja auch für die Fabel zu demselben Zwecke der scharfen Herausstellung des Wesentlichen angewendet hatte, die männlich antike Beschränkung auf das einfache Pathos der Ehr- und Ruhmliebe, wie es ihm im Leben in der Gestalt seines Kleist vor Augen stand, und die Vermeidung aller und jeder Bezugnahme auf das moderne Pathos der Geschlechtsliebe.

Gegen seine Sara und deren geschwätzige Weitschweifigkeit und Gefühlsbreite gehalten, war dies neue Stück ein Schnitt, den er in das eigne Fleisch that. Die Knappheit und Beschränkung auf das Wesentliche, die ihm der neuen deutschen Dichtung vor Allem Noth zu thun schien, gewann er, indem er sich von den moralisirenden Engländern zu den Alten, von der Richardson'schen Breite zur Einfachheit des Sophokles zurückwandte, dessen Dichtungen er damals vorzugsweise studirte und dessen Leben er zu schreiben begonnen hatte.

Auch Lessings Philotas also ging aus derselben Richtung auf das Wesentliche, aus dem gleichen Streben nach Vereinfachung hervor[1]), das ihm für die Begründung einer neuen nationalen Literatur nothwendig erschien. Er hatte sich, um Goethe's Worte zu brauchen, überzeugt, „daß der erste Schritt, um sich aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche herauszuraffen, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne." Und wie ihm für das

[1]) Danzel I. 435. 460.

Drama sein Freund Kleist mit seiner Tragödie Seneca vorangegangen war, so gab ihm die heldenhafte Gestalt dieses herrlichen Mannes, verbunden mit dem kriegerischen Geiste jener Jahre des preußischen Heroismus, das Pathos und die Farbe der männlichen Empfindung für seine eigene Dichtung. Wußte man doch, daß auch der große preußische Held für den Fall seiner Gefangennehmung selbst ein Auskunftsmittel bereit hielt, wie der Held von Lessings Tragödie. Was endlich das tragische Motiv selbst betrifft, so ist ihm Lessing in der einzigen Tragödie, die er nach dem Philotas noch gedichtet, durchaus treu geblieben. Denn hier wie in der Emilia Galotti ist es die einseitige Schroffheit des Charakters, durch deren leidenschaftliche Auffassung der Situation ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Wäre noch ein Zweifel möglich über die Absicht, welche Lessing bei dem Philotas verfolgte, so würde er durch eine überaus komische Mystifikation zerstreut werden, welche der Dichter sich mit demselben gegen seinen Freund Gleim erlaubte. Er schickte diesem das Stück als das Produkt eines ungenannten Verfassers zu, und Gleim war täppisch genug, in die Falle zu gehen. Er machte sich flugs daran, das ganze Trauerspiel unverändert und beträchtlich erweitert in jambische Verse zu bringen, und schickte die so verbesserte Arbeit an Lessing zurück, der guten Humor genug besaß, diesen „versifizirten" Philotas des preußischen Grenadiers drucken zu lassen! Lessings hierauf bezügliche Briefe[1]) sind in der That Muster der feinsten Persiflage, und der Vater Gleim wußte sich, als er die großartige Albernheit, die er begangen hatte, merkte, nicht anders aus der Sache zu ziehen, als daß er „seinem Lessing" einen Anker des besten Rheinweins schickte. Den versifizirten Philotas ließ er aber dennoch drucken und die einzige Rache, welche Lessing dafür nahm, war die, daß er auf dem Titel des für Gleim bestimmten Exemplars das Wort „versifizirt" in „verifizirt" umändern ließ.

[1]) XII. 129. 130. 133.

Die Handlung also war es, welche Lessing als das Wesentliche der dramatischen Dichtung aufgestellt und von der er mit seinem Philotas so zu sagen einen Extrakt gegeben hatte. Von dieser Seite aus hatte er in den Literaturbriefen auf Shakspeare hingewiesen und von demselben behauptet, daß er im Wesentlichen den Alten weit näher komme, als Corneille, dessen Verwandtschaft mit den Alten er auf die mechanische Einrichtung begränzt[1]). Sein genaues Studium jener rohen alten Haupt- und Staatsaktionen, die Gottsched dem französischen Geschmacke zu Liebe von der deutschen Bühne vertrieb, hatte in ihm die Ueberzeugung befestigt, daß der deutsche Nationalgeist mehr zu dem Geschmacke der Engländer als der Franzosen hinneige, „daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirken, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte." Es ist eine allbekannte Thatsache, wie wichtig und folgenreich diese Hinweisung Lessings auf Shakspeare und die ganze ältere englische Literatur für die Entwickelung der deutschen gewesen ist. Aber Lessing befand sich dennoch im Irrthume, wenn er die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit des französischen Elements für die Entwickelung des deutschen Drama's vollständig verkannte, und im Unwillen über die Gottsched'sche Plattheit das Verdienst desselben um die deutsche Bühne leugnete. Eben weil er selbst in seinen Anfängen vollständig auf diesem französischen Elemente Gottscheds ruhte, und weil er diese seine Anfänge später als Verirrungen erkannte, war er nur um so härter gegen den Vertreter jenes Elements[2]). Denn „kräftige Geister sind gegen nichts unerbittlicher, als gegen ihre eignen früheren Irrthümer", — das ist eine Wahrheit, zu der sich auch in Goethe's Entwickelungsgeschichte die entsprechenden Beläge finden, der umgekehrt von der Shakspeare-

[1]) VI. 42.
[2]) Danzel I. 129—132. 447—450.

schwärmerei ausgehend sich später gegen dieses Haupt-Ferment der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend auf das Lebhafteste erklärte, und sogar auf das französische Element zurückzugehen für nöthig und nützlich erachtete.

Die wichtigste produktive Anknüpfung an Shakspeare, welche Lessing selbst versuchte, war die Bearbeitung der deutschen Faustsage. In den Literaturbriefen führte er als Beweis für die innere Verwandtschaft der alten deutschen Dramen mit den englischen „das bekannteste" der ersteren, Doktor Faust, an, „das eine Menge von Scenen habe, die nur ein Shakspeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen." Bei dieser Gelegenheit ließ er das bekannte Fragment[1]) seiner eignen Bearbeitung abdrucken, in welchem Faust die sieben Teufel über ihre Schnelligkeit examinirt. Lessing hatte zuerst im Jahre 1753 in der Schuchschen Bretterbude auf dem Gensd'armenmarkte zu Berlin das alte Lieblingsstück des deutschen Volks darstellen sehen, und war sofort zur dramatischen Bearbeitung des Stoffs angeregt worden. Im Jahre 1758 war die Ausführung so weit vorgeschritten, daß er an baldige Aufführung denken konnte. Es kam aber zu derselben nicht. Vielmehr zieht sich Lessings Arbeit an diesem Sujet durch sein ganzes Leben, und wir finden ihn in Breslau, Hamburg und selbst noch in Wolfenbüttel mit derselben beschäftigt. Indessen weder die in Lessings Briefwechsel verstreuten Andeutungen, noch die Berichte zweier Freunde, welche man in der Lachmannschen Ausgabe findet[2]), geben uns irgend einen genügenden Aufschluß über die Art und Weise, in welcher Lessing den Stoff behandelt hat. Nur eine wichtige Notiz ist aufbehalten. Lessing hat zwei Fauste geschrieben, zuerst einen, in welchem er sich an die alte Zauber- und Teufelsfabel anschloß, und diesem gehören die erhaltenen Bruchstücke an. Später aber entschloß er sich, das Sujet ganz ins Menschliche zu übersetzen, und einem teuflischen Bösewicht die Rolle

[1]) II. 491—493.
[2]) II. 494—99.

des Verführers eines reinen unschuldigen Menschen zu übertragen. Die Handschrift dieses Stücks ging während Lessings italienischer Reise durch einen unglücklichen Zufall spurlos verloren[1]).

Auf das erhaltene Fragment that sich Lessing viel zu Gute, und doch mußte er sich von Frau Gottsched nicht mit Unrecht vorrücken lassen: daß er gerade mit dieser Weise der Behandlung den ächt deutschen Geist der alten Faustsage verfehlt habe[2]).

Viertes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältnisse. — Abgang von Berlin.

Unter solchen Arbeiten waren drittehalb Jahre vergangen, Lessing hatte sich aufs Neue in Berlin eingelebt und Alles schien darauf hinzudeuten, daß er sich dauernd hier festsetzen werde. Seine Lebensverhältnisse waren die angenehmsten. Außer Mendelssohn und Nicolai, mit denen er in der engsten Verbindung vertrautesten Umgangs und gemeinsamer geistiger Interessen verkehrte, hatte er mit allen damals in Berlin lebenden bedeutenden Männern nähere oder entferntere Verbindungen angeknüpft. Die öffentliche Geselligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unserer atomistischen Zeit. Das von Resewitz (1755) gegründete gelehrte Kaffeehaus, die Gesellschaft des Montagsklubs, welche alle Männer von literarischem Namen vereinte, zählte auch ihn zu ihren Mitgliedern, und eine kleinere Gesellschaft, der Freitagsklub, aus dem engern Kreise der Lessingschen Freunde bestehend, blieb noch lange nachher der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Rückerinnerung. Ramler war ihm nicht nur ein theil-

---

[1]) II. 495. XII. 454.
[2]) Danzel I. 454–56.

nehmender Gefährte bei manchen literarischen Projekten, sondern auch ein heiterer Lebensgenosse. Die „Baumannshöhle", ein Weinkeller in der Nähe ihrer beiderseitigen Wohnungen, vereinte sie oft mit anderen guten Gesellen zu fröhlichen sokratischen Symposien, und gar manchmal mag in den unterirdischen Räumen eins der damals gern und viel gesungenen Lessingschen Trinklieder erschollen sein, wie jenes vom ächtesten Geiste fröhlichen Jugend- und Weinmuthes erfüllte:

Es donnert! Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Knie sinken.
Es donnert! Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

„Ich kann mich hier mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens absehen", schreibt Ramler an Gleim (11. April 1759), „wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rothes Band aus, das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Küper heißt Baumann." Auch sonst fehlte es nicht an Verkehr mit Bekannten aller Art, und unter den zahlreichen Namen, welche der Lessingsche Briefwechsel hier nennt, finden wir auch liebenswürdige und bedeutende Frauen, wie die geschickten Malerinnen, Frau von Gac und Madame Theerbusch. Die Musik war in Lessings Kreise durch Quanz, Krause und Kirnberger vertreten, und so fanden sich die verschiedensten Elemente vielseitiger Anregung um ihn vereinigt, während er selbst durch den Reichthum seines Geistes und die Bequemlichkeit seines Verkehrs Alles um sich her bezauberte.

Diese Zeit von Lessings drittem Aufenthalte in Berlin war es denn auch, an die sich seine Berliner Freunde ihr Leben lang mit Entzücken erinnerten. Lessing stand damals in seinem dreißigsten Jahre, auf der Höhe männlicher Jugend, im Vollgefühle gereifter Kraft und bedeutender Erfolge. Sein Name war in und außerhalb

Deutschland gekannt, und er selbst stand bereits unbestritten auf der Höhe der literarischen Berühmtheit. Freilich auch auf demjenigen Punkte seiner Entwickelung, wo er sich bereits inmitten seiner Freunde einsam auf der errungenen Höhe zu fühlen begann, und wo auch er von sich — im Hinblick auf so manche Erfahrungen, auf Gleims Behandlung seines Philotas, und auf die kritischen Bestrebungen seiner Freunde in der Bibliothek der Wissenschaften — sagen konnte:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich die Wahrheit weiß, bin ich allein."

Auch die gehobene Stimmung der preußischen Hauptstadt und der patriotische Aufschwung, den die glorreichen Erfolge der ersten Jahre des großen Krieges herbeiführten, so belebend sie auf die geistigen Interessen zurückwirkten, brachten doch für Lessing, der am wenigsten der Mann dazu war, sich einem beschränkten Patriotismus hinzugeben, vielfache Konflikte selbst mit seinen nächsten Freunden hervor. Wir haben schon gesehen, wie er nach dieser Seite hin mit Gleim zu kämpfen hatte, in dessen Kriegsliedern nach seiner Ansicht „der Patriot, und noch dazu der soldatische Patriot oft genug den Dichter überschrie." Dieser einseitige soldatische Patriotismus, der sich damals rings um ihn her, „in tausend ausschweifenden Reden Luft machte, die er alle Tage hören mußte", war allzusehr wider Lessings Natur, als daß dergleichen ihn nicht hätte zum Widerspruche herausfordern sollen. Wie er in seinem Geburtslande, zu Leipzig, für einen „enragirten Preußen" gegolten hatte, so galt er bald in Berlin für einen eben so enragirten Sachsen. Vater Gleim sah sich auf das Schmerzlichste ergriffen, als er in einem Briefe seines Lessings die schrecklichen Worte lesen mußte: „Das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, — des Patrioten nämlich (setzt Lessing hinzu), der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte" [1]).

Für Lessing war in der That jener übertriebene Patriotismus,

[1]) XII. 125 u. 127.

wie er sich ausdrückt, aufs Höchste „eine heroische Schwachheit, die er recht gern entbehren mochte.“ Erschien ihm doch der Krieg selbst, dessen Gräuel damals Deutschland verwüsteten, im besten Falle nur als ein „blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern“, der in diesen gesitteteren Zeiten wenigstens das Gute habe, daß er alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß übe, als daß er neue Xenophons und neue Polybe erwecke“[1]). Die blutige Balgerei um eine Provinz hatte nichts Begeisterndes für ihn, und sein unparteiisches Auge verblendete sich nicht über die Natur des „vaterländischen Heeres“, das fast aus lauter geworbenen Leuten, gefangenen Oestreichern und umgekleideten Sachsen bestand. Dazu wurde es in Berlin selbst mehr und mehr unruhig. Schon im September 1760 schrieb er an seinen Vater, um sich zu entschuldigen, daß er seinen Bruder Gottlob nicht zu sich genommen: „Es hätten sich Vorfälle ereignen können, die es hier sehr unruhig gemacht und die mich vielleicht genöthigt hätten, selbst von hier wegzugehen.“ Diese Befürchtung war nicht ohne Grund. Die Russen, die schon im Jahre 1757 Berlin mit einem Streifzuge heimgesucht hatten, zogen drei Jahre später unter Tottleben und Lacy am 9. Oktober 1760 aufs Neue in Berlin ein. Zwar wurde durch den Patriotismus eines Bürgers, dessen Hingebung, von Friedrich dem Großen nicht belohnt, an die edelsten Beispiele des Alterthums erinnerte, das schwerste Unheil von der Hauptstadt abgewendet. Aber Lessing hatte es doch mit anzusehen, wie sein Nachfolger in der Redaktion der Vossischen Zeitung sammt dem Redakteur der Spenerschen Zeitung, die sich mit Gleim'schen Patriotismus über die russischen Generale ausgesprochen hatten, von den Russen auf dem Neumarkte zum Gassenlaufen geführt, entkleidet und zuletzt mit einigen Hieben begnadigt wurden[2]).

Solche Erlebnisse trugen dazu bei, Lessing den Aufenthalt in Berlin

[1]) VI. 2.

[2]) Preuß, Friedrich der Große II. S. 259 u. 260.

zu verleiden. Dazu gesellte sich noch zweierlei: die zunehmende geistige Entfremdung von seinen bisherigen Genossen, und die alte unüberwindliche Lust, Welt und Leben in immer weiterem Umfange kennen zu lernen.

Was den ersteren Punkt betrifft, so hatte in der That Lessing sich zu einem Standpunkte hinaufgearbeitet, auf welchem ein eigentliches Zusammengehen und Zusammenwirken mit seinen Berliner Freunden nicht mehr möglich war. Nebenher wurde denselben denn doch zuweilen seine Ueberlegenheit unheimlich und lästig. Das alte Wort von dem Drucke, den der überragende Geist auf die geringeren Talente unwillkürlich ausübt, jenes Horazische:

> **Urit enim fulgore suo qui praegravet artes**
> **Infra se positas —**[1])

erfüllte sich auch an Lessing und seinen Freunden. Gleim hatte es ihm übel genommen, daß er mit seinen Fabeln und seiner Abhandlung über diese Dichtungsgattung dem Lafontaine zu nahe getreten war, dem er selbst mit seinen Fabeln sich als Jünger angeschlossen hatte. Ramler verübelte es ihm nicht minder, daß er den von ihm übersetzten französischen Aesthetiker Batteux streng kritisirt hatte, und er sowohl als Nicolai waren unzufrieden, daß Lessing, statt mit ihnen und ihren Freunden eine eigene Berliner Literaturcoterie zu bilden, sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog, und die Urtheile, welche jene in ihrem Journale aussprachen, höchstens nur als Ausgangspunkte für seine eigenen kritischen Untersuchungen benutzte und — berichtigte. Sie fühlten sich eben von ihm gedrückt und konnten, wenn sie seine Schriften lasen, sich nicht darüber zufrieden geben, daß er in diesen nicht derselbe bequemlebige, läßliche und gutmüthigharmlose Gesell war, als welcher er sich ihnen im persönlichen Verkehr erwies. Ganz besonders bezeichnend für dies Verhältniß ist ein Brief Ramlers, den er ein Jahr ehe Lessing Berlin verließ, an Gleim schrieb.[2]) Lessing

[1]) Brennt doch der strahlende Glanz des übermächtigen Genius
Stets das geringre Talent.

[2]) Angeführt bei Danzel. I. 463.

wird darin bereits als Mensch bezeichnet, „der eben alle Welt angreift", und der in seinem Urtheile über den französischen Aesthetiker Batteux selbst keine Rücksicht darauf nimmt, daß „ein Freund" — eben Ramler selbst — diesen Autor übersetzt hat, kurz, als ein Schriftsteller, der alles um sich her unterdrücken will, um sich selbst in den Vorgrund zu stellen. „Ich weiß, schreibt er, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er im Leben ist;" worauf dann die seufzende Bemerkung folgt: „es sei schlimm, daß es so sei, indessen sei Lessing doch zu alt, als daß man ihm diese seine schlimmen Seiten abgewöhnen könne, und man müsse sich also an die guten halten!" Und doch war grade was die Ramler und Genossen seine schlimmen Seiten nannten, das Große und Edle in der Natur dieses herrlichen Mannes, der wohl im persönlichen Verkehre gemüthlich lebte und leben ließ, aber auf dem geistigen Gebiete selbst den nächsten Freunden gegenüber der Sache der Wahrheit und Wissenschaft keinen Strohhalm breit vergab.

Solche Bekehrungsversuche und Aenderungszumuthungen mögen während seines Berliner Lebens vielfach an ihn herangetreten sein, und Ramler selbst konnte wissen, was es auf sich habe, wenn ihm Lessing in dem ersten Briefe, den er ihm von Breslau aus schrieb, ehrlich gestand: „er habe Berlin satt gehabt und geglaubt, daß auch die Freunde seiner satt sein müßten" [1]).

Der zweite Umstand, der ihn aus Berlin trieb, war von mehr äußerlicher Art. Er hatte das dreißigste Jahr überschritten und war noch, wie er sich ausdrückt, „der alte Vogel auf dem Dach." Die neue Musenhauptstadt an der Spree hatte noch immer für ihn keine Stellung. Daß er trotz seiner Liebe zur Unabhängigkeit, trotz seiner Unlust „der Sklave eines Amtes zu werden", doch eine gesicherte

[1]) XII. 143.

Stellung in Berlin gern angenommen hätte, gestand er selbst in einem Briefe an seinen Vater. Nur sich darum ängstlich zu bewerben widerstand seinem Selbstbewußtsein[1]). Und doch fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit Aufopferung einiger Jahre die Mittel zu freieren Studien zu verschaffen. Ein solcher Schritt lag seiner ganzen Sinnesart nahe. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte er sich die Nachricht von dem Leben des römischen Dichters Plautus, daß derselbe eine Zeit lang das Dichten aufgegeben und Handelsgeschäfte getrieben habe, eben so erklärt[2]). Die Reise mit Winckler, welche ihm jene Freiheit zu gewähren versprach, hatte sich zerschlagen, und es lag ein bitterer Ernst in dem scherzenden Tone, mit dem er damals an Ramler schrieb: Er und der König von Preußen hätten eine große Rechnung mit einander abzumachen, da nur dieser allein Schuld habe, daß sein Plan, die Welt zu sehen, zerstört worden sei, und es sei deshalb wohl billig, daß ihm dafür der König eine Pension gebe, bei der er die Welt vergessen könnte. „Sie denken, das wird er fein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünschen, daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden“[3]).

Er hatte nun wieder seit vier Jahren das alte, bloß auf Bücher, Studien und Schriftstellerei beschränkte Literatenleben geführt und fühlte, daß ihm eine Pause nöthig und „daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben“[4]). Auch seine Gesundheit hatte durch das anhaltende Studiren und stubensitzende Schriftstellerleben gelitten[5]). Da seine Freunde nichts für ihn zu thun wußten, um ihm eine sorgenfreie Stellung zu verschaffen, so versuchte er sich selbst zu helfen. Er wollte Geld erwerben, um sich eine Bibliothek nach seinem Herzen anschaffen und einige Jahre in

[1]) XII. 140.
[2]) III. 3.
[3]) XII. 86.
[4]) XII. 143.
[5]) Klose bei K. Lessing. I. 241.

Ruhe arbeiten zu können. Gerüchte gingen, daß er eine Regiments-Quartiermeisterstelle in dem Regimente seines Freundes Kleist angenommen habe, und in Leipzig hieß es sogar einmal, daß er als Offizier in ein Freibataillon eingetreten sei. Es ist viel von Lessings Unruhe und Unbeständigkeit geredet worden, die es ihm unmöglich gemacht habe, an einem und demselben Orte lange auszudauern. Sieht man aber genauer zu, so findet man, daß bis zu dem Augenblicke, wo man durch die Anstellung in Wolfenbüttel den vierzigjährigen Mann fesselte, nirgends auch nur ein Versuch gemacht worden ist, ihn durch eine seiner würdige Stellung festzuhalten, und daß dieser Umstand eben so sehr wie seine angeborene Freiheitsliebe zu seinen vielfachen Ortswechseln beigetragen hat, die sämmtlich mehr oder weniger durch innere und äußere Nothwendigkeit herbeigeführt wurden. Er hatte sich in dieser Beziehung selbst einmal in seinen Gedichten „einen leichten Schleuderball des Glücks" genannt, dem es nicht gelingen wollte, sein Verdienst durch „ein lohnend Amt" anerkannt zu sehen[1]).

Lessing hatte, als er mit Kleist in Leipzig lebte, bei dem letzteren den Obersten Tauentzien kennen gelernt. Dieser, der im Jahre 1760 als Gouverneur von Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte und unter andern auch die verwickelten und mißlichen Münzoperationen König Friedrichs zu leiten hatte, bedurfte dazu eines geschickten und verläßlichen Gehülfen. Er erinnerte sich an Kleists Freund, und trug Lessing die Stelle eines Gouvernements-Secretairs bei ihm unter den günstigsten äußeren Bedingungen an. Lessing nahm keinen Anstand darauf einzugehen. Ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, verschwand er auch diesmal aus Berlin, wo er selbst nicht einmal seine Wohnung aufgekündigt hatte, und ging im November 1760 nach Breslau. „Ich will mich, so schrieb er damals in sein Tagebuch, eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können."

[1]) I. 93.

Fünftes Buch.

Kriegs- und Weltleben in Breslau. 1760—1765.

Minna von Barnhelm.

Erstes Kapitel.

Aeußere Lebensverhältnisse.

Es war gegen den Ausgang des Novembers 1760, als Lessing in Breslau anlangte. Er hatte unterwegs einen Tag in Frankfurt verweilt, um das Grab seines geliebten Kleist zu besuchen. „Die Geschichte dieser Wallfahrt verdient einen eignen Brief; Sie sollen sie ehestens haben", schreibt er an Ramler in dem ersten Briefe, den er von Breslau aus an diesen Freund richtete. Er hat jenen Brief nicht geschrieben! Ueberhaupt ist die Correspondenz Lessings mit seinen Freunden während dieser fünf Breslauer Jahre äußerst lückenhaft auf uns gekommen. Von ihm selbst sind nur neunzehn,[1]) von seinen Freunden sogar nur acht Briefe, sieben von Mendelssohn und einer von Nicolai an ihn, aus dieser Periode erhalten. Die Briefe Ramlers an ihn fehlen gänzlich, und dies ist um so mehr zu bedauern, als Ramler grade damals vorzugsweise Lessings Vertrauen besaß, und die Spur einer persönlichen Verwickelung des letzteren in ein Verhältniß zu einer Frau, welches durch seine Entfernung von Berlin gleichfalls zerrissen wurde, eben wegen des Fehlen der Ramler'schen Briefe nicht mehr aufzuhellen ist[2]).

Unmittelbar nach Lessings Abreise meldete die Berliner Zeitung,

[1]) Sieben an Ramler, drei an M. Mendelssohn, zwei an Nicolai, sechs an Lessings Vater und einer an Heyne.

[2]) Vergl. XII. 147. 149.

daß die dortige Akademie der Wissenschaften neben mehreren anderen Gelehrten auch „Herrn Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht", zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt habe. Wenn aber schon Lessings Freunde sich durch den unverschämten Zusatz der Bekanntmachung verletzt fühlten, daß diese Ehre allen Ernannten auf deren wiederholtes Ansuchen ertheilt worden sei, so kann man denken, wie Lessing selbst die Sache aufnahm, in welcher er jetzt vielmehr eine Beleidigung als eine Ehre erblicken mußte. Er unterließ es deshalb sogar, seinem alten Vater davon Nachricht zu geben, dem die Sache doch zur großen Freude gereicht hätte. Interessant ist es, daß ein aufgeklärter Theologe, der Probst Süßmilch, es war, welcher ihn in Vorschlag gebracht hatte, während der Aesthetiker Sulzer, der sich sonst so gern als Lessings Gönner zu zeigen liebte, lebhaft gegen seine Aufnahme gesprochen hatte. Dienstfertige Freunde beeilten sich, Lessing von diesem Betragen des „falschen" Freundes sofort Nachricht zu geben. Seine Antwort war — eine Entschuldigung des letzteren, in welcher er nur als Inkonsequenz bezeichnete, was jene als Falschheit brandmarkten[1]).

Lessings Chef, der General von Tauentzien, hatte sich kurz vor Lessings Ankunft in Breslau durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Hauptstadt Schlesiens gegen einen überlegenen Feind hohen Kriegsruhm und die dankbarste Anerkennung seines Königs erworben. Noch lebte in Aller Munde die derb humoristische Antwort, die er dem östreichischen General Loudon gegeben, als dieser ihn unter der Androhung zur Uebergabe der Stadt aufgefordert hatte: daß im Falle der Weigerung das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden solle! „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht!" hatte er dem Oestreicher erwidert, und zugleich mit seinem Offiziercorps sich feierlich das Wort gegeben, eher bis auf den letzten Mann zu Grunde zu gehen, als sich dem Feinde zu ergeben. Es war eine jener derben,

[1]) XII. 145.

tüchtigen Naturen, die ohne irgend welche wissenschaftliche Bildung doch die ihnen verwandte Tüchtigkeit des Charakters in Anderen instinktmäßig herauserkennen und respektiren, und Lessing war ganz der Mann dazu, auch seinerseits einen solchen heldenhaften Kriegsmann gebührend zu schätzen. Sein Verhältniß zu ihm war und blieb daher während ihres fünfjährigen Zusammenseins durchaus das beste, und noch mehr als zehn Jahre später gedachte er in einem Briefe an seinen Bruder mit Liebe „seines alten ehrlichen Tauentzien",[1] dessen Anhänglichkeit an Friedrich den Großen er durch das bekannte Wort bezeichnete: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauentzien gewiß mit darunter gestanden haben." König Friedrich hatte den tapfern General zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmüthig vertheidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum Generalmünzdirektor ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man, wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Noth des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser verrufenen Operationen kam es dahin, daß das „gute Geld" so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Dukaten oft mit neun Thalern bezahlt wurde[2]. Natürlich waren es nicht blos die Juden Ephraim, Itzig u. A., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen; auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen, und sogar Tauentzien, der von Hause aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von wenigstens hunderfünfzigtausend Thalern erworben[3]. Nur Lessing, der doch in der ausgesprochenen Absicht, seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung

[1]) XII. 493.
[2]) Preuß, a. a. O. II. S. 391 ff.
[3]) Preuß. III. 63.

mehr als Anderen Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit die Vortheile derselben zu Nutze zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Tauentziens immer die erste Kunde von den neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, durch sichere Spekulationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, wie sein Bruder schreibt, um die neuen Geldauflagen eben so viel, als um neue und alte Bücherauflagen bekümmert hätte. Er that es nicht, weil alle dergleichen Dinge seiner reinlichen Natur und seiner peinlichen Ehrenhaftigkeit widerstrebten; und so kam es, daß er aus Verhältnissen, in denen ein Voltaire Hunderttausende erworben haben würde, nach fünf Jahren eben so arm schied, wie er eingetreten war.

Der einzige Besitz von Erheblichkeit, den er in Breslau erwarb, war eine treffliche Büchersammlung, auf deren Anschaffung er einen großen Theil seines Einkommens verwendete. Es war, wie sein Bruder erzählt, Spekulation und Liebhaberei zugleich. „Die Bücher gingen damals in schlechtem Gelde fast wohlfeiler weg, als sonst in gutem, und er wußte, daß er Bücher besser verwahren konnte als Geld, das ihm der erste beste Dürftige abjammerte“[1]). Was ihm sonst noch vielleicht an Gelderwerbnissen übrig geblieben wäre, verschlang die Familie. Lessing hat sein ganzes Leben lang unter dieser Last schwer gelitten, und niemals mehr, als wenn sein großmüthiges Herz sich genöthigt sah, den unaufhörlichen von Seiten seiner Eltern und Geschwister an ihn gestellten Forderungen Schranken setzen zu müssen. Seltsam genug war es gerade der Sohn, der am wenigsten mit seinem Lebensgange den Eltern entsprochen, und den sie oft genug als einen halbverlorenen betrachtet hatten, zu dem sie unaufhörlich in ihren materiellen Bedrängnissen ihre Zuflucht nahmen. Schon früher, als er selbst noch von der Hand in den Mund lebte, war dies geschehen, und er hatte, wie sein Bruder erzählt, „oft genug selbst ge-

[1]) Karl Lessing I. 225.

borgt, um Eltern und Geschwistern helfen zu können.“ Jetzt, wo sie ihn für einen Krösus hielten, steigerten sich die Anforderungen in einem selbst für Lessing unerträglichen Maße. Seine Briefe zeigen, welche Anstrengungen er machte, welche Opfer er brachte, um denselben zu genügen. Aber seine Kräfte reichten nicht aus. Bald sollte er einen oder gar zwei Brüder ganz zu sich nehmen; bald galt es die Studienkosten, bald die Universitätsschulden, des einen oder des andern zu bezahlen, und ehe er sich's versah, kam ihm dann wohl ein jüngerer Bruder persönlich auf den Hals, um die erwünschten Unterstützungen desto sicherer flüssig zu machen. Die Eltern, denen er die reichlichsten Geldgeschenke spendete, bestürmten ihn immer von Neuem. Sie verlangten sogar von ihm, daß er um ihretwillen in seiner Stellung verharre, damit alle neun Söhne des Pastor primarius wo möglich auf seine Kosten „studiren“ könnten, und es gehörte die Energie eines Lessing und das Bewußtsein seiner großen Lebensaufgabe dazu, um bei der Großmuth und Pietät seines Herzens wenigstens diesen Anforderungen einen festen Widerstand entgegenzusetzen[1]).

Auch die Berliner Freunde waren nicht mit ihm zufrieden. Sie hielten diese Hinwendung zu einem praktischen Berufsleben für bedauerlichen Zeitverderb, und Lessings eigene Klagen, die er sich zuweilen in seinen Briefen gestattete, bestärkten sie darin. Auch er war nämlich anfangs oft in Verzweiflung über die ermüdende Geistlosigkeit seiner Beschäftigungen, über das zerstreuende Welt- und Kriegsleben, in das er sich versetzt, über den „Wirbel von leeren gesellschaftlichen Vergnügungen,“ in den er sich „hinein gezaubert“ sah. „Ach liebster Freund“ — schreibt er vier Monate nach seiner Ankunft in Breslau an Mendelssohn — „Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er selbst sich nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe —

[1]) Vergl. XII. 158. 159. 162. 168. 170. 172., XIII. 655 ff.

sie so, ich weiß nicht was für Absichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch — kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?“ An solche einzelne Ausbrüche hielten sich die Berliner Freunde. Sie bedachten nicht, daß Lessings sanguinische Natur sich dergleichen Ergüsse augenblicklicher Stimmungen wohl zuweilen zu seiner Erleichterung gestattete, ohne sich doch über das Wesen derselben selbst zu täuschen. So fügt er denn auch jenen klagenden Worten sogleich selbst das Correctiv hinzu: „Aber vielleicht habe ich heute nur noch so einen finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“ Gewiß ist, daß er, der die Reue für „die unnützeste aller unangenehmen Empfindungen“ erklärte[1]), sich dieser Empfindung über den gethanen Schritt keineswegs dauernd überließ, und daß er dazu auch Alles in Allem genommen, keine Ursache hatte.

Denn die fünf Jahre seines Breslauer Lebens waren, obschon er während derselben vom literarischen Schauplatze verschwunden schien, dennoch für seine ganze spätere Entwickelung von der folgenreichsten Wichtigkeit.

Schon daß er während derselben zum erstenmale befreit von der Sorge für das tägliche Brod, im sichern Besitze eines hinreichenden Einkommens die Behaglichkeit genoß, die Mußestunden, welche ihm seine Amtsthätigkeit übrig ließ, in voller Freiheit und Ruhe seinen dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien hingeben zu können, ohne wie bisher gezwungen zu sein, die Resultate derselben sofort für den Bedarf des Lebens auf den Markt bringen und verwerthen zu müssen, war ein unschätzbarer Vortheil für den Mann, der bis dahin sich einer solchen Freiheit niemals erfreut hatte. Die beiden Hauptwerke, welche er in dieser Periode seines Lebens schuf,

[1]) XII. 143.

der Laokoon und die Minna von Barnhelm, tragen unverkennbar den Ausdruck dieser heitern sorgenfreien Stimmung. Seine Berliner Freunde, denen das ausschließlich literarische Leben wie immer den Blick verengte, und die obenein ja zuweilen seine Klagen über die Trennung von Berlin vernahmen, sahen nur die Außenseite des neuen Lebens, in das er sich — und obenein ohne sie um Rath zu fragen! — gestürzt hatte. Sie hörten, daß er in einem Strudel von gesellschaftlichen Zerstreuungen lebe, an manchem lustigen Gelage befreundeter Offiziere Theil nehme, seine Abende im Theater oder am Pharaotische verbringe. Sie empfanden es schwer, daß er die Theilnahme an den Literaturbriefen aufgab, die sie ohne ihn sich nicht fortzusetzen getrauten, und daß er sich überhaupt ihren literarischen Interessen völlig entfremdete. Sie sahen, daß er selbst den materiellen Zweck seiner neuen Laufbahn aus den Augen verlor, daß er wenigstens keine Schätze sammelte, obschon sich Ramler erbot, seinen „Tresorier" zu machen. Sie sahen endlich, daß er statt dessen seine Geldmittel verschwenderisch auf Büchereinkäufe verwandte, zu denen sie ihm zum Theil selbst wider Willen behülflich sein mußten, und wobei seine sorglose Zerstreutheit zuweilen die verdrießlichsten und kostspieligsten Verwickelungen herbeiführte, wenn er z. B. bei Bücher-Auktionen zweien Freunden für ein und dasselbe Werk, ohne daß der eine vom andern wußte, ungemessene Vollmacht ertheilte, dasselbe für ihn um jeden Preis zu erstehen[1]). Sie erblickten ihn überhäuft mit Dienstgeschäften, verwickelt in die militärischen und Verwaltungs-Angelegenheiten seines Chefs, in Kriegs- und Welthändel aller Art, und waren im Hinblick auf das Alles nur zu geneigt, ihn als verloren für seine eigentliche Lebensbestimmung zu betrachten. Es ging hier Lessing seinen Freunden gegenüber eben so, wie es später Goethe in Betreff seines ersten zehnjährigen Welt-, Hof- und Geschäftslebens in Weimar ergangen ist. Die Vortheile seiner neuen Lage, der wich-

[1]) XII. 153 und Nicolai's Anmerkung dazu.

tige Einfluß derselben auf seine allseitige menschliche Ausbildung blieben den Freunden eben so verborgen, wie die Resultate des stillen Fleißes, mit dem er trotz des Drucks der Verhältnisse und Geschäfte rastlos an der Erfüllung seines eigentlichen Berufes fortarbeitete.

Aber auch wir Späteren, die wir das abgeschlossene Dasein des großen Mannes überschauen, vermögen uns des Staunens nicht zu enthalten, wenn wir diese Resultate überblicken. Er selbst giebt sich das Zeugniß, daß er in den ersten vierthalb Jahren seines Breslauer Aufenthalts sich selbst an Fleiß des Arbeitens übertroffen habe[1]). Und wir dürfen es ihm glauben. Denn mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen dieses aufgeregten Kriegs- und Weltlebens versenkte er sich in das Studium Spinoza's und gewann er durch dasselbe die Vollreife seiner philosophischen Bildung; begann er das Studium der Kirchenväter zur wissenschaftlichen Erkenntniß der ältesten Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche; entwarf und vollendete er den Laokoon, den Stolz der ästhetischen Literatur Deutschlands, schuf er endlich das erste in seiner Art vollendete und noch heute unübertroffene Meisterwerk unserer neueren poetischen National-Literatur, das erste durch und durch deutsche Drama: Minna von Barnhelm.

Noch heute nennt man in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo er in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Entwurf der Minna gedichtet. Auch andere äußerliche Traditionen seines Aufenthalts haben sich erhalten. Man kennt das Haus in der Junkerstraße (No. 2), in welchem als dem damaligen Gouvernementsgebäude Lessing damals wohnte, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo er viele seiner Abende in froher Gesellschaft zubrachte. Man erzählt sich, wie der Wirth eines andern Hauses, in welchem Lessing gleichfalls eine Zeit lang wohnte, ein Pfefferküchler seines Zeichens, der mit seines Miethsmannes häufigem nächtlichen Nachhausekommen übel zufrieden war, seinem Zorne

[1]) XII. 166.

dadurch Luft machte, daß er unter seinen Waaren eine Pfefferkuchengestalt, die einen Nachtwächter vorstellte, mit der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing, anfertigte und verkaufte. Aber wir haben nicht zu melden, daß die Stadt, in welcher Lessing seine Minna von Barnhelm schuf, sich bisher durch irgend ein Denkmal, oder auch nur durch eine Gedächtnißtafel, der Ehre erinnert hätte, welche den Namen des großen Mannes mit dem ihrigen verbindet[1]).

Man kennt das Urtheil, welches Goethe in Dichtung und Wahrheit über Lessings Breslauer Lebensperiode fällt. „Lessing, sagt er, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich damals in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben.“ Daß sich Lessing in einem solchen zerstreuten Leben *gefallen* hätte, davon ist in seiner Lebensgeschichte nichts berichtet, wohl aber das Gegentheil in allen seinen Briefen zu lesen. Richtiger ist es wohl, daß er im besten Sinne aus der Noth eine Tugend zu machen verstand, und daß ihm eben deshalb dies neue Leben, in das er sich aus sehr zwingenden äußerlichen Gründen gestürzt hatte, und aus dem er sich oft genug zu seinen Studien zurücksehnte, zu wesentlicher Förderung seines ganzen Menschen gereichte.

Er hatte schon von Leipzig her eine gewisse Vorliebe für den Umgang mit Officieren gewonnen, und die ganz militairischen Kreise, in die er in Breslau eintrat, machten ihn nach und nach mit allen bedeutenden Männern der Armee Friedrichs des Großen bekannt. Als Vertrauter eines der tüchtigsten Generale, dessen ganzen viel-

[1]) Wie ich vernehme, ist gegenwärtig (1861) dazu die Einleitung getroffen, auf Anregung eines von Dr. S. Meyer zur Feier von Lessings Geburtstage verfaßten und als Prolog zur Aufführung von Lessings Minna von Barnhelm öffentlich (am 2. Januar 1861) vorgetragenen Gedichts.

seitigen Wirkungskreis er in seiner Stellung überschaute, lernte er Welt- und Lebensverhältnisse in ungleich großartigerem Maßstabe kennen, als es ihm in seinem bisherigen Literatenleben möglich gewesen war. Sein des Zwanges ungewohnter Geist lernte hier zuerst sich in feste Verhältnisse schicken, und das Bewußtsein, einer Geschäftsthätigkeit, die so weit von seinem bisherigen Leben ablag, zu genügen, vermehrte in ihm das Selbstvertrauen auf seine Kraft. Seine Neigung, Menschen der verschiedensten Klassen und Berufsarten kennen zu lernen, die er hier im ausgedehnten Maße befriedigen konnte, schärfte seinen Blick und vermehrte seine Welt- und Menschenkenntniß. So machte er die Studien zu Minna von Barnhelm, zur Hinüberführung der deutschen Dichtung in die Wirklichkeit des Lebens.

Aber auch die Studien der Wissenschaft wurden nicht vergessen. Zwei gelehrte Schulmänner, Arletius und Klose, waren in Breslau sein wissenschaftlicher Umgang. Mit dem letzteren wurden die Bibliotheken und Klöster von Breslau fleißig durchforscht, und wir sahen schon, daß er selbst auf die Anschaffung einer werthvollen Büchersammlung große Mittel verwandte. Auch mit dem Theater blieb er in stetem Zusammenhange. Die volksthümlichen Burlesken und die mit Harlekin und Zubehör ausgestatteten Vorstellungen der Franz Schuch'schen Schauspielergesellschaft fanden in ihm einen fleißigen Besucher, da er nach seinem eigenen Geständnisse „lieber eine gesunde rasche Posse als ein lahmes oder krankes Trauerspiel im Geschmacke regelrechter Gottschedscher Langweiligkeit sehen mochte.“ Er war in dieser Hinsicht überhaupt nicht wählerisch. „Der strengste Kenner, sagt er einmal in seinen Kollektaneen (XI. 228), ist unter der Menge nicht so streng, als allein. Denn wenn er sieht, daß dies und jenes auf diesen und jenen Eindruck macht, so vergißt er, daß es nicht gefallen sollte. Und wenn ihn nicht das Stück vergnügt, so vergnügt ihn zu sehen, daß so viele aus einem mittelmäßigen Stücke Vergnügen schöpfen können. Mir wenigstens ist es mit hundert elenden Possenspielen und sehr mittelmäßigen Tragödien so ge-

gangen." Der Schauspieler Brandes erhielt durch ihn vielfache Förderung, während ihn selbst dieser erneute Zusammenhang mit der lebendigen Bühne wieder auf seine dramatischen Arbeiten hinlenkte. Außer Minna von Barnhelm beschäftigte ihn hier, wie Klose erzählt, auch seine Faustdichtung und der Entwurf des Trauerspiels Alcibiades[1]).

Seine Lebensweise in Breslau beschreibt der zuvorgenannte Rektor Klose etwa folgendermaßen. Die Vormittagsstunden waren seinen Amtsgeschäften gewidmet, worauf er gewöhnlich bei seinem Chef zu Tische speiste. Nach Tische gegen vier Uhr ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meistentheils aber nach Hause, wo er in einer Sprechstunde die zahlreichen persönlichen Anliegen von Supplikanten aller Art erledigte, um dann den Rest der Zeit seinen Studien oder literarischen Gesprächen mit besuchenden Freunden zu widmen. Gegen sieben Uhr ging er häufig ins Theater und von da mehrentheils ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgesellschaft, von wo er spät nach Hause zurückkehrte.

Lessings Neigung für das Spiel, die hier zuerst bei ihm auftritt, beunruhigte nicht nur seine Berliner Freunde, von denen ihn besonders Mendelssohn mit väterlichen Ermahnungen heimsuchte[2]). Auch sein Chef, dem sein hohes Pharaospiel zu Ohren kam, machte ihm einmal darüber freundschaftliche Vorstellungen. Lessing erwiderte ihm: es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele, ja das hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, während das kleine sehr leicht zerstreue. Hier mögen wir uns der Worte Goethe's erinnern, daß Lessing gegen sein unaufhörlich arbeitendes Innere ein starkes Gegengewicht brauchte. Das Spiel gab ihm dieses Gegengewicht. Es zog ihn vollständiger wie jedes andere Zerstreuungsmittel ab von seinen Gedanken, und gab ihm die Ruhe,

---

[1]) Karl Lessing I. 243.
[2]) XIII. 126 u. 455. und Karl Lessing I. 232. ff.

deren er nach schwerer Arbeit des Geistes benöthigt war. Er betrachtete es selbst körperlich als eine Art von heilgymnastischer Kur. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts am Pharaotische, selbst wenn er gewann, spielen sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf, und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er zum öftern leide. „Wenn ich kaltblütig spielte, fügte er hinzu, so würde ich gar nicht spielen.“ Thatsache ist es, daß er dem Spiele bis zu seiner Wolfenbütteler Periode zugethan blieb, ja daß er sich namentlich in Hamburg mehr als seinen Finanzen zuträglich war, demselben hingab. Doch ist nicht bekannt geworden, daß er sich dadurch jemals in Verlegenheit und Schulden gebracht habe. Später, als er das Kartenspiel aufgegeben hatte, setzte er wenigstens das Lottospiel bis an seinen Tod fort.

Im Sommer und Herbste des Jahres 1762 begleitete er seinen General in das Feldlager von Schweidnitz. Aus dieser Zeit sind noch eine Reihe von kurzen Geschäftsbriefen erhalten, die über seine amtliche Thätigkeit interessante Aufschlüsse geben[1]), desgleichen einer der heitersten Briefe, die Lessing jemals geschrieben hat (XII. 150—154). Die Belagerung der Festung, welche sich von Anfang Juli bis in den Oktober hinzog, endete am 9. Oktober mit der Uebergabe derselben. Fünf Monate später war es ihm beschieden, den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden in seiner Eigenschaft als Gouvernements-Sekretair zu Breslau mit großer Feierlichkeit öffentlich als Friedensherold auszurufen. Im Sommer 1763 begleitete er seinen General nach Potsdam zum Könige, von wo aus er auf kurze Zeit seine Berliner Freunde besuchte. Bei diesem Aufenthalte in Potsdam wurde Tauentzien zum Gouverneur der gesammten Provinz Schlesien

[1]) Sie sind erst neuerdings von Guhrauer entdeckt. Siehe Guhrauer II. S. 299—302.

ernannt, und Lessing kehrte mit ihm nach Breslau zurück, wo er, jetzt befreit oder doch erleichtert von manchen zeitraubenden Geschäften, seine eigenen Arbeiten so leidenschaftlich fortsetzte, daß ihn die übergroße Anstrengung im Sommer 1764 in eine lebensgefährliche Krankheit stürzte.

Es war ein hitziges Fieber, das sich schon längere Zeit vorher durch körperliche Beängstigungen angekündigt hatte, und das, als es überwunden war, eine bis dahin ungewohnte Spannung und Reizbarkeit seiner Nerven hinterließ. Er selbst sah diese erste schwere Krankheit, die sein bis dahin allen Anstrengungen trotzbietender Körper zu bestehen hatte, als einen Wendepunkt seines Lebens an. Während der Genesung schrieb er an Ramler (5. August 1764), der wie seine übrigen Berliner Freunde, ihn fast verloren gegeben hatte: „Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund, aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern; die gesunden Theophile[1]) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, lieber Freund, aber wo möglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im

[1]) Es ist der Schauspieldirektor Theophilus Döbbelin gemeint.

Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden läßt, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici wie Sophokles neunzig Jahr alt werden, aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele gemacht hat, und ich erst ein einziges! Neunzig Trauerspiele! auf einmal überfällt mich ein Schwindel!"

Wenn Lessing sich später in einer Stunde des Unmuths den Dichternamen absprach, so sehen wir, daß er hier wenigstens seinen Dichterberuf und namentlich seinen Beruf als dramatischer Dichter in den Vordergrund stellt. In der That war er gerade um diese Zeit im besten Zuge dramatischer Produktion, und die Nachwehen der Krankheit, welche seine dichterische Thätigkeit unterbrochen hatte, waren ihm deshalb um so unangenehmer. „Dies Kränkeln, schreibt er in dem nächsten Briefe an Ramler, ist schlimmer als Krankheit. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in welchem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen, und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine übrigen Stücke wird, so bin ich entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben." Die genaue Selbstkritik über seine früheren dramatischen Arbeiten, welche in der letztern Aeußerung liegt, ist bezeichnend für den neuen Standpunkt seiner dramatischen Einsicht.

Eine komische Rache des Zufalls wollte, daß der Arzt, welcher ihn in jener Krankheit behandelte, ein eifriger Verehrer Gottscheds war, und ihn als solcher unaufhörlich mit Gesprächen über dessen literarische Verdienste unterhielt, wodurch Lessing, wie er später bekannte, sich oft mehr als durch seine Fieberanfälle gequält fühlte.

Interessanter aber ist ein anderer Zug, der aus dieser Krankheitszeit aufbehalten ist. Als die Krankheit aufs Höchste gestiegen war, fand ihn der Arzt ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene daliegen. Diese fiel dem Freunde so auf, daß er ihn vertraulich fragte, was er denn jetzt denke? „Eben bin ich begierig zu erfahren, erwiderte der Kranke, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird.“ Da ihm nun der Arzt vorzustellen suchte, daß dies unmöglich sei, so versetzte er ganz abgebrochen: „Sie intriguiren mich!“ Sehr schön bemerkt Danzel hierbei:[1]) wie er auch im Angesichte des Todes nicht aufhörte, dem Grundprinzipe seiner auf die Erforschung des geistigen Thuns gestellten Organisation zufolge die geistige Thatsache zu belauschen, so hat er auch das rauschendste Leben nicht nur schlechthin gelebt, sondern es zugleich in einen goldenen Spiegel dichterischer Reflexion einzufangen gewußt. — Und das goldne Spiegelbild seines Breslauer Lebens ist Minna von Barnhelm.

Zweites Kapitel.

Minna von Barnhelm.

Man hat sehr viel von dem Einflusse gesprochen, den Diderot auf Lessing und seine Minna von Barnhelm ausgeübt. Das Richtige aber traf schon Frau von Staël mit ihrer Bemerkung: „Lessing dachte zwar im Allgemeinen über die dramatische Kunst wie Diderot, aber während dieser in seinen Stücken die Affektation des Natürlichen an die Stelle der konventionellen Affektation setzte, bewegt sich Lessing durchaus im Gebiete des Einfachen und Naturwahren selbst.“ Mit

[1]) Danzel I. S. 470 vergl. S. 90.

andern Worten: Lessing ist der vereinfachte Diderot, der, wie Hegel sich ausdrückt, mit voller Freiheit und Bildung der Beobachtung sich im Gegensatze zu der konventionellen Rhetorik der Theatersprache und des Theatergefühls, der Seite der realen Natürlichkeit zuwandte, die später auch Goethe und Schiller in ihren dramatischen Erstlingswerken verfolgten. Die Rückkehr zur Natur, zur Sprache des Herzens war der schöpferische Gedanke der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der den armen Schulmeister Winckelmann aus seiner märkischen Einöde in unaufhaltsamer Sehnsucht dem Anschauen südlicher Natur und antiker Schönheit zuführte, der Herdern begeisterte in der Einsamkeit seiner Rigaer Studirstube, und im Herzen des in Akten vergrabenen Westphälischen Rechtsgelehrten Möser sein Feuer entzündete. Und dieser selbe Gedanke war es, der sich in Lessing mitten im Gewirr eines kriegerischen Heerlagers, unter den Aufregungen des Pharaotisches, den Beschwerlichkeiten des Herrendienstes und dem wüsten Aerger des Gelehrtengezänks seinen mächtigsten Propheten erweckte[1]).

Diderot hatte zuerst darauf hingewiesen, daß die ernsten, wenn auch nicht tragischen Conflikte ehrenhafter Charaktere in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens eine noch nicht benutzte reiche Fundgrube dramatischer Dichtung seien. Das Ehrenhafte, „Honette" das er den dramatischen Dichtern so angelegentlich zur Behandlung empfahl, weil es die Theilnahme des Lesers und Zuschauers nicht minder, ja stärker als das Lächerliche ergreife, dies für uns unübersetzbare Honestum des römischen Moralisten, ist denn auch in der That der Lebenskern von Lessings neuer Dichtung. Aber während Diderots ernstes Lustspiel wesentlich pathetisch ist, giebt uns Lessings Minna von Barnhelm die freie einfach naturwahre Abspiegelung des wirklichen Lebens. Mit diesem Stücke empfing die deutsche Literatur ein

---

[1]) Vergl. Justus Moeser, von F. Kreyssig. S. 145. — Ueber Lessings Verhältniß zu Diderot handelt ausführlich Hettner a. a. O. II. 330—332.

völlig neues Genre, das sich unter keine der bisherigen Kategorien dramatischer Dichtung einreihen ließ, weil es in der Mitte stehend zwischen Komödie und Tragödie, von beiden gewisse Züge und Farben entlehnte. Die Zeitgenossen empfanden das sehr wohl, als sie dem Stücke den Titel „die Großmüthigen" gaben, unter welchem Titel es sogar, wiewohl verstümmelt, ins Französische übersetzt und wiederholt mit Beifall in Paris aufgeführt wurde, wo noch neuerdings George Sand mit ihrem Maitre Favilla als ein freilich ins Französisch-Romantische verzerrter Ausläufer dieser Richtung aufgetreten ist[1]). In Deutschland waren damals ohnehin Zeit und Stimmung solchen Motiven günstig. Weisse fand sogar in der Minna seines Freundes noch nicht genug Edelmuth, und machte Vorschläge, wie diesem Mangel abzuhelfen sei! Interessant ist es, daß das Stück in jener verstümmelten französischen Bearbeitung seinen Weg sogar nach Deutschland zurückfand, wo Lessings Bruder zu seinem Aerger „Les amans genereux de Mr. Lessing" in Berlin aufführen sah[2]).

Lessings Minna von Barnhelm ist das erste deutsche Nationallustspiel, und wenn wir ehrlich sein wollen, ist es auch bis heute das einzige geblieben. Denn wo ist in der ganzen deutschen Literatur nach Lessing bis auf den heutigen Tag ein solches Drama, das, nicht zurückgreifend in eine entfernte Vergangenheit, sondern anknüpfend an die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens, die den Dichter umgab, an das bedeutendste Ereigniß und den gefeiertsten Helden und Herrscher des Jahrhunderts, den spezifisch deutschen Nationalgehalt dieses Lebens mit solcher Klarheit und Einfachheit in so plastisch lebenswahren Gestalten wiederspiegelte, und das, während es den großen Träger dieser Zeit in ehrerbietiger Ferne hielt, doch zugleich seine Größe und Bedeutung und die edelste seiner Eigenschaften, die Gerechtigkeit, so ungesucht verherrlichte? Goethe, neidlos wie alle

---

[1]) Vergl. Stahr: Nach fünf Jahren. Th. I. S. 194–204.
[2]) XIII. 609.

größten Genien, hat für immer den Werth und die Bedeutung dieses Werks festgestellt, als „der ersten deutschen Geistesproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine unberechenbare Wirkung that.“ Nach diesem Stücke hatte er selbst seine ersten dramatischen Jugendversuche gearbeitet; an der unvergleichlichen Meisterschaft der Exposition hatte er sich bei jenen Anfängen geschult, und noch der Greis verweilte gern „bei der liebenswürdigen Naivetät und Heiterkeit, bei dem ächt deutschen Gemüth und der freien frischen Weltbildung, welche sich in diesem Stücke abspiegelten, das in jenen dunklen Zeiten, da es zuerst hervortrat, wie ein glänzendes Meteor erschien, und auf die strebsame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung übte.“ Wenn Goethe einmal der „retardirenden“ Auftritte im dritten Akte tadelnd zu gedenken scheint, wo der Wachtmeister und Franziska zu sehr vortreten, so entschuldigt er dieselben doch gleich wieder selbst durch die Bemerkung: daß Lessing eben Lust und Freude an diesen beiden Charakteren gewonnen und sie deshalb etwas weiter als gerade nöthig ausgeführt habe. Aber auf jenen retardirenden Scenen beruht gerade ein Theil der Volksthümlichkeit des Stückes und jener Popularität, die vor hundert Jahren ganz ohne Beispiel, auch heute noch nicht erloschen ist, und die auch, so lange deutsches Wesen übrig ist, nie ganz erlöschen kann. Noch heute, nach einem Jahrhunderte ungeheuerster Wandlungen im Leben des deutschen Volks, wirken Lessings Charaktere durch ihre poetische Wahrheit, sprechen sie uns an als Zeugen und Mithandelnde einer bedeutenden, in ihrer Art einzigen Zeit.

Während aber von dem lächerlichen Riccaut und der bald kriechenden, bald anmaßlichen Verlumptheit dieses französischen Glücksritters bis zu dem rührenden Humor des großmüthigen Wachtmeisters und des treuen deutschen Bedienten Just, alle Figuren dem Komischen angehören, tritt uns nur in dem einen Tellheim, dem eigentlichen Träger des Ganzen, in den Lessing seine volle Seele gelegt hat, der zum Tragischen neigende Ernst der Lessing'schen Muse und des

Lessing'schen Charakters entgegen. Denn Tellheim, nicht Minna ist die Hauptperson dieses Stückes, dessen Motiv, die Soldatenehre, die Ehre des Offizierstandes, himmelweit unterschieden ist von dem halbverrückten Ehrbegriffe der spanischen Cavaliere in Lope's und Calderons Dramen. Auch der Konflikt zwischen Ehre und Liebe, in welchen Tellheim durch seinen Prozeß mit dem Staate und seine von der edelsten Handlungsweise herbeigeführte Verarmung geräth, ist unendlich berechtigter, und steht in gar keinem Vergleiche mit jener halb barbarischen, halb aberwitzigen Peinlichkeit der Ehrbegriffe, welche bei den spanischen Dichtern die dramatischen Konflikte erzeugt. Es ist der ideale Ehrbegriff des Offiziers und Edelmannes, wie er sich ausgebildet hat in dem Heere des unsterblichen Preußenkönigs, der Tellheims Lebensprinzip bildet. Der Ehre muß Alles nachstehen, selbst die Liebe. Tellheim ist das Muster eines Offiziers, ein ächt ritterlicher Charakter in der schönsten Bedeutung dieses viel mißbrauchten Worts. Ein vortrefflicher Herr und Vorgesetzter, angebetet von seinem Diener und von seinen Untergebenen wegen seiner milden Menschlichkeit, die selbst den erbärmlichen Philister von Wirth, dies Musterbild kriechender Spießbürgerlichkeit, anständig behandelt, statt ihn nach Verdienst zu strafen: ein treuer Freund, der tiefsten Liebe fähig, weil voll Ehrfurcht vor dem Weibe, voll einer Hochachtung, die es ihm selbst unerträglich erscheinen läßt, eine verlobte Braut an sein Schicksal und an seinen Namen zu knüpfen, wenn beide, und wäre es auch völlig unverdienter Weise, Schaden gelitten — Schaden, der ihm unheilbar dünkt, weil er die Ehre betrifft. So steht er vor uns, so entwickelt er sich nach allen diesen Seiten hin, entwickelt er im Verlaufe der Handlung sich endlich in sich selbst bis zu der Höhe, wo das reine Naturgefühl edelster Menschlichkeit, das Gefühl der wahren Liebe und ihrer höchsten Pflicht, den Sieg davon trägt auch über Gefühl und Pflicht der konventionellen Standesehre. Der reichen, glücklichen, von vornehmen und stolzen Verwandten umgebenen Braut darf er, auch wenn sie selber in ihn dringt, die Treue nicht halten,

die sie nach seinen Begriffen unglücklich machen, ja erniedrigen würde. Der Enterbten, Verstoßenen, um seinetwillen von den Ihren Aufgegebenen wirft er sich zu Füßen und beschwört sie um die Gunst, sich und sein Leben ihr weihen zu dürfen! Er ist stolz nur, wo er allein *empfangen* soll; er ist ganz Demuth und Hingebung, wo er die Aussicht hat, *leisten* zu dürfen. Und auf dieser Höhe, wo die Natur über die Konvention, die echte Menschlichkeit über das Vorurtheil der Satzung, die Liebe über die Standesehre triumphirt, auf dieser Höhe wird ihm am Schlusse der höchste, der verdienteste, einzig seiner würdige und für ihn den höchsten Werth habende Lohn: die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit seines erhabenen Königs und Kriegsherrn.

Die Ehre ist es, die der Liebe den Kranz flicht in diesem unvergleichlichen Werke, dem schönsten, das je ein Herz voll Liebe und Ehre gedichtet hat. Denn in dieser Minna von Barnhelm steckt nicht blos, wie Goethe einmal gesagt hat, Lessings Verstand, sondern auch sein großes, warmes, edles Herz, sein Herz voll Ehre und Liebe, der ganze Lessing. Es war eine der wunderlichen Grillen Tiecks, für diesen Charakter eine Anknüpfung an irgend welches englische Vorbild herauswittern zu wollen. Lessings Tellheim ist seinem Wesen nach Lessing selbst und wir werden im weitern Verlaufe seines Lebensschicksals sehen, daß er sich in einer ähnlichen Lage, deren harte Prüfung er nicht ahnen mochte, als er seine Minna dichtete, durch eine ähnliche übertriebene Delikatesse des Ehrgefühls in Geldsachen unsäglich viel Lebensleid bereitet und schöne Jahre verdorben hat.

„Welche Gerechtigkeit! welche Gnade!“ ruft Tellheim aus, als er das königliche Handschreiben gelesen, das seine Ehre und sein Glück wieder herstellt. Aber die Gnade steht ihm nur in zweiter Linie; in erster die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist es, welche dieser Tellheim-Lessing zur Verherrlichung jenes großen Herrschers benutzte, dessen Genie den Major des Stücks bestimmt hatte, Soldat zu werden, um ihm zu dienen. Derselbe Wunsch war es, der den Dichter der Minna

jahrelange Anstrengungen machen ließ, um ein Gleiches zu erreichen. Noch als er dieses Stück dichtete, harrte er auf die Erfüllung solchen Wunsches. Um so größer erscheint der Freimuth des Dichters in diesem Werke. Schon daß er es wagte, den König, wenn auch nicht in Person, so doch in seinen Handlungen und Regierungsmaßregeln auf das Theater, ja auf die Bühne seiner eigenen Hauptstadt zu bringen, war eine unerhörte Kühnheit, und selbst außerhalb Berlin, in Hamburg, ja sogar in Paris mußte preußische Entscheidung die Bedenken heben, welche man eine Zeitlang der Aufführung von Lessings Dichtung entgegenstellte.

Aber noch unerhörter in der damaligen deutschen Literatur war eine Figur wie sein Tellheim. Dieser preußische Major von 1763, dieser Edelmann und Offizier voll strengsten soldatischen Ehrgefühls, aber eines Ehrgefühls, das „für die Großen aus Neigung wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, sondern Alles der eignen Ehre wegen thut", und dem deshalb auch „die Großen sehr entbehrlich sind", dieser Offizier, der keine Gnade braucht und will, sondern nur Gerechtigkeit, und der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung. Selbst das Anerbieten, weiter zu dienen, lehnt er ab. Er will frei bleiben, denn „die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten." Dieser Soldat ist so weit davon entfernt, sich auf sein bloßes Soldatenthum etwas einzubilden, daß er es höchstens, wie er sich ausdrückt, „nicht bereuen kann, Soldat geworden zu sein." „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." Und gar Soldat sein, blos um sich zu

schlagen, heute hier, morgen da dienen, das heißt ihm: „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!“ Diese Grundsätze des Lessing'schen Majors sind eben so revolutionair, wie die des Schiller'schen Majors in Kabale und Liebe, der zwanzig Jahre später auf die Worte: „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!“ die bekannte Antwort giebt: „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!“ sie haben eine Tragweite von Jahrhunderten der Zukunft. —

Und wie liebevoll sind alle Nebenfiguren behandelt! Dieser pudeltreue, grundehrliche, derbwitzige Bediente Just, dieser biederherzige, liebenswürdig großmüthige Wachtmeister, mit welcher feinsten Kenntniß des Herzens sind sie gezeichnet und ausgestattet. Lessing liebte das Volk, das er durch und durch kannte, darum ist auch sein Portrait so treffend. Die Romantiker, die Lessing nie recht leiden mochten, kannten und liebten es nicht, darum hat auch keiner von ihnen eine dramatische Figur oder eine Scene aus dieser Sphäre zu schaffen gewußt, selbst nicht der treffliche Immermann, dem sein Hofschulze und sein Patriotenkasper erst gelangen, als er der Romantik den Abschied gab. Und wie leibt und lebt bei Lessing Alles: diese Kammerjungfer, die mit ihrem Wachtmeister eine Art komischer Entsprechung bildet zu Tellheim und Minna, dieser unsterbliche Riccaut, das Muster aller schwindlerischen Industrieritter und Spieler der Bühne. Und selbst der Schelm von Wirth, das Aergerniß des braven Just, für den er trotz aller gespendeten Schnäpse Danziger doch ein Lumpenhund bleibt — wie hat Lessing in ihm den richtigen deutschen Philister von damals abkonterfeit, mit seiner Kriecherei vor den Reichen und Vornehmen, seiner kleinherzigen Gemeinheit gegen das Verdienst im Unglücke, seiner Begeisterung für die buchstäbliche Allwissenheit des Königs und der hohen Obrigkeit und Polizei, welcher Alles in die Schuhe geschoben und die für Alles verantwortlich gemacht werden. Eine ähnliche Plastik ist unter den späteren Dramatikern nur etwa Freytag in seinem Lustspiele „die Journalisten“ mit der vortrefflichen Figur seines Piepenbrink gelungen. Unsere jungen Dramatiker von heute sollten

Lessings Minna alle Jahre ein paar Mal lesen; es würde ihnen nicht schaden!

Je mehr man das Stück durchdenkt und die Wirkungen, welche es übte, ins Auge faßt, um so mehr muß man den sichern Griff bewundern, mit welchem Lessing aus dem wirklichen Leben der Nation um ihn her gerade den einzigen dankbaren Stoff erfaßte, der seiner Dichtung die Sympathie der Volksgesinnung sichern konnte. Goethe, der sich und die deutschen Dichter beklagte, daß ihnen das Leben der Nation nichts entgegenbrachte, beklagte freilich in seinem Alter selbst bei Lessing, „daß dieser außerordentliche Mensch in einer so erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine besseren Stoffe gab, als in seinen Stücken verarbeitet sind, daß er in seiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachsen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts Besseres fand“ [1]). Aber derselbe Goethe hat doch auch zugleich darauf hingewiesen, wie meisterhaft Lessing diesen Stoff zu benutzen wußte. „Die gehässige Spannung“, sagt er in seiner Selbstbiographie, „in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der übermüthig gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte Lessings Minna im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“ In der That waren und konnten beide Volksstämme mit dem Gedichte zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte nicht die gute Aufnahme, die ihm in Leipzig zu Theil wurde. Lessing selbst aber sagte

[1]) Eckermann I. 340.

von sich, daß er freilich weder Sachse noch Preuße sein mußte, um das Stück zu schreiben. — Er hatte übrigens nöthig, sich an den Beifall zu halten, den man dort wie hier seinem Stücke in- und außerhalb des Theaters spendete; denn das Honorar, welches Minna von Barnhelm ihrem Dichter eintrug, war — Nichts! [1])

[1]) Ramler Brief an Knebel 2. angeführt bei Riemer Mittheilungen über Goethe I. 385.

Sechstes Buch.

Vierter Aufenthalt in Berlin. 1765—1767.

Laokoon.

Erstes Kapitel.

Rückkehr nach Berlin. — Schluß der Literaturbriefe.

Nahezu fünf Jahre hatte Lessing in seinen Breslauer Verhältnissen gelebt, als er sich entschloß, seine dortige Stellung aufzugeben. Schon mit dem Friedensschlusse (1763) hatte der spannende Reiz des Kriegslebens und seiner wechselvollen Ereignisse für ihn aufgehört. Das Soldatenthum im Frieden, das Herumziehen mit seinem Chef von einer Revue zur andern war ihm langweilig, (XII. 165) und er fand, daß es hohe Zeit sei, „daß er wieder in sein Geleise komme."

Für seine Kamenzer Familie, die sich mehr und mehr gewöhnt hatte, in allen finanziellen Nöthen ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, war die Nachricht, daß er eine so einträgliche „Versorgung" aufgeben wolle, ein Donnerschlag, und Lessing sah sich trotz seiner kindlichen Liebe genöthigt, den Seinen wiederholt brieflich anzudeuten, daß er denn doch noch eine andere Lebensaufgabe zu erfüllen habe, als die, durch Tagelöhnerarbeit möglichst so viel Geld zu erwerben, daß alle seine Brüder Pastoren oder Conrektoren werden könnten. „Ich hoffe nicht", schrieb er dem Vater, [1]) „daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt und wollte mich blos elenden Beschäftigungen des Broderwerbs widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es

[1]) Brief vom 30. November 1763. XII. 159.

ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht und mir von dem wenigen, was ich habe ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will."

Aber selbst solche Aeußerungen verfingen nichts, und der von der Familie immer wieder mit Vorstellungen und Abmahnungen bestürmte Sohn mußte wiederholt auf das Recht zurückkommen, sein Leben mit fünfunddreißig Jahren selbst bestimmen zu dürfen. „Ich bin, schreibt er in einem andern Briefe,[1]) über die Hälfte meines Lebens hinaus, und ich wüßte nichts, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Er sei fest entschlossen, keine Anstellung mehr anzunehmen, als eine solche, „die ganz nach seinem Sinne sei." In der That lehnte er gerade damals einen Ruf nach Königsberg als Professor der Eloquenz, wie noch heute der alte Zopfstil lautet, mit dem Bemerken gegen seine Freunde ab, daß es ihm unmöglich sei, alle Jahre einen Panegyrikus auf den jedesmaligen König zu halten, wozu er in solcher Stellung verpflichtet war. „Wie es weiter werden wird, fährt er fort, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten." Der Vater hatte ihm vorgestellt, was denn im Falle langwieriger Krankheiten und anderer Unglücksfälle, die ihn außer Stand setzen könnten, durch Arbeit seine Freiheit zu behaupten, aus ihm werden solle. Lessing erwidert nicht ohne eine gewisse verzeihliche Ironie: dergleichen zu befürchten zeige ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung. „Ich habe ein besseres, setzt er hinzu, und habe Freunde."

Zu Anfange des Jahres 1765 legte Lessing seine Stelle nieder. Er war nun wieder „der alte Vogel auf dem Dache", und hatte die Wahl aber auch die Qual, wohin er seinen Flug nehmen sollte.

[1]) 13. Juni 1764. XII. 161.

Längere Zeit schwankte er zwischen Süden und Norden. Die Studien zum Laokoon, von dem er den größeren Theil bereits in Breslau ausgearbeitet hatte, zogen ihn nach dem Süden. Seit Jahren war es sein Lieblingsplan gewesen, über Wien, wo er die kaiserliche Bibliothek zu benutzen gedachte, nach Italien und Griechenland zu gehen, um dort in der Anschauung von Natur, Volk und Kunstwerken seine Erkenntniß des Lebens, der Poesie und Kunst der altklassischen Welt ausreifen zu lassen. Er hatte sich lange danach gesehnt, den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon mit eigenen Augen zu sehen,[1]) und lange war er unschlüssig, ob er nicht gleich von Breslau aus die Reise antreten solle. Er stand an einem Scheidewege seines Lebens, und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß es für sein individuelles Geschick sicherlich besser gewesen wäre, wenn er jenen Plan ausgeführt hätte. Jedenfalls wäre ihm die spätere so überaus traurige Erfüllung seines Wunsches, Italien zu sehen, und vielleicht sein ganzes späteres leidenvolles Lebensgeschick erspart geblieben! Aber freilich ist es gewiß, daß wir dann auch seine Dramaturgie, und mehr als wahrscheinlich, daß wir auch seinen Nathan hätten entbehren müssen.

Er ging nicht nach Italien, sondern reiste über Kamenz und Leipzig, wo er die Eltern und Freunde besuchte, nach Berlin, wohin ihn außer dem Verlangen, die alten Freunde wiederzusehen, auch eine ganz bestimmte Vorliebe für diese lebhaft aufblühende Hauptstadt des eben jetzt zum Range einer Weltmacht emporgehobenen Preußens zog. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Gerade um die Zeit, in welcher Lessing Breslau zu verlassen sich anschickte, schien sich in Berlin seinen Freunden eine Gelegenheit zu eröffnen, den ausgezeichneten Mann dauernd für Berlin durch eine Stellung zu gewinnen, welche in der That zu den wenigen gehört, die, wie er es in dem Briefe an seinen Vater genannt hatte, „nach seinem Geschmacke" waren. Wir

[1]) XIII. 130.

werden auf diese Angelegenheit und ihren beklagenswerthen Verlauf weiter unten zurückkommen. Gewiß ist, daß Lessing von vorn herein seine Uebersiedelung nach Berlin nur als eine provisorische betrachtete, und daß er den Plan jener großen Reise keineswegs aufgegeben hatte, sondern denselben für den Fall eines Mißlingens der Bemühungen seiner Freunde festhielt.

Der erhaltene Briefwechsel Lessings aus dieser letzten Periode seines zweijährigen Aufenthalts in Berlin ist ebenfalls sehr spärlich[1]). Ausführlicher dagegen ist über diese Zeit der Bericht seines jüngsten Bruders Karl, den er bald nach seiner Ankunft in Berlin zu sich genommen hatte, und der daher über des Bruders Leben und Treiben als Augenzeuge berichtet. Das von demselben entworfene Bild ist freilich nichts weniger als erfreulich zu nennen.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin fand sich Lessing bei den unaufhörlichen Aderlässen, die sein Geldbeutel durch die Familie erfuhr, „wieder so reich, als vor fünf Jahren, da er es verlassen hatte." Er sah sich wieder durch die Noth an den Schreibtisch gefesselt und zu geistigen Anstrengungen gezwungen, die ihm in solchem Umfange fremd geworden waren. Die geistige Arbeit, die ihm in Breslau Erholung gewesen war, ward ihm hier oft drückende Last, weil sie wieder als harte Nothwendigkeit des Broderwerbes auftrat, während sein etwas stärker gewordener Körper, durch das Breslauer Leben an starke Bewegung gewöhnt, die sitzende Lebensart nur schwer ertrug. In Breslau, frei von Nahrungssorgen, hatte er sich an jene Freiheit in der Weise seines Studirens und wissenschaftlichen Arbeitens gewöhnt, die sein Bruder Karl uns so reizend beschreibt, und eben diese Gewöhnung ward ihm in Berlin zur Qual, wo der Druckerbursche von Morgen bis Abend seine Thür um Manuscript belagerte.

---

[1]) An Lessing nur drei Briefe von Gleim, von Lessing in Allem nur sieben Briefe, drei an seinen Vater und Bruder, einer an Klotz und drei an Gleim.

In solchen Augenblicken erschien ihm wohl, wie er warnend gegen seinen Bruder äußerte, „die Schriftstellerei als die widerwärtigste und abgeschmackteste Beschäftigung“, und er machte Pläne über Pläne, seine Lage zu verändern.

Inzwischen ward doch während dieses Berliner Aufenthalts Vieles gefördert. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er (im Juni und Juli 1765) den Schluß der Literaturbriefe, wie er dieselben sechs Jahre zuvor eingeleitet hatte. Es war eine Besprechung der Charakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke von Meinhard [1]). Dieser vortreffliche Mann sollte das Lob Lessings, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, nicht lange überleben. Er starb schon zwei Jahre später auf der Durchreise in Berlin, wo ihn Lessing persönlich kennen lernte, der in ihm einen Geistverwandten und Mitstrebenden nach gleichen Zielen philosophisch-ästhetischer Forschung fand, und durch das frühe Hinscheiden des in Rom und Italien im engsten Verkehr mit Winckelmann und Mengs gebildeten Mannes schmerzlich berührt wurde. Jener kleine Aufsatz aber ist nicht bloß deshalb wichtig und interessant, weil Lessing mit demselben für immer von aller Thätigkeit für ein gemeinsames journalistisches Wirken Abschied nahm, und sich von da ab ganz auf sich selbst zurückzog. Er ist es auch, und zwar in noch weit höherem Grade, durch die Stellung, welche Lessing der aufstrebenden deutschen Literatur, gegenüber den sogenannten Aufmunterungen durch den Schutz und die Förderung von Seiten der Großen und Mächtigen, ein für allemal anwies. Diese Stellung ist eine entschieden demokratische, oder wenn man will republikanische. Meinhard hatte in Folge seiner kulturgeschichtlichen Studien auf die äußerst geringe Zahl guter Dichter Italiens hingewiesen, welche das Zeitalter der als Beschützer und Förderer der Kunst so berühmten Mediceer hervorgebracht habe, und dabei eine Bemerkung ausgesprochen, welche Lessing „ebenso scharfsinnig als wahr“, und

[1]) VI. 276—281.

zugleich sehr anwendbar fand auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur seiner Zeit, deren Vertreter „über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führten und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertrieben, daß man ihre eigennützige Absicht nur allzu deutlich merke."

Jene Ansicht, die Lessing vollkommen zu der seinigen machte läßt sich in den einfachen Satz zusammendrängen: „daß Mäcene keine Genies hervorrufen, wohl aber allemal denen schaden, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt." „Man irret sehr, hatte Meinhard gesagt, wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel an Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakspeare, der zu einem Handwerk erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja sogar, ohne es zu wissen." Dies hatte dann der Autor mit weiteren Beispielen belegt, und selbst in Betreff der damals noch so viel gerühmten Mäcenatenschaft des vierzehnten Ludwig darauf hingewiesen: daß alle die großen Genies, die seiner Regierung den höchsten Glanz verliehen, ohne seine Aufmunterung sich Bahn gebrochen. Ja ein Racine sei durch den Einfluß der Hofbegünstigung vielmehr von der ursprünglichen Natur und Wahrheit seiner Poesie abgeleitet, als auf dem richtigen Wege gefördert worden. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der künstliche Schutz, den die Poesie und Kunst bei Regenten finde, für die Literatur nach sich ziehe, sei der, daß dadurch die Begierde zu schreiben unnatürlich ausgebreitet werde, und daß so viele Halbtalente sich an Arbeiten wagen, die bloß dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht erreichen können, — denn diese trifft allein das Genie — suchen sich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterscheiden, oder führen das Publikum von der Natur zum Gekünstelten, und das sei denn auch wohl die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen

„Beschützer der Künste", Zeiten des schlechten Geschmacks und des falschen Witzes gefolgt seien.

Lessing unterschrieb diese Ansichten durchaus. Und er that es in einer Zeit, wo die spätere Klage des Dichters, daß die deutsche Muse, vertreten bereits durch einen Klopstock, Wieland und Lessing

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne,
Schutzlos ging und ungeehrt!

in aller Munde war, und wo Deutschland die Erfahrung machen sollte, daß von seinem größten Herrscher selbst einem Lessing nicht einmal die Stätte gewährt werden mochte, wo dieser Befreier des deutschen Geistes festen Stand hätte gewinnen können für das Werk seines Lebens.

Zweites Kapitel.

Lessing und Friedrich der Große.

Nicht auf ein blindes Ungefähr war Lessing diesmal nach Berlin gegangen. Ich habe schon oben angedeutet, daß es auf das Andringen seiner Freunde geschah, denen sich gerade in diesem Zeitpunkte eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, Lessing in einer ihm gemäßen Stellung dauernd für Berlin und Preußen zu gewinnen. Sie wußten zugleich aus langer Erfahrung, wie völlig unfähig er selbst dazu war, irgend etwas für sich zu thun und verdoppelten deshalb ihre Anstrengungen.

Schon acht Jahre früher hatte, wie wir oben erzählt haben,[1])

[1]) S. oben S. 153 ff.

Lessings Freund Kleist in Verbindung mit Gleim und Ramler Alles zu jenem Zwecke in Bewegung gesetzt, und aus einer brieflichen Aeußerung Lessings gegen Ramler[1]) sehen wir, daß Lessing selbst damals eine Art von Hoffnung hegte, König Friedrich werde ihn zu verwerthen wissen. Aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und auch die gegenwärtige Aussicht seiner Freunde sollte sich nicht erfüllen.

Durch Lessings ganzes Leben zieht sich ein dämonisches Etwas, das sich in die kurzen Worte zusammenfassen läßt: er hatte kein Glück! Wer seine Briefe, die Hauptquelle für die Kenntniß seines äußeren Lebens und seines Charakters, mit Aufmerksamkeit liest, wird mehr als einmal seiner Klage darüber, wenn auch unter der Hülle jenes wunderbar ergreifenden Humors begegnen, mit dem sein starkes Herz sie zu bewältigen trachtete. Wir sind noch fern von jener Epoche seines Lebens, wo der Dämon dieses Mißgeschicks ihn an der einzigen Stelle tödtlich treffen sollte, an welcher die Energie dieses Riesen verwundbar war. Aber war es nicht auch jetzt schon ein Unglück im Leben dieses herrlichen Mannes, daß der große König, der das unsterbliche Wort gesprochen hatte: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werthgehalten werden", den heldenhaftesten Wahrheitsfreund seines Jahrhunderts nicht kennen lernte und unerkannt von sich wies? daß Lessing, dieser König im Reiche des freien Geistes und der Literatur, der über allem Volke seiner Zeit nicht blos um eines Hauptes Höhe emporragte, gerade dem größten deutschen Könige seines und vieler Jahrhunderte, sein Leben lang fern und fremd blieb, obschon er den besten Theil seines Lebens in Preußens Hauptstadt zubrachte, und obschon viele Jahre lang für ihn diese Hauptstadt der Punkt blieb, wo festen Fuß zu fassen, er sehnlich wünschte, hoffte und hoffen durfte — um endlich diese Hoffnung mit einem Schlage und für immer scheitern zu sehen? Doch wir wollen unserer Erzählung nicht vorgreifen.

---

[1]) XII. 85.

Der Zeitpunkt, in welchem Lessing seine Zeit in Breslau abbrach, traf nämlich mit einem Ereignisse zusammen, welches den Wünschen seiner Freunde für ihn nahe Erfüllung zu versprechen schien. Der Bibliothekar der Königlichen Bibliothek, ein Franzose Gautier de la Croze, war zu Anfang des Jahres 1765 gestorben. Durch seinen Tod war eine Stellung erledigt, wie sie dem Geschmacke und den Bedürfnissen Lessings vorzugsweise entsprach. Mit derselben war zugleich die Aufsicht über das Königliche Münzkabinet und die Antikensammlung verbunden, und Lessings Freunde zweifelten nicht, daß es gelingen werde, die Wahl des Königs bei der Wiederbesetzung dieser Stelle auf den einzigen ihrer würdigen Mann in Deutschland zu lenken. Nur noch Einen gab es in Europa, der Lessing den Rang hätte streitig machen können. Dieser eine war der berühmte Winckelmann, welcher damals in Rom lebte. In der That entschied sich der König für Winckelmann, auf welchen er gerade zu dieser Zeit durch einen besonderen Umstand aufmerksam geworden war. Friedrich der Große hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1765 die kostbare Gemmen- und Pastensammlung des Baron von Stosch, welche Winckelmann geordnet und mit einem trefflichen Kataloge versehen hatte[1]), für Berlin angekauft. Er trug sich überhaupt damals mit Plänen, etwas Bedeutendes für die Kunst in seiner Hauptstadt zu thun. Er wollte eine Malerakademie stiften, und hatte Verhandlungen angeknüpft, den bedeutendsten italienischen Maler jener Zeit, Pompeo Battoni, und als dieser seine Anträge ausschlug, Winckelmanns Freund, Rafael Mengs nach Berlin zu ziehen[2]). Winckelmanns Berufung wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß der Oberstlieutenant Guichard, unter dem Namen Quintus Icilius als einer von König Friedrichs vertrautesten Umgangsgenossen bekannt und von demselben mit dem Vorschlage eines neuen Biblio-

[1]) Winckelmanns Briefe: Werke Th. II. S. 575. 577. 579 u. a. (Stuttgarter Ausgabe 1847.)

[2]) Winckelmann a. a. O. S. 574. 579.

thekars beauftragt, von Halle her, wo er Theologie studirt hatte, ein intimer Universitätsfreund des berühmten Alterthums- und Kunstforschers war[1]). Dennoch hatte derselbe zuerst Lessing in Vorschlag gebracht, als aber der König denselben ablehnte, nannte er Winckelmanns Namen, und fand sofort bereitwillige Zustimmung. Einem Winckelmann nachzustehen, konnte für Lessing am wenigsten eine Kränkung sein, und auch Lessings Freunde mußten eine solche Wahl in der Ordnung finden, da Winckelmanns Ansehen und Verdienste in dem Fache, um das es sich vorzugsweise handelte, damals ganz unbestreitbar die überlegenen waren. So trug denn auch Lessings nächster Freund Nicolai kein Bedenken, im Auftrage Guichards die Unterhandlungen mit Winckelmann einzuleiten, welcher seinerseits den ebenso ehrenvollen als einträglichen Ruf, den er am 29. August zu Rom erhielt, auf der Stelle annahm[2]). Dennoch zerschlug sich die Sache — leider muß man es aussprechen: durch den launenhaften Geiz des großen Monarchen. Zwar hatte derselbe sich dazu verstanden, die Stelle, deren Besoldung ursprünglich, wie alle Gehalte seiner Beamten sehr gering war — sie betrug nur fünfhundert Thaler — für Winckelmann auf fünfzehnhundert und wenn es sein müsse, bis auf zweitausend Thaler zu erhöhen. Als aber dieser die letztere Summe beanspruchte, ließ ihm der König die Hälfte derselben anbieten! Der beleidigte Winckelmann trat zurück und schrieb seinen Freunden:[3]) er könne dem Preußenkönige eine Antwort geben, wie jener Sänger, der demselben in einem ähnlichen Falle erwiderte: Eh bene! faccia cantare il suo generale![4])

Winckelmanns Entscheidung erfolgte schon im Oktober desselben Jahres, und nun faßten Lessings Freunde und dieser selbst neue

---

[1]) Winckelmann Werke II. S. 575 und 576.

[2]) Winckelmann Werke II. 581. 582. 583.

[3]) a. a. O. S. 584 vergl. S. 595 und 637.

[4]) „Nun, so mag er seinen General singen lassen!" Friedrich der Große hatte gesagt: das Gehalt, das der Sänger beanspruche, sei ja das eines Generals.

Hoffnung. Nicht ohne Ursache beeilte sich Lessing jetzt seinen Laokoon vorläufig abzuschließen, den er schon im Mai des folgenden Jahres erscheinen ließ. Es galt seine Berechtigung zu jener Stellung durch ein Werk darzuthun, das geeignet war den Beweis zu liefern, daß nur ein Lessing der würdige Ersatz für einen Winckelmann sein konnte.

In der That schien Alles für ihn zu sprechen. Seit seinem neunzehnten Jahre hat er den größten Theil seines Lebens bis zu seinem reifen Mannesalter in Berlin zugebracht. Seine bedeutendsten schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten waren in dieser Zeit entstanden, seine vertrautesten Verbindungen hatte er in Berlin gefunden. Seine Vorliebe für Preußen hatte sich bei ihm, dem gebornen Sachsen, trotz der für sein Geburtsland so verhängnißvollen Ereignisse des siebenjährigen Krieges nur bestärkt, so weit sein weltbürgerlich freier Sinn überhaupt nationaler Vorliebe fähig war. Er hatte sogar in gewisser Weise als Gehülfe Tauenziens thätigen Antheil an den letzten Jahren jenes Krieges genommen, der über Preußens Zukunft als Europäische Großmacht und Hauptvertreter Deutschlands in Deutschland selbst entscheiden sollte: und diese Theilnahme hatte hinwiederum jenes erste klassische Werk der deutschen dramatischen Poesie, Minna von Barnhelm gezeitigt, dessen spezifisch norddeutscher Nationalgehalt zum ersten Male der deutschen Dichtung eine ganz neue Wirkung und Richtung verlieh. So durfte er sich, obschon er in erster Linie sich stets nur als Deutscher fühlte, wohl als einen Angehörigen Preußens und seines großen Königs betrachten. Jedenfalls hatte er ein Anrecht auf Berücksichtigung von Seiten des Staates und des Herrschers, die ihn nach dem Erscheinen der Minna von Barnhelm noch mit größerem Rechte als früher den ihrigen zu nennen sich rühmen durften. Um so trauriger ist es jetzt zu sehen, daß Lessing jenes letzte Werk in Berlin nur veröffentlichen sollte, um in allen seinen Hoffnungen getäuscht, mit demselben zugleich Preußen und Berlin auf ewig Lebewohl zu sagen.

König Friedrich hatte von Lessings schriftstellerischen Leistungen bei seiner bekannten gänzlichen Nichtbeachtung der deutschen Literatur keine Notiz genommen. Allein noch schlimmer war es, daß ihm der Name Lessing trotzdem und auf eine Weise zu Ohren gekommen war, welche ihn ein für allemal gegen denselben eingenommen hatte. Wir müssen hier auf jenen Briefwechsel zwischen Voltaire und Lessing und auf den Vorfall, welcher denselben veranlaßte, zurückweisen[1]). Zwar waren seitdem fast funfzehn Jahre vergangen, aber der König, der ein sehr treues Gedächtniß besaß, hatte in demselben den Namen Lessings als eines Menschen von zweideutigem Charakter bewahrt, wie ihn Voltaire ohne Zweifel ihm bei jener Gelegenheit geschildert haben mochte. Als daher nach Winckelmanns Ablehnung der zuvor genannte Freund und Günstling des Königs noch einmal Lessing in Vorschlag brachte, kam es zwischen beiden zu einer leidenschaftlichen Scene. Der König erklärte nochmals, daß er Lessing nicht haben wollte. Vielleicht wäre indessen seine Abneigung durch ruhige Vorstellungen zu besiegen gewesen, aber Guichards wohlgemeinter Eifer verdarb Alles. Er sprach lebhaft, ja leidenschaftlich für Lessing, den er einen der gelehrtesten Männer Europas nannte, und bemerkte mit einem Seitenblicke auf des Königs Vorliebe für Franzosen: wenn der König keinen Deutschen nehmen wolle, so werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen, denn gründlich Gelehrte wie Lessing seien weder bei den Franzosen noch bei den anderen Nationen mehr zu finden. Der König, wie Nicolai, dem wir diese ausführliche Kunde verdanken, — weiter erzählt[2]), — vertheidigte die Franzosen, setzte die Deutschen als Pedanten herab, berief sich hinsichtlich der Gelehrsamkeit auf die berühmten Benediktiner von St. Maur in Paris, und der Streit endete damit, daß er seinen Günstling mit den Worten verabschiedete: „er werde selbst nach Paris schreiben und sich auch

[1]) Siehe oben S. 99 ff. und S. 104.
[2]) Allgem. deutsche Bibliothek Th. 99. Abth. 2. S. 354.

ohne ihn und seine Deutschen einen gelehrten Bibliothekar zu verschaffen wissen."

Einen Bibliothekar erhielt er nun freilich, aber die vergeltende Nemesis bereitete dem eigenwilligen Monarchen, der einen Lessing zu gewinnen verschmähte, eine ganz eigene Züchtigung. Friedrich hatte von dem geistreich geschriebenen Werke eines zu Lyon lebenden französischen Kanonikus Jacques Pernety (Lettres philosophiques sur les physionomies) Kenntniß genommen, und beschloß diesen zu berufen. In dieser Absicht fragte er einen seiner französischen, ihm von Helvetius empfohlenen Finanzbeamten Namens Pernety, ob der Schriftsteller Pernety mit ihm verwandt sei? Dieser erwiderte, es sei sein Bruder; und da dieser Bruder obenein ein Mönch des Benediktinerordens der gelehrten Congregation von St. Maur war, so zeigte sich der König um so leichter geneigt, demselben die Bibliothekarstelle zu verleihen, als der schlaue Franzose von Berlin aus Mittel und Wege fand, für seinen Bruder eine Empfehlung d'Alemberts zu erwirken, der diesen unbedeutenden Mönch dem Könige als einen großen Gelehrten anpries. Erst als die Berufung erfolgt war, fand es sich, daß der Berufene nicht der bekannte Verfasser jenes dem Könige bekannten Werkes, sondern ein jüngerer Vetter jenes Autors, Namens Anton Joseph Pernety, Verfasser irgend welcher obscuren Schriften, und Alles eher als ein Mann war, den ein König wie Friedrich II. in seine Nähe gezogen haben würde. Selbst als Bibliothekar war er völlig unbrauchbar, dabei aller Art von Aberglauben, sowie der Geisterseherei und Alchimie ergeben, wie er denn auch funfzehn Jahre später sein Amt aufgab und Berlin verließ, weil er fest an die Prophezeihung eines halbverrückten Geistlichen Namens Zieben glaubte, daß das Ende der Welt bevorstehe und der Untergang derselben mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen werde[1]). Er ging deshalb (1783) nach Frankreich zurück,

[1]) Wilken, Geschichte der Berliner Bibliothek S. 104.

wo er wirklich noch lange genug lebte, um einen Weltuntergang, freilich einen anderen als den geweissagten, hereinbrechen zu sehen; denn der gute Pastor starb erst als Achtzigjähriger im Jahre 1801 zu Avignon.

Das war der Mann, den Friedrich der Große mit einem für jene Zeiten höchst beträchtlichen Gehalte von tausend Thalern nach Berlin berief, und dem ein Lessing weichen mußte! Freilich wiederholte Friedrich den hier begangenen Fehler noch einmal, als er im Jahre 1770 die Berufung Heyne's von Göttingen mit den Worten ablehnte, „daß er keinen Pedanten haben wolle!"

Nicht bloß Lessings Freunde, Nicolai, Ramler, Mendelssohn, ja sogar der gute Gleim, der bei dieser Wendung der Dinge fast an seinem abgöttisch verehrten Könige irre wurde[1]), waren von diesem Ausgange schwer betroffen; auch Lessing selbst empfand denselben tief und schmerzlich. Es war in der That ein lang gehegter Lebenswunsch, der ihm hier mit einem Schlage vernichtet ward. Er schrieb seinem alten Vater, den das Loos eines Sohnes bekümmerte, der nahe dem vierzigsten Jahre noch immer ein unstätes Literatenleben führte, von Hamburg aus: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich so lange gehofft und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen!"[2]) Wie bitter mag seinem stolzen Herzen dies Geständniß geworden sein! Seine damalige Lage schildert er selbst am Schlusse der Dramaturgie, wo er erzählt, wie er nach Hamburg gekommen: „Ich stand eben am Markte und war müßig. Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel weil mich Niemand zu brauchen wußte als diese (Ham-

[1]) „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns zu behalten, wär ich wie mancher, wie z. B. Sulzer, in Berlin gewesen. Denn nicht dem der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen Alles, was deutsch ist, geworden, sondern denen, die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle Mühe angewendet, einen Lessing im Lande zu behalten, diesen leg ich es zur Last, daß wir ihn verlieren." Gleim an Lessing 28. März 1767. (W. XII. 130.)

[2]) XII. 186.

burger) Freunde." Er schrieb an Gleim: „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen."

Aber in seinem Innern sah es anders aus, als dieser männlich stolze Ton ironischen Humors der Welt verrieth. Unter seinen Papieren fand sich nach seinem Tode auch ein Blatt „an Mäcen" überschrieben, ein Entwurf zu einem Klagegedichte, das man nicht ohne Rührung lesen kann. „Wer ists," heißt es dort, „in unsern Tagen hier in unserm Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken Deiner Menschenliebe von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu beschützen, in sich hegte! Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen, umgesehen mit den Augen eines Bedürftigen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Affenkopien ein bittres Lachen ausschütten."

Diese Elegie blieb Entwurf, aber das herbe Gefühl, dem sie Ausdruck geben sollte, ließ seinen Stachel zurück in der Seele des großen Mannes, den verkannt oder vielmehr nicht gekannt zu haben, ein ewiger Vorwurf bleibt für seinen großen gekrönten Zeitgenossen. Friedrichs Adlerauge sah den einzigen Mann nicht, der seiner würdig war unter Deutschlands Denkern und Schriftstellern seiner Zeit und in Lessings Herzen wurzelte seitdem jene Abneigung gegen Berlin und das Friedericianische Preußenthum, der wir von da ab öfters in seinen Briefen begegnen. Hatte ihm schon früher das dort wuchernde französische Literatenthum und die frivole Religionsspötterei, die sich für Philosophie ausgab, mißbehagt, so war es menschlich erklärlich, daß dies Gefühl sich steigerte durch die kränkende Zurücksetzung und persönliche Verkennung, welche er im Bewußtsein seines Werths und Anspruchs doppelt schmerzlich empfinden mußte. Er machte fortan keinen Versuch mehr, in Berlin sich eine Stätte zu gründen, und sah es seitdem nur noch ein paar Mal als flüchtiger Besucher wieder. Heute, fast ein Jahrhundert später, zeigt Rauchs

kolossales Denkmal des großen Friedrich unter den zeitgenössischen Größen, welche den Piedestalbau umgeben, auch Lessings Gestalt! Sie wäre besser weggeblieben, denn sie ist für jeden Preußen und Deutschen nur eine Erinnerung an eine der größten Ungerechtigkeiten, welche der berühmte Preußenkönig gegen den Genius der deutschen Nation begangen hat.

Wir dürfen indeß von dem ersteren nicht scheiden, ohne ein Wort der Entschuldigung für den großen Herrscher hinzuzufügen, der in neuester Zeit so vielfach ungerecht, von Keinem aber unwürdiger als von dem berühmten englischen Geschichtschreiber unserer Tage beurtheilt worden ist. Es ist wahr, Friedrich der Große verachtete die deutsche Sprache und Literatur, aber es ist eben so wahr, daß er im eigentlichen Sinne des Worts die Sprache nicht kannte, die er der Geburt nach, seine Muttersprache nannte. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, wo die Gelehrten in Deutschland Latein, und die Gebildeten Französisch sprachen, während das Deutsche dem geringeren Volke überlassen blieb. Voltaire konnte 1750 aus Potsdam seinen Freunden triumphirend nach Paris schreiben: Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est necessaire que pour la route. Dieses Deutsche des gemeinen Volks war das einzige Deutsch, welches Friedrich der Große kannte und sprach, und er selbst hat es in späteren Jahren mehr als einmal bedauert, daß es also war. Es ist nicht wahr, daß der große König nichts für die deutsche Sprache gethan, daß er sie sein Leben lang verachtet, daß er an keine Zukunft der Sprache und Literatur seines Volkes geglaubt habe. Er stiftete die deutsche Gesellschaft in Königsberg zum Zweck der Ausbildung der deutschen Sprache; er nahm diese Sprache in seine Akademie der Wissenschaften auf, und wollte das Deutsche in den Schulen gründlich gelehrt wissen. Er ließ sich in seinen älteren Tagen von Garve Cicero's Werk über die Pflichten ins Deutsche übersetzen, und belohnte den Uebersetzer, dessen

Arbeit er vortrefflich fand, mit einer Pension. Das wenige Schätzenswerthe, was von deutscher Literatur an ihn herankam, wußte er zu würdigen, — er schätzte Gellert und Geßner, er lobte Moritz' Gedichte, — aber er kannte eben nichts weiter, und Gottsched, in welchem er den bisherigen Vertreter und Altmeister der deutschen Literatur persönlich kennen lernte, war allerdings nicht der Mann, ihn von seinem Glauben abzubringen, daß die deutschen Gelehrten und Schriftsteller Pedanten seien. Aber wenn wir seine durch Erziehung und Zeitverhältnisse begründete und begünstigte Vorliebe für die französische Literatur bedauern und tadeln, so wollen wir nicht vergessen, daß er darum die Franzosen seiner Zeit im Allgemeinen durchaus nicht überschätzte, daß er sie vielmehr im Grunde seines Herzens verachtete, und daß er endlich seiner eigenen Nation und ihrer Literatur mit vorahnendem Geiste eine große Zukunft prophezeihte. Wir dürfen nicht vergessen, daß derselbe König, der sich einen Lessing entgehen, der einen Klopstock, Wieland, Herder und das Anbrechen einer neuen deutschen Kulturepoche mit Goethe an der Spitze unbeachtet ließ, die denkwürdigen Worte geschrieben hat: „Der deutschen Nation fehlt es nicht an Genie und Geist; allein sie ward aufgehalten durch Umstände, die sie verhinderten, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn aufzuschwingen. *Wir werden einst unsere klassischen Schriftsteller haben*, ein Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Genuß sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, sich von einem Ende Europa's zum andern verbreitet." —

Und noch Eins darf zu Ehren des großen Königs von dem Biographen Lessings nicht vergessen werden. Es ist der Umstand, daß Friedrich der Große trotz alledem und alledem auf die Ehre Anspruch machen darf, in zwei Hauptstücken: in der Wiedererweckung und Belebung des deutschen Nationalgefühls, und in dem Kampfe für die souveräne Berechtigung des Menschengeistes zu freier Er-

forschung der Wahrheit, in vorderster Linie ein Mitstreiter und Mitarbeiter seines großen Zeitgenossen gewesen zu sein. Was das erstere betrifft, so hat darüber Goethe in seinen Lebensbekenntnissen so ausführlich gehandelt, daß wir unsere Leser nur auf dieselben zu verweisen brauchen. Was das letztere anlangt, so genügt es, auf die zwei erhabenen Grundsätze hinzudeuten, mit denen der große philosophische König des achtzehnten Jahrhunderts, der dieselben nicht nur aussprach, sondern ihnen auch in seinem Staate Geltung verschaffte, sich ebenbürtig hinstellt neben seinen größten Zeitgenossen, als dessen Vorläufer er zugleich mit denselben erscheint. „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!“ Mit diesem herrlichen Ausspruch hatte Friedrich der Große seine erste Regierungshandlung, die Zurückberufung des verfolgten Philosophen Wolf, begleitet, und mit diesem Ausspruche hatte er das Prinzip der freien Selbstthätigkeit des Menschen, die souveräne Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit strebenden Geistes über die Welt des Ueberlieferten in ächt Lessingschem Geiste proklamirt zu einer Zeit, wo der Knabe Lessing noch auf der Schulbank zu Kamenz saß. Der zweite berühmte Grundsatz des großen Königs war nur eine Konsequenz des ersten. Er lautete: „Alle Religionen müssen tolerirt und ein jeder muß nach seiner Façon selig werden!“ Wie jenes erste Wort des großen Königs, — das unsere Zeit noch lange nicht eingelöst hat, — als Motto dienen kann für Lessings „Rettungen“ und für seine Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente, so enthält dieser letztere Ausspruch den Grundgedanken des Nathan, des herrlichsten Werkes, das Lessing seiner Nation und der Menschheit hinterlassen hat. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die Geschlechter der redenden Menschen von Friedrich, dem großen Preußenkönige, nur noch das wissen und rühmen werden, was er im Sinne des größten deutschen Mannes

seiner Zeit, als Lessings unbewußter Helfer und Mitarbeiter gethan und gewirkt hat[1]).

Verlassen wir jetzt die zuvor erzählte unerfreuliche Episode aus Lessings Leben, um einen Blick zu werfen auf dasjenige Werk, welches wenigstens äußerlich mit jener Episode verknüpft und dessen Torsogestalt dem Ausgange derselben entsprechend erscheint, auf Lessings Laokoon.

Drittes Kapitel.

Laokoon.

„Seit wir Lessings Laokoon besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie."

Als Lessing auftrat, war das Gegentheil dieses von Fr. Vischer in seiner Aesthetik ausgesprochenen Satzes in ganz Europa die allgemein geltende Ansicht in Theorie und Praxis. Es herrschte eine vollständige Vermischung der Gebiete der bildenden Kunst und der Poesie. Zumal in England hatten bedeutende Schriftsteller, Kritiker und Dichter auf die Vermischung hingearbeitet. Aus England war die poetische Malerei, besonders durch Thomsons Jahreszeiten, nach Deutschland gekommen, wo sie in Brokes, Haller, Klopstock und Lessings Freunde Kleist, dem Dichter des Frühlings, ihre eifrigen Nachahmer gefunden hatte. Ja Lessing selbst hatte in seiner Jugend dem Thomson als dem größten malerischen Dichter aller Zeiten gehuldigt[2]). Durch die Schweizer Aesthetiker war dann die malende

[1]) Man vergl. meine Festrede zur Feier von Lessings Geburtstage (1861) in Leipzig, abgedruckt in der Zeitschrift: Gartenlaube Nr. 8. S. 121 ff.

[2]) V. S. 69. in der „Vorrede zu Jac. Thompsons Trauerspiele 1756."

Poesie zum System erhoben worden, und selbst Winckelmann hatte als Anhänger der Schweizer in seiner bekannten Erstlingsschrift „über die Nachahmung der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst" die Allegorie als höchstes Ziel der Malerei und zugleich den Satz aufgestellt: „daß die Malerei eben so weite Grenzen haben könne, als die Dichtkunst, und daß der Maler ebensowohl im Stande sei dem Dichter zu folgen, als dies der Musiker vermöge." In Frankreich endlich war der berühmte Alterthums- und Kunstforscher Graf Caylus noch einen Schritt weiter gegangen. Er hatte geradezu die Malbarkeit der Dichter als höchsten Maßstab ihres ästhetischen Werthes aufgestellt, oder wie Lessing es ausdrückt[1]), er hatte die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirstein der Dichter gemacht, und ihre Rangordnung bestimmt, nach der Anzahl der Gemälde, welche sie dem Artisten bieten.

Lessing, dessen innerste Eigenthümlichkeit darauf gerichtet war, die Grenzen aneinander stoßender Geistesgebiete scharf zu sondern und der bereits in seiner Schrift „Pope, ein Metaphysiker" die Grenzen der Poesie und Philosophie, in seinen Untersuchungen über die Fabel die Grenzen der verschiedenen Dichtungsgattungen zu ziehen bemüht gewesen war, mußte sich um so mehr angereizt fühlen, diese Sonderung und Grenzscheidung auch für die Gebiete der bildenden und der dichtenden Kunst vorzunehmen, als ihm die üblen Folgen der Vermischung beider gerade auf demjenigen Gebiete, das ihn in dieser Periode am meisten interessirte, auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst, schlagend entgegentraten. Die Verwirrung der Begriffe, oder vielmehr die vollständige Begrifflosigkeit auf dem ästhetischen Gebiete in jener Zeit, ist uns durch Goethe's Selbstbekenntnisse aus seiner Jugend hinreichend bekannt. Alle strebenden Geister sehnten sich nach einem Leitsterne in dem chaotischen Dunkel vager Empfindung und schwankenden Geschmacks, und nicht am wenigsten Lessing selbst, der

[1]) VI. 460.

überhaupt der Kunst und ihren Werken gegenüber sich vorwiegend als Denker angeregt und zum Aufsuchen ihrer Grundgesetze angetrieben fühlte.

Schon im Jahre 1754, als Feuilletonist der Vossischen Zeitung, hatte er Hogarths „Zergliederung der Schönheit" freudig begrüßt, weil ihm die Idee, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannigfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, den schwankenden Geschmack wenigstens „auf etwas gewisses eingeschränkt, wenn auch noch nicht festgesetzt" zu haben schien[1]). Schon damals sind es „die festen und sichern Begriffe" des Schönen, um welche es ihm zu thun ist, gegenüber dem vagen Empfinden und den schwankenden Urtheilen eines sogenannten Geschmacks, der sich statt aller Theorie „bei dem Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprichworte begnüge, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe." Es ist rührend zu sehen, mit welcher Begeisterung der jugendliche Lessing hier ein Werk willkommen heißt, dem man, wie er sich ausdrückt, „es zu danken haben werde, wenn man bei dem Worte *schön*, das man täglich tausend Dingen beilegt, künftig ebensoviel *denken* würde, als man bisher nur empfunden habe," und wie er dann die feste Ueberzeugung ausspricht, „daß alle Künste und Wissenschaften, die sich mit dem Schönen der Form beschäftigen, der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Maler, der Bildhauer, der Tänzer, ja selbst „das Reich der Mode" von der neugefundenen Bestimmung des Schönen ihren Vortheil ziehen würden." Schon hier tritt neben dem rein theoretischen Interesse des Denkers und Philosophen in Lessing auch jene Richtung auf die praktische Wirklichkeit des Lebens hervor, die er bei allen seinen Bestrebungen nie aus den Augen ließ.

Seit dieser Zeit hielt Lessing unverwandt seine Aufmerksamkeit auf die festere Bestimmung der Begriffe des Schönen und der Kunst,

[1]) IV. S. 470—475. vergl. mit S. 103.

wie auf die Sonderung der verschiedenen Gebiete der einzelnen Kunstarten, wiewohl zunächst nur mit Rücksicht auf die Poesie gerichtet. Sein Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai aus den Jahren 1756 und 1757, als dessen Produkt die Abhandlung über das Trauerspiel hervorging, mit welcher die von Nicolai gegründete Bibliothek der schönen Wissenschaften eröffnet wurde, zeigt schon die ersten Ansätze der neuen Gedanken, als deren reife Frucht zehn Jahre später der Laokoon hervorgehen sollte; und ein späteres Wort Lessings über Kleist: daß dieser sich auf seinen „Frühling" das wenigste eingebildet habe, beweist, daß Lessing schon damals mit diesem Freunde seine reformatorischen Gedanken über das große Stilprinzip der Dichtkunst verhandelt haben muß. Deutlich ausgesprochen findet sich das letztere, so weit es den Gegensatz zwischen Poesie und Malerei betrifft, in den Abhandlungen über die Fabel[1]), wo der Grund nachgewiesen wird, weshalb der Maler keine Fabel malen könne, die diesen Namen wirklich verdiene. Zu derselben Zeit vertiefte er sich durch das Studium des Homer und des Sophokles in die eigentlichen Lebensquellen der ewigen Schönheit und in die Erkenntniß ihrer höchsten Gesetze, und es ist nicht zuviel gesagt, daß aus dem Studium dieser beiden Dichter im Wesentlichen sein Laokoon hervorgegangen ist.

Denn der eigentliche Schwerpunkt dieses Werks liegt nicht nach der Seite der bildenden Kunst, für welche es Lessing damals durchaus an tieferer Vorbildung durch umfassende Anschauung von Kunstwerken gebrach. Was er davon besaß, beschränkte sich auf die Kenntniß von einigen Gemälde- und Kupferstichsammlungen, und für die Kunst der antiken Plastik auf das wenige, was damals von dem jetzigen Dresdener Museum zugänglich war[2]). Es ist zu bezweifeln, ob Lessing selbst von dem berühmten Werke, nach welchem sein Buch den Namen führt, auch nur einen vollständigen Gypsabguß in der

[1]) Werke V. 370.

[2]) Vergl. Winckelmann, Werke II. S. 231. (Stuttg. Ausg.)

Größe des Originals gesehen hatte. Befand sich doch ein solcher nicht einmal auf der Akademie in Leipzig, der Oeser vorstand, sondern nur ein Abguß des Laokoonkopfes[1]). Das Gefühl solchen Mangels war es wohl vorzüglich, welches ihn, wie wir sahen, zu Ende seines Breslauer Aufenthalts, in dessen sorgenfreier Muse er den Laokoon ausgearbeitet hatte, so lebhaft nach Italien zog.

Vielmehr haben wir den Schwerpunkt des Lessing'schen Werks auf Seiten der Poesie zu suchen. „Der leidenschaftlichen Begeisterung Winckelmanns und seines Kreises für die bildende Kunst sollte im Laokoon ein Gegengewicht entgegengestellt werden, damit die Poesie, nach oft einseitiger Vergleichung mit der Plastik und Malerei, zu ihrem vollen Rechte gelange." Diesen Gedanken bezeichnet Guhrauer[2]) mit Recht als den Grundgedanken der ganzen Arbeit. Dieselbe war angelegt auf eine Poetik im größten Stile, mit Berücksichtigung der bildenden, ja aller übrigen Künste, auf eine Kunstlehre, in welcher, wie bei seinem Meister Aristoteles, das Drama als die höchste Spitze aller Kunst erschien. Das Ganze sollte drei Theile umfassen[3]). Doch Lessings Schicksal, das seinen Berliner Lebensplan scheitern ließ, brachte die Ausführung ins Stocken und ließ den ersten Theil einen Torso bleiben, zu dessen Ergänzung die fragmentarischen Bemerkungen und Aufsätze, die sich unter seinen hinterlassenen Papieren fanden[4]), nur ungenügende Andeutungen geben. Aber auch in dieser trümmerhaften Gestalt ward das Werk zu einer wahrhaften Befreiungsthat für die ästhetische Kultur und Literatur unseres Volkes.

Mit jener Sicherheit, wie sie bei dem bildenden Künstler sich im Erfassen des fruchtbarsten Momentes bewährt, griff Lessing, der, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, immer gern „das Brett bohrte, wo es am dicksten ist," aus allen Zeitgenossen gerade denjenigen

[1]) Goethe, Werke XXVI. S. 84.
[2]) II. 1. S. 30.
[3]) XII. S. 226.
[4]) XI. S. 125—169.

heraus, den er selbst wie seine ganze Zeit als Kenner des Schönen und der Kunst am höchsten schätzte, um an ihn seine Erörterungen über die Gesetze der Kunst anzuknüpfen. Und wiederum erfaßte er unter Winckelmanns Aussprüchen gerade den Satz, der für die Entwickelung seiner Ideenreihe der fruchtbarste war. Winckelmann hatte die Laokoonsgruppe mit der Virgil'schen Schilderung verglichen und den Dichter hinter den Plastiker zurückgesetzt. Indem Lessing diese Vergleichung als Ausgangspunkt für seine Untersuchungen faßte, stellte er sich gerade in den Mittelpunkt, von welchem aus er nach allen Seiten des ästhetischen Kreises ausgreifen konnte. Dieser Mittelpunkt war die Vermischung der beiden Kunstgebiete der redenden und der bildenden Kunst; eine Vermischung, welche „in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machte, die sie dem einen oder dem andern zur Last legte, jenachdem der Vergleichende die eine oder die andere Kunst vorzog“ [1]). Es schien ihm der Mühe zu verlohnen, nachdem so viel über die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Poesie und Malerei geschrieben sei, „die Medaille auch einmal umzukehren und die Verschiedenheit beider zu untersuchen, um zu sehen, ob aus solcher Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen und der anderen eigenthümlich sind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz anderen Weg zu betreten als ihre Schwester betritt.“

So ergiebt sich ihm denn aus dieser sondernden Vergleichung das große Stilgesetz der Dichtkunst durch Beantwortung der Frage: wie darf der Dichter allein malen? Die Antwort ist: Nicht einzelne Züge so aufzählend, als verweilte der Zuhörer mit dem äußern Auge vor einem wirklichen realen Bilde; sondern nur so hat er das Sichtbare mit wenigen Zügen zu vergegenwärtigen, daß es in den Bewegungszug der Phantasie aufgenommen wird. Mit einem Worte: die Aufgabe der Poesie, Gestalten zu geben, verbunden mit ihrer höchsten

[1]) VI. 374. XI. 140.

Bestimmung, die innere Welt und schließlich Handlung darzustellen, führt zu dem Stilgesetze, daß diese Kunst Körper andeutungsweise durch Handlungen nachzuahmen hat[1]).

Der Gang der Untersuchung im Laokoon ist folgender:

Winckelmann hatte den Virgil getadelt, daß er in seiner Schilderung (Aeneide II. 199—224) den Laokoon schreien lasse, und den Künstler der Gruppe gelobt, daß er den wilden gen Himmel dringenden Schmerzensschrei zum Seufzer gemildert habe. Lessing zeigt, daß beide, der Dichter wie der bildende Künstler, jeder nur das das seiner Kunst Gemäße und daher Richtige gethan habe, und daß namentlich der Plastiker nicht durch das Streben nach dem Ausdrucke höheren sittlichen Adels, wie Winckelmann meinte, sondern lediglich durch die Rücksicht auf dasjenige Gesetz seiner Kunst bestimmt worden sei, welches bei den Alten für die bildende Kunst das Höchste war: durch das Gesetz der Schönheit[2]).

Dieses Gesetz machte es dem Künstler zur Aufgabe: das Gewaltsame, Verzerrte, Häßliche, sobald die Kunst nicht umhin konnte, es in ihren Bereich zu ziehen, so zu mildern, daß es eines Maaßes von Schönheit fähig blieb; und so war denn auch der Meister des Laokoon, weil er „auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes hinarbeitete," genöthigt, den letzteren in der Darstellung so weit zu mildern, daß sein Ausdruck noch schön blieb. Mit Recht hebt der neueste Biograph Winckelmanns es hervor, daß Lessing der erste war, der „die künstlerische und stilistische Erklärung der Laokoongruppe angezeigt und begonnen," und damit die Analogie der Anwendung plastischer Stilgesetze auf den gegebenen Stoff in den Kreis der Betrachtung gezogen habe, worin recht eigentlich die wahre Erkenntniß eines Kunstwerks bestehe[3]).

---

[1]) Fr. Vischer, Aesthetik III. S. 1200 ff.
[2]) VI. 383.
[3]) Justi: Winckelmann I. S. 465.

Aus der Vergleichung der Virgil'schen Schilderung mit dem Kunstwerke des Bildners gewinnt nun Lessing für die Kunst des letzteren sofort noch ein weiteres Gesetz. Und zwar knüpft sich dasselbe an die Kategorie der Zeit, deren Schranke den bildenden Künstler mit seinem Nachahmen an den Augenblick bindet.

Dieser Augenblick „kann daher nicht fruchtbar genug gewählt werden“[1]). Der fruchtbarste Moment aber ist der, welcher die Einbildungskraft des Beschauers den freiesten Spielraum gewährt, ihr um so mehr zu denken übrig läßt, je mehr er ihr zu sehen giebt. Daher darf die Darstellung eines Affekts in der bildenden Kunst nie ein Letztes, Aeußerstes zeigen, über das die Phantasie nicht hinaus kann.

Hier hatte Lessing das Richtige in der Seele, wenn er es gleich zu dem unrichtigen Satze formulirte: daß das absolut Momentane, Transitorische von der Bildkunst überhaupt nicht ausgedrückt werden dürfe, und auch von der alten Plastik niemals ausgedrückt worden sei. Von dem Letzteren liefern zahlreiche alte Kunstwerke, ja genau genommen die Laokoongruppe selbst den Gegenbeweis; Lessing aber verwechselte das Augenblickliche im Allgemeinen mit einem Augenblicklichen bestimmter Art. Denn nicht das Augenblickliche an sich ist dem Plastiker verboten, sondern nur ein solches Momentane, dessen Anblick selbst eben nur einen Augenblick erträglich ist, weil in ihm ein Häßliches zum Ausbruche kommt[2]).

Aus diesen für die bildende Kunst gewonnenen festen Bestimmungen bahnt sich nun Lessing den Uebergang zu den Gesetzen der Poesie.

Er zeigt, daß jenes obige Gesetz des fruchtbarsten Moments für den Dichter nicht gilt, der vielmehr das zeitliche Nacheinander der Erscheinungen und Vorgänge zu seiner Domäne hat, in welchem

---

[1]) Werke VI. 389.

[2]) Vischer, Aesthetik III. S. 402 und S. 1188.

auch das Gewaltsamste der Aeußerung seinen Platz finden kann, weil es entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert und vergütet wird, daß es seinen einzelnen Eindruck verliert, ja in solcher Verbindung die trefflichste Wirkung thut[1]). Er zeigt ferner bei fortgesetzter Vergleichung der Laokoongruppe mit der Schilderung des Dichters, daß der letztere, weil seine Gebilde geistiger Natur sind und Bewegung haben, die den Werken des Plastikers mangelt, einen unendlich weitern Spielraum des für ihn Darstellbaren besitzt als der Plastiker. Virgil konnte den Laokoon bekleidet darstellen, denn „bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand, es verdeckt nichts," und seine Bilder haben überhaupt diese Eigenschaft, daß sie sich nicht decken. Der bildende Künstler dagegen durfte seinem Laokoon nicht einmal die das Haupt umgebende Priesterbinde lassen, weil sie die Stirn, den Sitz des Ausdrucks, verdeckt haben würde[2]).

Was folgt daraus? Dies, daß das vortrefflichste Gemälde des Dichters darum noch keineswegs in jedem seiner Züge brauchbar ist für den bildenden Künstler. Wohl aber wird umgekehrt das Meisterwerk des letzteren allemal und in jedem Zuge für den beschreibenden Dichter von gleich guter Wirkung sein. Es ist daher weit wahrscheinlicher, daß der Künstler der Laokoongruppe die Schilderung Virgils, als daß Virgil bei seiner Schilderung die Laokoongruppe vor Augen hatte, da wir bei dem Dichter jene Anlehnung an das Werk des Plastikers vermissen.

Damit ist denn nicht nur das Urtheil gesprochen über die oben erwähnte Forderung des französischen Kunstgelehrten, daß der bildende Künstler nach Homer bilden und malen müsse, sondern auch über das damals von England her in Schwung gekommene Streben, die alten Dichter durch die alten Bildwerke zu erklären, ohne dabei

---

[1]) VI. S. 393.
[2]) VI. 413. 415., Vischer III. S. 1173.

den geringsten Unterschied zwischen der verschiedenen Natur der beiden Künste zu machen, und vor Allem, ohne dabei auf den unendlich weiteren Umfang der Poesie irgend welche Rücksicht zu nehmen[1]). Zugleich wird nachgewiesen, daß die Anwendung der Allegorie durch Symbole für die bildende Kunst ein bloßer Nothbehelf sei, den der Dichter nicht brauche. Das war ein vernichtender Streich gegen alle die zahlreichen Dichter der damaligen Zeit, die in völliger Verkennung dieses Verhältnisses „alle ihre Wesen der Einbildung in Masken gehen lassen, weil sie sich auf das Hauptwerk der Poesie: ihre Wesen handeln zu lassen und sie durch Handlungen zu charakterisiren, am wenigsten verstehen“[2]). Die „Allegoristerei“ der Zeit bekam hiermit ihren Todesstoß.

Immer näher rückt Lessing seinem Ziele, die höhere Stellung der Poesie über die bildenden, ja über aller andern Kunst darzuthun.

Die Poesie ist diejenige Kunst, die dem Gesetze: daß jedes Kunstwerk sich selbst erklären soll, am vollständigsten zu genügen vermag. Sie darf es daher auch wagen, Stoffe, bei denen sie auf den Vortheil der Bekanntheit verzichten muß, zu behandeln, weil sie ihre Stoffe mit Worten erläutert. Der Dichter ist daher in weit höherem Grade erfindend als der bildende Künstler. Ja er vermag es, die ganze sichtbare Welt vor dem inneren Auge auszubreiten. Wenn also Caylus mit verächtlichem Seitenblicke auf Milton den höhnischen Ausspruch gewagt hatte: die Blindheit dürfte vielleicht die einzige Aehnlichkeit sein, die dieser Dichter mit Homer gehabt habe, so durfte ihm Lessing das erhabene Wort entgegnen: „Freilich kann Milton keine Gallerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines inneren Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, keinen großen Werth auf den Verlust des ersteren legen.“

---

[1]) VI. 430 ff.
[2]) VI. 443.

Von hier aus bahnt er sich den Uebergang zur Bestimmung des großen Stilgesetzes der Poesie in Bezug auf die Schilderung des Sichtbaren, der Körper.

Die Malerei hat bei der Darstellung des körperlich Sichtbaren ihre natürliche Grenze an der Zeit. „Sie muß der Zeit gänzlich entsagen;“ sie kann also fortschreitende Handlungen als fortschreitende nicht darstellen, sondern sie muß sich begnügen mit Handlungen neben einander oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen. Sie kann überhaupt Handlungen, d. h. Reihen von „Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen“ [1]), nur andeutungsweise nachahmen, durch Körper.

Die Poesie dagegen, deren Gebiet die Zeitfolge ist, wie der Raum das Gebiet des bildenden Künstlers und Malers, schildert zwar gleichfalls Körper, aber nur andeutungsweise, durch Handlungen [2]).

Die Malerei, an den Moment gebannt, muß daher „den prägnantesten“ Augenblick, das heißt denjenigen wählen, „aus welchem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihrer fortschreitenden Nachahmung nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnliche Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.“ Daraus ergiebt sich die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und von der Sparsamkeit in den poetischen Schilderungen körperlicher Gegenstände. — Was sich so als theoretisches Resultat der denkenden Betrachtung ergeben hat, das wird dann an der Praxis des größten Dichters, an Homer positiv und an dem Verfahren neuerer Dichter negativ veranschaulicht und nachgewiesen.

Dabei macht Lessing aufmerksam auf den Unterschied der Poesie von der Prosa. Der Prosaiker will nur verständlich, klar und deut-

---

[1]) XI. 144. (vergl. mit VI. 464, und V. 370.)
[2]) VI. 464 und 476.

lich sein. Der Dichter hingegen will mehr als das; er „will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören“ [1]). Er darf daher nicht durch verweilende Ausführlichkeit mit dem Maler auf einem Gebiete wetteifern wollen, wo ihm dieser durch die Schärfe, Deutlichkeit und geschlossene Objektivität, welche die bildende Kunst dem Sichtbaren zu geben vermag, von vorn herein unendlich überlegen ist. Denn überall, wo die Poesie dergleichen versucht, „höre ich zwar in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen.“ Eine gemalte Blume von Huysum schnellt alle dichterischen Beschreibungsversuche derselben in die Luft, denn „allen solchen wörtlichen Schilderungen der Körper gebricht das Täuschende, worauf die Poesie vorzüglich geht, und muß ihnen gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabei in Collision kommt.“ Die Zergliederung des Ganzen in seine Theile wird zwar erleichtert, aber die Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze wird der Phantasie schwer, ja unmöglich. Wo daher die Poesie — Homer — wirklich ausführlich beschreibt, da bedient sie sich des „Kunstgriffs,“ daß sie das Coexistirende des Objekts in ein Consecutives verwandelt [2]). Homer beschreibt nicht den fertigen Schild des Achilleus, sondern er schildert, wie der göttliche Werkmeister ihn verfertigt, er läßt ihn vor unseren Augen entstehen.

Damit war der damaligen „Schilderungssucht“ in der Poesie der Todesstreich versetzt, und das alte Horazische Verwerfungsurtheil über alle beschreibende Poesie erneuert.

Vor Allem ist es die Darstellung körperlicher Schönheit, bei

---

[1]) VI. 471.
[2]) VI. 473—480.

welcher das so gewonnene allgemeine Stilgesetz für die Darstellung des Sichtbaren seine entschiedenste Geltung findet. Denn diese fällt allein der bildenden Kunst zu, während der Dichter sich ihrer gänzlich zu enthalten gezwungen ist. Jeder Versuch des Dichters, und sei es auch ein Ariost, hier mit dem bildenden Künstler zu wetteifern, macht nach Lessings trefflichem Bilde den Eindruck, „als sähe man Steine auf den Berg wälzen, aus welchem auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen“ [1]).

„Aber, — wirft sich jetzt Lessing selbst ein, — verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?“ „Wer will ihr die nehmen?“ antwortet er. „Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen, verschließt man ihr darum auch jeden anderen Weg, wo die bildende Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?“

Und nun zeigt er, daß Alles, was die Poesie im Vergleich zu der bildenden Kunst aufzugeben genöthigt ist, überreichlich ersetzt wird durch das schlechthin Neue, das mit ihr gewonnen ist, durch die unermeßlichen Vortheile, die sie vor allen anderen Künsten voraus hat. Hier eröffnet sich denn in großartiger Aussicht der Blick auf das ganze weite Gebiet der Poesie, die nicht mehr blos „das ganze Reich der Vollkommenheit,“ wie es zu Anfang des Laokoon hieß, sondern das ganze unermeßliche Gebiet des Daseins und Lebens in sich begreift.

So vermag die Poesie auch die sichtbare Schönheit zu schildern, wenn auch auf eine andere, ihr eigenthümliche Weise. Ja, sie vermag es stärker als alles, was die bildende Kunst in dieser Hinsicht

[1]) VI. 492.

zu leisten im Stande ist, denn sie vermag es, die Schönheit zu schildern durch die Wirkung, welche dieselbe ausübt, wie es Homer mit seiner Helena gethan; und sie vermag es, die Schönheit in Reiz, d. h. in Anmuth zu verwandeln, indem sie die Schönheit in Bewegung aufzeigt[1]). Die Bereicherung der Aesthetik durch diesen Begriff, den späterhin Schiller so fruchtbar ausführte, ist ein Verdienst, das Lessing mit dem englischen Philosophen Hume theilt[2]). Wenn der bildende Künstler seinerseits sich mit den Schöpfungen des Dichters befruchten will, so kann er es nicht anders, als es die alten Künstler mit dem Homer gethan. „Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er, und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Porträts zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zum Vater: ähnlich, aber verschieden!“[3]). Ein Zug bei Homer in seiner Schilderung Jupiters genügte einem Phidias, das ewige Urbild und Ideal des plastischen Jupiterhauptes zu schaffen.

Aber nicht nur die Schönheit, auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und das Gräßliche, diese Verbindung des Schrecklichen mit dem Ekelerregenden, zieht die Poesie in den Bereich ihrer Darstellung: denn das Häßliche ist schließlich das Böse in seiner Erscheinung, und erst die Poesie ist diejenige Kunst, welche die innere sittliche Welt wahrhaft enthüllt, die ohne die Contrastwirkungen und das Ferment des Bösen gar nicht denkbar ist. Durch die reichen Mittel des Dichters wird es nun in den tiefen geistigen Zusammenhang gesetzt, der es gleichzeitig verstärkt und mildert[4]). Dagegen ist

---

[1]) VI. 499.

[2]) Guhrauer II. 1. 47. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts I. 419—420.

[3]) VI. 504.

[4]) VI. 508 ff. Vischer III. S. 1189 vergl. 1175.

dem bildenden Künstler der Ausdruck der Häßlichkeit, selbst der bloßen Häßlichkeit der Formen versagt, oder doch nur mit großen Einschränkungen und unter bestimmten Bedingungen gestattet[1]), und einen Thersites, den ein Homer zu zeichnen sich erlauben durfte, weil er seiner Häßlichkeit bedurfte, um ihn lächerlich zu machen, wird kein Maler oder Bildhauer zum Gegenstande seiner Kunst machen wollen, weil seine Kunst nicht vermag, was der Dichter vermag: die Häßlichkeit nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zu einer andern Wirkung zu benutzen und damit gleichsam verschwinden zu lassen.

Viertes Kapitel.

Resultate und Wirkungen.

Mit Lessings Laokoon war der Verirrung der Poesie auf das Gebiet der bildenden Künste zum ersten Male eine feste Schranke gesetzt. Mit Recht sagt Vischer: die deutsche Literatur dürfe stolz darauf sein, durch Lessing das große Grundgesetz der Poesie ein für allemal hingestellt zu haben, nach welchem der Dichter das Sichtbare mit wenigen Zügen nur so zu vergegenwärtigen hat, daß es in den Bewegungszug der Phantasie aufgenommen und andeutungsweise durch Handlungen dargestellt wird.

Schon dies Eine war ein Großes. Aber der Reichthum der neuen bahnbrechenden Gedanken, welche der Laokoon in einer Zeit erschloß, die von denselben keine Ahnung hatte, und wo ein Werk wie das Lessing'sche sich ein Publikum erst schaffen mußte[2]), geht

---

[1]) VI. 513—515.
[2]) VIII. 190

noch weit darüber hinaus. Die Aufstellung der Schönheit als des höchsten Prinzips für die bildende Kunst der Alten; die scharfe Umgrenzung ihres Gebiets und der Nachweis, auf welche Weise allein der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern im Stande sei; die Stellung der Poesie über alle andern Künste; die Erweiterung ihres Bereichs über die ganze sichtbare und unsichtbare Welt des Daseins und Lebens; der Nachweis, daß Handlung die Seele der Poesie sei; die Hervorhebung Homers gegen Virgil, — dies Alles und wie vieles Andere noch waren Gewinne von unschätzbarem Werthe, und wurden Förderungsmittel für die ästhetische Kultur der ganzen nachfolgenden Zeit. Sie wurden es bis auf die Gegenwart unserer Tage, wo man den allegorischen Verirrungen der Kunst, wie sie in großen monumentalen Kunstwerken derselben Hauptstadt Preußens, die vor fast hundert Jahren einen Lessing verstieß, in den Skulpturgruppen der Königsbrücke und noch weit schlimmer in den Wandmalereien der Museumsvorhalle zu Tage treten, nur Lessings Laokoon entgegen zu halten hat, um sie als Verirrungen zu erkennen.

Die neue große Auffassung der Poesie in Lessings Laokoon vernichtete zugleich mit einem Schlage das leere tändelnde Wesen der Lyrik jener Zeit, dem selbst ein Lessing in der Periode seines ersten Auftretens gehuldigt hatte. Schien es doch Herdern, als werde mit Lessings Sätzen fast der ganze lyrische und epische Parnaß entvölkert, ja die Lyrik überhaupt von demselben verbannt, — Befürchtungen, die freilich in diesem Umfange bei Lessing durch nichts gerechtfertigt waren, der vielmehr nur darauf ausging, den verschiedenen Gattungen ihre bestimmten Stellen in der allgemeinen Rangordnung anzuweisen, und die höheren von den niederen zu scheiden[1]). Allerdings ward seit dem Erscheinen des Laokoon „Handlung" das Feldgeschrei der jugendlichen Stürmer und Dränger, als deren kritisches Organ bald darauf Goethe und seine Genossen die Frankfurter gelehrten Anzeigen

[1]) XII. 224—226.

hinstellten[1]); und die Einwirkung von Lessings Grundsätzen auf unsere ganze nationale Dichtung ist in der Geschichte derselben auf jedem Blatte zu lesen.

Denn wenn Lessing mit seinem Laokoon bei den „Fertigen" unter seinen Zeitgenossen weder auf Verständniß noch auf Wirkung rechnen durfte, so war dagegen sein Einfluß auf die „Werdenden," auf die Träger der Zukunft unserer Literatur, denen er, auf der Grenze zweier Perioden stehend, mit seinem Werke die Fackel vortrug, um so größer und entscheidender. Selbst an der Schwelle des Greisenalters empfand Goethe[2]) noch einen Hauch jenes begeisterten Entzückens, mit welchem den achtzehnjährigen Jüngling Lessings Laokoon erfüllt hatte, durch den er wie mit einem Zauberschlage das Dunkel erhellt sah, in welchem bis dahin die ästhetische Theorie umhertappte. Wieland, der damals gerade seinen Agathon dichtete, ging seitdem aller Verführung zu malender Schilderung sorgsam aus dem Wege, „weil Lessing ihn am Ohre zupfe"[3]). Der fünfundzwanzigjährige Herder, im Innersten getroffen von der Bedeutungsschwere der Lessing'schen Sätze, verdiente mit seinem Versuche einer Beleuchtung derselben seine ersten kritischen Sporen, indem er zugleich den Laokoon in den Vordergrund des allgemeinen Interesses rückte. Herder wies auf den Mangel einer vergleichenden Zusammenstellung der Poesie mit der Musik hin; er wußte nicht, daß Lessing dieses Thema, wovon er später einen Punkt in der Dramaturgie ausführte, sich für den zweiten Theil des Laokoon vorbehalten hatte[4]), und zwar in

---

[1]) Guhrauer II. 1. 60.

[2]) Goethe's Werke XXV. 161—163.

[3]) Wieland selbst sagt in seinem Gedichte Idris und Zenide (gedichtet 1768) Gesang IV., Stanze 13. wörtlich, von einer seiner Personen, Itiphall, redend:

Er läßt den Fluß zurück, und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Lessing mich am Ohr zupft, nicht beschreibe!

[4]) XI. 151 ff. 344.

einer Tiefe und einem Umfange, den Herder nicht ahnte. Ueberhaupt konnte Lessing noch drei Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes an Nicolai schreiben, daß noch keiner, auch nicht einmal Herder, sich träumen lassen, wo er eigentlich mit dem Laokoon hinauswolle[1]), obschon Herder doch der einzige sei, um dessentwillen es ihm der Mühe lohne, „mit seinem Krame ganz an den Tag zu kommen." Von der Anerkennung Mösers, des ihm in so vieler Hinsicht geistverwandten Mannes, der in seiner Abhandlung „Virgil und Tintoret" schlagend nachwies, wie beide, Dichter und Maler, vollkommen nach den von Lessing entwickelten Grundsätzen ihrer Künste gearbeitet, erfuhr Lessing, der ihn überaus hochschätzte, nichts[2]). Am meisten zufrieden war er noch mit der Kritik, die sein Werk durch den jungen Garve, Gellerts Schüler und Nachfolger in Leipzig, in der Allgem. deutschen Bibliothek (1769) erfuhr. Garve war der einzige, der der Reihe der Lessing'schen Ideen Schritt vor Schritt nachzugehen und den philosophischen Werth des Werkes darzustellen unternahm, während er zugleich den Mangel an scharfer Sonderung der Gebiete der Plastik und der Malerei und die Berechtigung des Prinzips der modernen Lyrik gegen Lessings allzu antik einseitige plastische Auffassung hervorhob. Garve's Kritik war es auch, die Lessing veranlaßte, über das Ganze seiner Absichten sich ausführlicher zu erklären, aber freilich nur privatim in einem Briefe an seine Freunde Nicolai und Mendelssohn[3]). Oeffentlich antwortete er Keinem seiner Kritiker, „so viele Narren auch über den Laokoon herfielen"[4]). Ihre Namen sind jetzt vergessen, und nur Sulzers, des alten schon bekannten Neiders von Lessings Verdiensten, ist hier zu gedenken, dessen professorenstolzes Ignoriren Lessings und des Laokoon von Goethe in

[1]) XII. 229.
[2]) Kreyssig: Möser S. 147. Vergl. Lessings Werke VII. 81.
[3]) XII. 224—226.
[4]) XII. 229.

den Frankfurter Anzeigen seine gebührende Züchtigung erhielt[1]). Dagegen war es dem großen philosophischen Reformator der Aesthetik Immanuel Kant vorbehalten, in seiner Kritik der Urtheilskraft, die von Lessing nur angedeutete Trennung der Kunst von der Moral zu vollziehen, wie es Schiller aufbehalten war, den metaphysischen und moralischen Gegensatz von Freiheit und Natur aufzuheben, den Kant ungelöst gelassen hatte. Merkwürdig bleibt es dabei, daß Kant in seinen Schriften Lessings nur ein paarmal beiläufig erwähnt, während dieser den tiefsten Denker unter seinen Zeitgenossen, der doch damals bereits als ästhetischer Philosoph mit seiner Schrift über das Schöne und Erhabene aufgetreten war, ebenfalls nicht beachtet zu haben scheint[2]).

---

[1]) Goethe's Werke XXXIII. S. 1—10.

[2]) Das letztere ist zum Theil daraus erklärlich, daß Kants eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe seiner „Kritik der reinen Vernunft" begann, welche erst im Todesjahre Lessings 1781 erfolgte. Anders ist es dagegen mit Kant, der fünf Jahre älter als Lessing, diesen um dreiundzwanzig Jahre überlebte. Beide Männer standen mit denselben Freunden, Mendelssohn, Nicolai, Markus Herz u. A. zu derselben Zeit in Beziehung, ohne einander selbst dadurch persönlich näher geführt zu werden. Und doch fehlte nicht viel, daß sie Kollegen geworden wären, als man im Jahre 1764 die Professur der Eloquenz an der Königsberger Universität, die man zuerst Kant angeboten hatte, nach dessen Ablehnung Lessing antrug, der sie aus demselben Grunde ausschlug, aus welchem Kant sie abgelehnt hatte: weil damit die Verpflichtung verbunden war, alljährlich eine Lobrede auf den jedesmaligen König zu halten. (S. oben S. 226.) Wie hoch übrigens Kant von Lessing dachte, geht aus einem seiner Briefe an M. Herz hervor, in welchem er dem Freunde schreibt (24. Nov. 1776): „eine Stelle in Ihrem Buche liegt mir noch im Sinne, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muß. Der mir, in Parallele mit Lessing, ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was dessen würdig wäre, und es ist als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zu boshaftem Tadel zu ziehen." — Aus Hamanns Briefen an Herder ersehen wir, daß Kant nicht nur die dramatischen Jugendarbeiten Lessings, sondern auch dessen letztes Werk, den „Nathan" gelesen. Ob aber auch den Laokoon, ob die theologischen Streitschriften, ist sehr zweifelhaft; wenigstens wird ihrer in der „Kritik der Urtheilskraft" und in der „Religion innerhalb der Vernunftgrenzen" mit keinem Worte erwähnt. Die einzigen Stellen in Kants Werken, wo Lessings

Anders war es mit dem Manne, von dessen Widerlegung Lessing im Laokoon ausging und mit dessen Verherrlichung er sein Werk vorläufig abschloß.

Winckelmanns Geschichte der Kunst war es, deren Erscheinen (1764) den Laokoon unterbrach. „Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben!“ ruft Lessing aus. „Blos aus allgemeinen Begriffen über Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet. Aber wo solch' ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachfolgen.“ Nie hat ein Genius dem andern neidloser gehuldigt, als es hier Lessing gegen Winckelmann thut, von dessen großem Werke er urtheilt: „der Verfasser habe bei seiner unermeßlichen Belesenheit und bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen er sich an sein Werk machte, mit der edlen Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptsachen verwendeten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten oder gänzlich der ersten besten fremden Hand überließen“ [1]). Lessings Freunde und Bekannte hatten im Laokoon eine scharfe Polemik gegen Winckelmann erwartet. Sie waren nicht wenig erstaunt, das Gegentheil zu finden und einer Verehrung zu begegnen, die sich selbst völlig in den Schatten stellte und sogar die einzelnen Mängel und Fehler des Winckelmann'schen Werks nur hervorhob, um ein Lob des Verfassers daran zu knüpfen.

---

gedacht wird, sind: in der Abhandlung über Theorie und Praxis (1793), wo seiner Hypothese von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts“ Beifall gezollt, und in der „Kritik der Urtheilskraft“ Kants Werke IV., 147), wo Lessing, im Vorbeigehen, neben Batteux (!) als Kritiker genannt wird. — Ich verdanke diese Nachweisungen der vortrefflichen Schrift meines theuren Freundes Johann Jacoby: „Kant und Lessing, eine Parallele“ (Königsberg 1859), in welcher zum erstenmale die Geistesverwandtschaft beider Männer erörtert wird.

[1]) VI. 540.

Inzwischen war doch jenes obige Gerücht durch die literarische Klätscherei guter Freunde über die Alpen zu Winckelmanns Ohren gedrungen, der in seiner römischen Abgeschiedenheit und langjährigen Entfremdung vom Vaterlande bisher kaum Lessings Namen gehört hatte. Wenigstens nahm Winckelmann die erste Nachricht, daß ein „junger Dichter," der Hofmeister oder, wie er sich ausdrückte, „Bärenführer" eines halleschen Studenten, es gewagt habe, „sich in Sachen des ehrwürdigen Alterthums und der erhabenen Kunst, die einem solchen Manne ewig ein Geheimniß bleiben müsse"[1]), gegen ihn aufzutreten, mit der ganzen Verachtung eines Mannes auf der sich im unangetasteten Alleinbesitze einer Einsicht weiß, wie sie allerdings damals auf diesem Gebiete keinem zweiten zu Gebote stand. Aber schon wenige Monate später nahm er seine Meinung vollständig zurück. Er hatte inzwischen den Laokoon selbst erhalten und gelesen, und war groß genug, zu bekennen, daß sein früheres Urtheil nur aus dem Grunde Vergebung verdiene, weil er bisher „von diesem gelehrten Manne leider nichts gelesen," ja ihn überhaupt gar nicht gekannt habe. Lessing schreibe, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und sei ein Mann, von dem selbst nur der Beurtheilung würdig geachtet zu werden rühmlich sei. Er beschloß, demselben „in der würdigsten Weise zu antworten," ja, er wollte selbst persönlich an ihn schreiben, und nur die Nachricht, daß Lessing Berlin verlassen und eine Reise angetreten habe, hinderte ihn daran[2]).

Lessing selbst erhielt erst ein Jahr nach dem frühen Tode des trefflichen Mannes, „dem er, wie er einem Freunde schrieb, mit Vergnügen ein Paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte"[3]), Kenntniß von dieser ehrenden Anerkennung durch Gleim, der ihm jene brieflichen Aeußerungen Winckelmanns abschriftlich mittheilte[4]). Zu

[1]) Winckelmanns Werke II. S. 602.
[2]) Winckelmanns Werke II. S. 606. Stuttgarter Ausgabe.
[3]) XII. 199.
[4]) XIII. 205.

einer persönlichen Annäherung beider Männer, obschon eine solche durch Winckelmanns Berufung nach Berlin in so naher Aussicht stand, kam es nicht. Ueberhaupt geht aus späteren brieflichen Aeußerungen Winckelmanns hervor, daß es ihm, je tiefer er in den Laokoon eindrang, um so unheimlicher wurde vor dem Geiste Lessings, wie es dem seherischen Enthusiasmus überall etwas unheimlich werden muß vor der spiegelklaren Schärfe des sondernd eindringenden Verstandes. Daher ist es mehr als fraglich, ob ein Zusammenwirken beider, wie Goethe es am Schlusse von „Winckelmann und sein Jahrhundert" ausmalt, zwischen zwei so grundverschiedenen Naturen, zwischen dem streng philosophischen Sonderer der Begriffe und dem schwärmerisch begeisterten Empfinder und Verkündiger des Schönen, überhaupt möglich gewesen wäre, auch wenn das Geschick sie zusammengeführt hätte. Beider Interessen in ihrem Verhältnisse zur Kunst waren eben so verschieden, als ihre gesammte Bildung und ihr Charakter. Winckelmann stand hoch über Lessing an umfassender Kenntniß und Anschauung der Werke der alten Kunst; aber seine Gesammtbildung war einseitig und sein Standpunkt beschränkt zu nennen gegenüber der Universalität des Lessingschen Geistes, der den Zusammenhang alles Wissens und Könnens nie aus dem Auge verlor, und das gesammte Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig in sein Interesse zog. Und vollends an Charakter überragte Lessings große freie Seele, bei aller Verwandtschaft im Einzelnen, doch mit ihrer großartigen Selbstlosigkeit und Freiheit von aller persönlichen Eitelkeit und Herrschsucht, mit ihrer ächt republikanischen Freiheitsliebe, die jedem gewährte, was er selbst für sich von jedem verlangte: unbeschränkte Freiheit der Meinungsäußerung — Lessings Charakter, sage ich, überragte nach allen diesen Richtungen hin bei weitem das Wesen und den Charakter seines großen Zeitgenossen, weil Winckelmann, der sich „als ein König auf seinem Gebiete empfand und empfinden durfte"[1]), entfernt von der geistigen

[1]) Guhrauer S. 97.

Bewegung Deutschlands, verwöhnt durch unbedingte Anerkennung und Verehrung, kaum einem Lessing Widerspruch selbst gegen Einzelheiten gestatten und nur mit innerem Widerstreben sich zeitweilig zu der Anerkennung eines solchen Geistes überwinden mochte, in welchem eine Natur wie die Lessings eine erfüllende Ergänzung der ihrigen freudig begrüßt haben würde.

Lessings ganze Stellung zu Winckelmann, sein Selbstgefühl bei aller Verehrung desselben sprach sich aus in der Art und Weise, wie er zwei Jahre nach dem Erscheinen seines Laokoon, als er im Begriffe stand, seine schon in Breslau projektirte Italienische Reise anzutreten, sich über den Irrthum derjenigen äußerte, welche in diesem Reiseplane die Absicht sahen, in Rom die Stellung des kurz zuvor hingeschiedenen Winckelmann einzunehmen. „Was hat Winckelmann, schrieb er an Ebert (18. Oct. 1768), und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!“ In diesem Gefühle des eigenen Werths ward es ihm leicht, in den ihm zur Redaction anvertrauten[1]) Briefen Winckelmanns an Stosch jene bitteren Aeußerungen ruhig stehen zu lassen, mit welchen Winckelmann seinem Unmuthe gegen ihn Luft gemacht hatte. Ja er sah es sogar als eine Ehrenpflicht an, dem durch ein furchtbares Geschick vorzeitig von seinem großen Lebenswerke hinweggerissenen Manne durch eine neue verbesserte Ausgabe seiner Kunstgeschichte und seiner sämmtlichen anderen Schriften ein Denkmal zu setzen[2]), an dessen Ausführung ihn nur sein eigener früher Tod verhindert hat. —

Ehe wir von Lessings Laokoon Abschied nehmen und uns zur Erzählung der Umstände wenden, durch welche Lessings Thätigkeit auf diesem Gebiete unterbrochen und in eine andere Bahn gelenkt

---

[1]) XII. 473.
[2]) XII. 473. Guhrauer II. 1. 103 u. 309.

wurde, können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten des Zaubers zu gedenken, der über diesem Werke ausgebreitet liegt, und der selbst noch heute, wo die von ihm aufgestellten Prinzipien längst Eigenthum der allgemeinen Bildung geworden, seine Irrthümer und Einseitigkeiten wie seine Verkennung des modernen Kunstprinzips, seine ungenügende Würdigung der Landschafts-, Historien- und Portraitmalerei längst berichtigt und aufgehellt worden sind, den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt.

Dieser Zauber liegt vor Allem in der ächt künstlerischen Weise der Behandlung seines Gegenstandes, in dem scheinbar durchaus Zufälligen des Ausgangs und des Fortschreitens. Lessing selbst vergleicht seine Methode einmal dem Schlendern eines Spaziergängers, der kaum einen Weg zu haben scheine[1]), und nichts kann treffender sein, als dieser Vergleich. Statt der Eintönigkeit einer langweiligen gradlinigten Pappelchaussee von Paragraphen, die auf dem kürzesten Wege abstrakter Begriffsentwicklung von dem festen Ausgangspunkte irgend eines fertigen Prinzips dem Ziele zuführt, folgen wir dem Denker auf dem vielfach verschlungenen Wege, welchen er selbst bei der Arbeit seines Forschens und Nachsinnens gewandelt ist. Es ist dies jene Methode des Unterrichts, welche um so befruchtender wirkt, je mehr sie dem Lernenden statt der fertigen Resultate die Entstehungsgeschichte derselben, die „Geschichte der Meditation" des Lehrers giebt, in welcher der Weg selbst zum Ziele wird. Freilich scheint der uns führende Spaziergänger um in Lessings Bilde zu bleiben, kaum einen Weg zu haben. Aber der Gegend kundiger als der Wanderer auf der geraden Heerstraße, weiß er bei aller scheinbaren Zufälligkeit seines Ganges doch sehr genau, wohin, zu welchen höchsten und schönsten Aus- und Uebersichtspunkten er uns führen will, und die mäandrischen Umwege, auf denen er uns dahin geleitet, dienen nur dazu, um so gründlicher und tiefer die verborgensten Schönheiten und Eigenthüm-

[1]) VI. 489.

lichkeiten, den ganzen Reichthum und den mannigfaltigen Charakter der Landschaft unseren Blicken zu erschließen, Mit anderen Worten: Lessing ist auch im Laokoon Kritiker im größten und umfassendsten Sinne des Worts, ein Kritiker, dessen Aufgabe es ist, „jede Verwirrung und Verdunkelung in wissenschaftlichen Begriffen zu entdecken, das Verschiedenartige zu sondern und dadurch für die Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Schönen den Weg zu bahnen“ [1]). Wenn bei seiner Methode die Gefahr nahe liegt, von systematischer Vollständigkeit fern zu bleiben — so entschädigt dafür in überreichem Maaße die Wirkuug, welche diese Methode auf alle diejenigen übt, die an dem Beispiele eines Meisters, der ihnen den Einblick in die Werkstatt seines Arbeitens und Schaffens verstattet, lernen wollen und können, wie man forschen muß.

Goethe hat es einmal ausgesprochen, daß über Kunst eigentlich nur den Kunstwerken gegenüber zu reden sei. Diesen Grundsatz befolgt Lessing im Laokoon durchaus, und die Art und Weise, wie er nun aus den ewigen Urbildern des Schönen, aus Homer und Sophokles, jeden seiner Sätze entwickelt oder erläutert, wie der Leser überall sich von der konkreten Wirklichkeit und Gestaltung des Schönen umgeben sieht, trägt nicht minder wie seine Methode dazu bei, Interesse und Verständniß zu beleben und zu sichern. Dazu gesellt sich die heitere Ruhe, die von aller gereizten Polemik entfernt in milder Würde über dem Ganzen schwebt, und die ein Produkt war jener innerlich befriedeten und äußerlich sorgenfreien Stimmung, in welcher Lessing, fern von dem aufregenden Treiben des literarischen Marktes und den Händeln der Journalistik, in den weihevollen Mußestunden, die er einer ganz heterogenen Amtsthätigkeit abgewann, dies Werk erschuf. Außer einer gelegentlichen satirischen Anspielung auf einen alten Gegenstand seiner Abneigung, die in der Bezeichnung des geistreichen, aber durch seine Habsucht im Alterthum berüchtigten Dichters

[1]) Guhrauer a. a. O. S. 22.

Simonides als „des griechischen Voltaire“ liegt, finden wir ihn in diesem Werke mit der ganzen Literatur in Frieden und in einer Stimmung, die selbst geneigt war, einen Schriftsteller wie Klotz noch einer ehrenden Beachtung zu würdigen, welche den großmüthigen Mann freilich, wie wir später sehen werden, empfindlich gereuen sollte.

Lessings Laokoon ist ein Kunstwerk der Kritik, wie Lessing selbst, wenn wir sein innerstes Wesen bezeichnen sollen, als das Genie der Kritik gefaßt werden muß. Denn er ist Künstler und Kritiker zugleich: Künstler vermöge der erfinderischen Genialität seiner Forschung, Kritiker vermöge der überwiegenden Macht des sondernden, trennenden Verstandes. Verweilen wir einen Augenblick bei der Betrachtung dessen, was man bei Lessing als schöpferische Kritik bezeichnet hat, und was ihm selbst den Anspruch auf die Bezeichnung eines kritischen Genies ertheilt. Ich gebe auch diese Betrachtung nach der oben erwähnten Schrift Johann Jacoby's[1]), indem ich die Fassung derselben in ihrer unübertrefflichen Schärfe und Klarheit fast wörtlich beibehalte.

Bei Lessing wie bei Kant, seinem geistesverwandten Zeitgenossen, ist das Ziel allen Strebens Selbsterkenntniß, d. h. Erkenntniß des innersten Wesens des Menschen. Beide, Kant und Lessing, suchen den Menschen in der Gesammtheit seiner Denk- und Gemüthskräfte in der vollen geschichtlichen Entwickelung seines Geistes zu erfassen, während ihre mitstrebenden Zeitgenossen, die Aufklärer, nur die Verstandesseite des Menschen, nur die zeitige Entwickelungsstufe gelten lassen. Aber während Kant auf dem rauhen Pfade der Spekulation unmittelbar auf das Centrum losgeht, sucht Lessing auf anmuthigen Um- und Seitenwegen das Ziel zu erreichen. Ausgehend von Einzelgegenständen der Kunst, von diesem oder jenem Literaturerzeugnisse, anknüpfend an irgend eine besondere Zeit- oder Streitfrage wird sein

[1]) Kant und Lessing, eine Parallele. S. 6—11.

intuitiver in den Grund der Dinge schauender Tiefblick sofort auf den eigentlichen Kern- und Schwerpunkt der jedesmaligen Untersuchung, auf das Allgemeine in dem Besondern geführt; und wie weit auch der Weg, den er einschlägt, von der geraden Richtung abzuführen scheint, immer behält er das Endziel scharf im Auge. Das Mittel aber, dessen er sich zur Erreichung dieses Zieles bedient, die Kritik, ist ihm nicht bloßes Mittel zum Zwecke, sondern zugleich Selbstzweck, nicht Richtmaß blos für wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, sondern selbst Wissenschaft und Kunstwerk. Kritik und dichterisches Schaffen gehen bei Lessing Hand in Hand: seine Dichtungen sind Meisterwerke der Kritik, seine Kritiken sind vollendete Werke der Kunst. Gleich die erste Anregung, die der Kritiker in sich erfährt, ist durchaus eine künstlerische. Der erste Blick, den Lessing auf einen zu kritisirenden Gegenstand wirft, erregt ihn in ähnlicher Art wie den praktischen Künstler die erste Idee des zu schaffenden Kunstwerks. Wie dem Künstler das Ideal urplötzlich, ohne mühevolles Zusammensuchen der Theile, als schön gegliedertes Ganze vor das Auge tritt, so steht von vornherein das Resultat vor Lessings allklarem Verstande. Mit raschem Blicke erfaßt er den Mittelpunkt der Sache, den einheitlichen Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, und wie der Künstler von seinem Ideal, so wird er von dem Kritikergebniß *begeistert*. Es läßt ihm keine Ruhe, bis er es, aus sich heraus, zu einem selbstständigen, Allen wahrnehmbaren Kritikkunstwerke gestaltet.

Und wie verfährt er hierbei? Er selbst hat es uns mit jenem berühmten Selbstbekenntnisse über das Maaß und die Art seiner schöpferischen Begabung ausgesprochen, das sich am Schlusse seiner Hamburgischen Dramaturgie findet. Aber einen noch tiefern Einblick in die Geisteswerkstatt des Mannes gewährt uns ein zweites Selbstbekenntniß, das er in einem Briefe an seinen Bruder uns hinterlassen hat. Er schreibt an denselben: „Etwas Gründlicheres als meine

neue Hypothese über die Evangelisten [1]) glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen." Diese „Bemerkung," die Lessing „bei sich gemacht findet," ist eben nichts anderes, als die Idee des künftigen Kritik-Kunstwerks, welche abgeschlossen und vollendet plötzlich in seinem Bewußtsein emportaucht. Er will nun wissen, wie er dazu gekommen. Denn wenn ihm auch jene Bemerkung urplötzlich ins Bewußtsein gekommen ist, so ist sie doch nicht auch plötzlich entstanden. Sie muß vielmehr das Endglied einer Gedankenreihe sein, die nur augenblicklich seinem Gedächtnisse entschwunden ist; sie muß in ihm allmälig erwachsen und zur Reife gelangt sein. Seine Wißbegierde, sein Forschtrieb fordern befriedigende Antwort. Unverdrossen gräbt er den verborgenen Wurzeln in seinem Innern nach, sucht in scharfer, von Jugend auf geübter Selbstschau jedes einzelne Glied der entschwundenen Gedankenreihe ins Gedächtniß zu rufen, und rastet nicht, bis er die Idee rückwärts bis zu ihrem ersten Ursprunge verfolgt hat. Dazu bedarf er des „Druckwerks" und der „Röhren," durch die er, wie er sich in jenem ersten Selbstbekenntnisse ausdrückt, „Alles aus sich herauspressen muß;" dazu ist es ferner, wie er eben dort sagt, nöthig, daß er „von allen andern Geschäften und von unwillkürlichen Zerstreuungen frei sei, daß er seine ganze Belesenheit gegenwärtig habe, daß er bei jedem Schritte alte Bemerkungen, die er jemals gemacht, ruhig durchlaufen könne."

Hat er nun aber auf dem Wege solcher Gedankenüberschauung seine Wißbegierde befriedigt, dann regt sich in ihm der künstlerische Gestaltungstrieb. Was jetzt als wohlgeordnetes Ganze, als ein abgeschlossener Theil seines Gedankenlebens vor dem Auge seines Ge-

[1]) S. Werke XI. 495 ff. Diese Schrift wurde erst nach Lessings Tode bekannt gemacht.

dächtnisses steht, das muß und will er nun auch außer ihm, auch andern Augen sichtbar, gestalten. In umgekehrter Reihenfolge der Glieder schildert er nun den Entwickelungsgang jener Idee vom frühesten Keim derselben bis zu ihrer Vollendung. Und er thut dies in dramatischer Lebendigkeit, so anschaulich, klar und durchsichtig, daß bei der Betrachtung des auf diese Weise hervorgebrachten Kunstwerks eine Gemüthsstimmung in uns erzeugt wird, ähnlich derjenigen, die Lessing empfand, als zuerst jene in ihm aufsteigende Idee seine spekulative Begeisterung erweckte.

Fünftes Kapitel.

Ruf nach Hamburg.

Nach dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen hatte Lessing keine Ruhe mehr in Berlin. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er wollte fort, gleichviel wohin. Denn Berlin und Preußen waren ihm gründlich verleidet [1]), und er verlor seitdem die Abneigung gegen beide nie ganz aus der Seele.

Er hatte im Sommer 1766 in Gesellschaft eines ihm befreundeten reichen jungen Edelmanns, mit dem er damals als Gesellschafter in Berlin eine Zeit lang zusammenlebte, eine Reise nach Pyrmont gemacht. Auf dieser Reise besuchte er Göttingen und seinen alten literarischen Freund Michaelis, welchen er zu seiner deutschen Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte anregte. Auch seinen Leipziger Freund Kästner sah er dort wieder, und knüpfte mit dem gelehrten Kenner der romanischen Literatur, dem Göttinger Bibliothekar Dietze, ein Freundschaftsverhältniß und einen

[1]) XII. 176. 177. 195. 218. 233.

Briefwechsel an, von dem leider sämmtliche Briefe Lessings mit Ausnahme eines einzigen verloren gegangen sind. In Halberstadt ließ er es sich einige Tage wohl sein bei seinem alten Gleim, der wie immer bereitwillig seiner Geldverlegenheit zu Hülfe kam, seiner begeisterten Freude am Laokoon in Gesprächen und Gedichten Worte gab, und vor allen Dingen ihm zuredete, in Berlin und Preußen zu bleiben, da der enthusiastische Verehrer Friedrichs II. es sich nicht möglich denken konnte, daß sein großer König den größten deutschen Schriftsteller nicht zu behalten wünschen sollte.

Lessing freilich wußte es besser. Bei seiner Rückkehr nach Berlin ward die Befürchtung, daß die lang erhoffte Stelle für ihn verloren sei, zur Gewißheit.

In dieser Lage, wo er wieder einmal „müßig am Markte stand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn im November 1766 die Nachricht, daß die Unternehmer des neuen Hamburger Theaters beschlossen hätten, ihn als Dramaturgen mit einem Gehalte von 800 Thalern nach Hamburg zu berufen.

Der Mann, dem die Ehre dieses Gedankens gebührte, durch welchen ein kurzdauerndes Theaterunternehmen unvergeßlich in der Geschichte der deutschen Literatur fortleben sollte, war Johann Friedrich Loewen, ein Hamburger Literat, mit Lessing in gleichem Alter, durch satirische und komische Gedichte, theatralische Versuche und mehr noch durch seine Romanzen in der damaligen Literatur nicht unvortheilhaft bekannt. Loewen war ein begeisterter Freund des Theaters, das damals in Hamburg seit einer Reihe von Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er war verheirathet mit der Tochter des Theaterdirektors Schönemann, einer sehr talentvollen Schauspielerin, und sowohl dieser Umstand, als der intime Umgang mit den großen Künstlern Eckhoff, Ackermann, Brückner, Borchers und andern, welche seit 1756 die Hamburger Bühne zur ersten in Deutschland erhoben, beförderten seine theatralischen Neigungen, denen er als Theaterkritiker und Dramaturg, als Theaterdichter, Uebersetzer

und Prologenverfasser bei den verschiedenen wandernden Gesellschaften, die sich zu jener Zeit auf der Hamburger Bühne ablösten[1]), Genüge zu thun suchte. Angeregt durch Eckhof hatte er schon 1755 einen Grundriß der theatralischen Mimik geschrieben, den ersten Versuch dieser Art in der deutschen Literatur. Wichtiger noch ward seine „Geschichte des deutschen Theaters," die er eilf Jahre später als Einleitung zu seinen dramatischen Arbeiten herausgab. Denn diese Schrift enthielt das Programm zu einer durchgreifenden Reform der deutschen Theaterverhältnisse, welche Loewen in Hamburg beabsichtigte. Als Hauptziele bezeichnete er: die Gewinnung eines eignen deutschen Theaters, d. h. deutscher Originalstücke mit nationalem Gehalt und Charakter, statt der ewigen Uebersetzungen und französirenden Nachahmungen, und zweitens eine stehende Bühne als öffentliches, vom Staate unterstütztes Institut, statt der wandernden Prinzipalschaften und vagabondirenden Schauspielertruppen. Daneben drang er auf geistige und sittliche Hebung des Schauspielerstandes durch Begründung von Schauspielerschulen und strenge Sittenzensur.

Es verringert das Verdienst des Mannes nicht, daß sein Vorschlag, die wandernden Prinzipalschaften durch stehende Theater zu ersetzen, bereits zwanzig Jahre früher durch den Dichter Johann Elias Schlegel zur Sprache gebracht worden war[2]), und es gereicht seiner Beurtheilung der deutschen Theaterzustände zur Ehre, daß er in derselben mit Männern wie Herder[3]) und Lessing zusammentraf. Loewen ist überhaupt von den neueren Kulturhistorikern dieser Zeit nicht völlig gerecht beurtheilt worden. Weder Gervinus und Devrient erkennen es genugsam an, daß er es war, dem Deutschland Lessings Dramaturgie verdankt. Lessing selbst gedenkt in der Dramaturgie seiner mit Achtung als eines feines und geistreichen Kopfes, als eines

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Th. II. S. 97 ff. 129 ff. 154 ff.

[2]) Lessing, Werke VII. 2.

[3]) Guhrauer II. 113.

Dichters, „der es mehr als irgend ein Anderer verstehe, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben.“ Mochte er auch als dramatischer Dichter unbedeutend sein, immerhin war es ihm hoch anzurechnen, daß er sich auch als solcher mit seinen Versuchen an Lessing anschloß, und daß er in diesem, obschon Minna von Barnhelm damals noch nicht erschienen war, den ersten dramatischen Dichter Deutschlands erkannte. Seiner Einsicht als gebildeter und denkender Dramaturg und seinem redlichen Willen, der guten Sache zu nützen, läßt selbst sein Gegner Schröder Gerechtigkeit widerfahren[1]). Es war ferner nichts Geringes, daß er, der in dramaturgischen Dingen bisher in Hamburg die erste Rolle gespielt hatte, die Selbstverleugnung bewies, einen Mann wie Lessing, dem er persönlich ganz fern stand und der ihn in Hamburg ohne Frage völlig verdunkeln mußte, an die Spitze des von ihm angeregten Theaterunternehmens zu ziehen. Mit diesem letzteren verhielt es sich aber folgendermaßen.

Durch Loewens unermüdliche Agitation für eine Theaterreform bewogen, hatten sich zwölf Hamburger Kaufleute und Bürger, an deren Spitze der Kaufmann Seyler stand, zur Begründung eines stehenden deutschen „National-Theaters“ im Sinne von Loewens Vorschlägen vereinigt. Man pachtete von dem damaligen Prinzipale der Hamburger Bühne, dem bekannten Ackermann, Theater, Dekorationen und Garderobe, und behielt ihn selbst mit seiner durch längeres Beisammensein bedeutender Talente wohl eingeschulten Gesellschaft für das neue Unternehmen bei. Außer der Stabilität des Theaters, ward verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter verheißen, und zur Aufmunterung der vaterländischen dramatischen Produktion ein jährlicher Preis von je fünfzig Dukaten für das beste deutsche Trauer- oder Lustspiel bestimmt. Das kostspielige Ballet wurde als Verderbniß des guten Geschmacks völlig von dem neuen

[1]) Schröders Leben I. 180 ff.

Unternehmen ausgeschlossen, wodurch demselben freilich auch das große Talent des jungen Schröder verloren ging, der deshalb Hamburg verließ. Ein Ausschuß der Unternehmer, an dessen Spitze Seyler stand, übernahm die finanzielle Leitung, während Loewen das technische Direktorat erhielt. In dieser Eigenschaft ward der letztere beauftragt, mit Lessing, dem man auf Loewens Vorschlag die Stelle eines Dramaturgen und Konsulenten zugedacht hatte, in Unterhandlung zu treten. Er schrieb (4. November 1766) an Lessings Freund Nicolai, dem er zugleich das von ihm verfaßte Programm des neuen Unternehmens zusandte, und bat ihn, Lessing zu sondiren. Die Folge davon war, daß sich Lessing entschloß, selbst nach Hamburg zu reisen, und sich die dortigen Dinge mit eigenen Augen anzusehen. Er ging zu Anfang Dezember dorthin und verweilte daselbst bis gegen Ende Januar des folgenden Jahres. Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes schrieb er an seinen in Berlin zurückgebliebenen Bruder Karl, „daß die Sache einen sehr guten Gang nehme, und daß es nur auf ihn ankomme, sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu schließen.“ „Allein du kennst mich,“ fährt er fort, „daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist; und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme“ [1]). Diese Bedenklichkeiten bezogen sich auf die Absicht der Hamburger Direktion, ihn zur Lieferung einer Reihe von Originaldramen für die neue Bühne zu verpflichten. Lessing lehnte dies Ansinnen entschieden ab. Er fühlte sich nicht befähigt, wie er sagte, der Goldoni des neuen deutschen Nationaltheaters zu werden, und er würde, wie er später gestand, es nicht gewollt haben, auch wenn er es gekonnt hätte [2]). Dagegen erklärte er sich bereit, dem Unternehmen als Kritiker seine Kräfte zu widmen, und man ging endlich auf dies Erbieten ein. Die Frucht desselben war — die Hamburgische Dramaturgie.

[1]) XII. 176.

[2]) VII. 448–449.

Sehr befriedigt kehrte Lessing nach Berlin zurück. Die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft und auf eine ihm vorzugsweise behagende Thätigkeit versetzten ihn in die heiterste Stimmung, welche sich in dem ersten Briefe, den er nach seiner Rückkehr an den alten Freund Gleim richtete, unverkennbar ausspricht. „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, schreibt er, so vielerlei habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen; wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben.“ Daß er eine Gelegenheit gefunden hatte, Berlin, wo man ihn so unwürdig behandelt, ehrenvoll zu verlassen, machte ihn vollends glücklich. „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen abschloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres dabit histrio[1]).

„Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum

[1]) Juven. Sat. VII. 90: „Was die Großen nicht geben, wird der Schauspieler geben.“ Lessing spielt damit an auf Friedrichs des Großen oben erzähltes Verhalten gegen ihn bei Gelegenheit der Bibliothekarstelle.

Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genie's würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unserer Leser auch noch immer früh genug. Die Wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel wie ich und mehr." — Wenn wir späterhin sehen werden, daß Lessing sich nach dem Scheitern der Hamburger Unternehmung in einem Augenblicke des Unmuths sogar den Dichternamen abzusprechen schien, so werden wir uns daran zu erinnern haben, daß er hier vielmehr seinen Beruf zum dramatischen Dichter als seinen eigentlichen Lebensberuf in den Vordergrund rückt.

Da er sich übrigens die finanzielle Unsicherheit seiner neuen Stellung doch nicht ganz verhehlen konnte, so hatte er zu gleicher Zeit den Plan gefaßt, derselben durch ein auf eigene Hand zu begründendes industrielles Unternehmen abzuhelfen. Er hatte in Hamburg die Bekanntschaft Bode's gemacht, der ein geborener Braunschweiger, aber seit längerer Zeit als Literat, Zeitungsredakteur und Uebersetzer englischer Werke in Hamburg lebend, gerade damals durch eine reiche Heirath die Mittel erlangt hatte, eine Druckerei zu begründen, welche mit dem neuen Theaterunternehmen in Verbindung treten und durch dasselbe unterstützt werden sollte. Mit ihm beschloß Lessing gemeinschaftliche Sache zu machen, und die Druckerei zu einer Art von Verlagsgeschäft seiner eigenen und der Werke seiner Freunde zu erweitern. Wir werden später sehen, daß die Ausführung dieses Planes, weit entfernt den versprochenen Vortheil zu gewähren, seine Verlegenheit nur noch steigern sollte.

Inzwischen beeilte er sich, seine Uebersiedelung nach Hamburg vorzubereiten. Er veranstaltete rasch eine Gesammtausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden (Berlin bei Voß, 1767), in welcher neben den Jugendarbeiten seiner ersten Periode auch Minna von Barnhelm zum erstenmale erschien. Diese Gesammtausgabe, welche die Nation

an die dramatischen Verdienste des neuen Dramaturgen des ersten deutschen Nationaltheaters erinnerte, sollte ihm zugleich die nöthigen Geldmittel zum Antritt seiner neuen Stellung gewähren. Aber der Ertrag reichte dazu nicht aus, und er mußte sich entschließen, seine in Breslau zusammengesparte Bibliothek „springen zu lassen." Er behielt von den sechstausend Bänden derselben nichts, als was er zu seinen gerade vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauchte. „Es geht mir nahe," schrieb er an Gleim, „daß ich mich ihrer entschlagen muß, und daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was ist zu thun?" Der wackere Gleim half so weit er konnte, und war in Verzweiflung darüber, daß er dem Freunde nicht die ganze Bibliothek zu erhalten vermochte [1]), die für ein Spottgeld von wenigen hundert Thalern verschleudert werden mußte, um Schulden und Wohnungsmiethe zu bezahlen. Lessing selbst ließ sich alle diese Dinge nicht anfechten. Auch die Aussicht auf eine Anstellung als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel, welche ihm jetzt Freunde eröffneten, konnte ihn nicht bewegen, sein in Hamburg gegebenes Wort zurückzunehmen, obschon sich die Vortheile einer solchen gesicherten Stellung, wie sie Hagedorn ausdrücklich in einem Briefe an Nicolai hervorhob, nicht verkennen ließen. Er war zu voll von dem neuen Lebensumschwunge, den ihm das Hamburger Unternehmen darbot. Zu Illusionen geneigt, wie er war, schien ihm die dortige freie, von keinem Fürsten abhängige Stellung dem Beamtenjoche weit vorzuziehen, und selbst ein Vorsichtigerer konnte wenigstens damals das überraschend schnelle Ende der Hamburger Unternehmung nicht voraussehen. Dazu kam endlich noch, daß das Theater vom Beginne seiner Laufbahn Herzenssache für Lessing gewesen war. „Keins seiner Ziele," sagt mit Recht von ihm der Geschichtschreiber des deutschen

[1]) XIII. 132, vergl. XII. 178.

Theaters[1]), „hat er mit so hingebender Nachhaltigkeit verfolgt, und nichts hatte er so vollständig zu seiner Lebensaufgabe gemacht, als das unabläſſige Bemühen: die nationale Schaubühne von Grund aus neu und selbſtſtändig zu beleben.“ In Hamburg glaubte er für dieſes Bemühen den feſten Punkt zu finden, den er bis dahin ſo ſchmerzlich entbehrt hatte: ein ſtehendes Theater, ausgeſtattet mit den beſten künſtleriſchen Kräften Deutſchlands, gerichtet auf das gleiche Ziel, die Bühne zur edelſten Kunſtblüthe des ſozialen Geiſtes, zu einem würdigen Spiegelbilde des nationalen Lebens zu erheben; und für ſich ſelbſt Sporn und Muße zur Vollendung ſeiner zahlreichen dramatiſchen Entwürfe, und Gelegenheit, die Wirkung ſeiner dramatiſchen Arbeiten ſofort durch die lebendige Darſtellung zu erproben. Die heiter erregte Stimmung, in welche ihn dieſe Ausſichten verſetzten, wird noch durch eine Anekdote bezeugt, welche uns Karl Leſſing aufbehalten hat. In einer frohen Geſellſchaft guter Freunde, unter denen ſich auch Ramler befand, ſtritt man über die beſten dramatiſchen Stoffe. Leſſing, der es überhaupt in der Unterhaltung liebte, Paradoxen aufzuſtellen und zu vertheidigen, behauptete, jeder Stoff genüge, wenn ihn nur der Dichter fruchtbar zu machen wiſſe, denn nicht der Stoff, ſondern die Bearbeitung deſſelben ſei die Hauptſache. Die Freunde erhoben ſich lebhaft gegen eine Behauptung, die eben nur das Erzeugniß einer übermüthigen Laune war, und die in der That mit Leſſings wirklicher Anſicht über die große Bedeutung des glücklich gewählten Stoffes für den Dramatiker, wie wir ſie von ihm in der Dramaturgie finden[2]), im ſchlagendſten Gegenſatze ſteht. Ramler forderte ihn auf, ſeine Behauptung mit der That zu beweiſen, und ein Luſtſpiel zu machen, in welchem ein Schlaftrunk das Motiv bilde. Leſſing erklärte ſich bereit, und machte ſich ſofort ans Werk. So entſtand, ähnlich wie Goethe's Clavigo, das Luſtſpiel

[1]) Devrient II. S. 121.
[2]) VII. 111.

„der Schlaftrunk“ [1]), das jedoch, wie die meisten dramatischen Arbeiten Lessings, Fragment blieb. Aeußere Ursachen hinderten die Vollendung des bereits im Druck begonnenen Stücks, und wenn wir aufrichtig sein wollen, ging damit für die Literatur wenig verloren, da dieser letzte Lustspielversuch in jeder Beziehung gegen Minna von Barnhelm einen starken Abfall zeigt. Er blieb der letzte für Lessing. Sein Lebensschicksal führte ihn von jetzt an einer Stimmung zu, welche weit ablag von der freien Heiterkeit und freudigen Lebenslust, welcher seine Minna von Barnhelm das Dasein verdankte. Seine dramatische Produktion gerieth überhaupt auf längere Zeit ins Stocken, und als er sich nach fünf Jahren wieder zu einer solchen zusammenraffte, war es die Tragödie, waren es sein Faust und seine Emilie Galotti, mit denen er sich der höchsten Leistung aller Poesie zu nähern suchte.

In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin, das er seitdem nur noch als Fremder wiedersehen sollte. Er verließ es, ohne selbst von seinem Bruder Karl Abschied zu nehmen. Das Abschiednehmen war ihm überhaupt, wie er selbst gestand, eine Pein, der er sich soviel wie möglich zu entziehen liebte.“ Du wirst von Herrn Ramler gehört haben,“ schrieb er dem Bruder nach seiner Ankunft in Hamburg, am Tage vor der Eröffnung des Theaters, „wie es gekommen, daß ich ohne Dich noch einmal zu sprechen, habe abreisen müssen. Alles was Brüder einander bei ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beiden von selbst.“

[1]) II. 526.

Siebentes Buch.

Lessing in Hamburg. 1767—1770.

Die Dramaturgie.

Erstes Kapitel.

Das deutsche Nationaltheater in Hamburg.

Mit heitern Aussichten und freudigen Erwartungen war Lessing nach Hamburg gekommen. Denn noch nie war ihm eine Stellung zusagender, eine Aufgabe erfreulicher gewesen, als die, welche ihn hier zu erwarten schienen.

Die frische Zuversicht, der freudige Muth, die ihn beseelten, sprechen sich aus in der „Ankündigung," welche er am Tage der Eröffnung des Theaters, den 22. April, seiner Dramaturgie voraus schickte. Die ganze Charaktergröße des Mannes tritt uns in dieser kurzen Ankündigung entgegen, die zugleich ein Meisterstück populärer Beredtsamkeit und umsichtiger Klugheit ist. Sie bezeichnete das Unternehmen, dem er seine Kräfte widmen wollte, als ein nationales, das eben deshalb im deutschen Vaterlande überall von den Besten freudig begrüßt worden sei, und auf die Förderung aller Guten gegründeten Anspruch habe. Mit der ganzen Macht seines gefürchteten Worts schlug er die Stimmen der Neider und Feinde zu Boden, welche gegen das neue Unternehmen, schon ehe es ins Leben trat, intriguirt hatten. Alle diejenigen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten jedem Streben für das Allgemeine so gern in beliebter deutscher Weise die Steine des Mißwollens und der Verdächtigung in den Weg werfen, können sich Lessings brandmarkende Worte gesagt sein lassen, wenn er solchen gegenüber ausruft: „Freilich giebt es immer

und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen. Aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie gegen die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind!" Mit einer feinen Wendung faßte er Hamburg bei seiner freistädtischen Ehre, indem er es glücklich pries als den Ort, „wo diese Elenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung halte, und nicht verstatte, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen und patriotische Absichten ein Gegenstand ihres spöttischen Aberwitzes werden." In schlagender Kürze zeigt er, welche Vortheile und Verbesserungen das deutsche Theater aus der neuen Unternehmung ziehen könne, wenn das Publikum ihr seine Theilnahme schenke. Im edelsten demokratischen Sinne fordert er dasselbe zur prüfenden und urtheilenden Betheiligung auf; seine Stimme solle nie geringschätzig überhört, sein Urtheil solle nie ohne Unterwerfung vernommen werden. „Nur, setzt er hinzu, daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzückung erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Was seine Versprechungen anbetrifft, so ist in unserm Zeitalter der Reclame die Mäßigung und Bescheidenheit derselben kaum zu

begreifen. Bei einem Unternehmen, das erste seiner Art, abzielend auf eine großartige Reform des deutschen Theaters, gestützt auf bedeutende Mittel, begünstigt durch das Zusammenwirken einer Gesellschaft von Schauspielern, wie sie Deutschland nie zuvor besessen, mit dem ersten deutschen Schriftsteller und Dichter als Dramaturgen an der Spitze, fordert oder vielmehr bittet er um nichts als um — Nachsicht und Geduld. Viel sei zu thun, denn der Stufen seien viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen habe, und noch ferner sei von dieser Höhe eine Bühne, die wie die deutsche, fast mehr eine verderbte als eine werdende zu nennen sei. Alles könne folglich nicht auf einmal geschehen. „Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt."

Diese Ankündigung erreichte wenigstens theilweise ihren Zweck. Die Feinde des neuen Unternehmens verstummten vor dem Acht- und Bannstrahle, den Lessing gegen sie schleuderte, und so lange er dem Hamburgischen Theater wirklich angehörte, ließen Freund und Feind ihm und seiner Dramaturgie das Wort fast allein. Die Hamburgischen Unterhaltungen, an denen außer Eschenburg und Loewen auch Boie, Eberling und Schiebler mitarbeiteten, enthielten sich jeder Besprechung des Theaters, indem sie ein für allemal auf Lessings Dramaturgie als auf ein Werk hinwiesen, das alle übrigen Nachrichten und Kritiken überflüssig mache[1]). Erst im folgenden Jahre, als Lessing seinen ursprünglichen Plan, die Vorstellungen des Theaters mit seinen Kritiken zu begleiten, aufgegeben hatte, verstand sich Loewen dazu, in dem zuvor genannten Blatte die Berichte über das Hamburgische Theater zu schreiben. Sie waren freilich im ungeheuren Abstande gegen Lessings Dramaturgie! Dafür gelang es ihnen aber auch, den Beifall eines Klotz zu erwerben, der sie in derselben Bi-

[1]) Guhrauer, II. 140—41.

bliothek der schönen Wissenschaften, in welcher gegen Lessing systematische Opposition gemacht wurde, auf das Beste herausstrich [1]).

Lessing versäumte nichts, um sich mit dem Publikum möglichst in gutes Einvernehmen zu setzen. Er bereitete es vor auf die Nothwendigkeit, ihm selbst mittelmäßige und schwache Stücke vorzuführen. Er wies darauf hin, daß Auswahl Menge voraussetze, und daß dieselbe daher bei der Armuth der deutschen dramatischen Literatur keine leichte Sache sei. Indeß sei schon das ein Gewinn, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben werde als es sei, und der unbefriedigte Zuschauer an demselben wenigstens urtheilen lerne. Brauche man doch einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man seinen Geschmack bilden wolle, nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen habe. Wir wissen, wie meisterhaft Lessing diesen Theil seiner Aufgabe in der Dramaturgie gelöst hat.

Gegenüber den leidenschaftlichen Anfeindungen, die das Theater damals noch, und gerade am stärksten in Hamburg, von Seiten zelotischer Geistlichen zu erfahren hatte, gab er es gerne zu, daß die Bühne gleich bei der Eröffnung in dem von Loewen verfaßten [2]) Prologe und Epiloge als moralische Anstalt hingestellt und das Schauspiel „in seiner höchsten Würde als Supplement der Gesetze" betrachtet und gefeiert wurde. Ja er ergriff eifrig die Gelegenheit, welche ihm schon die erste Vorstellung bot, um der Geistlichkeit sein Kompliment zu machen, und ihr gleich in den ersten Blättern seiner Dramaturgie die erforderlichen sittenpolizeilichen Garantien zu geben. In dem Eröffnungsstücke von Cronegk hatte der Vers:

„Der Himmel kann verzeih'n, allein ein Priester nicht!"

bei dem versammelten Publikum ein Beifallsgemurmel hervorgerufen.

---

[1]) S. Briefe an Klotz. Th. II. S. 8.

[2]) Gubrauer, II. 140. nennt Dusch als Verfasser des Epilogs. Lessing dagegen schreibt beide Gedichte Loewen zu (VII. 27).

Lessing mißbilligte dies durchaus. Er tadelte aber auch den Dichter, der doch mit diesem Verse nur einen Satz ausgesprochen hatte, der in dem gelobten Lande des Priesterthums noch heute als ein Axiom gilt [1]), und dessen Wahrheit der herrliche Mann selbst wenige Jahre später an seinem eigenen Leben so bitter erfahren sollte! Es ist rührend zu lesen, wie angelegentlich er hier den angegriffenen Stand in Schutz nimmt. Nicht einmal das läßt er als Entschuldigung gelten, daß im Drama doch nicht der Dichter selbst spreche, sondern genöthigt sei, seine Personen ihrem Charakter gemäß sprechen zu lassen. Denn in keinem Falle dürfe sich die poetische Wahrheit, die freilich andere Gesetze habe als die absolute, von der letztern so weit entfernen, daß der Dichter annehme, ein Mensch könne das Böse um des Bösen wegen wollen. „Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, sowie in den wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Böswichter waren, die zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?“

Das Letztere geschah nun trotz aller Vorsicht Lessings, wie wir später sehen werden, in Hamburg dennoch. Aber er selbst blieb wenigstens von dem Eifer des fanatischen Zionswächters verschont, der ihm sogar die Ehre anthat, seine dramatischen Arbeiten neben denen Gellerts und Weisse's von dem allgemeinen Anathema, welches er gegen die deutsche Bühne schleuderte, ausdrücklich auszunehmen,

[1]) S. Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien, III. S. 265.

und der auch Lessings dramaturgische Thätigkeit ungehudelt ließ, während der arme Loewen das Bad bezahlen mußte[1]).

Mit aufopfernder Thätigkeit ging Lessing an das neue Werk. Er brach sogar, wenigstens für die erste Zeit, fast seinen ganzen Briefwechsel mit seinen Berliner Freunden ab[2]). Das Uebelste war, das ihm die kaufmännische Verbindung, in welche er mit Bode getreten war, (S. oben S. 277) viel Sorge und Arbeit verursachte, während der äußerlich geschäftliche Theil seiner dramaturgischen Stellung, das Korrespondiren über Engagements und dergleichen, ebenfalls eine kostbare Zeit verschlang[3]), und die drückende Sorge um die Seinen, die ihn immer aufs Neue bestürmten, dem geplagten und, wie er einmal an seinen Vater schreibt, von Sorgen, Arbeiten und Verwirrungen aller Art oft „an Leib und Seele erschöpften" Manne auch hier keine Ruhe ließ[4]). Aber schlimmer als dies Alles war die Wirkung, welche die nur zu bald sich ihm aufdrängende Einsicht auf ihn üben mußte, daß er sich in seinen Hoffnungen auf diesen neuen Lebensplan getäuscht habe.

Große bahnbrechende Menschen kommen freilich immer zur rechten Zeit für die Menschheit, aber für ihr persönliches Glück meist eben deshalb zu früh.

Dies war Lessings Schicksal in mehr als einem Betrachte. Auch hier hatte er dasselbe Unglück, wie durch sein ganzes Leben, das für ihn selbst zu einer ununterbrochenen Kette von Täuschungen wurde, weil er immer und überall der Zeit und den Verhältnissen voraus war.

---

[1]) Briefe an Klotz, II. S. 9—12.

[2]) XII. 182 vergl. 190. Aus den neun Monaten des Jahres 1767 in Hamburg besitzen wir von Lessing nur vier Briefe, drei an seinen Bruder, einen an seinen Vater. Von Briefen an ihn nur einen (von Karl Lessing.) Doch sind mehrere von Lessings Briefen wie die an Nicolai und Voß gerichteten, verloren gegangen. S. XIII. 133.

[3]) XII. 182. 186. 187. 204.

[4]) XII. 184. 185—186. 193.

Schon vier Wochen nach der Eröffnung des neuen Theaters schrieb er seinem Bruder im engsten Vertrauen, daß er kaum recht wisse, was er ihm von seinen Umständen melden solle. „Es gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen.“ Unter den leitenden Unternehmern herrsche Uneinigkeit, und Niemand wisse, wer Koch oder Kellner sei. Wenige Wochen später sah er sich von dem Hauptunternehmer gegenüber der Komödianten-Empfindlichkeit einer Schauspielerin im Stiche gelassen und genöthigt, seine spezielle dramaturgische Thätigkeit für die Beurtheilung der Aufführungen und für die Förderung der dramatischen Darstellungskunst aufzugeben. Das hätte indessen noch hingehen mögen, da es im Ganzen genommen der wichtigsten Frucht von Lessings Thätigkeit, seiner Dramaturgie, nicht wesentlich zum Nachtheil gedieh. Aber das Schlimmste war, daß das ganze mit so großen Hoffnungen begonnene Unternehmen des deutschen Nationaltheaters Schiffbruch litt, und zwar in kürzerer Frist, als selbst minder Hoffnungsreiche vorausgesehen hatten.

Wir können uns hier mit Aufzählung der einzelnen Ursachen dieses Scheiterns nicht aufhalten. Sie gehören in die spezielle Geschichte des deutschen Theaters. Die Hauptursache war nach Lessings eigenem Zeugniß der Mangel an Bildung, Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Publikums, das, wie in solchen Fällen immer, zu spät einsah, was es durch seine Schuld verloren, und dessen Sinn erst in Folge der gescheiterten Bemühungen Lessings und seiner Genossen gehörig vorbereitet wurde, um zehn Jahre später die Blüthe des Schröder'schen Theaters möglich zu machen. Vergeblich hatten Lessing und seine Genossen an den patriotischen Sinn für ein Unternehmen von nationaler Bedeutung appellirt; der beschränkte Krämergeist der Hamburger Kaufleute hatte für solche Berufung keine Ohren. Hamburg war kein Athen, und sein Bürgermeister kein Perikles, nicht zu reden von dem „Edlen“ Andreas von Stock, der als römisch kaiserlicher Bevollmächtigter dem Hamburgischen Magistrate sogar darüber einen Verweis ertheilte, daß derselbe sich unterfangen

hatte, ein Bittgesuch Lessings um Censurfreiheit überhaupt nur entgegen zu nehmen! Schon nach den ersten zwei Monaten spricht sich Lessing in der Dramaturgie über das Verhalten des Hamburger Publikums aus. Er, der eingefleischte Feind der Franzosen — Feind hauptsächlich darum, weil ihn die ausländernde deutsche Selbsterniedrigung empörte — fühlte sich zu einer Parallele gezwungen, in der, was gebildeten Patriotismus betrifft, die Deutschen den Franzosen gegenüber noch als Barbaren erschienen. Es war bei Gelegenheit von Du Belloy's Zelmire, daß Lessing seinem Herzen Luft machte. Der Name des Dichters, dessen Drama „die Belagerung von Calais" zwei Jahre zuvor in Paris, ja in ganz Frankreich einen Sturm patriotischen Beifalls erregt hatte, und auch in Deutschland mit großer Pracht gegeben wurde [1]), war damals in aller Munde[2]). „Wenn es dies Stück nicht verdiente, sagt Lessing, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müssiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, doch die Frage: ob ein Barde oder ein Mann, der mit Bärfellen und Bernstein handelt, der nütz-

[1]) Schröders Leben I. 151.

[2]) Ueber Du Belloy s. Arnd: Geschichte der französischen Nationalliteratur Th. II. S. 277—280.

lichere Bürger wäre, sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit! wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig werden! Was Wunder auch? Unsere Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler, man äußere den Wunsch, daß eine reiche blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?) durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. „„Dem Himmel sei Dank, ruft nicht blos der Wucherer Albinus, daß unsere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!““ — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im Geringsten mit den freien Künsten in Verbindung steht. Aber,

— haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit —[1])

Doch ich vergesse mich, wie gehört das Alles zur Zelmire?“

Zur Zelmire gehörte das Alles freilich nicht, wohl aber zur Charakteristik des Verhaltens, welches das Hamburger Publikum dem

[1]) — — — Hat einmal der Rost der Gewinnsucht
So um das Herz sich gelegt, wie können Gedichte wir haben,
Würdig des Cedern-Oels und des glatten cypressenen Schrankes.
(Horat. Dichtkunst 330—332.)

neuen patriotischen Unternehmen eines deutschen National-Theaters entgegenbrachte, das bereits wenige Monate nach seinem Beginnen dem Untergange zuzueilen begann. Schon im September war das Kapital der Unternehmer aufgezehrt, und diese sahen sich, da jede Unterstützung der Hamburger Krösusse ausblieb, zu den verzweifeltsten Mitteln genöthigt. Da die gebildeten Klassen sie bei ihren künstlerischen, auf die Hebung des Geschmacks und der Bildung gerichteten Bestrebungen im Stiche ließen, griff man zu der Sympathie der Massen als zu einem Rettungsanker im drohenden Schiffbruch. Man gab Harlekinaden, führte das Ballet wieder ein, und ließ sogar Seiltänzer kommen. Lessing mußte es erleben, daß am Tage der Aufführung seiner Minna von Barnhelm nach beendeter Vorstellung Lustspringer die Bühne entweihten! Auch für den Dichter selbst lag die schmerzliche Parallele zwischen deutschen und französischen Bildungszuständen nahe genug, als er sie niederschrieb. Hatte man doch in Hamburg, während ganz Frankreich einem patriotischen Drama zujauchzte, so eben die Aufführung seiner Minna von Barnhelm, des ersten patriotisch deutschen Drama's, verboten! Der Hamburger Magistrat wollte die Gefahr der Erlaubniß nicht übernehmen, da der preußische Resident, weil er keine Autorisation von Berlin hatte, seine Genehmigung trotz Lessings schriftlicher und mündlicher Vorstellungen verweigerte! [1]) Erst nach vier Monaten ward endlich die Erlaubniß ertheilt.

Das deutsche Theater ging unterdessen mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die wenigen Begünstiger desselben unter der Elite der Gebildeten, welche von dem übrigen Theile des Publikums dafür mit dem Spottnamen der „Kenner" belegt wurden, konnten es nicht halten. Und als endlich gar eine Truppe französischer

[1]) XII. 184—185. Sie wurde in Hamburg zuerst am 28. Septbr. aufgeführt, und in zehn Wochen „nur fünfmal" wiederholt, was, wie Schröders Biograph bemerkt (I. 184), nicht eben als eine Lobrede auf den Geschmack des Publikums gelten könne!

Schauspieler gegen das Ende des Jahres in Hamburg eintraf, und den Zulauf der guten Gesellschaft an sich riß, sahen die deutschen Unternehmer sich gezwungen, am 4. Dezember die Bühne zu schließen, worauf die Gesellschaft für den Winter nach Hannover übersiedelte, woselbst sie mit vielem Beifall spielte und in Schröder einen neuen wichtigen Zuwachs erhielt.

Lessing blieb natürlich in Hamburg zurück, an das er schon durch seine Verbindung mit Bode's Buchdruckerei gefesselt war. Seine Lage war in mehr als einer Rücksicht traurig zu nennen. Von einer Auszahlung des ihm zugesicherten Gehalts konnte bei den zerrütteten Finanzverhältnissen der Theaterunternehmer nicht die Rede sein. Den Rest des aus dem Verkaufe seiner Bibliothek gelösten Geldes hatte er „bis auf den letzten Heller" in das Druckerei-Unternehmen gesteckt und noch Geld auf Credit dazu erborgen müssen, dessen Rückzahlung ihn drückend belästigte[1]). Er befand sich an einem fremden Orte, wo er, wie er den Seinen schrieb, kaum einen oder zwei und obenein nicht eben reiche Bekannte hatte, denen er sich vertrauen und deren Beistand er in Fällen äußerster Noth in Anspruch nehmen könnte[2]). Dazu der Schmerz über den Verfall des Theaters, dessen Entfernung von Hamburg er noch im September so wenig für wahrscheinlich gehalten hatte, daß er sich gerade damals eifrig mit der Vollendung seines Faust beschäftigte, um denselben im Winter dort aufführen zu lassen[3]). Die Verstimmung über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen spricht sich selbst in dem Briefe aus, mit welchem er seinem Vater am Schlusse des Jahres zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum gratulirte.

Inzwischen arbeitete er in Hamburg an seiner Dramaturgie weiter, mit der er bereits längere Zeit hinter den Aufführungen

[1]) XII. 186.
[2]) XII. 193.
[3]) XII. 185.

zurückgeblieben war. Er wollte wenigstens durch das Forterscheinen derselben den Hamburgern die Erinnerung an ihr Theater lebendig erhalten, bis die Gesellschaft am Ende des Winters wieder dorthin zurückkehren würde. Diese Rückkehr erfolgte zwar im Mai 1768, allein der Untergang des Unternehmens war nicht mehr aufzuhalten. Die wiederholten Anrufungen des Patriotismus von der Bühne herab in den Loewen'schen Prologen verhallten ungehört. Loewen selbst legte seine Stellung nieder und zog sich nach Rostock zurück, wo er zwei Jahre darauf starb. Nur Lessing hielt bis zuletzt bei dem Theater aus, das schließlich noch durch den Streit der Hamburger Geistlichen und die fanatischen, in der unflätigsten Sprache geführten Angriffe des Hauptpastor Götze gegen den Besuch des Schauspiels den letzten Stoß erhielt. Lessings Stimmung drückt sich in den Worten aus, mit denen er seinen Freund Nicolai aufforderte, das dem Untergange geweihte Theater zu sehen. „Ich dächte, schrieb er Ende September 1768, Sie kämen nach Hamburg, um unser Theater zu sehen, welches zu Ostern gleichfalls auffliegt. Damit wäre es also auch vorbei!“[1]) — Am 25. November wurde das Theater mit einem Stück von Weisse geschlossen, ein halbes Jahr früher, als Lessing es erwartet hatte.

So war er wieder um eine Illusion ärmer! — Transeat cum cæteris erroribus! (Vorbei wie die andern Täuschungen!) das war die kurze Leichenrede, die er dem Traume, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, in seinem Briefe an Ramler hielt. Den ganzen Jammer der Geschichte des Unternehmens mochte er freilich in der Dramaturgie nicht erzählen[2]), aber das konnte er sich nicht versagen, am Schlusse derselben dem Hamburgischen Publikum und der deutschen Nation einige Wahrheiten zu sagen, die uns noch heute in den Ohren gellen. „Wenn das Publikum fragt, was ist denn

[1]) XII. 203.
[2]) XII. 213.

nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts! sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts! ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen! — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch nicht einmal eine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos[1]) von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseits dem Rhein kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich: lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. — Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist verschwunden: und soviel ich diesen Ort habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird."

Aber wenn sich auch Lessing bei dem kläglichen Untergange eines so hoffnungsreich begonnenen Unternehmens einer Stimmung überlassen mochte, die auf das bekannte Goethe'sche

„Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan!"

hinauslief, so sollte doch die Folgezeit lehren, daß der Eindruck und

[1]) Dies „blos" ist vielsagend.

die Nachwirkungen dieses ersten Versuchs, ein würdig befestigtes Theater zu begründen, nicht resultatlos blieben. Der Gedanke, welcher demselben zum Grunde lag, forderte, wie der Geschichtschreiber des deutschen Theaters mit Recht bemerkt, nachdem er einmal ins Leben gerufen worden, auch nach dem Mißlingen desselben, wie alle Wahrheit, fort und fort seine Verwirklichung. „Die Schauspielkunst insbesondere hatte unzweifelhafte Vortheile dabei errungen. Lessings Dramaturgie hatte dem nationalen Geiste der Hamburger Schule volle Zuversicht, Minna von Barnhelm ihr künstlerische Erfüllung gegeben, und so bezeichnet diese traurige Episode in Lessings Leben dennoch einen der erfreulichsten Bildungsmomente der deutschen dramatischen Kunst“ [1]). Denn obschon er gezwungen ward, allzufrüh „die Hand von diesem Pfluge abzuziehen,“ so war durch ihn doch ein für allemal das Theater in den Mittelpunkt des deutschen Literatur- und Kultur-Interesses gerückt und der treibende Anstoß für alle diejenigen Bemühungen gegeben worden, durch welche sich im Laufe der nächstfolgenden sechszig bis siebzig Jahre eine Reihe ausgezeichneter Geister unseres Volks, die Schiller, Goethe, Tieck und Immermann so fruchtbar für die Hebung der deutschen Bühne bethätigen sollten.

Zweites Kapitel.

Schicksal der Dramaturgie.

Vor Allem war es die Hamburgische Dramaturgie, die herrlichste Frucht der gescheiterten Unternehmung, welche als ein reiches Vermächtniß der Nation zurückblieb.

[1]) II. 189—190.

Zwar auch dies Werk Lessings, wie der Laokoon, liegt als Torso vor uns, und hat wie der Laokoon seine Geschichte, die bereits durch den im vorigen Kapitel erzählten raschen Verfall und Untergang des ersten deutschen Nationaltheaters erklärt ist. Aber diese Erklärung ist unvollständig. Sie wird ergänzt durch das Verhältniß Lessings zu den Schauspielern, das wir im folgenden Kapitel besprechen werden, und durch die deutschen Preßverhältnisse der damaligen Zeit. Es waren nämlich kaum die ersten dreißig Stücke der bogenweise ausgegebenen dramaturgischen Zeitschrift erschienen, als der freibeuternde Nachdruck über dieselbe als gute Prise herfiel. Nicht nur in Leipzig, sondern sogar in Hamburg selbst druckte man die Dramaturgie nach, und Lessing sah sich genöthigt, in der Hamburger Zeitung an das deutsche Ehrgefühl mit der Bemerkung zu appelliren, daß er dem Publikum zwar nicht verbieten könne, den Nachdruck zu begünstigen, ihm aber zu bedenken gebe, daß es sich nothwendig dadurch *um das Werk selbst bringen müsse*. Denn wenn die Anzahl von Exemplaren, die zur Bestreitung der Unkosten erforderlich sei, nicht abgesetzt werden könne, so werde es unfehlbar liegen bleiben.

Es ist beschämend für das deutsche Nationalgefühl, daß diese Bitte unberücksichtigt blieb! Wir haben darüber Lessings bestimmte Erklärung. „Es ist die lautere Wahrheit," sagt er am Schlusse der Dramaturgie, „daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger hat machen wollen, *die einzige Ursache ist*, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben." Das Theater hatte die Unkosten zu dem Blatte hergegeben, in der Hoffnung, wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Aber selbst diese bescheidene Hoffnung schlug fehl. Das Publikum bewunderte das Werk, aber es kaufte den wohlfeilen Nachdruck. Mit bitterer Resignation erklärte Lessing: er sei gar nicht ungehalten darüber, daß er den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen könne. „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als

ich sie anlegte. Klotz und Consorten wünschen ohnedem, daß ich sie nie angelegt hätte; — die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf oder sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines besseren Schriftstellers eben so in's Stocken geriethe und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan dazu machten, daß auch das nützlichste unter solchen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte." Nicht ohne Ursache erwähnte er dabei Klotz und Consorten, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der unter der Firma Dodsley und Comp. unternommene Nachdruck, sowie die von derselben veröffentlichte Aufforderung an die deutschen Buchhändler, dem Selbstverlage der Schriftsteller, wie ihn Lessing in gewisser Art begonnen hatte, durch Nachdruck ihrer Werke zu steuern, von Klotz und seiner Clique begünstigt wurde. Dafür zeugt die höhnische Art, wie Klotz in seiner deutschen Bibliothek diese Sache besprach[1]), der überhaupt den Nachdruck als etwas Gleichgültiges für die Schriftsteller darzustellen beflissen war.

Es ist begreiflich, daß Lessing es unter solchen Umständen aufgeben mußte, die Dramaturgie, wie es sein Plan war, bis zum Ende der Seyler'schen Theaterunternehmung fortzuführen. Die vorhandenen zwei Bände enthalten nur die Besprechung der an den ersten zweiundfunfzig Abenden (vom 22. April bis zum 28. Juli 1767) aufgeführten Dramen. Die Kritik der Darstellungen sah er sich genöthigt aus Gründen, die wir bereits oben (S. 285) angedeutet haben und später genauer kennen lernen werden, schon nach den ersten Wochen abzubrechen. Nach dieser Zeit blieb er mit der Ausgabe der einzelnen Hefte fortwährend im Rückstande. Im Juni 1768 war die Dramaturgie erst bis zum 82sten Stücke gediehen;[2]) der Rest des zweiten

[1]) Deutsche Bibl. Bd. II. S. 60, vergl. Bd. IV. S. 316, wo absichtlich ein Nachdruck von Lessings Gedichten angezeigt wird.

[2]) XII. 197.

Bandes sollte in wenigen Wochen folgen[1]), verzögerte sich aber fast noch um zehn Monate, so daß, wie Lessing gestand, die letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben wurden, als ihr Datum (der 19. April 1768) besagt. Denn das Ende des zweiten Bandes erschien erst zu Ostern des Jahres 1769, um welche Zeit Lessing sich bereits wieder, veranlaßt durch seinen Kampf gegen Klotz, in die seit dem Laokoon nicht fortgesetzten antiquarischen Studien vertieft hatte, und damit umging, Deutschland auf lange Zeit zu verlassen, um seinen Plan einer Reise nach Italien und Griechenland auszuführen.

Das Abbrechen der Dramaturgie war in der That für die deutsche Literatur ein unersetzlicher Verlust. Selbst Lessings perfide Gegner und ihr Bannerträger Klotz, welche sich gegen Lessings Werk die unwürdigsten Angriffe erlaubt und mit dazu beigetragen hatten, ihm seine Arbeit zu verleiden, konnten doch nicht umhin, dies anzuerkennen und es auszusprechen, daß alle die zahlreichen Nachahmungen der Dramaturgie, welche seit dem ersten Erscheinen derselben wie Pilze in Deutschland aufgeschossen waren, entfernt keine Entschädigung für das Aufhören des Lessing'schen Unternehmens zu bieten vermöchten[2]).

Soviel von der äußern Geschichte der Lessing'schen Dramaturgie. Ehe wir uns aber jetzt zu der Betrachtung und Hervorhebung ihres wesentlichen Kerngehaltes wenden, müssen wir auf den speziell die Kunst der dramatischen Darstellung betreffenden Theil derselben einen Blick werfen. Denn das Schicksal, welches Lessings Bestrebungen hier erfuhren, ward mitbestimmend für die Gestalt, in welcher uns das Werk selbst vorliegt.

---

[1]) XII. 221. VII. 457.

[2]) Klotz, Deutsche Bibliothek VI. S. 151.

Drittes Kapitel.

Lessing und die Schauspieler.

Lessing hatte sein Leben lang viel und gern mit Schauspielern verkehrt, aber er war bisher noch nie als öffentlicher Beurtheiler ihrer Leistungen aufgetreten. Um so bewundernswürdiger war die Klugheit, mit welcher er jetzt, wo seine Stellung ihm eine solche Thätigkeit zur Pflicht machte, bei diesem, wie alle Erfahrenen wissen, höchst schwierigen Geschäfte zu Werke ging.

Die Dramaturgie sollte „jeden Schritt begleiten, welchen die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, auf dem neu begründeten deutschen Nationaltheater thun würde." Diese doppelte Aufgabe war um so schwieriger, als sich Lessing am allerwenigsten verhehlen konnte, daß die aufzuführenden Stücke, selbst bei dem besten Willen der Auswählenden, bei dem damaligen Zustande der deutschen Bühnenliteratur, den Darstellern meist sehr wenig dankbare Aufgaben zu gewähren vermochten. Auch die schlechten Uebersetzungen der zahlreichen französischen Stücke erschwerten den Schauspielern ihre Aufgabe unendlich; und schlecht waren fast alle, zumal die in Versen, weshalb Lessing lieber Prosa wünschte. Aber auch die damalige deutsche Prosa, selbst die einer Uebersetzerin wie die Gottsched, die sicher noch als eine der besten gelten konnte, war elend genug, und verdarb sogar guten Schauspielern in guten Stücken die Hälfte der Wirkung[1]). Er bezeichnete diese Klippe seiner dramaturgischen Wirksamkeit schon in der Ankündigung sehr genau, indem er es hervorhob: daß die größte Feinheit eines dramatischen Richters sich darin zeige, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden wisse, was und wieviel davon auf Rechnung

[1]) VII. 86—87, 89—90.

des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Denn Einen um etwas zu tadeln, was der Andere versehen habe, heiße beide verderben. Jenem werde der Muth benommen, und dieser werde sicher gemacht. „Besonders", fährt er fort, „darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei, und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Schuld als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhafteren Eindruck auf jenen gemacht hat."

In derselben Ankündigung stellte er zugleich die höchste Aufgabe des darstellenden Künstlers auf: überall mit dem Dichter zu denken, und nöthigenfalls auch für ihn zu denken. Auf die Bewährung dieser größten Eigenschaft des echten Schauspielers sollte also die Aufmerksamkeit des dramaturgischen Kritikers vorzugsweise gerichtet sein, und dieser Punkt ist es in der That, den Lessing in seiner Dramaturgie, so lange sie die Kritik der Vorstellungen in ihren Bereich zog, ganz besonders ins Auge faßte. Daß „eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Gang, ein lieblicher Ton Dinge seien, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen", wußte der Verfasser des Laokoon freilich nur allzugut. Doch ebensogut wußte er, daß dem Schauspieler diese „schätzbaren Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend, weder die einzigen noch die größten Vollkommenheiten des Schauspielers sind." Und hier folgt denn die Bezeichnung des wahrhaft vollkommenen Schauspielers und seines wesentlichen Berufs mit den berühmten Worten: „Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."

Lessing sagte nicht zu viel, wenn er hinzusetzte: man habe allen

Grund, sich hiervon häufige Beispiele von den Schauspielern der neuen Bühne zu versprechen. Es war auf derselben eine Kunstgenossenschaft beisammen, wie sie Deutschland in solcher Vereinigung noch nicht gesehen hatte. An ihrer Spitze stand der Mann, dem die Geschichte seiner Kunst den Ehrennamen des Vaters der deutschen Schauspielkunst ertheilt hat, stand Konrad Eckhoff, von seinen Zeitgenossen der deutsche Roscius genannt, von dem feinsinnigen Lichtenberg dem großen Garrick ebenbürtig an die Seite gesetzt; ein Künstler, der, verlassen von fast allen sogenannten schauspielerischen Mitteln, gewinnender Gestalt und anmuthiger Erscheinung, ja in seinem Aeußeren als ein ächtes Proletarierkind von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt, und bei überwiegendem innern Drange zur darstellenden Kunst fast allein auf die Wirkung der geistigen Gewalt des Worts durch das Mittel einer unvergleichlichen Stimme auf Gemüth, Seele und Urtheilskraft des Hörers beschränkt, dennoch das Höchste in seiner Kunst erreicht hatte und grade damals auf der Höhe seiner Kraft und Leistung stand. Als Künstler wie als Mensch war er ganz der Mann nach dem Herzen Lessings. Wie dieser sich keinen guten dramatischen Schriftsteller ohne sittliche Tüchtigkeit und Adel des Charakters denken konnte, und deshalb seinem Bruder empfahl, „fleißig Moral zu studiren und seinen eignen Charakter zu verbessern", wenn er als dramatischer Dichter etwas leisten wolle[1]), so war auch Eckhofs ganzes Streben vorzugsweise auf die sittlich-geistige Hebung seines Standes gerichtet. In dem Gemüthe dieses Mannes hatte die höhere Anschauung von seinem Berufe in der That, wie Devrient sagt, eine wahrhaft religiöse Begeisterung erweckt, und mehr als alle einzelnen künstlerischen Fortschritte, welche ihm die Schauspielkunst verdankt, waren es die vollendete Persönlichkeit, der treue Fleiß, das unausgesetzte Bildungsstreben, der Gemeinsinn für die Sache der Kunst, mit einem Worte der sittliche Adel des

[1]) XII. 211.

Charakters, zu denen er selbst sich erhob, und die er in seinem Stande auszubilden versuchte, wodurch er der deutschen Bühnenkunst die Bahn der Vervollkommnung geöffnet hat[1]). Lessing hatte ihn schon zehn Jahre früher auf jener verunglückten Reise nach England in Hamburg kennen gelernt[2]), wo Eckhof damals als eine Art von Unterprinzipal die Schönemann'sche Gesellschaft leitete, und neben den Franzosen für die deutschen Originalproduktionen Boden zu schaffen suchte; vor allem für die Dramen Lessings, dessen Miß Sara er dort zuerst aufführte. Eckhof hatte bei derselben Gesellschaft eine Akademie zum wissenschaftlichen Studium der Schauspielkunst gegründet, welche nach seinem Ausdrucke gleichsam die Grammatik dieser Kunst entwickeln und den Schauspielern „die Mittel zum Bewußtsein bringen sollte, durch welche sie zu der Fähigkeit gelangen möchten, nichts ohne hinlänglichen Grund zu thun, und den Namen eines Künstlers mit Recht zu verdienen." Dieser erste Versuch, die Schauspieler zu einem ernstlichen und gründlichen Studium ihrer Kunst zu bringen, war freilich nur von kurzem Bestande gewesen; allein er hatte doch seine Früchte getragen, zumal da Eckhof auch nach dem Aufhören jener Akademie fest bei seinem Bestreben für das Allgemeine beharrte. Ein solcher Mann war ganz geschaffen für Lessing. Beide waren von derselben redlichen Wahrheitsliebe, von gleichem Eifer für Einführung volksthümlicher Natürlichkeit und Einfalt. Die Auffassung seiner Kunst, welche Eckhof in den berühmten Satz kleidete, daß der Mime um der Schöpfung des Dichters den vollen Schein der Wirklichkeit zu verleihen, „ihm in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften nachtauchen müsse, bis er ihn finde," war ganz im Geiste Lessings. Alles was dieser gedacht und gewollt trat in Eckhof — und nur in ihm — vollkommen in die künstlerische Erscheinung; durch ihn ward zuerst der in

[1]) Devrient II. 87.
[2]) S. oben S. 151.

Deutschland eingedrungene französische Styl der Darstellung gestürzt, und die wahre individuelle Sprache und Tonleiter der Natur zum Gesetz erhoben [1]). So stehen beide, Lessing und Eckhof ungetrennt im Geiste da als die Stifter der eigenthümlich deutschen Schule der Schauspielkunst [2]).

Hören wir jetzt Lessing selber reden über diesen großen Künstler. Gleich das erste Wort, das er von ihm sagt, bezeichnet den Meister, der weit über alle zeitgenössischen Künstler hervorragte. Eckhof hatte bei der ersten Vorstellung, mit welcher man die neue Bühne eröffnete, eine ganz unbedeutende Rolle übernommen. Wer die Schauspieler kennt, weiß, was dies sagen will. Sein Lohn war Lessings Ausspruch: „Dieser Mann mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer als den ersten Akteur und bedauert, nicht zugleich auch alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können." Im Besondern rühmt Lessing dann Eckhofs Meisterschaft im Vortrage allgemeiner Betrachtungen, und die Bemerkungen, welche er bei dieser Gelegenheit macht, sind ebenso wie die feinsinnige Unterscheidung der originalen von der kopirten Empfindung des Schauspielers noch heute von vollendeter Gültigkeit [3]). Ueberhaupt sind die ersten Stücke der Dramaturgie reich an solchen auf die Kunst des Schauspielers bezüglichen Winken, und man sieht, daß es Lessing auch mit diesem Theile seiner Aufgabe Ernst war. Er geht auf die den Vortrag begleitenden Handbewegungen ein, welche „als natürliche Zeichen der Dinge den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verschaffen helfen," und weist auch hier auf die Alten zurück. Er vergleicht die „stets bedeutenden" Arm- und Handbewegungen derselben mit der sinnlosen Einförmigkeit der modernen Gestikulation, deren Zerrbild wie es Lessing entwirft [4]), wir noch heute

[1]) Vischer, Aesthetik III. 3. S. 1453.
[2]) Devrient, II. S. 124. 179—180.
[3]) VII. 11—21.
[4]) VII. 19.

auf manchen großen Bühnen sehen können! Er entwickelt die Nothwendigkeit und Bedeutung der individualisirenden Gesten und verspricht, bei späterer Gelegenheit die Gradation von bedeutenden zu malerischen Gesten, ihren Unterschied und ihren Gebrauch in Beispielen zu erläutern. Am Schlusse dieser dramaturgischen Abschweifung über den Vortrag bekennt er, daß man alles Lehrreiche, was man darin finde, lediglich den Beispielen Eckhofs zu danken habe. „Ich habe nichts als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht!"

Mit gleicher Bewunderung finden wir des großen Künstlers an allen übrigen Stellen erwähnt, wo sein Name genannt wird[1]). Ihm müssen selbst vom Dichter verfehlte Scenen Gelegenheit geben, seine Kunst zu beweisen. Die Feinheit seiner Uebergänge vom Stolze zur Zärtlichkeit, von der Zärtlichkeit zur Erbitterung in der Rolle des Orosman (in Voltaire's Zaire) bringt Lessing zu dem Ausrufe: „Alles was Raimond de Saint Albine in seinem Schauspieler hierbei beobachtet wissen will, leistet Eckhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunstrichters gewesen sein!" Mit den Ausdrücken reiner Begeisterung feiert er die vollendete Kunst der Auffassung in der Titelrolle von Gressets Sidney, die er eine der stärksten Rollen Eckhofs nennt; und die Darstellung einer andern Rolle in einem längst vergessenen Stücke der Madame Graffigny reißt ihn zu dem Ausrufe hin. Tot linguae quot membra viro[2])!

Ich kann mich hier nicht bei der Erörterung des abweichenden Urtheils aufhalten, durch welches später Eckhofs großer Nebenbuhler Schröder das dem ersteren von Lessing gespendete Lob hier und da zu ermäßigen suchte[3]). Fest steht, daß der größte Schauspieler seiner

[1]) VII. 43. 75. 76. 91. 112.

[2]) „Jedes Glied spricht an dem Mann!"

[3]) Schröders Leben von Meyer, I. 129. 143 ff.

Zeit des größten deutschen Dramaturgen würdig war, und daß Gotter die Wahrheit sprach, wenn er bei Eckhofs Tode (1778) an seinem Grabe den deutschen Schauspielern zurief:

Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: Er schuf Euch die Kunst und adelte den Stand,
Orakel Eures Spiels und Vorbild Eurer Sitten.

Wenn Lessing den großen Meister so vor den andern hervorhob, so vergaß er doch nicht auch diesen überall die gebührende Anerkennung zu zollen. Sein allgemeiner Kanon für die Aufführungen war: Man muß mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden sein, wenn unter vier oder fünf Personen einige vortrefflich und die andern gut gespielt haben[1]). Nach diesem Grundsatze verfuhr er durchaus. Er erwähnte der Darstellungen und Aufführungen immer nur da, wo er loben konnte[2]). Als sich über ein Paar Verse in dem von Loewen für die Eröffnung der Bühne verfaßten Epiloge Unzufriedenheit regte, weil darin den Zuschauern zugerufen ward:

Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt,
In welcher tausend Quins für einen Garrick sind.

beeilte er sich, die Mißdeutung dieser Stelle durch eine Erklärung zu beseitigen, welche die mißvergnügten Schauspieler zufrieden stellen sollte. Und so sehen wir ihn überhaupt eifrig beflissen, das so überaus reizbare und empfindliche Völkchen der Schauspieler möglichst bei guter Laune zu erhalten, worauf für das Gelingen der Unternehmung so unendlich viel ankam. Er behandelte die bedeutenderen mit Achtung, die Schwächeren mit aufmunternder Schonung. Während er einen Eckhof gebührend auszeichnete, vergaß er selbst die

[1]) VII. 11.
[2]) VII. 42. 54. 55. 66.

guten Darsteller kleiner Bedientenrollen und Nebenpersonen nicht, und die Merschy und Felbrich und wie sie weiter heißen, verdanken ihm nicht minder wie die bedeutenderen Künstlerinnen Hensel und Loewen eine ungeahnte Unsterblichkeit ihrer Namen[1]). Es ist unmöglich die Feinheit von Lessings dramaturgischen Bemerkungen über das Spiel der Madame Hensel, der wichtigsten Schauspielerin des Theaters, weil sie den Hauptunternehmer Seyler beherrschte, in der abgeschmackten Rolle der Clorinde in Cronegks Olint und Sophronia zu übertreffen. Man muß aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer es ist in ähnlichem Falle Kritik zu üben, um die Art und Weise völlig zu würdigen, in welcher sich Lessing die Möglichkeit zu sichern versteht, seine Ausstellungen vorzubringen, ohne zu verletzen, und um die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher er sogar den letzteren eine Färbung des Lobes zu geben weiß[2]), oder da wo er eine direkte Mißbilligung des Spiels aussprechen muß, doch zugleich bestrebt ist, die gang und gäbe Ueberlieferung der Spielweise als Entschuldigung anzuführen[3]). Daneben suchte er zugleich die bürgerliche Stellung des Standes und Berufes durch die nachdrückliche Erklärung zu heben, „daß das Talent desselben so schätzbar wie jedes andere, seine öffentliche Bethätigung für Niemand eine Schande sei."

Trotz alledem sollte Lessing die bittere Erfahrung machen, daß alle seine Vorsicht, Milde und Schonung vergeblich war. Schon vor dem Erscheinen der Dramaturgie hatte eine der tüchtigsten Schauspielerinnen, die von Gotter hochgefeierte und auch von Lessing sehr geschätzte[4]) Madame Mécour es sich ausbedungen, in Lessings Kritiken weder im Guten noch im Bösen erwähnt zu werden, und

---

[1]) VII. 82. — Ueber die Hensel S. 21. 23. 25. 61. 90. 113. — Ueber die Loewen 37—38. 55. 61. 112. Außerdem erwähnt Lessing noch die Schauspieler: Ackermann S. 55. Boeck, 66. Borchers, 88. Mad. Boeck, 91. Felbrich, 47.

[2]) VII. 23. 25. 113.

[3]) VII. 79.

[4]) XII. 301.

Lessing hatte der thörichten Frau, die sich mit solcher Laune um das beneidenswürdigste Zeugniß ihres großen Talents gebracht hat, diese Bedingung gern zugestanden. Aber er hatte seine Dramaturgie kaum über die ersten vier Wochen fortgeführt, als er mit dem fünfundzwanzigsten Stücke seine Kritik der Darstellungen und der Schauspieler ein für allemal abbrach.

Die jämmerliche Komödianteneitelkeit, welche ihn dazu veranlaßte, bleibt, wie Devrient mit Recht sagt, ein unauslöschlicher Schandfleck für den Schauspielerstand. Im zwanzigsten Stück der Dramaturgie bei der Beurtheilung der Cenie hatte Lessing von der Darstellerin der Titelrolle gesagt: „Cenie ist Madame Hensel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler, aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswerther Fehler: die Aktrice ist für diese Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“ Vergebens hatte Lessing diesen leisen Tadel einer bei ausgezeichneten Schauspielern leider so häufigen Rollensucht in das feinste Lob gekleidet. Vergebens hatte er dieselbe Künstlerin früher als eine der ersten Aktricen bezeichnet, die das deutsche Theater jemals besessen. Die beleidigte Dame kündigte ihm die Freundschaft auf, und wußte es durch ihre Intriguen und Verhetzungen dahin zu bringen, daß Lessing diesen Theil seiner dramaturgischen Kritik völlig aufgab. Die Stimmung, in welcher er es that, erkennen wir aus den Worten, mit welchen er wenige Tage später seine letzte derartige Beurtheilung schloß, und die sich ohne Zweifel auf jenen Vorfall bezogen. „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunst

gehe bei ihm über Alles; er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltener beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheiten einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwächen haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln[1])." Stärker noch machte sich Lessings Unmuth über seine theatralischen Erfahrungen am Schlusse der Dramaturgie Luft. Hier läßt er sich über die doppelte Ursache, aus welcher er der schauspielerischen Kritik so bald überdrüssig geworden sei, also vernehmen. Zunächst über den Mangel einer wirklichen Theorie der Schauspielkunst. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug, aber spezielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präzision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn hat tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler

[1]) VII. 113.

in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit, Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Kunst abnimmt."

Es ist charakteristisch für Lessing, daß er mit diesen Bemerkungen, wie er sagt, nicht nur sich selbst, sondern auch die Schauspieler entschuldigen wollte, und daß er die Künstlerin, deren Eitelkeit und Intriguen ihm seine Aufgabe so wesentlich verleidet hatten, mehrere Jahre später gegen ihre Feinde in Wien lebhaft in Schutz nahm[1]). Verleidet aber war ihm seitdem alle spezifisch dramaturgische Thätigkeit für immer, und nach dem fünfundzwanzigsten Stücke der Dramaturgie kommt er nur noch ein einziges Mal auf die Kunst des Schauspielers zurück, um die Schauspieler der Alten zu rühmen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten, bei welcher Gelegenheit er die feinsten Bemerkungen über das Spiel in den Brüdern des Terenz anknüpft, und zugleich nachweist, daß noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert die alten römischen Grammatiker wie Donat sich auf solche dramaturgische Feinheiten sehr wohl verstanden[2]).

Wenn man die Fülle und tiefe dramaturgische Einsicht in den Bemerkungen überschaut, welche Lessing in den wenigen Wochen seiner Thätigkeit zu offenbaren Gelegenheit fand, so ist es nicht genug zu beklagen, daß sich diese reiche Fundgrube, kaum aufgedeckt, mit allen ihren Schätzen vor der aberwitzigen Empfindlichkeit des Coulissenhochmuths für immer schloß[3]). Zum ersten Male war die deutsche Schauspielkunst auf den ewig wahren Kanon der Lehren hingewiesen worden, welche Shakspeare seinem Hamlet, der die Komödianten einschult, in den Mund legt, und die, wie Lessing sagt, „goldene Regeln sind für alle Schauspieler, denen an einem ver-

[1]) XIII. 659.
[2]) VII. 321—327.
[3]) Devrient. S. 174.

nünftigen Beifalle etwas gelegen ist[1])." Was er dabei über Shakspeare's Verhältniß zur Schauspielkunst bemerkt, „daß derselbe vielleicht über die Kunst um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte", trifft gleichfalls in das Herz der Sache, während es zugleich Lessings eigenes Verhältniß zu der Kunst des Schauspielers ausspricht. Haben wir doch früher gesehen, daß Lessing sich von seinen Studentenjahren an sehr ernstlich mit dem Studium der Schauspielkunst beschäftigt, daß er Remond de Saint Albine's Werk über dieselbe im Auszuge übersetzt und bei dieser Gelegenheit eine eigene Schrift „über die körperliche Beredtsamkeit" versprochen hatte, ja daß es eine Periode seines Lebens gab, wo er nicht übel Lust hatte, sich selbst als Schauspieler zu versuchen. Der Kern seiner Theorie liegt in den berühmten Worten, die er einst einem Schauspieler in's Stammbuch schrieb (I. 200):

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur!
Wenn Kunst sich in Natur verwändelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt."

Ein vortreffliches Kapitel bilden die Bemerkungen über das „Feuer" des Schauspielers, die noch heute von jedem tüchtigen Regisseur seinen Schauspielern von Zeit zu Zeit vorgelesen zu werden verdienten[2]). Die Stellung, welche er hier der Kunst des Schauspielers mitten inne zwischen den bildenden Künsten und der Poesie anweist, deutet hin auf die Resultate seines Laokoon, von dessen Gedanken er noch so voll war, als er diese neue Thätigkeit begann. Eben so werthvoll sind seine Bemerkungen über das „Mouvement in der Deklamation", seine Warnungen gegen rohen Realismus in der Pantomime, sein Hinweis auf die Ausbeutung der Phantasie des Zuschauers, sein Dringen auf rasches Spiel, besonders in dem

[1]) VII. 24.
[2]) VII. 25—27.

leichten Genre der possenhaften Komödie. Und wenn er an den Satz von der Wichtigkeit des Stoffes für den dramatischen, zumal den tragischen Dichter die Bemerkung knüpft, daß selbst die schwächsten und verwirrtesten Stücke noch immer eine Art von Glück machen, wenn der Dichter nur mit dem Stoffe einen glücklichen Griff gethan habe: so vergißt er dabei die zweite nicht, daß es wunderbarer Weise immer solche Stücke sind, in denen sich gute Akteurs am vortheilhaftesten zeigen. „Selten, sagt er, wird ein Meisterstück so meisterhaft dargestellt, als es geschrieben ist; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer besser. Vielleicht weil sie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können, vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerksam zu sein, vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorstechenden Personen beruht, anstatt daß in einem vollkommneren Stücke öfters eine jede Person ein Hauptakteur sein müßte, und wenn sie es nicht ist, indem sie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft[1]." Das Tiefsinnigste aber, was jemals über die Kunst des Schauspielers gesagt worden ist, findet sich in Lessings Erörterungen über die Wechselwirkung und Harmonie zwischen Körper und Seele in Ausdruck und Gebärde, und über den wichtigen Grundsatz, daß die Kunst des Schauspielers von außen nach innen und nicht umgekehrt von innen nach außen wirken müsse. Erörterungen, zu denen ihn Eckhofs Spiel anregte, und die seitdem noch von keinem weiter verfolgt worden sind[2]).

Wie ernst es Lessing mit seiner spezifisch dramaturgischen Aufgabe gegenüber den Aufführungen selbst zu nehmen gesonnen war, geht auch daraus hervor, das er dem Orchester, „das bei unseren Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt", seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Wir verdanken ihr das

[1]) VII. 37—38. 42. 44—45. 111.
[2]) Guhrauer II. 153.

vortreffliche Kapitel über die Musik in den Zwischenakten[1]), das Diejenigen schwerlich ohne Schamröthe lesen können — nur daß sie es freilich nicht lesen! — die heutzutage an dem ersten Theater der Intelligenzhauptstadt Deutschlands aus der elendesten Geldrücksicht die Barbarei begangen haben, diese Musik völlig abzuschaffen!

So viel über den spezifisch theatralischen Theil der Lessing'schen Dramaturgie.

Von den Klagen, welche ihrerseits die Schauspieler gegen Lessing erhoben, hat sich noch ein Nachklang erhalten in der Biographie Schröders[2]), deren Verfasser von Lessing erzählt: daß er es nie über sich zu gewinnen vermocht habe, einer ganzen Vorstellung seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu erhalten. „Er ging ab und zu, sprach mit Bekannten oder hing der Gedankenjagd nach, und setzte aus Zügen, die sein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zusammen, das mehr seiner Seele als der Wirklichkeit angehörte." Man kann die Wahrheit dieser Schilderung zugeben — wie hätte auch ein Lessing immer und überall bei diesen Vorstellungen aushalten sollen, die ihm so oft durch Form und Inhalt der Stücke zu einer Marter werden mußten! Aber man wird eben so sehr Devrient Recht geben müssen, daß trotz alledem doch Lessing mit einem Blicke mehr sah, als Andere bei stundenlanger Aufmerksamkeit, und daß seine kurzen Bemerkungen von einem Vollgehalte waren, der die längsten Abhandlungen überflüssig machte. Auch das nahmen sie ihm übel, daß er auf den lauten Applaus nichts gab, den er als eine entweihende Störung der Illusion betrachtete, und daß er daher niemals durch eigene Betheiligung das Zeichen zu einem solchen Beifall gab. Wer Schauspieler kennt, wird wissen, was ein solches Verhalten des offiziellen Kritikers ihrer Leistungen

[1]) VII. 115—124.
[2]) I. 202.

für sie heißen wollte. Aber Lessings Widerwillen gegen alle solche Beförderungen der Eitelkeit war einmal so geartet, daß er es selbst von Voltaire unwürdig fand, sich von dem Publikum „herausrufen und wie ein Murmelthier begaffen und beklatschen zu lassen."

Was ihm schließlich auch noch die weitere Beschäftigung mit den Leistungen der Schauspieler verleiden mochte, war die Gemeinheit der deutschen journalistischen Klatschsucht, welche in dem um diese Zeit von dem mehrerwähnten Hallescheu Professor Klotz gegründeten Journale der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften die Stammmutter aller späteren zahlreichen deutschen Klatschjournale in's Leben rief. In dieser Zeitschrift, deren Chorführer wir später genauer betrachten werden, stand es bald zu lesen, aus welchen geheimen persönlichen Motiven der Dramaturg des neuen Nationaltheaters der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt und das Debüt einer andern so sehr erhoben habe[1]). Lessing mochte freilich darüber scherzen; aber die Art, wie er es thut, zeigt trotzdem, daß ihn diese Gemeinheiten anwiderten, die doch, wie immer, bei dem großen Haufen des Publikums begierige Aufnahme fanden. In Bezug darauf bedauert er einmal in der Dramaturgie seine Leser ironisch wegen der Täuschung, die er selbst ihnen mit seinem Blatte bereitet habe, indem er gegen den Schluß der langen Abhandlung über Voltaire's Merope in die Worte ausbricht: „Aber noch immer Merope! — Wahrlich ich bedauere meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Zeitung in kleine lustige oder rührende Romane gebracht,

[1]) Klotz, deutsche Bibliothek Bd. III. S. 59 vergl. mit Bd. IV. S. 171, wo der freche Klotzianer seine Bezugnahme auf solche Klatschgeschichten mit den Worten rechtfertigt: „Das Gerücht mag wahr oder falsch sein, ich mußte es anzeigen, um das übertriebene Lob dieser Schauspielerinnen nur einigermaßen zu erklären." Dieser eine Zug reicht hin, Geist und Ton der Klotz'schen Clique ihres Organs zu kennzeichnen.

anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie sie doch wohl sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben, anstatt kurzweiliger auch wohl ein wenig skandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen: anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedauere sie; sie sind gewaltig angeführt! Doch im Vertrauen: besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetz machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären. Wirklich nicht! Ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten."

Doch es ist Zeit, daß wir jetzt die Dramaturgie selbst ihrem wesentlichen Inhalte nach näher in's Auge fassen.

Viertes Kapitel.

Die Dramaturgie und das deutsche Drama.

Die Dramaturgie war noch weit weniger als der Laokoon ein „systematisches Buch." Aber diese fliegenden Blätter, die der zufälligsten Anregung ihr Dasein und Inhalt verdankten, wurden zu einer Philosophie der dramatischen Poesie, weil sie aus einem Geiste hervorgingen, dessen Gedankenbildung von einem durchgehenden Prinzip beherrscht, in allen ihren Aeußerungen eben nur Radien eines sonnenhellen Mittelpunktes erscheinen ließ.

Drei Hauptgesichtspunkte sind es, unter welche sich der Inhalt

der Lessing'schen Dramaturgie bringen läßt: die Kritik der deutschen dramatischen Literatur seiner Zeit, die Beurtheilung ihrer Vorbilder, der Franzosen, und die Entwickelung des Begriffs der Tragödie als der höchsten Form der dramatischen und überhaupt aller Poesie.

Was den ersten Punkt betrifft, so hatte Lessing bereits in der Ankündigung sein Urtheil deutlich genug ausgesprochen. Er durfte den Beweis nicht schuldig bleiben, daß die deutsche Bühne kaum eine werdende, viel eher eine verderbte zu nennen sei, und er lieferte ihn in einer Weise, daß den damaligen deutschen Poeten und ihren Bewunderern die Augen übergingen. Anstatt in den üblichen Lobgesang des von ihnen Geleisteten einzustimmen und den Fortschritt der dramatischen Poesie in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnde zu preisen, zeigte er auf die Irrwege hin, auf die sie sich verlaufen, und die Schritte, welche sie zurückgehen müsse, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen [1]). Es galt, seiner Nation die Wahrheit, die ganze ungeschminkte Wahrheit zu sagen, um sie zur Selbsterkenntniß zu bringen, und aus dem Traume jener faulen Selbstbespiegelung aufzurütteln, zu welcher sie allezeit nur zu viele Neigung gehabt hat. Daß dabei auch die eignen Freunde des Kritikers nicht geschont werden durften, verstand sich für einen Lessing von selbst. Ja so sehr lag ihm die Förderung der Nation am Herzen, daß er, wie wir sehen werden, um sie zur Erreichung des höchsten Zieles anzuspornen, noch einen Schritt weiter ging, und seinen eigenen Dichterruhm diesem Zwecke zum Opfer brachte.

Gleich bei dem ersten Stücke, mit welchem die Bühne eröffnet worden war, bei Cronegks Olint und Sophronia, hatte das deutsche Publikum es hören müssen, daß dieses viel bewunderte Trauerspiel des frühverstorbenen Dichters ein überaus schwaches Machwerk sei, daß es die Ehre, das neue deutsche Nationaltheater mit ihm einzuweihen, durch seinen inneren Werth wenig verdiene, und daß die

[1]) VII. 452.

Wahl demnach sehr zu tadeln wäre, „wenn sich nur zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können.“ Ein allgemeiner Unwille war die Folge dieses Urtheils, das Lessing in seiner ausführlichen Kritik des Stückes schlagend begründete. Wenn das am grünen Holze geschah, was sollte mit dem dürren werden! Standen doch Cronegks Trauerspiele damals mit Brawe's, Weisse's und Lessings eigenen Dramen im Urtheile des Publikums auf der ersten Linie, und war doch Cronegks Codrus neun Jahre zuvor von Lessings eigenen Freunden mit dem Preise gekrönt worden! Lessing that sehr betreten über diese Aufnahme seines ersten kritischen Messerschnitts, aber die humoristische Art, wie er sein Erstaunen ausdrückte, zeigte deutlich, daß es ihm mit diesem Gefühle kein Ernst war. „Ich bin sehr betroffen gewesen (schrieb er im siebenten Stück der Dramaturgie), als man mich versicherte, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverholenes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Nebenabsichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, — sie noch oft unwillig zu machen.“ Es fiel ihm nicht ein, sich durch den allgemeinen Unwillen von seiner Aufgabe abschrecken zu lassen; und diese war zunächst keine andere, als zu zeigen, daß das scharfe Wort, mit welchem er die Krönung des Codrus von Cronegk durch die Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek erklärte: „wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, der von ihnen zuerst an's Ziel kommt, doch noch ein Hinkender“, — auf die ganze dramatische Literatur Deutschlands anzuwenden sei.

Die Dramaturgie umfaßt bekanntlich nur die Aufführungen des ersten Vierteljahres. In dieser kurzen Zeit wurden nicht weniger als einundfünfzig Stücke aufgeführt, von denen nur neunzehn, und unter diesen nur eins noch dreimal während dieses Zeitraumes wiederholt wurden, was beiläufig eine außerordentliche Anstrengung der Schauspieler vor Augen stellt. Unter diesen einundfünzig Stücken waren nur sechszehn von deutschen, alle übrigen von französischen Verfassern,

und unter den deutschen mußten neben Lessing die jetzt längst vergessenen Cronegk, Elias Schlegel, Weisse die Sterne erster Größe vertreten! Die deutschen Uebersetzungen der französischen Stücke waren fast durchweg erbärmlich, und die deutsche Farbe, das einheimische Aussehen, wie Lessing es nennt, fehlte im Lustspiele nicht nur den so übertragenen, sondern auch den deutschen Originalwerken[1]). Selbst das beste Stück des besten deutschen Lustspieldichters jener Zeit, Elias Schlegels „Triumph der guten Frauen," litt an dem Kardinalfehler, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsche waren. „Wir sind aber in unseren Lustspielen, setzt Lessing hinzu, schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß dieser Fehler des Stückes eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte."

So schonend er sich auch über das deutsche Originallustspiel und die Leistungen seiner Hauptvertreter, der Weisse, Gellert, Hippel, Krüger, Heufeld, Romanus ausdrückte, um nicht allzusehr bei seinem Publikum anzustoßen und die Poeten nicht zu sehr niederzuschlagen: immer war es doch sichtbar genug, wie tief er sie gegenüber den Anforderungen des wirklichen Lustspiels stellte. In der Tragödie nun vollends schlug seine Kritik Weisse's, des damaligen deutschen Shakspeare, dem Fasse den Boden aus. Weisse hatte nach dem frühen Tode der Cronegk, Schlegel und Brawe gleichsam deren Erbfolge als tragischer Dichter angetreten. Er hatte, zur Zeit als Lessing die Dramaturgie begann, wie er sich einmal brieflich gegen Garve ausdrückte, bereits „fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert!" Unter den ersteren waren sein „Eduard III." und „Richard III.," sein „Calas," sein „Romeo und Julie," in welcher letztern Tragödie er die Shakspeare'sche Dichtung wesentlich verbessert und gereinigt zu haben sich berühmte, Lieblingsstücke des deutschen Theaterpublikums. Wie mußte es ihm in die Glieder fahren, als

[1]) VII. 77. 235.

sein alter Universitätsfreund Lessing mit aller Höflichkeit seinen vielbewunderten Richard III. vornahm, und dies regelrechte Musterstück der Nachahmung des französischen Geschmacks und seiner tragischen Unnatur in seiner ganzen Nichtigkeit aufzeigte?[1]) Zwar versicherte Weisse „seinem ersten und ältesten Freunde“ brieflich, daß er nicht so kindisch sei, über die Kritik seiner „theatralischen Possen und Tändeleien“ ungehalten zu sein; allein seine wahre Empfindung machte sich Luft in einem gleichzeitigen Briefe an Garve[2]), in welchem er Lessings gesammte Kritik im höchsten Grade ungerecht fand, ihm Mangel an Rücksicht auf das Theatralisch-Wirksame vorwarf, und seine kritischen Zergliederungen „Stubenkritik“ nannte, die zwar bei kalter Lektüre selbst das beste Stück wegsubtilisiren könne, aber jeder produktiven Einwirkung unfähig sei. „Ich denke jetzt mit Zittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert (!) habe. Hätte Lessing bei meinem ersten Versuche seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen, und beinahe ist mir, seit er Alles niederreißt, aller Muth zu weiteren Versuchen vergangen.“

Wie dieses Urbild eines sächsischen Philisters gegenüber dem großen deutschen Literaturreformer, der ihm als ein „Alles niederreißender“ Umsturzmann erschien, so empfanden dessen sämmtliche Brüder in Apollo ihre Existenz als dramatische Dichter bedroht[3]). Auf Weisse selbst hatte indessen Lessings Kritik doch die heilsame Wirkung, daß er seitdem keine weiteren Trauerspiele mehr „schmierte,“ sondern sich auf das unschuldigere Gebiet der Operntexte und Kinderschriften zurückzog. Vergebens, daß ihn Klotz und die Seinen in ihrem Journale als einen der ersten dramatischen Dichter herausstrichen, ihn ein echtes dramatisches Genie, seinen Romeo eine der

[1]) VII. 329.
[2]) Bei Guhrauer II. 213 ff.
[3]) XIII. 134.

herrlichsten Tragödien nannten, und immer und immer wieder auf die von Lessing gegen ihn verübte Ungerechtigkeit verhetzend zurückkamen[1]). Der Leipziger Kreissteuereinnehmer dichtete keine Tragödien mehr, obschon er in einem gewissen Kreise noch eine lange Zeit für einen großen Dramatiker galt, dem noch über ein Menschenalter später Iffland einen ihm zugedachten Lorbeerkranz aufsetzte[2]). Die Art und Weise, wie die Klotz'sche Literaturclique sich gegen die Lessing'sche Kritik aufzulehnen, und die deutschen Dramatiker als gemißhandelte Talente gegen den Hamburger Dramaturgen in Schutz zu nehmen versuchte, dessen Kritik dem Talente nur „Fesseln schmiede," während sie dem Theater „keinen praktischen Nutzen leiste," und dessen Sophisterei und Paradoriensucht, dessen gebieterischer Stolz und übermüthiger Eigendünkel vergesse, daß der Bühne nicht mit Regeln, sondern nur mit Beispielen zu helfen sei, — das Alles kann man in der Klotz'schen Bibliothek ausführlich lesen[3]).

Lessing jedoch verfolgte unbeirrt von diesen boshaften Schwätzern seinen Gang. Selbst ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, schien ihm zu viel. Er benutzte die schlechten deutschen Stücke, um, wie er in der Ankündigung gesagt hatte, sein Publikum wenigstens daran urtheilen zu lehren. Und während er theoretisch das Ziel hinstellte, nach welchem das deutsche Drama zu streben habe, um aus dem Zustande kindischer Unreife heraus zu kommen, wies er auch aus dem deutschen Leben selbst die Ursachen nach, welche diesen Zustand der Unreife, dies jugendliche, ja kindische Ansehen beförderten, welches unsere schöne Literatur nicht etwa blos gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar gegen die aller neueren gebildeten Völker habe. „Das meiste, sagt er, was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vor-

[1]) Deutsche Bibliothek Bd. I. 4. S. 1 9. III. 51. 163. 616. IV. 105. 198—499.

[2]) Danzel, Gottsched 269.

[3]) Klotz: Deutsche Bibliothek IV. 152 ff.

urtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke, allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit denen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir sein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, Etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher hat denn auch unsere schöne Literatur so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekelen Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann z. E. wohl in unsern höchst trivialen Komödien finden?" In demselben Sinne gedenkt Lessing [1]) der Laufbahn eines damals berühmten französischen Dramendichters, Dubelloy, der als junger Mensch aus Liebe zum Theater die Jurisprudenz bei Seite warf, Komödiant wurde, und einige Zeit sogar mit einer wandernden Truppe in Deutschland herumzog, einige Stücke machte, dann in sein Vaterland zurückkehrte, „und sehr bald durch ein Paar Trauerspiele so glücklich und berühmt wurde, als ihn die Rechtsgelehrsamkeit nur immer hätte machen können. Wehe dem jungen deutschen Genie, ruft Lessing aus, das diesen Weg einschlagen wollte. Verachtung und Bettelei würde sein gewisses Loos sein!" Er hatte Ursache, so zu sprechen. Mußte er doch um dieselbe Zeit in der Klotz'schen Zeitschrift sich selbst wegen seiner unstäten Lebensweise als eine Art von vagabondirendem Lite-

[1]) VII. 83.

raten bezeichnen hören, der „an mehreren Orten herumgeschweift sei, als sonst Gelehrte zu thun pflegen!“[1])

Dieser hausbackne deutsche Philistersinn, der Poesie und Kunst, selbst wenn er sie ausübte, mit selbstgefälliger Nachahmung des civilisirten römischen Barbaren als „Possen“ (nugae) und „Tändeleien“ betrachtete, und von der Composition eines Trauerspiels mit dem Ausdrucke eines Stiefelputzers sprach, wir fanden ihn in seiner ganzen Glorie bei dem Verfasser des deutschen Romeo und Julie und Richard III., bei dem Leipziger Kreissteuereinnehmer Weisse. Es fehlte diesem philistrosen Sinne durchaus an ernster und würdiger Auffassung der Kunst und ihrer hohen Aufgabe, und eben deshalb auch an Fleiß und Anstrengung zur Ergründung ihres Wesens und ihrer Bedingungen und zur Erreichung ihrer Ziele. Und wie Goethe einmal von sich selbst seiner Nation zuruft:

„Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Luthern Denkmal setzen.
Von Pfaffen hat Er Euch befreit,
Ich von Philisternetzen!“

so darf auch Lessing in dem obigen Betrachte wohl als ein Vorläufer dieser Befreiung von den damals die Kunst und Poesie bei uns eingarnenden Philisternetzen gelten.

Aber er that noch mehr. Er begnügte sich nicht damit, nachzuweisen, daß seine Nation noch keine poetische Nationalliteratur, zumal noch keine dramatische habe. Er ging noch weiter, und brachte selbst diejenigen, welche ihn allenfalls auf seine eigenen Leistungen hätten hinweisen mögen, durch die berühmte Erklärung zum Schweigen: daß er kein Dichter sei.

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter,“ so lautet dies vielbesprochene Selbstgeständniß, mit welchem er seine Dramaturgie so charakteristisch abschloß. „Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre,

[1]) Deutsche allgem. Bibliothek Bd. III. S. 97.

mich für den letzteren zu halten, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt. Ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich wurde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, Niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich."

Was war die Absicht dieser wunderbaren Erklärung, mit welcher derselbe Mann, der in diesem Augenblicke unbestritten als der erste

dramatische Dichter seiner Nation dastand, den Namen eines solchen von sich wies?

Wenn ein bildlicher Vergleich erlaubt ist, so möchten wir auf diese Frage durch das Bild des Feldherrn antworten, der die Fahne, die er hoch emporgehalten, im entscheidenden Augenblicke, um den Muth der Seinen noch höher zu entflammen, in die feindlichen Schanzen schleudert.

Lessing hatte in der Dramaturgie die deutsche dramatische Literatur seiner Zeit in ihrer Nichtigkeit aufgezeigt. Er hatte bewiesen, wie fern sie von ihrem Ziele, ja wie weit sie selbst noch von dem richtigen Wege zu demselben entfernt sei. Er hatte die falschen Götzen, die sie angebetet, zerschlagen, und auf den einzigen Dichter der neuen Zeit, der sie ersetzen könnte, auf Shakspeare hingewiesen, der freilich studirt, nicht geplündert sein wolle, und der, wenn der deutschen Nation dramatisches Genie nicht versagt sei, „für uns das sein müsse, was für den Landschaftsmaler die Camera obscura ist, ein Mittel zu lernen, wie die Natur sich in allen Fällen auf eine Fläche projicire." Ueberzeugt, daß Besserung und Fortschritt nur von der klaren Einsicht in die Armseligkeit der gegenwärtigen Zustände kommen könne, hatte er mit schonungsloser Hand den Mangel an Ernst, Fleiß und Studium, die selbstzufriedene Nachlässigkeit und liederliche Leichtfertigkeit der deutschen dramatischen Produktion aufgezeigt, in welcher sich Schächer wie Weisse erlaubten, einen Richard III. zu dichten, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Shakspeare'schen Richard auch nur kennen zu lernen, und Romeo und Julie in Prosa zu einem verbesserten Rührspiele zu verarbeiten. Was ein Talent leisten könne, wenn es seine Aufgabe ernst nehme; wie nahe es sich mit seinen Produktionen dem Genie stellen könne, wenn es keine der Hülfsmittel verabsäume, welche Studium und Reflexion — von Lessing „Kritik" genannt — seinem Streben darbieten, das glaubte er seiner Nation durch sein Beispiel gezeigt zu haben. Dies und nichts mehr nahm er für sich in Anspruch! Um so stärker aber durfte

er darauf dringen, daß man es sich nicht leichter mache, als er es sich gemacht, daß man mit demselben künstlerischen Fleiße, mit demselben gründlichen Ernste, mit derselben Gewissenhaftigkeit arbeite, die er bewiesen. Indem er den Lorbeerkranz des Dichters, den Siegerpreis des Genies von sich wies, deutete er über sich selbst hinaus auf eine Zukunft des Genius, dem er die Pfade bereitet; und die Geschichte der deutschen Literatur zeigt, daß sein Vertrauen nicht unerfüllt geblieben ist.

Es ist vergeblich und unnütz, Lessing gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, wo die Absicht, in welcher er jene Erklärung that, so klar vorliegt. Die Hand auch des Stärksten muß erlahmen, die es unternehmen wollte, von Lessing dem Dichter ein schärfer umrissenes und treffenderes Bild hinzustellen, als er selbst es mit jenem Bekenntniß gethan. Man hat über der Bescheidenheit derselben das stolze Selbstbewußtsein übersehen, welches zugleich in ihr enthalten, und in klaren Worten ausgesprochen ist. Wenn der Dichter der Minna von Barnhelm sich bewußt war, auf seinem durch das Vorherrschen der kritischen Reflexion vermittelten Wege des dichterischen Schaffens etwas hervorzubringen, „was dem Genie sehr nahe komme," so konnte es ihm nicht einfallen, sich im Ernste dichterische Begabung und Beruf zum dramatischen Dichter abzusprechen. Dies ist an sich selbst einleuchtend, auch wenn wir nicht sein eignes Zeugniß dafür hätten, daß er sich diesen Beruf und diese Begabung in freieren und glücklicheren Momenten, als die waren, wo er seine Dramaturgie abschloß, ausdrücklich zuerkannte [1]). Wohl aber mochte er im Hinblick auf seine Alten und auf Shakspeare die volle Ehre des Dichternamens dem Genius aufgespart wissen wollen, in welchem: ureigene schöpferische Kraft in vollendeter Harmonie mit der Thätigkeit der verständigen Reflexion den vollendeten Dichter, das Künstlergenie darstellt, das, wie er an einer andern Stelle sagt, „zugleich geborner Kunstrichter,

[1]) S. oben S. 131.

die Probe aller Regeln in sich enthält, und nur die begreift, behält und befolgt, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken." Daß er selbst dieses vollendete dichterische Genie nicht sei, das empfand er um so klarer, je schärfer er sich von dem Prozesse seines eignen dichterischen Schaffens Rechenschaft zu geben vermochte. Und er sprach es aus mit jenem stolzen Freimuthe, der sich bewußt war, daß er nichts verlor, wenn er sich absprach, was er nicht besaß, und daß er selbst um so größer dastand, je höher der Maßstab war, den er seiner Nation mit jener Verzichtleistung in die Hand gab. Die ahnende Zuversicht dieser edlen Resignation, und ihr glaubensvolles Hoffen auf den Genius des deutschen Volkes haben ihre Erfüllung gefunden, und diese Erfüllung heißt: Schiller und Goethe.

Oder vielmehr, sie heißt im höchsten und letzten Sinne, dessen was Lessing sich absprach, Goethe allein. Denn auch Schiller, der mit Bewunderung in dem Dichter Goethe den wahren und vollen Menschen erkannte, spricht in Bezug auf sich fast dieselbe Klage Lessings aus, wenn er von sich sagt, daß Theorie und Kritik ihm die lebendige Gluth geraubt, und das mühelose Schaffen, das harmonische Zusammenwirken der bewußten und unbewußten Thätigkeit beeinträchtigt haben. Auch er gesteht in einem, seiner letzten Periode angehörenden Briefe an Goethe[1]), „er sehe sich jetzt erschaffen und bilden, er beobachte das Spiel der Begeisterung und seine Einbildungskraft betrage sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wisse." Aber so wenig deßhalb es einem Menschen einfallen wird, einem Schiller den Dichternamen streitig zu machen, ebenso wenig wird die Resignation, mit welcher der Dichter der Minna, der Emilia Galotti und des Nathan diesen Namen von sich ablehnte, die deutsche Nachwelt davon abhalten können, diese Werke zu den Perlen ihrer dichterischen Nationalliteratur und ihren Schöpfer zu den Dichtern zu zählen, die auf der letzten Vorstufe der

[1]) Briefe 784.

Vollendung stehend, sich auf derselben in zweiter Linie würdig den ersten Genien der Dichtkunst anreihen. Lessing gehört mit seinem Bekenntnisse: daß er kein Dichter sei, — und nicht mit diesem allein — zu den seltenen Menschen, die gegen alle andern gerechter sind als gegen sich selbst. Was seine poetische Organisation betrifft, so vermißt man allerdings in ihr jene heftige pathologische Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die freilich nur allzuoft aus unklarem oder momentan-getrübtem Denken entspringt, und der Ausdruck solcher Leidenschaft gelingt ihm daher nur in soweit, als Reflexion und richtige Beobachtung anderer dazu ausreichen. Er selbst besaß nur die Wärme des Gefühls, die aus einer vollen Klarheit des Gedankens hervorgeht. Er hatte nichts von dem Dichter, der, um mit einem Alten (Longinus) zu reden: „in der Trunkenheit nüchtern das Selbstvergessen des Dionysos mit der Besonnenheit der Athene paart." Dieses „dionysische Selbstvergessen" war seiner Allklarheit unmöglich, und eben darum fehlte ihm auch das spezifische Element des lyrischen Dichters, — ein Mangel, mit dem auch seine bekannte Gleichgültigkeit gegen Natur und Landschaft und sein geringer Sinn für Musik zusammenhängt. Es liegt eine Sonnenhelle über den Gebilden seiner Dichtung, eine fast unbarmherzige Klarheit, welcher der geheimnißvolle Zauber der Schatten und des Halbdunkels, das malerische neben dem plastischen Elemente fehlt. Aber der Adel und die Reinheit, die Wärme und die Klarheit der Empfindung und des Gefühls, die Gestalten und Charaktere schaffende Kraft des Dramatikers bieten dafür einen reichen Ersatz, und verbürgen seinen reifen dichterischen Schöpfungen ihre unvergängliche Wirkung auf die Gemüther der Menschen. Und so mag denn am Schlusse dieser Betrachtung das schöne Wort stehen, welches der greise Goethe gegen Eckermann[1]) aussprach: „Lessing wollte den Titel eines Genies (d. h. eines Dichters) ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber!"

[1]) Unterh. mit Goethe, III. 229.

Fünftes Kapitel.

Die Dramaturgie und das französische Drama.

Wenn Lessing mit strenger Gerechtigkeit seiner eignen Nation den wahren Zustand ihrer dramaturgischen Literatur zum Bewußtsein brachte, so war es ihm eine um so größere Genugthuung, ihr zugleich den Beweis zu liefern, daß die Muster, zu denen sie seit einem halben Jahrhundert verehrend emporgeblickt, nicht weniger weit von dem Ideale der Vollendung entfernt seien, und daß selbst die vielbewunderten Franzosen, wenn die Tragödie als die höchste Form der dramatischen Poesie zum Maßstabe genommen werde, „noch kein Theater haben [1])."

Der erste französische Dichter, an welchem Lessing dies nachwies, war der von seiner Zeit, von seinem Volke, von dem ganzen gebildeten Europa vergötterte Voltaire.

Wir haben gesehen, daß Lessing von dem persönlichen Charakter Voltaire's genug durch eigene Erfahrung und Beobachtung in nächster Nähe kennen gelernt hatte, um den Menschen Voltaire gründlich zu verachten. Diese Verachtung schärfte den Stachel von Lessings Kritik, der ohnehin einen wahrhaft großen dramatischen Dichter ohne sittlichen Adel des Charakters für eine Unmöglichkeit hielt [2]). Gleich die erste Erwähnung Voltaire's in der Dramaturgie ist eine Verspottung der lüsternen Frivolität, „mit der das weise Alter des göttlichen Voltaire" die junge Welt durch „lehrreiche Märchen" im Geschmack der neuen Agnese erfreute. Daran schließt sich unmittelbar die Kritik der Semiramis. Mit vernichtender Ironie züchtigt Lessing

[1]) VII. 359. 362—366. 454. ff.
[2]) XII. 211.

zunächst den Hochmuth Voltaire's gegenüber den Alten und die Einfalt seiner verehrenden deutschen Nachbeter. „Was hilft es, ruft er aus, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt[1])!" Die Verachtung des Menschen bricht überall durch bei der Kritik des Schriftstellers und Dichters. Von einer wahrhaft furchtbaren Bitterkeit ist es, wenn Lessing in Bezug auf die Stelle eines Briefes von Voltaire an den englischen Uebersetzer seiner Zaire ausruft: „Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für Herrn von Voltaire eben nicht viel." Dieser schneidende Ton ist durchgehend in der Dramaturgie überall, wo von Voltaire die Rede ist. Seine Schwäche, für einen Historiker gelten zu wollen[2]), seine stümperhafte Kenntniß des Alterthums[3]), seine kindische Eitelkeit[4]), seine sophistisch ungerechte, chikanirende Behandlung anderer Dramatiker, die groben Lügen, die hämischen Verfälschungen, die ganze freche Perfidie gegen den von ihm in seiner Merope von Anfang bis zu Ende bestohlenen italienischen Dichter Maffei[5]) werden mit schonungsloser Herbigkeit aufgedeckt. Aber auch dem Kritiker des Dichters fühlt man es nach, daß er mit einer gewissen Befriedigung seines von den übermüthigen Franzosen so tief gekränkten Nationalgefühls an dem größten und gefeiertsten Schriftsteller der stolzen Nation ein Exempel statuirt. Sein Gesammturtheil über denselben drängt er einmal in die Worte zusammen: es sei von ihm, auch aus seinen geringsten Anmerkungen immer etwas zu lernen; wenn auch nicht immer das, was er sage, doch wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est falsa intelligere (die erste Stufe zur Weisheit ist die Erkenntniß des Falschen) ruft er aus, und ich wüßte keinen Schriftsteller, an dem

[1]) VII. 46. 47–48.
[2]) VII. 100. 141.
[3]) VII. 47. 175. 249. 313. ff.
[4]) VII. 162–164.
[5]) VII. 164. 185. 225–226.

man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behülflich sein könnte[1]). Diese zweite Stufe ist die Erkenntniß der Wahrheit (secundus, vera cognoscere).

Nach diesem Satze ist die gesammte Kritik Voltaire's in der Dramaturgie bemessen, und eine große Anzahl der wichtigsten positiven Resultate für die Philosophie der dramatischen Kunst und der Tragödie sind die Frucht seiner Ausführung. Lessing selbst gesteht dies zu, wenn er im unmittelbaren Zusammenhange mit der zuletzt angeführten Stelle von seiner in der Dramaturgie angewandten Methode sagt: es sei die alte Aristotelische Weise, die zuerst und vor allen Dingen nur jemanden suche, mit dem der Kritiker streiten könne, dann komme er nach und nach in die Materie und das andere finde sich. „Hierzu habe ich selbst mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Schriftsteller vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire."

Die Voltaire'sche Semiramis eröffnete den Reigen. Voltaire hatte nicht umsonst drei Jahre in England gelebt; er hatte Shakspeare und die Wirkung seiner Dramen auf dem Boden kennen gelernt, auf dem sie erwachsen, und war eifrig dahinter her, sich davon gewisse Effektmotive anzueignen. Er war der erste, der unter Berufung auf Shakspeare's Vorgang im Hamlet, eine Geistererscheinung auf die Bühne brachte. Lessing erörtert die von Voltaire mit gefälliger Oberflächlichkeit behandelte Theorie des Gespensterglaubens, indem er den Gegenstand von der historischen Realität auf das Gebiet der Poesie versetzt. Er zeigt die Bedeutung, die poetische Wirkung und Illusion, die Tiefe der Auffassung bei Shakspeare im Vergleich zu der lächerlichen, todten Maschinerie der Gespenstererscheinung bei Voltaire. Der französische Dichter hatte sich zur Entschuldigung

[1]) VII. 317.

seines Gespenstes auf die historische Wahrheit des Gespensterglaubens berufen; Lessing weist also schon bei dieser Gelegenheit hin auf das Verhältniß der historischen Wahrheit zur dramatischen Dichtung, für welche letztere die erstere nicht Zweck, sondern Mittel sei. Voltaire hatte die moralische Tendenz seines Stücks herausgestrichen, aus dem man lernen könne, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen an's Licht zu ziehen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache. Lessing vergißt nicht dem „Philosophen" Voltaire einzureiben, daß diese Moral selbst jedenfalls sehr wenig erbaulich, und daß es unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger sei, wenn es solcher außerordentlichen Wege nicht bedürfe, wenn wir uns Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten zu denken hätten. Vor allen Dingen aber benutzt er die Voltaire'sche Erklärung, um den ungeheuer folgenreichen Satz auszusprechen, daß die Poesie ihrem Wesen nach mit solcher direkten Moral gar nichts zu schaffen habe. „Ich will nicht sagen, ruft er aus, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist; daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken: daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blos um seinetwillen da wäre." Ist das nicht eine Bemerkung, die noch heutigen Tages, wenn man z. B. Gervinus berühmtes Erklärungswerk Shakspeare's liest, keineswegs veraltet erscheint? — Lessing hat wiederholt auf dies Verhältniß von Moral und Poesie einen so scharfen Nachdruck gelegt[1]), daß es kaum zu entschuldigen ist, wie man ihn noch

[1]) VII. 54. 148. 158. ff.

heute des einseitigen Moralstandpunktes in der Poesie bezüchtigen mag.

Nach der Semiramis ist es die Zaire, Voltaire's bestes und berühmtestes Trauerspiel, das Lessing seiner Kritik unterwirft. Auch hier wieder hatte Voltaire sich an Shakspeare anzulehnen versucht, denn sein eifersüchtiger Orosman ist dem Othello Shakspeare's nachgebildet. Aber „aus dem flammenden Scheiterhaufen der Shakspeareschen Dichtung hat der französische Dichter sich nur eines einzelnen Brandes zu bemächtigen vermocht, und zwar eines solchen, der mehr dampft und qualmt als leuchtet und wärmt[1])." Ein schmeichelnder französischer Kritiker hatte gerühmt, die Liebe selbst habe Voltaire'n die Zaire diktirt. „Richtiger, meint Lessing, hätte er gesagt die Galanterie." Und hier folgt dann jenes begeisterte Wort über Shakspeare's Romeo und Julie, das in seiner großartigen Einfachheit alle Kommentare der Welt aufwiegt. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird. Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistyl der Liebe vortrefflich; das ist diejenige Sprache, derjenige Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn sie sich auf das behutsamste und gemessenste ausdrücken will, wenn sie nichts sagen will, als was sie bei der spröden Sophisterei und bei dem kalten Kunstrichter verantworten kann. Aber der beste Kanzlist weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das Meiste.

[1]) VII. 68.

Oder hat gleichwohl Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht, die Shakspeare gehabt, so hat er sie wenigstens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben." Bei dieser Gelegenheit ist es, wo Lessing mit eifriger Empfehlung die Deutschen auf Wielands Uebersetzung des britischen Dichters hinweist, die trotz ihrer Mängel noch immer ein Werk liefere, „an dessen Schönheit noch lange zu lernen sei, ehe die Flecken, mit denen es uns die Schönheiten des Dichters liefere, so beleidigen, daß wir nothwendig eine bessere Uebersetzung haben müßten."

Nach der Kritik der Voltaire'schen Zaire, deren Schwächen er einen holländischen Kritiker aufdecken läßt, werden zwei französische Dichter, Thomas Corneille und Dubelloy gegen Voltaire's Kritik vertheidigt und diese Gelegenheit benutzt, das Verhältniß der geschichtlichen Wirklichkeit zur Poesie festzustellen. Schon bei der Kritik der Semiramis hatte er es, wie wir sahen, ausgesprochen, daß die historische Wahrheit für den dramatischen Dichter nicht Zweck, sondern Mittel zu seinem Zwecke sei [1]). Bei Dubelloy's Zelmire, die des Dichters freie Erfindung war, hatte ein französischer Kritiker diese Gattung selbsterfundener Dramen gegen die Dramen historischen Inhalts ungebührlich zurückgesetzt und Voltaire hatte den jüngeren Corneille in seinem Eifer mit Chronologie und Geschichte chikanirt. Lessing nimmt Beide in Schutz. Hinsichtlich des Ersteren beruft er sich auf Aristoteles, der längst entschieden habe, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter nämlich, als sie einer wohl eingerichteten Fabel ähnlich sei, mit der er seine Absichten verbinden könne. „Der tragische Dichter braucht eine Geschichte nicht darum weil sie so geschehen ist, sondern darum weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der

[1]) VII. 50.

wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist, was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird, oder von solchen, die zu unserer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte; und es heißt sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyritus berühmter Männer macht oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht."

Dasselbe Thema nun nimmt Lessing gegen Voltaire's Kritik der Rodogune des älteren und des Essex von dem jüngeren Corneille wieder auf, um es noch allseitiger durchzuführen. Voltaire hatte dem Dichter die erwähnten chronologischen und historischen Verstöße vorgerückt. Lessing zeigt ihm, daß er selbst dabei nicht geringere begangen und schließt mit den Worten: „Die ganze Tragödie des Corneille sei ein Roman: wenn er rührend ist (d. h. in Lessings Sinne, wenn die dargestellte Handlung uns tragisch interessirt), wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter sich wahrer Namen bedient hat? Der echte Dichter, fährt Lessing fort, wählt historische Namen nicht um seine Charaktere aus ihnen zu nehmen, sondern weil die Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit denjenigen

Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger übereinstimmen. Nicht die bloße Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, sondern die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, sind es, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt. Und hier stellt Lessing zur Beantwortung der Frage: wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abweichen dürfe, das große ästhetische Gesetz auf: „In Allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig. Diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist Alles, was er von dem Seinigen davon hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstößiger, als wenn wir uns keine Ursache geben können." Oder, wie er an einem andern Orte sich ausdrückt: Die geringste Veränderung der Charaktere hebt die Individualität auf und schiebt uns andere Personen unter, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind; [1]) —" Man sieht, Lessing würde die Behandlung eines historischen Charakters, wie sie sich Goethe im Egmont erlaubte, eben so unbedingt wie Schiller verworfen haben, und mit demselben Rechte.

Lessing kommt auf dieses wichtige Thema mehrmals zurück und immer in demselben Sinne höchster Freiheit des Dichters in Allem, was nicht die historischen Charaktere selbst, sondern nur die „Fakta" betrifft. Er begründet diese Freiheit durch die Bemerkung, daß wenn die Charaktere genau beobachtet sind, die Fakta, insofern sie eine Folge der Charaktere sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können, während umgekehrt einerlei Faktum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt; und durch die zweite: daß das Lehrreiche nicht in den bloßen Faktis, sondern in der Erkenntniß bestehe, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen

[1]) VII. 141 u. 150.

pflegen. Die Fakta sind das Zufällige, das mehreren Personen gemein sein kann, die (historischen) Charaktere dagegen das Wesentliche und Eigenthümliche[1]). Dabei vergißt er nicht, im Sinne des berühmten Aristotelischen Ausspruchs, daß die poetische Wahrheit der Tragödie viel höher stehe und viel gehaltvoller sei als die geschichtliche, den stärksten Nachdruck auf jene schöpferische Freiheit des Dichters zu legen, zufolge deren das Genie seine Schöpfungen zu einer eigenen Welt gestaltet, „einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben so genau verbunden sind als in der wirklichen, zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken, kurz zu der Welt eines Genies, das, um die Gottheit selbst im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzt, vertauscht, verringert, vermehrt, um ein eigenes Ganze daraus zu bilden, mit dem es seine eigenen Absichten verbindet[2])." Diese Tiefe der Auffassung der Poesie und ihres Verhältnisses zur historischen Wirklichkeit, zu welcher Lessings Zeitgenossen nicht ohne Schwindel hinaufblicken mochten, krönt endlich der Ausspruch, daß nur die Poesie, nicht die Geschichte, das Innerste des Herzens der Menschen kennen lehre, und daß wir, wie Goethe von Shakspeare sagte, nur bei den tragischen Dichtern erfahren, wie den Menschen zu Muthe ist, daß daher aber auch der tragische Dichter die in der Geschichte sich widersprechend auftretenden Charaktere als solche nicht brauchen könne[3]). — Wenn in unseren Tagen eine systematisch ausgebildete Aesthetik jene Frage über die objektive Treue und ihre Grenze dahin beantwortet hat, daß der geschichtliche Stoff in der Hand des Dichters „sich jeder Erweiterung und Ausscheidung zu unterwerfen hat, so lange sie nicht seiner Gattung widerspricht[4])," so

---

[1]) VII. 149.
[2]) VII. 151—152.
[3]) VII. 155 u. 255.
[4]) Vischer, Aesthetik Bd. II. S. 363. 364 ff.

sehen wir auch hier Lessing mit den Resultaten derselben in einem Einklange, dem wir im Folgenden noch öfter begegnen werden.

Für jetzt müssen wir indessen zu seiner Kritik Voltaire's zurückkehren, die wir über jenem wichtigen positiven Resultate, zu welchem sie Lessing zu führen wußte, fast aus den Augen verloren haben.

Von dem rührenden Lustspiele „Nanine", in welchem Voltaire die Geschichte der Richardson'schen Pamela dramatisirt hatte, und das zu den Lieblingsstücken des damaligen deutschen Geschmacks gehört haben muß, da es in sechs Wochen viermal wiederholt erscheint[1]), wird später die Rede sein. Die letzte Tragödie Voltaire's, welche Lessing zergliederte, war Merope. Diese Zergliederung ist nach allen Seiten ein Meister- und Musterstück dramaturgischer Kritik, wie sie zugleich die ausführlichste aller Abhandlungen ist, welche die Dramaturgie enthält[2]). Lessing erspart dem vergötterten Dichter keine Demüthigung. Mit unbarmherziger Schärfe deckt er alle seine poetischen und menschlichen Schwächen auf, die gerade bei diesem so hoch gefeierten Stücke in ihrem grellsten Lichte erschienen. Er zeigt, daß Voltaire selbst die Regeln nicht beachte, welche er und die Kunstrichter seines Volkes als die wesentlichen hinstellen, und daß er, während er es meisterhaft verstehe, sich die Fesseln der Kunst möglichst leicht und weit zu machen, sich dennoch meist so plump und schwerfällig und mit solchen Verdrehungen bewege, „daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an einen besonderen Klotz geschmiedet." Da dies gerade der Gesichtspunkt war, aus welchem die damalige Aesthetik die Tragödie hauptsächlich betrachtete, und auf welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrei erhoben, so überwindet sich Lessing dazu, in dieser Beziehung an Voltaire's Merope ein Exempel zu statuiren. Er zeigt auf das Schlagendste, wie bequem

---

[1]) VII. 93. 124. 162. 327. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts I. 445.

[2]) VII. 162—233.

es sich der Dichter mit den Einheiten des Orts und der Zeit gemacht, und wie er in dem kindischen Bemühen, die Worte der Regel zu erfüllen, unzählige Verstöße gegen den Geist derselben begangen hat[1]); wie er keinen Sinn für die Verbindung der Scenen, kein Gefühl für die richtige Motivirung derselben beweist, und wie er gleich allen anderen Dichtern seiner Nation überall nur bestrebt ist, sich äußerlich mit den Regeln abzufinden, statt sie wirklich im Sinne der Alten zu beobachten. Er entwickelt diesen wahren Sinn und diese wahre Bedeutung der Einheitsregeln bei den Alten in schlagender Kürze, und schließt die Erörterung mit den Worten, die für alle Bewunderer der französischen Aesthetik und Theorie des Drama ein Donnerschlag sein mußten: „doch — mir ekelt, mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten. Möchte meinetwegen Voltaire's Merope acht Tage dauern und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchte sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!"

Aber eben diese Schönheiten fehlen ihr. „Die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen", und eben die Charaktere der Voltaire'schen Tragödie sind es, deren Ungereimtheit, deren frostigen Wahnwitz und lächerliche Rodomontaden, deren raffinirten, für tragische Größe verkauften Kannibalismus er jetzt, neben der verstandlosen Composition der Handlung selbst, mit ihrem Zusammenhange von lauter „kleinen Kunstgriffen" schonungslos aufdeckt. Diese Kunstgriffe zielten bei Voltaire auf die Ueberraschung des Zuschauers ab. Das giebt Lessing Veranlassung, im Einklange mit Diderot den Unterschied von Ueberraschung und Spannung in's Licht zu setzen[2]). Er nennt die erstere ein armseliges Vergnügen. „Was braucht der Dichter *uns* zu überraschen? Er überrasche seine *Personen* so viel er will; wir werden unser

[1]) VII. 204. 207.
[2]) VII. 215 ff.

Theil schon davon zu nehmen wissen, wenn wir, was sie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch so lange vorausgesehen haben. Ja unser Antheil wird um so lebhafter und stärker sein, je länger und zuverlässiger wir es vorausgesehen haben." — Wer sieht nicht, daß hiermit Lessing in das Herz der alten tragischen, zumal der Sophokleischen, auf Homers gleiches psychologisches Verfahren begründeten Dichtung mitten hineintrifft? In der That macht er auch sofort davon die Anwendung zu einer Rechtfertigung der Prologe, welche Euripides seinen Tragödien vorausschickte, und die eben weil sie gegen das stoffliche Interesse der Ueberraschung verstießen, den damaligen Kritikern so sehr mißfielen?[1]) Ja er steht nicht an, gerade diese Eigenthümlichkeit, daß Euripides den Zuschauern alle das Unglück, welches seine Personen überraschen sollte, lange vorher zeigte, als einen der Gründe anzuführen, weshalb Aristoteles ihn den tragischsten Dichter genannt habe. Ueberhaupt aber zeigt Lessing, wie hohl und nichtig die Ueberschätzung sei, zufolge deren Voltaire den Euripides in seinem Stücke wo möglich übertroffen zu haben glaubte. Lessing erkannte die Fehler des griechischen Dichters so gut wie diejenigen, die sich später nach Schlegels Vorgange an diesem Genius versündigt haben[2]). Aber mit demselben Scharfblicke, mit dem er in der Alceste dieses Dichters statt einer Tragödie, vielmehr ein heiteres Satyrspiel erblickte, lange ehe der Fund einer didaskalischen Notiz diese Ansicht zu thatsächlicher Gewißheit erhob[3]), erkannte er auch die dichterische Tiefe und tragische Erhabenheit des Mannes, den ein Sokrates zu seinen nächsten Freunden zählte; und er bewies dem eitlen Franzosen, der auf Euripides herabsehen zu können meinte, „daß jeder Schritt, den er bei seiner Merope aus den Fußtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden."

---

[1]) VII. 218—222.
[2]) XI. 691—694.
[3]) S. Bernhardy Griech. Literatur II. 871.

Aber selbst gegen die Merope des von ihm so unverschämt bestohlenen italienischen Dichters gehalten, erscheint Voltaire's Stück in vielen Punkten mangelhaft, und alle seine Veränderungen mit Ausnahme einer einzigen werden als ebensoviel Verballhornungen nachgewiesen. Noch schlimmer ergeht es dem Weisen von Ferney mit seinem Versuche, den Aristoteles für sich zu citiren, den er schwerlich anders als vom Hörensagen kannte. Voltaire hatte behauptet, Aristoteles habe „in seiner unsterblichen Poetik" die Erkennung der Merope und ihres Sohnes für den interessantesten Moment der ganzen griechischen Bühne erklärt. Es war Lessing leicht, zu zeigen, daß von dieser Behauptung kein Wort in der Poetik des alten Philosophen stehe. Er knüpft diese Berichtigung an die vorausgeschickte Erklärung eines Abschnitts der Aristotelischen Poetik, welcher von der Zahl und Vollkommenheit tragischer Fabeln und von den tragischen Collisionen handelt. Die französischen Kritiker hatten den Aristoteles eines Widerspruchs mit sich selbst geziehen. Lessing zeigte, daß ein solcher nicht vorhanden und Aristoteles in vollkommenem Einklange mit sich selbst sei[1]). Wir können hier seine Beweisführung nicht weiter verfolgen, aber es ist auch nicht nöthig. Die Hauptsache war und blieb, daß Lessing mit dieser Kritik der Dramen Voltaire's, dem er übrigens im Einzelnen die Anerkennung seiner dichterischen und kritischen Fähigkeiten nicht versagt[2]), den ersten Hauptschlag gegen die ästhetische Autorität der großen Nation und ihres begabtesten Vertreters so siegreich geführt hatte, daß er dieser Autorität bei uns für immer ein Ende machte.

Den zweiten entscheidenden Streich gegen die klassische Tragödie der Franzosen führte Lessing mit seiner Kritik der Rodogune des großen Corneille. Der Dichter selbst hatte diese Tragödie für sein

---

[1]) VII. 168—177. Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. II. 153—156. Vischer, Aesth. Bd. II. S. 313.

[2]) VII. 106. 108. 228.

Meisterstück erklärt. Hundert Jahre lang war dieselbe von Frankreich und Europa als ein solches bewundert worden, nur Voltaire hatte einige Zweifel an der Vortrefflichkeit dieses Werkes zu äußern gewagt[1]). Lessing analysirt zunächst das Verfahren Corneille's bei der Bearbeitung des Stoffes. Er zeigt, wie ein wahrer Dichter denselben behandelt haben würde, und wie Corneille ihn behandelt hat: denn „das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwickelung; — der natürliche Gang einer Handlung, der das Genie reizt, schreckt den Stümper ab." Die Anwendung dieser Sätze auf Corneille macht sich von selbst. Das Genie, wenn es sich mit historischen Stoffen befruchtet, „können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen." Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr, den Zufall auszuschließen, Alles was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache. Der Witz hingegen (d. h. bei Lessing immer der raffinirende Verstand im Gegensatze zu dem schöpferischen Genie) hält sich bei Begebenheiten auf, die nichts weiter miteinander zu thun haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden, das kann er, der Witz, und nur das. Das Produkt solcher dramatischen Poesie des Nebeneinander vergleicht Lessing mit treffendem Witze dem Changeant der Weberei, das jenachdem man es von dieser oder jener Seite betrachtet, in den verschiedensten Farben schillert. Ein solches Changeant geistiger Art ist ihm die Composition von Corneille's Rodogune, ein Stück ohne alle Wahrheit, Natur und Möglichkeit in Motiven und Charakteren, aufgesteift durch eine Verwickelung der Intriguen, die bis zum Sinnverwirrenden geht. Aber die fabelhaften

[1]) VII. 130. 144.

Produkte der Einbildungskraft des Dichters sind zwecklos, weil sie nicht das Geringste wahrscheinlicher machen. Denn „nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten beweist einen schöpferischen Geist“ [1]). Dieser wirkt tragisch durch die Kunst der Behandlung, durch die zwingende innere Nothwendigkeit seiner Motivirung, während Corneille zu demselben Zwecke vergebens Gräßlichkeit auf Gräßlichkeit häuft, und die Erhabenheit durch diese stoffliche Anhäufung des Unnatürlichen zu erreichen sucht. Nicht „den Großen,“ meint Lessing, sollte man daher Corneille nennen, sondern den Ungeheuerlichen; „*denn nichts ist groß, was nicht wahr ist*,“ und das abstrakte Laster, wie es Corneille zu malen liebt, ist das Unwahrste von Allem, und eben deshalb das Untragischste. Lessings ästhetische Empörung über diese Verkennung des Tragischen macht sich hier zuweilen in Ausdrücken Luft, über die sich die Zeitgenossen entsetzen mochten, denen schon sein Gebrauch Luther'scher Kraftausdrücke, wie z. B. die Bezeichnung des Grausens durch das Zubergestehen der Haare zu stark war [2]). So sagt er von der Heldin des Corneille'schen Trauerspiels einmal, sie sei nichts als ein häßliches abscheuliches Weib, das immer sprudelt und raset, und die erste Stelle im Tollhause verdiente.

Corneille ist der Schöpfer und das Muster der klassischen Tragödie Frankreichs. Lessing griff also dieselbe in ihrer Lebenswurzel an, wenn er nachwies, daß der größte tragische Dichter der Franzosen die Tragödie auf ein durchaus falsches Prinzip gebaut habe. Dies falsche Prinzip beruhte hauptsächlich auf der unrichtigen Auffassung der Lehre des Aristoteles von dem Wesen des Tragischen. Es mußte daher Lessings Aufgabe sein, jene Lehre, an deren Wahrheit er wie an die der Elemente des Euklid glaubte, in das richtige Licht zu setzen; und diese Untersuchung bildet in der That den philosophischen

[1]) VII. 142.

[2]) Klotz, Deutsche Allgem. Bibliothek Bd. IV. 511—512.

Kern der Hamburgischen Dramaturgie. Der Versuch, denselben in möglichster Kürze hervorzuheben, ist lohnend, wenn auch die Aesthetik unserer Zeit mit Recht darauf hinweisen darf, daß für ihre Wissenschaft die Zeit der Autoritäten, selbst der eines Aristoteles vorüber ist[1]), und daß diese ganze Aristotelische Debatte für uns zum Theil nur noch ein geschichtliches Interesse hat.

Sechstes Kapitel.

Aristoteles und das Prinzip der Tragödie.

Aus Aristoteles behaupteten die Franzosen die Grundgesetze ihrer klassischen Tragödie geschöpft zu haben; aus Aristoteles bewies ihnen Lessing, daß diese ihre Grundgesetze falsch und eben deshalb ihre Tragödie keine Tragödie sei.

Für Lessing, dessen gesammte Geistesthätigkeit überall auf die Alten zurückging und der an ihrer Grundlage gleichsam seine geistige Operationsbasis besaß, konnte nichts erwünschter sein, als daß die Gegner, die er bekämpfte, selbst den Kampf auf ein Terrain geleitet hatten, das er mit der Meisterschaft durchdringender Einsicht und tiefsten Verständnisses beherrschte. Dazu kam noch ein zweiter Umstand: Aristoteles' Poetik galt ihm in Betreff der Gesetze für die dramatische Poesie und für die Tragödie insbesondere als unumstößlicher Kanon. Nicht zwar darum, weil es eben Aristoteles war, der diese Gesetze und Bestimmungen des Wesens der dramatischen Dichtkunst „aus den unzähligen Meisterwerken der griechischen Bühne abstrahirt hatte," — denn mit dem Ansehen des Aristoteles (sagt

[1]) Vischer, Aesthetik Bd. I. S. 328 ff.

er einmal) wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte; — sondern weil er durch die Bestimmungen des alten Philosophen überall die Resultate seines eigenen Denkens bestätigt fand[1]).

Aristoteles' Definition der Tragödie lautet, wenn man wie Lessing nur die wesentlichen Bestimmungen hervorhebt, folgendermaßen: Die Tragödie ist die nachahmende Darstellung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalte, die uns durch gegenwärtig vor unseren Augen handelnde Personen und nicht durch Erzählung vorgeführt wird, und durch Mitleid und Furcht die ethische Reinigung aller der mit diesen Affekten zusammengehörigen Leidenschaften zu Wege bringt.

Die Franzosen, Corneille und sein Nachfolger Crébillon hatten zunächst diese Definition, „in welcher die negativen Grundgefühle des Tragischen mit unübertrefflicher Einfachheit und Schärfe ausgesprochen sind“[2]) dadurch gefälscht, daß sie statt des Begriffes der Furcht den Begriff des Schreckens untergeschoben, und also eine bestimmte Art der Furcht, die plötzliche überraschende Furcht an die Stelle der von Aristoteles bezeichneten Empfindung gesetzt hatten. Dadurch war in der poetischen Praxis der Anwendung des Schrecklichen und Entsetzlichen in der Tragödie, der unbegreiflichen Missethaten, der vorsätzlichen Greuel, der absoluten, ihrer Verbrechen und Gräßlichkeiten sich freuenden unmenschlichen Bosheit Thür und Thor geöffnet worden[3]). Führte doch der französische Tragiker Crébillon sogar den Beinamen „der Schreckliche“ als einen Ehrennamen; und berief man sich doch bei diesem Verfahren auf die unantastbare Autorität des Aristoteles, obschon in Wahrheit dieser Philosoph gerade solche Stoffe als absolut untragische verworfen hatte. Die

---

[1]) VII. 453.
[2]) Vischer, Aesthetik Bd. I. S. 329.
[3]) VII. 332.

deutsche Tragödie hatte die französische Ansicht gehorsam adoptirt, und Lessings Freund Weisse dieselbe in seinem Richard III. auf die Spitze getrieben. Das gräuelerfüllte Produkt dieses sanftmüthigen Leipziger Kinderfreundes ist es denn auch, an welches Lessing seine Widerlegung der falschen Theorie anknüpft. Er zeigt zunächst, daß die Franzosen und ihre deutschen Nachfahrer „gar nicht verstanden haben, was für eine Furcht Aristoteles meine." Die Furcht, die er meine, sei keine bloße Modifikation des Mitleids, sei nicht der mitleidige Schrecken, welcher uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens überfalle, das einem Andern bevorsteht; sondern es sei die Furcht für uns selbst, die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über die Personen in der tragischen Handlung verhängt sehen, auch uns treffen können. Mit einem Worte: die Furcht, welche nach Aristoteles durch die Tragödie in uns wach gerufen werde, sei „das auf uns selbst bezogene Mitleid"[1]). Ebenso ist das Mitleid, welches Aristoteles als zweites Grundgefühl des Tragischen nennt, die Empfindung, welcher die Möglichkeit einer Furcht für uns selber zum Grunde liegt. Das tragische Mitleid schließt also die Furcht nothwendig ein, und beide sind Momente eines Affekts.

Diese tiefsinnige Auffassung des alten Philosophen zuerst aufgehellt und für immer festgestellt zu haben, ist Lessings großes Verdienst. „Es beruht, sagt er in seiner Ausführung[2]), alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden soll, nothwendig von der Beschaffenheit sein müsse, daß wir es auch für uns selbst oder für einen der Unsrigen zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sei, könne auch kein Mitleiden stattfinden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sehe, noch der,

[1]) VII. 386.
[2]) VII. 337—340.

welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreifen könne, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eins durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde; und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleid haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, obschon er es sich durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld sei für uns verloren, sei nicht vermögend unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich dann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeinhin zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, wie wir in seiner Lage würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildert. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen, und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe."

Also: die tragische Furcht wird Mitleid, wenn das befürchtete Uebel einschlägt; sie ist zukünftiges Mitleid, und hat nichts zu thun mit der stoffartigen Furcht, welche Furcht bleibt, und wenn das befürchtete Uebel einschlagend uns trifft, nicht in Mitleid, sondern in Schrecken übergeht, der nur uns gilt; und umgekehrt: das tragische Mitleid, wovon bei Aristoteles die Rede ist, ist nicht das gemeine rohe Mitleid, sondern es ist das Ende einer Furcht, die ich theilte,

ein Mitleid, das einen allgemeinen Grund hat, das tragische Gefühl des allgemeinen Menschenloses [1]).

Hat man diese Auseinandersetzung begriffen, so sieht man leicht, wie dadurch die verkehrte Theorie Corneille's, und die ganze darauf gebaute Mustergültigkeit der französischen Tragödie mit einem Schlage beseitigt wurden. Denn nicht genug, daß der eingeführte Begriff des Schreckens aus der Tragödie ein für allemal hinausgeworfen ward: auch die von Corneille und seinen Nachfolgern mit Berufung auf Aristoteles behauptete Trennung der beiden von dem Philosophen genannten tragischen Empfindungen, der zufolge es Tragödien geben sollte, die blos Mitleid, und andere, die blos Furcht (oder vielmehr wie man sich ausdrückte „Schrecken") erregten, diese Eintheilung erschien in ihrer ganzen Widersinnigkeit. Corneille stritt hier freilich für Haupt und Leben. Denn er selbst hatte in seinen Tragödien Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; und wiederum hatte er in anderen Stücken die abscheulichsten Ungeheuer aufgeführt, während doch Aristoteles von beiden Gattungen behauptet hatte, daß sie für die Tragödie unbrauchbar seien, weil beide weder Furcht noch Mitleid erregen könnten. Da er nun weder seine Trauerspiele, noch die Autorität des Aristoteles aufopfern wollte, so hatte Corneille zu der Auskunft gegriffen, welche dem Aristoteles jene grundfalsche Ansicht unterschob, daß auch *eine* der beiden tragischen Leidenschaften zu einer Tragödie genüge![2]) Es war Lessing leicht, die Absurdität einer Behauptung zu zeigen, die trotz ihres auf der Hand liegenden Widerspruchs selbst gegen die klarsten Worte des Aristoteles, dennoch bis dahin unbesehen als Aristotelisches Gesetz, und somit als unumstößlicher Kanon in Frankreich und Deutschland gegolten hatte.

---

[1]) Vischer a. a. O. I. S. 330.
[2]) VII. 339 ff.

Die zweite wichtige Bestimmung in der Aristotelischen Definition der Tragödie ist die „Reinigung der Leidenschaften."

Auch diese Bestimmung war bisher ganz falsch verstanden worden. Corneille hatte sie ganz roh und materiell aufgefaßt im Sinne jener Theorie der moralischen Abschreckung, welche die Furcht zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung aller möglichen in der Tragödie dargestellten Leidenschaften des Zornes, des Hasses, der Liebe, des Ehrgeizes u. s. w. im Zuschauer bewirken sollte. Lessing zeigte, daß Aristoteles an eine solche Wirkung nicht von fern gedacht, daß er überhaupt unter den Leidenschaften, welche durch Mitleid und Furcht der Tragödie gereinigt werden sollten, keine anderen verstanden habe, als „unser Mitleid und unsere Furcht selbst" [1]). Sie ist eine Heilung des Gleichen durch das Gleiche, eine Art geistiger Homöopathie.

Die Aristotelische Reinigung dieser unserer Leidenschaften der Furcht und des Mitleids geschieht aber zunächst dadurch, daß die in der Wirklichkeit mit ihnen verbundene Unlust durch die Kunst des tragischen Dichters in ein Gefühl der Lust verwandelt wird. „Die Affekte werden dadurch gereinigt, daß sie durch eine Handlung erregt werden, die nicht wirklich, sondern nur dargestellt, aus der also das Stoffartige entfernt ist" [2]). Sie geschieht zweitens dadurch, daß der Zuschauer zwar mit den dargestellten Personen, aber doch wesentlich nur in ihnen, durch geistiges Hineinversetzen in ihre Lage fürchtet und leidet, daß also auch aus seiner Theilnahme das Stoffartige entfernt ist. Mit eindringendem Scharfsinne wies Lessing nach, daß das Geheimniß des Aristotelischen Gedankens der Reinigung jener Affekte in dem gegenseitigen Einschließen und Uebergehen derselben in einander zu suchen sei, und daß wer seinen Sinn ganz erschöpfen wolle, nachweisen müsse: 1) wie das tragische Mitleid unser Mitleid,

---

[1]) VII. 351.

[2]) Müller a. a. O. Th. II. S. 62. Vischer, Aesthetik Th. I. S. 329.

2) wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3) wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4) wie die tragische Furcht unser Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Und zwar schließe jeder dieser vier Punkte wieder einen doppelten Fall ein. Denn da mit einem Worte diese Reinigung in nichts anderm beruhe, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber nach Aristoteles sich diesseits und jenseits ein Extrem finde, zwischen welche sie inne stehe: so müsse die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids und ebenso auch der Furcht zu reinigen vermögend sein. „Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele Desjenigen reinigen, welcher zuviel Mitleid fühlt, sondern auch Desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele Desjenigen reinigen, welcher sich gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch Desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem was zu viel und dem was zu wenig steuern; und so hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids“ [1]).

Wohl darf man sagen, daß in der so gefaßten Aristotelischen Bestimmung eine Hindeutung liege auf jene sittlich erhebende Wirkung, welche das Tragische auf das Menschengemüth ausübt. Die Aesthetik unserer Zeit hat darauf hingewiesen, daß hierbei der alte hellenische Denker auch auf den Gehalt der Tragödie eingegangen ist, wenn er als Inhalt derselben das Leiden großer Menschen ohne entsprechende Schuld verlangt, weil erst dadurch der tragische Schmerz des Zuschauers groß, erhaben, allgemein wird, wenn er selbst die größten

[1]) VII. 352 - 353. vergl. Müller, II. 68. Ausführlicher findet man diesen Gegenstand behandelt in der Einleitung zu meiner Uebersetzung der Aristotelischen Poetik (Stuttgart 1860) S. 27 - 60. und in meiner Schrift: Aristoteles und die Wirkung der Tragödie (Berlin 1859).

nicht ausgenommen sieht von dem allgemeinen Menschenschicksal. Aber hier liege zugleich die Schranke der Aristotelischen Bestimmung; denn es fehle ihr die Entwickelung des Begriffs der Schuld und damit auch der Begriff „der absoluten Gerechtigkeit, deren Anschauung erst Mitleid und Furcht in wesentlich andere Gefühle verwandelt“ [1]).

Doch kehren wir zu Lessing zurück. Welches ist das praktische Resultat, das er aus seiner Entwickelung des Wesens der Tragödie zieht? Kein anderes als dies: daß nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen, „welche sich seit hundert Jahren ein Theater, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben rühmen, noch kein Theater, d. h. noch keine wahre Tragödie haben,“ daß alle ihre Tragödien an den Maßstab der Aristotelischen Aesthetik gehalten keine Tragödien sind![2]) Und warum sind sie dies nicht? Weil die Wirkungen die sie hervorbringen alles andere sind, nur nicht diejenigen, die der Tragödie ihrem Wesen nach zukommen[3]).

Vor allen ist es Corneille, der, wie Lessing sagt, den meisten Schaden gestiftet und auf die französischen Tragiker den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich; den Nachweis für das letztere mag man bei Lessing selbst nachlesen. Er zeigt, wie Corneille die Bestimmungen des Aristoteles, „die alle auf die höchste Wirkung der Tragödie berechnet sind,“ falsch und schielend vorgetragen, und weil er sie noch viel zu strenge fand, so lange entkräftet und verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hat, bis sie sich, wohl oder übel, mit seinen eigenen Tragödien im Einklange fanden. Diese Manier „im Voraus seine eigene Sache zur Sache der Wahrheit zu machen,“ wird nun von Lessing mit schneidender

---

[1]) Vischer a. a. O. I. 330.
[2]) VII. 359.
[3]) VII. 357. 365.

Schärfe gezüchtigt, und ihr Resultat: die gänzliche Verkennung und Verkehrung des Tragischen selbst in abstrakte Unnatur und hohlen Schwulst, an Corneille's eigenen Tragödien schlagend nachgewiesen[1]).

Dies aber war es grade: das bombastische Uebermaß, der Schwulst, die Unnatur in Gehalt und Ausdrucksweise der Tragödie seiner Zeit, was Lessing zur Natur und Wahrheit zurückgeführt wissen wollte. „Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur. Grobheit und Wulst ist ebenso weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Grenzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstige Dichter ist daher in Wahrheit auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich, und keine Gattung giebt mehr Gelegenheit in sie zu verfallen, als die Tragödie“[2]).

Siebentes Kapitel.

Weitere Folgerungen.

Aus der Entwickelung und Begründung des Aristotelischen Prinzips der Tragödie gewann nun ferner Lessing eine Reihe der wichtigsten Bestimmungen, welche wir jetzt übersichtlich zusammenstellen wollen.

Zunächst die Beseitigung der sogenannten vollkommenen Charaktere aus der Tragödie. Schon auf den ersten Blättern der Dramaturgie hatte er sich gegen das spezifisch christliche Trauerspiel mit seinen durchaus schuldlosen Märtyrern als Helden erklärt[3]). In der

---

[1]) VII. 364—373.
[2]) VII. 266.
[3]) VII. 10.

Polemik gegen Corneille nimmt er denselben Gedanken wieder auf, und begründet ihn durch die Hinweisung auf die Aristotelische Bestimmung des „Gräßlichen" (μιαρόν), in einer Weise, welche diesen Punkt ein für allemal festgestellt und Lessings Entscheidung zu einem Grundgesetze der Aesthetik gemacht hat[1]).

Dasselbe gilt von der Bestimmung des Bösen, dem er schon im Laokoon unter der Bezeichnung des Häßlichen seine Zulässigkeit im Reiche des Schönen unter der Bedingung angewiesen hatte, daß es furchtbar sei. Wenn er den Weisse'schen Richard III. verwarf, so verwarf er damit nicht den Richard Shakspeare's, sondern nur das mit seiner Verworfenheit renommirende Ungeheuer, dem der Leipziger Poet jeden menschlichen Zug, jede Zusammengehörigkeit mit der Gattung abgestreift hatte, den Schreckenspopanz, in welchen hier die ungeheure Energie der Shakspeare'schen Gestalt verwandelt erschien. Es ist nicht daran zu denken, daß Lessing, wie Guhrauer annimmt[2]), mit seiner vernichtenden Kritik des ersteren auch die letztere einschloß, daß er auf Weisse losschlug und Shakspeare meinte, den er dem deutschen Dichter vielmehr als einen „Spiegel" zur Erkenntniß der Fehler seines Werkes ausdrücklich vorhält. Allerdings hat Lessing es unterlassen, selbst die Parallele zwischen dem Weisse'schen und dem Shakspeare'schen Richard auszuführen. Aber wir haben uns zu erinnern, daß die Dramaturgie ein Torso, und daß Lessing auch da vielsagend ist, wo er schweigt, oder zu schweigen scheint. Seinem scharfen Auge und seinem tiefen Gefühle war es keineswegs entgangen, daß bei Shakspeare das Urbild menschlicher Bosheit dennoch nicht aus dem Rahmen der Menschheit tritt, und daß mehr als eine Spur in seinem Richard auf die Zusammengehörigkeit mit derselben hinweist, daß schon „das tiefe Bedürfniß der Liebe, das Richard wie Macbeth vor seinem Untergange ausspricht, unsere innerste Theil-

[1]) Vischer, I. 274—75.
[2]) II. 317.

nahme erregt, und daß wir, wie wir ihnen auch den Untergang gönnen, doch mit ihnen für uns selbst zittern, weil der Dämon, den hier die Nemesis erreicht, auch in uns schlummert“[1]). Streng genommen war also hier Lessing im Wesentlichen selbst mit seinem Aristoteles im Einklange, wenn auch dieser ganz im antiken republikanischen Geiste empfand, als er den „vollendet Schlechten“ und dessen Untergang von der Tragödie ausschloß, weil er in jenen nur den nichtswürdigen Taugenichts erblickte, dessen Vernichtung weder Mitleid noch Furcht erregen könne[2]). Es ist dies die Seite, von welcher die Aristotelische Poetik auf einer zeitlichen, politisch bestimmten Grundlage ruht. Aber der alte Denker ist an das Tragische des Bösen dicht herangestreift in einer bisher von allen seinen Erklärern übersehenen Stelle, (Poetik Kap. 18, §. 6) in welcher er den Satz aufstellt: „daß es allerdings tragisch und menschliche Theilnahme erregend sei, wenn der tapfere aber ungerechte Mann (etwa ein Richard III.) besiegt, und der Kluge aber Schlechte betrogen werde.“

Eine dritte wichtige Bestimmung war die der dramatischen Charaktere und ihrer nothwendigen inneren Einheit. Diese letztere wird als ein absolutes Erforderniß der Kunst im Gegensatze gegen die Erscheinungen der alltäglichen Wirklichkeit hingestellt, welche in keinem Falle als maßgebend oder auch nur entschuldigend für den Dichter angesehen werden dürfe[3]). Daran knüpft sich ferner der Unterschied der Charaktere und ihre Bedeutung in der Komödie und in der Tragödie. In der ersteren sind sie die Hauptsache und die Situationen nur die Mittel, sie sich äußern zu lassen, während in der Tragödie die Situationen (die Handlung) das Wesentliche sind, weil aus ihnen das Wesentliche der Tragödie entspringt. „Aehnliche

[1]) Vischer a. a. O. S. 306.
[2]) Vischer I. S. 307.
[3]) VII. 152 u. 153.

Situationen geben also ähnliche Tragödien, nicht ähnliche Komödien. Dagegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, während sie in den Tragödien fast gar nicht in Erwägung kommen“ [1]).

Endlich glaubte Lessing aus der Aristotelischen Theorie der Tragödie selbst die dramatische Form derselben bestimmen zu können, indem er darauf hinwies, daß die dramatische Form diejenige sei, in welcher sich Mitleid und Furcht, die beiden großen Grundgefühle der Tragödie, entweder allein oder doch in höherem Maße als in jeder anderen erregen lassen [2]). Allein bei diesem Versuche gerieth er, abgesehen davon, daß durch denselben die dramatische Form nur für die Tragödie, nicht auch für die Komödie als nothwendig nachgewiesen wurde, in Widerspruch mit seinem Aristoteles. Denn während Lessing die „gegenwärtige Anschauung“ als nothwendiges Moment zur Erregung von Furcht und Mitleid gefordert und die Erweckung dieser Gefühle durch die bloße Erzählung von Aristoteles geeignet glaubte, sagt der letztere vielmehr ausdrücklich das Gegentheil [3]). —

Die Autorität der klassischen Tragödie der Franzosen zu stürzen war eine Hauptaufgabe für Lessing schon darum, weil dieselbe, während sie die einfache Größe und Erhabenheit der alten hellenischen Tragödie verdunkelt hatte, zugleich den Weg versperrte zu dem Genius Shakspeare's. Wenn er bei dem Niederreißen dieser hemmenden Schranken, wodurch er der Befreier der deutschen Tragödie und des deutschen Drama's wurde, mitunter ungerecht verfuhr in dem Kampfe gegen die französische Literatur, so war es, weil, wie ein weises Wort lautet, „Mäßigung erst nach dem Siege eintreten kann.“ Dieser Sieg aber war noch erst zu erfechten, um das stolze Wort Schillers wahr zu machen, welches dieser große Dichter gleichsam als wohlverdienten Lorbeerzweig auf Lessings Dramaturgie niederlegte,

---

[1]) VII. 232 u. 233.
[2]) VII. 346 u. 347. 358.
[3]) Aristot. Poetik 14 § 1. S. 29. Ritter.

wenn er von dem deutschen Theater seiner Tage seinem Goethe zusang:

„Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt.
Und auf der Spur der Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten."

Daß dies geschehen, daß der deutsche Genius „auf der Spur der Griechen und des Briten" dem besseren Ruhme nachschreiten konnte, das ist das Werk des Mannes, der ihm den Weg gebahnt, das Werk des Befreiers Lessing und seiner Dramaturgie. Wie aber Schiller den Werth der letzteren gewürdigt, das beweist eine Stelle seines Briefwechsels mit Goethe, dem er im Jahre 1799 schrieb: „ich lese Lessings Dramaturgie. Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht, und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei. Denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen!" Schiller war es auch, der mit Lessing in der Würdigung des Aristoteles übereinstimmte, den er „einen Höllenrichter" sowohl für alle diejenigen nannte, die an der äußern Form sklavisch hängen, als für die, welche sich über alle Formen wegsetzten, da es ihm bei allen seinen Bestimmungen sichtbar weit mehr um das Wesen als um die Form zu thun sei, während er doch wieder aus der Natur des Gedichts und besonders des Trauerspiels dessen unverrückbare Form ableite.

Wenn wir bisher Lessing die ganze Unerbittlichkeit seiner Kritik gegen die französische Tragödie richten sahen, um den Beweis zu

führen, „daß keine Nation die Regeln des alten Drama mehr verkannt habe, als die Franzosen," so finden wir in ihm dagegen den bereitwilligsten Anerkenner dessen, was diese Nation im Lustspiel und bürgerlichen Drama geleistet hatte. Nicht nur, daß Molière für ihn seinen Platz neben Shakspeare hatte[1]), daß er den großen französischen Lustspieldichter gegen die Verkennung seines eigenen Landsmannes Voltaire und das Lustspiel selbst gegen Rousseau's alberne Angriffe in Schutz nahm[2]), — auch die späteren französischen Komödiendichter, die Destouches und Regnard, Quinoult und Marivaux erfahren bei aller Hindeutung auf ihre Fehler und Schwächen die gerechteste Anerkennung; und hinsichtlich des sogenannten rührenden Lustspiels, der comédie larmoyante, ließ er sich bekanntlich im Gegensatze zu seinem früheren ablehnenden Urtheile[3]), sogar durch seine Vorliebe für den Poeten Diderot zu einer Ueberschätzung dieser Gattung hinreißen, während er sich von dem Ansehen des Kritikers Diderot, den er früher neben Aristoteles gestellt hatte, völlig emanzipirt zeigt.

Ein völlig neues und unbekanntes Gebiet erschloß endlich Lessing seiner Nation durch seine Hinweisung auf das spanische Drama, von dessen Reichthum und Originalität damals Niemand in Deutschland auch nur eine Ahnung besaß. Als Lessing die Dramaturgie schrieb, war noch kein einziges Drama dieser Literatur übersetzt, oder auch nur im Auszuge mitgetheilt[4]). Lessing, der schon seit seinem ersten Berliner Aufenthalte sich mit dem Spanischen vertraut gemacht hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, welche ihm die reiche spanische Büchersammlung eines befreundeten Hamburger Kaufmanns bot, um sich die unbekannten Schätze der dramatischen Literatur anzueignen. Er studirte Calderon und Lope, er las die Komödien des Cervantes

[1]) X. 175.
[2]) VII. 240—241. vergl. 128—129.
[3]) IV. 151—155.
[4]) VII. 308.

und gab bei der Kritik des Essex von Thomas Corneille eine ausführliche Zergliederung der gleichnamigen spanischen Tragödie, deren Verfasser noch heute unbekannt ist, um seiner Nation einen Begriff zu geben von einer ihr völlig unbekannten, an eigenthümlichen Schönheiten reichen dramatischen Literatur. Aber diese Entdeckerfreude verleitete ihn so wenig zu einer — bei minder gefesteten Geistern fast unvermeidlichen — Ueberschätzung ihres Werthes, daß vielmehr sein Urtheil über die Schwächen wie über die Vorzüge des spanischen Drama's[1]) noch heute in Kraft bleibt. Er war geneigt, auf alle spanischen Dramen das Wort des alten hellenischen Dichters anzuwenden, daß bei ihnen „die Hälfte größer sei als das Ganze." Das einzige Stück, das er Lust verspürte auf das deutsche Theater zu verpflanzen, war Calderons Richter von Zalamea[2]), und gerade dies Drama gilt auch heute noch als Calderons vorzüglichstes Werk und wurde später wirklich durch Schröder wohl nicht ohne Anregung Lessings für die deutsche Bühne bearbeitet.

Die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des spanischen Drama's, namentlich seiner Vermischung des Komischen und Tragischen, war es zugleich, welche Lessing auf das wichtige Thema von der Nachahmung der Natur durch die Kunst führte.

Wieland hatte in seinem Romane Agathon, den Lessing zuerst seiner gleichgültigen Nation als ein Meisterwerk in die Augen rückte[3]), ganz wie der spanische Dichter Lope de Vega jene Vermischung durch das Vorbild der Natur und Wirklichkeit zu rechtfertigen versucht. Lessing zeigte den ungeheuren Irrthum, in welchen sich beide verstrickt hatten, und stellte zugleich die Lehre von der Naturnachahmung durch die Kunst ein für allemal auf ihren richtigen Standpunkt. In der neueren Aesthetik ist jene Frage dahin erledigt, „daß

[1]) VII. 308—309.
[2]) XII. 494.
[3]) VII. 313—314.

die Kunst eben die Erscheinung, welche die Natur geschaffen, aber im Gedränge des störenden Zufalls Trübungen jeder Art ausgesetzt hat, auf ihre Reinheit zurückführt, und so gereinigt in einem idealen Scheinbilde wiederholt, während sie in der Zurückführung selbst das Vorbild mit der Bestimmtheit seiner Formen und der Wärme seiner Lebendigkeit nacheifernd im Auge behält“ [1]).

Ganz in demselben Gedanken bewegt sich Lessings Entwickelung. „In der Natur, sagt er, ist alles mit allem verbunden, alles wechselt mit allem, alles verändert sich, eins ins andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat: das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit lenken zu können. Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben, wir würden vor allzuverschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes sein, wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raume nach, in unseren Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

„Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind und eine andere von nichtigem Belange läuft quer

[1]) Vischer, Aesthetik 3. S. 84. Vergl. meine Einleitung zur Uebersetzung von Aristoteles' Poetik S. 15—27.

ein, so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig widerwärtig sein, in der Kunst das wiederzufinden, was wir in der Natur wegwünschen."

Allein während Lessing so den nothwendigen Absonderungsprozeß, welchen die Kunst bei ihrer Nachahmung zu vollziehen hat, „aus der Natur der menschlichen Empfindungen und Seelenkräfte" nachwies, entging es ihm nicht, daß das Kunstwerk in seiner höchsten Vollendung, daß mit einem Worte die Tragödie, wie sie sich in Shakspeare's Genius offenbart, ein Ausnahmerecht für sich von seinem Satze beanspruchen dürfe. Und so schließt er seine Entwickelung mit jenen denkwürdigen Worten, mit welchen er sich vollkommen auf den Boden der romantischen Poesie stellt: „Nur wenn ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt: wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude oder umgekehrt so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen." — Was ist dies anders als die Rechtfertigung Shakspeare's und der romantischen Poesie, deren Idee mit dem klassischen Begriffe des Schönen zu versöhnen, wie Guhrauer mit Recht bemerkt, als Lessings durchgehendes Streben in der Dramaturgie erscheint!

Wir stehen am Ende unseres Versuches, den unerschöpflichen Reichthum von Lessings Dramaturgie und die Größe seiner Verdienste um die Entwickelung unserer poetischen Nationalliteratur andeutend zu vergegenwärtigen. Womit aber könnten wir denselben würdiger beschließen, als mit dem Hinweis auf die bahnbrechende Kraft, mit welcher Lessing den vollen tiefen Strom der Shakspeareschen Poesie befruchtend hinüberleitete auf die dürren Gefilde der deutschen Dichtung und in die vertrockneten Lebensadern des deutschen Geistes.

Was er vor nahezu einem Jahrzehend in den „Literaturbriefen“ angedeutet hatte, daß Shakspeare auch nach den Mustern der Alten beurtheilt, ein weit größerer tragischer Dichter sei, als die Corneille und Voltaire, das führte er in der Dramaturgie mit der Begeisterung tiefster Ueberzeugung und mit eindringendstem Verständnisse aus, während er zugleich mit den vorhin erwähnten einfachen Worten: „Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein!“ aller künftigen Benutzung und Auffassung des großen Dichters den einzig richtigen Weg vorzeichnete. Es war nicht Lessings Schuld, wenn die Stürmer und Dränger der nächsten Jahre Shakspeare als das Urbild und Muster des aller Gesetze und Regeln spottenden Genies auf ihre Fahne schrieben. Sie hätten aus Lessing, der dem Genie besser als sie sein volles Recht sehr wohl zu wahren wußte[1]), lernen können, daß er Shakspeare's Dichtungen mit dem Wesen der griechischen Tragödie und mit den Aristotelischen Gesetzen im vollen Einklange fand. Das Stürmer- und Drängerthum der auf die Regellosigkeit pochenden Genies lag damals, als Lessing seine Dramaturgie abschloß, bereits in der Luft und veranlaßte ihn, die Ursachen desselben mit schlagender Wahrheit zu zeichnen. Es war die Bekanntschaft mit dem englischen Theater, welche, wie er sich ausdrückt, die Deutschen die Entdeckung machen ließ, „daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahl der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln wohl gar schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! Aber mit diesen Regeln fing man an,

[1]) VII. 151. 428.

alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf's Neue für sich erfinden solle"[1]).

Diese „Gährung des Geschmacks" zu hemmen war das Ziel, auf welches vorzugsweise hingearbeitet zu haben Lessing am Schlusse der Dramaturgie bekannte. Die Revolution, welche er unternahm, war eine wesentlich konservative, und der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts erscheint auch hier, — wie überall, zugleich als der treueste Bewahrer aller wahrhaften Errungenschaften der Vergangenheit des Menschengeistes.

[1]) VII. 453. u. 454.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
(Guttentag & Bahlen.)

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

„Auf Lessing zurückgehen heißt jetzt — fortschreiten!"
F. G. Kühne.

Vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Sechste Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1869.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Band.

Achtes Buch. Die Episode des Kampfes gegen Klotz. Hamburg 1768—1769. Antiquarische Briefe.

Seite.

Erstes Kapitel. Klotz und die Seinen . . . . . 3 — 10
Zweites Kapitel. Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe . . . . . 11 — 26
Drittes Kapitel. . . . . . 26 — 30
Viertes Kapitel. Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne . 30 — 41

Neuntes Buch. Lessings Lieben und Leiden. 1769—1776.

Erstes Kapitel. . . . . . 45 — 71
Zweites Kapitel. . . . . . 71 — 74
Drittes Kapitel. . . . . . 75 — 84
Viertes Kapitel. . . . . . 84 — 96
Fünftes Kapitel. Die italienische Reise . . . . . 96—107
Sechstes Kapitel. Lessings Heirath . . . . . 107—112

Zehntes Buch. Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770—1775. Emilia Galotti.

Erstes Kapitel. Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770—1775. . 112—124
Zweites Kapitel. Emilia Galotti . . . . . 124—147
Drittes Kapitel. Lessing und Goethe . . . . . 148—160

Elftes Buch. Lessing der Philosoph.

		Seite.
Erstes Kapitel.	Lessing und Kant	163—170
Zweites Kapitel.	Lessing und Spinoza. (1760—1765.)	170—182
Drittes Kapitel.	Spinoza und Leibnitz	182—194
Viertes Kapitel.	Der spekulative Grundgedanke Lessings	194—207

Zwölftes Buch. Lessing der Theologe. — Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

Erstes Kapitel.	Lessings theologische Vorstudien	211—216
Zweites Kapitel.	Der Wolfenbüttler Fragmentist	217—223
Drittes Kapitel.	Die Fragmente	223—227
Viertes Kapitel.	Lessings Stellung zu den Fragmenten	227—234
Fünftes Kapitel.	Der Kampf mit Goeze	234—259

Dreizehntes Buch. Nathan der Weise.

Erstes Kapitel.	Eva Lessings Tod	263—281
Zweites Kapitel.	Entstehungsgeschichte Nathans des Weisen	281—291
Drittes Kapitel.	Nathan der Weise	292—311
Viertes Kapitel.		312—319

Vierzehntes Buch. Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ernst und Falk.

Erstes Kapitel.	Lessings Stellung zu den Aufklärern	323—329
Zweites Kapitel.	Die Erziehung des Menschengeschlechts	330—345
Drittes Kapitel.	Lessings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Gesellschaft	346—354
Viertes Kapitel.		354—371
Fünftes Kapitel.		371—380
Sechstes Kapitel.		381—394
Siebentes Kapitel.	Der Mensch unter Menschen	395—403
Schluß.		404—409

Achtes Buch.

Die Episode des Kampfes gegen Klotz. Hamburg 1768—1769.

Antiquarische Briefe.

Erstes Kapitel.

Klotz und die Seinen.

Während Lessing noch an dem zweiten Bande seiner Dramaturgie arbeitete, sah er sich durch die literarischen Umtriebe seiner Feinde, als deren Haupt wir bereits mehrmals den durch ihn zu einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit gelangten Halleschen Professor Klotz namhaft gemacht haben, in eine Fehde verwickelt, die ihn von seinem ruhmgekrönten ästhetischen Feldzuge ab und auf das seit dem Laokoon verlassene Gebiet der antiquarischen Studien zurückrief.

„Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen."

Diese Aeußerung, mit welcher Lessing die letzte der Schriften befürwortete, welche sein Streit mit Klotz veranlaßte,[1]) ist in mehr als einer Hinsicht das würdigste Motto, das wir unserer Darstellung dieser Händel vorsetzen können.

Lessings Thätigkeit in diesem Kampfe wider einen in keiner Hinsicht seiner würdigen Gegner ist nur mit dem Verdienste zu vergleichen, welches er sich zehn Jahre früher durch seine Literaturbriefe um die Reinigung der literarischen Atmosphäre Deutschlands er-

[1]) „Wie die Alten den Tod gebildet", VIII. 210.

worben hatte. Wie er dort in das selbstgefällige schöngeistige Treiben der gedankenlosen Mittelmäßigkeit die Blitze seiner Kritik geschleudert hatte,[1]) so entlud sich hier das Gewitter seines edlen Zornes reinigend und befreiend über den Häuptern einer literarischen Rotte, die geführt von einem in seiner Art überaus geschickten literarischen Condottiere, die gesammte Kritik und Journalistik Deutschlands zu vergiften, und zugleich gerade auf dem Gebiete, auf welchem durch einen Winckelmann und Lessing so eben die ersten großen Erfolge mühsam errungen worden waren, auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft in ihrer Anwendung für die Befruchtung der deutschen ästhetischen Kultur, durch böswillige Verkleinerungssucht auf der einen und seichte Oberflächlichkeit auf der andern Seite unberechenbaren Schaden anzurichten drohten.

Während der letzten Jahre seines Breslauer Aufenthalts, in welchem Lessing gänzlich zurückgezogen von aller öffentlichen Thätigkeit für Journalistik und Literatur gelebt und gearbeitet hatte, war in Deutschland ein junger Schriftsteller aufgetreten, der mit nicht geringen formalen Talenten und mit noch weit größerem Ehrgeize ausgestattet, durch eine literarische Vielgeschäftigkeit und journalistische Rührigkeit ohne Gleichen das von Lessing scheinbar aufgegebene Terrain einzunehmen sich gewillt zeigte. Christian Adolf Klotz, ein Lausitzer wie Lessing, geboren 1738, hatte zugleich eine überaus rasche Carriere gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren Professor an der Universität zu Göttingen, mit siebenundzwanzig Jahren Professor der Beredtsamkeit nach Halle berufen, und bald darauf durch den Titel eines Geheimen Raths und durch eine ansehnliche Besoldung auch mit jenen äußerlichen Bedingungen selbstgewissen Auftretens versehen, welche auf das Publikum von damals noch mehr als auf das heutige ihres Eindrucks nicht verfehlten, gestachelt von brennendem Ehrgeize und wenig bedenklich in der Wahl der Mittel zu

[1]) S. Bd. I. S. 168 ff.

dessen Befriedigung, war es ihm gelungen, sich binnen wenigen Jahren einen angesehenen und noch mehr gefürchteten Namen zu machen. Vor Allem waren es Winckelmann's und Lessing's Lorbeern, die ihn nicht schlafen ließen. Eine gewisse formelle ästhetische Kultur, die ihn dem Kreise der lyrischen Schöngeister Gleim, Jacobi u. a. m. zuführte, verbunden mit lebhafter Sinnlichkeit, die den Jüngling Bürger zu dessen Verderben an ihn fesselte, und ein richtiger Instinkt für das Zeitgemäße, wie er dem rührigen Ehrgeize selten mangelt, bestimmten seine Richtung und sein Streben: die Wissenschaft des Alterthums, seiner Kunst und Literatur durch geschmackvolle Popularisirung mit den ästhetischen und literarischen Bildungsbestrebungen der Zeit zu vermitteln. Eine solche Tendenz lag damals gleichsam in der Luft. Wir haben gesehen, wie um dieselbe Zeit der jugendliche Goethe kein höheres Ziel kannte, als unter Leitung eines Philologen wie Heyne, der, gleichfalls ein Landsmann Lessings, seit 1763 für denselben Zweck als akademischer Lehrer in Göttingen wirkte, sich zu ähnlicher Thätigkeit geschickt zu machen. In der That gelang es Klotz sehr bald, sich als geschmackvoller und eleganter Antiquar, als feiner Kunstkenner und geistreicher Kritiker einen Namen zu erwerben, der in jenen Zeiten der Ueberschwenglichkeit, wie sie allen unreifen literarischen Jugendperioden eigen ist, ihn weit über sein Verdienst wie über seine Kraft und den Werth seiner Leistungen emportrug. Denn außer einer Ausgabe des griechischen Dichters Tyrtäus und einer Anzahl kleiner lateinisch geschriebener Abhandlungen hatte er eigentlich bis zu der Zeit, wo ihn seine Schrift über den Nutzen der geschnittenen Steine auch als deutschen Schriftsteller zu seinem Unglücke einführte, noch nichts geleistet. Doch hatte er sich das Verdienst erworben, Lipperts Daktyliothek, ein Werk, welches für die Wiederbelebung des Geschmacks und der Kenntniß der antiken Kunst den späteren Bestrebungen Winckelmanns die Wege bahnen half, angelegentlich den Zeitgenossen zu empfehlen, und sogar die Regierungen aufzufordern, dasselbe für die gelehrten Schulen anzu-

schaffen.[1]) Als Universitätslehrer war er weniger als mittelmäßig. Seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anstrengung und jedes ernste Studium für dieselben scheute, weshalb er auch nur selten ein Collegium zu Stande brachte. Eine um so größere Thätigkeit hatte er dagegen als Journalist zu entfalten, und durch dieselbe sich einen Einfluß und eine Stellung zu schaffen gewußt, die ihn in der ganzen deutschen literarischen Welt gefürchtet machten.

Für uns, denen sein Andenken nur noch durch Lessings vernichtende Kritik seiner Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit auf allen Gebieten, auf denen er sich versuchte, erhalten ist, erscheint das Ansehen, welches er vor seinem verhängnißvollen Streite mit Lessing bei den Besten seiner Zeit genoß, fast unglaublich. Nicht nur der Alles bewundernde Gleim stellte „seinen großen und gelehrten Klotz“ geradezu neben Lessing, auch ein Wieland zählte ihn zu den „Zierden seiner Nation“, und Herder setzte ihn den Heroen der Philologie, einem Geßner und Ernesti an die Seite.[2]) Ja, Lessing selbst ward in seiner Breslauer Abgeschiedenheit aufmerksam auf das neu hervortretende Talent, und aufmunternd wie er sich gegen alle jugendlichen Anfänger zu verhalten liebte, erwies er ihm die Ehre einer achtungsvollen Erwähnung in seinem Laokoon.[3]) Mit Nicolai, für dessen Journal er schrieb, stand Klotz in naher Verbindung, wie denn überhaupt wohl kaum ein Mann von literarischer Bedeutung in und außerhalb Deutschland war, an den er sich nicht heranzudrängen gewußt hätte. Nur bei einem Einzigen gelang es ihm nicht, und dieser eine war gerade Derjenige, um den es dem eitlen und ehrgeizigen jungen Manne am meisten zu thun war, Lessing. Die Bewunderung und Verehrung von Lessings Genius, welche er in seiner Rezension von dessen Laokoon aussprach, war übrigens

[1]) S. Justi: Winckelmann I., 310.
[2]) S. Briefe an Klotz, II. 94. 96. 97. 98., I. 107. 110. 143.
[3]) VI. 515.

nicht erheuchelt, wenn sie gleich mit der deutlichen Absicht verbunden erschien, im Verein mit Lessing Opposition gegen Winckelmann zu machen, dessen Ruhm ihn drückte.[1]) Bei dieser Taktik war das alte divide et impera sein Leitstern. Wenn ihm das Entzweien gelang, glaubte er auf das Herrschen größere Aussicht zu haben. Aber gerade diese Taktik war es, die ihm bei dem Manne, den er gewinnen wollte, von vornherein sein Spiel verdarb. Die unterwürfige Dienstbeflissenheit, mit der er sich an Lessing drängte, indem er ihn wenige Tage nach dem Erscheinen des Laokoon brieflich um die Erlaubniß bat, seine abweichenden Ansichten öffentlich aussprechen zu dürfen, machte Lessing stutzig; und in der That war der Brief[2]) ein Gemisch von Schmeichelei und Anmaßung, durch welche das Bestreben des eitlen jungen Mannes, sich mit einem Lessing auf gleichen Fuß zu stellen, deutlich genug hervorleuchtete. Lessing beantwortete indeß diesen ersten Brief mit großer Höflichkeit, und nur die Bemerkung: „daß er seinem Laokoon wenig Leser und noch weniger gültige Richter verspreche", mochte für Klotz ein Wink sein, der ihn um so mehr verdroß, als er ihn auf seine Stellung zu Lessing aufmerksam machte. Im Uebrigen aber verräth Lessings Brief[3]) keine Spur einer Eingenommenheit gegen Klotz, vielmehr zeigt sich in demselben eine gute Meinung von dessen Bestrebungen, welche Lessing sogar den Wunsch persönlicher Bekanntschaft äußern ließ. Das war sehr natürlich. Lessing war damals (1766) eben erst aus seiner Breslauer Einsamkeit in die literarische Welt zurückgekehrt. Er kannte von Klotz wenig mehr als dessen lateinisch geschriebene Briefe über Homer, die für jene Zeit mehr Geist in Behandlung der Alten verriethen, als man bei den damaligen Philologen zu finden gewohnt war, und der Charakter des Menschen

[1]) Murr, Klotzens Denkmal S. 25 u. 41, Hausen, Leben und Charakter Klotz' S. 63.

[2]) Man findet denselben in Lessings Werken VIII. 187—188.

[3]) XII. 173—175.

war ihm vollends unbekannt. Er fand ihn in Verbindung mit seinen Berliner Freunden, und sah und hörte überall in mündlichen und journalistischen Aeußerungen das Lob des geistreichen, strebsamen und rührigen jungen Mannes, der wie es schien, Interessen verfolgte, welche auch die seinen waren, und dessen eleganter lateinischer Styl in Prosa und Poesie alle Welt entzückte. Aber schon die Rezension des Laokoon, welche ihm Klotz fünf Monate später (Oktober 1766) mit einem zweiten, ganz im Geiste des ersten geschriebenen Briefe[1]) zusandte, öffnete Lessing, der unterdessen Gelegenheit gefunden hatte, Klotzens Treiben etwas näher kennen zu lernen, die Augen über den wahren Gehalt des Mannes. Er ließ Brief und Rezension unbeantwortet, und er wußte, warum er es that.[2]) Er erkannte in Klotz den Cliquenmacher, dessen Wahlspruch bei seiner Kritik auf das: „Wie Du mir, so ich Dir" gegenseitiger Schmeichelei und Bewunderung hinauslief, während sein scharfer Blick zugleich in jener Rezension selbst die ungründliche Oberflächlichkeit und den Mangel selbstständiger Forschung und Studien durchschaute.

Lessings Schweigen war für einen Mann von Klotzens Selbstüberhebung und Reizbarkeit eine tödtliche Beleidigung, um so mehr, da sogar manche Freunde Lessings, wie Gleim, sich über dessen Verhalten erstaunt zeigten. Zum Ueberfluß erfuhr gerade um diese Zeit die Sammlung von Klotz' lateinischen Schriften in Nicolai's Bibliothek eine etwas schärfere Kritik, als der eitle Mann bisher zu vernehmen gewohnt gewesen war. Maaßlos empfindlich, wie alle seines Gleichen, gegen das leiseste Wort öffentlichen Tadels, durch allzuleichte Erfolge und vorzeitige Berühmtheit über sich selbst und das Maaß seiner Begabung völlig verblendet, und in dieser Verblendung durch eine Schaar dienstfertiger Jünger wie durch das

[1]) VIII. 191—193.
[2]) VIII. 193—197.

furchtsame Verhalten aller älteren Männer von Namen und Geltung in der Wissenschaft und Literatur bestärkt, beschloß er, um sich an Lessing zu rächen, einen Vernichtungskrieg gegen diesen und dessen Freunde, der jedoch mit seiner eigenen Vernichtung enden sollte.

Geneigt wie alle auf den Schein gerichteten Cliquenmacher bei anderen die eigne Handlungsweise vorauszusetzen, galt es ihm als unzweifelhaft, daß Lessing an der Spitze einer eignen Berliner Literaturschule stehe, die es auf nichts Geringeres abgesehen habe, als durch das Organ der oft genannten Berliner Zeitschrift, der Allg. deutschen Bibliothek, einen kritischen Despotismus über ganz Deutschland auszuüben; und Klotz kam sich als ein Verfechter der guten Sache der Freiheit vor, indem er sich solchem Unwesen gegenüber, wie er sich ausdrückte, „an die Spitze der mit dem Berliner kritischen Despotismus Unzufriedenen“ stellte. Nicht zufrieden mit den journalistischen Organen der „Hallischen gelehrten Zeitung“ und der lateinisch geschriebenen „Acta Litteraria“, in deren Besitze er sich bereits befand, gründete er jetzt für seine Opposition noch ein drittes, die „deutsche allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche zugleich der Nicolai'schen Zeitschrift Concurrenz machen sollte, und in welcher, wie wir oben sahen, Lessings dramaturgische Thätigkeit in Hamburg auf das Boshafteste angegriffen wurde. Auch dies schien ihm noch nicht genug. Sein Schüler und Freund, ihm gleich an Charakter und Tendenzen, wie an frühen Erfolgen in der Literatur, der durch seine Empfehlung mit sechsundzwanzig Jahren als Professor an die neuerrichtete Universität Erfurt berufene Riedel, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dort in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung“ ein weiteres Organ der Opposition gegen Lessing und seine vermeintliche Schule zu stiften, um welches er eine ganze Schaar von literarischen Klopffechtern versammelte. So ausgerüstet begannen Beide den Angriff, den sie durch das leichte Geschütz von einzelnen Pamphleten und Schmähschriften aller Art unterstützten, wobei sie es namentlich an der

Hauptwürze für das große lesende Publikum, an boshaften Persönlichkeiten, Anekdoten, Klatschereien und Gerüchtsäcereien nicht fehlen ließen. Mit vollen Backen ward, wie ein Zeitgenosse, Garve, schreibt, der Ruhm der Klotz'schen Schule in Zeitungen und Journalen ausposaunt, und da das Publikum durch die Vielgeschäftigkeit der beiden Häupter fortwährend in Athem gehalten, und kein irgend genannter und berühmter Name ungehudelt gelassen wurde, so erreichten sie ihren Zweck, Aufsehen zu machen und Furcht zu verbreiten, in einem Grade, der für die damaligen literarischen Zustände und die charakterlose Schwäche der meisten Vertreter derselben ein trauriges Zeugniß abgiebt. Die Gelehrten und die Männer der Wissenschaft, ein Heyne, Reiske, Lippert u. a. zitterten vor Klotz und beugten sich stillschweigend unter seiner journalistischen Peitsche, aus Furcht noch schlimmer behandelt zu werden, wenn sie offenen Widerstand wagten.[1]) Im Stillen tröstete sich ihre Feigheit mit der bekannten Entschuldigung, daß die Bekämpfung eines solchen Menschen unter ihrer Würde und ihre Zeit dafür zu kostbar sei, wie der gelehrte Reiske mit unglaublicher Naivetät sich gegen Lessing selbst in demselben Briefe ausdrückte, in welchem er ihn trotzdem für die erfolgreiche Bekämpfung des „Erzfeindes" seinen gerührten Dank abstattete. Die übrigen Schriftsteller befanden sich theils in gleichem Falle, theils waren sie selbst von ihm in das Netz seiner Cotterie mit eingesponnen, das er mit außerordentlicher Geschicklichkeit über das ganze literarische Deutschland gespannt hatte. Wenn je einer, wie Hamann, gegen die Rottmeister und Kobolde der Kritik aufzutreten wagte, so geschah es unter dem Schutze der Anonymität, den auch Herder nicht verschmähte.

---

[1]) XIII. 145. 154. 164. 167. 191. 192 und Lessings Brief an Kästner bei Guhrauer, II. 1. 328—29.

Zweites Kapitel.

Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe.

So standen die Sachen, als Lessing, der unterdessen durch die Berufung nach Hamburg seine antiquarischen Studien und deren Gegner eine Zeitlang aus den Augen verloren hatte, im Anfange des Jahres 1768 auf das Klotzische Treiben aufmerksam zu werden begann. Das „Gesudel", welches Klotz und seine Spießgesellen in ihrer neuen deutsch geschriebenen Hallischen Zeitschrift trieben, die boshaften Angriffe, welche sie gegen seine Freunde, gegen Männer wie Ramler, Gerstenberg und Klopstock richteten, ward ihm unleidlich, und es schien ihm Zeit, wieder einmal die alte in den Literaturbriefen so erfolgreich geschwungene Geissel zur Hand zu nehmen. „Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann", schrieb er an Nicolai, der nicht unterließ, ihn in seinem Vorsatze zu bestärken.[1]) Dazwischen wandelte ihn einen Augenblick die Lust an, bei Gelegenheit einer im Mai 1768 unternommenen Reise nach Leipzig, sich den Mann in der Nähe zu besehen, vielleicht um zu versuchen, ob er nicht durch persönlichen Einfluß auf bessere Wege zu bringen sein möchte. Doch ward dieser Vorsatz sehr bald aufgegeben, denn hier in Leipzig erfuhr er so viel von dem eigentlichen Wesen des Mannes, daß ihm jede Lust zu persönlicher Bekanntschaft verging.[2]) Vielmehr kehrte er von Leipzig nach Hamburg mit dem festen Vorsatze zurück, dem Klotzischen Treiben gründlich zu Leibe zu gehen.

In Leipzig waren ihm die neuesten Klotzischen Schriften in die Hände gerathen. Sie hatten ihm den letzten Rest von guter

[1]) XII. 189. XIII. 138.
[2]) XII. 195—196. XIII. 143.

Meinung für den Gelehrten genommen. „Der Mann, schrieb Lessing an Nicolai, nimmt das Maul gar zu voll, und möchte gern ein Orakel in diesen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschliffenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Winckelmann und Lippert, die er öfters gar nicht verstanden hat, und Alles was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich." Gerade in dieser, von allen Freunden Klotzens hoch gefeierten Schrift hatte Klotz seine ersten direkten Angriffe gegen Lessing gewagt. „Er hat mir", fährt Lessing in jenem Briefe fort [1]) „die Ehre erzeigt, meiner in dem Büchelchen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Besseren zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerei nicht verstehen wollen." Zu allem Unglücke für Klotz waren seine zahlreichen Freunde dahinterher, jenen vornehmen Zurechtweisungen Lessings in Zeitschriften und Tagesblättern die gehörige Oeffentlichkeit zu geben, und Lessing sah sich bei seiner Rückkehr in Hamburg von einem Artikel der dortigen Zeitung (der Reichspostreuter) empfangen, in welcher ein anonymer Rezensent des Klotz'schen Buchs dem Publikum triumphirend zu melden sich beeilte, daß in demselben der berühmte Kritiker Lessing „eines unverzeihlichen Fehlers" überwiesen worden sei. Es war, wie wir heute wissen,[2]) kein anderer als Lessings alter Feind Dusch in Altona, der die Literaturbriefe noch nicht verschmerzt hatte, und jetzt die Gelegenheit, sich an Lessing unter fremdem Schutze zu rächen, um so begieriger ergriff, als er der beifälligen Schadenfreude aller zahlreichen Feinde Lessings von den Literaturbriefen her gewiß sein konnte.

Lessing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgischen

[1]) XII. 196, vergl. VIII. 5.
[2]) Guhrauer II. 1. 328.

Zeitungen einrücken ließ, und dem bald eine Reihe anderer nachfolgten. Schon der erste Brief war „eine offene Kriegserklärung wider Klotz", wie er sich gegen Nicolai ausdrückte,[1]) und Lessing war nicht der Mann, der einen einmal aufgenommenen Kampf unentschieden ließ, zumal mit einem Gegner, der, so sehr er ihn auch verachtete, doch bei dem Beginne desselben das Publikum entschieden auf seiner Seite hatte. Denn es war dem rührigen Journalisten gelungen, sich, wie Lessing sich ausdrückte, „einen großen Anhang zu erschimpfen und einen noch größeren zu erloben." Darum warf Lessing die Scheide weg, als er das Schwert zog, und er beschloß, den frechen Angreifer dergestalt niederzulegen, daß ihm das Aufstehen vergehen sollte. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe," schrieb er im Verlauf des Streites an seinen alten Freund Kästner in Göttingen, wo die zaghaften Gelehrten sich jeder Parteinahme ängstlich zu enthalten fortfuhren, „so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen."

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen folgte jetzt Angriff auf Angriff. In kaum vier Wochen waren bereits die ersten fünfundzwanzig „Briefe antiquarischen Inhalts" vollendet, nach acht weiteren erschien der erste Band derselben bereits als Buch,[2]) dem schon im folgenden Jahre ein zweiter Theil nachfolgte. Daneben hatte Lessing eine zweite Streitschrift in Angriff genommen, die jedoch ein Bruchstück blieb. Es war die Abhandlung „über die Ahnenbilder der alten Römer," deren Anfang wir aus Lessings Nachlasse besitzen. Sie war gegen Klotz's Behandlung desselben Gegenstandes gerichtet, mit welcher Klotz, wie Lessing einige Jahre später herausbrachte, ein freches Plagiat aus den Heften von Christ's Vorlesungen über Archäologie begangen hatte.

Seit dem Vademecum für den Pastor Lange war kein solches

---

[1]) XII. 198.
[2]) XII. 198—202.

Strafgericht gehalten worden, wie es in den antiquarischen Briefen über Klotz erging. Seine Ansprüche auf wissenschaftliches Verdienst und auf eine Stellung als Gelehrter wurden völlig vernichtet, und die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse, die Nichtigkeit seiner Studien, die Hohlheit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens ebenso wie die Kniffe und Ränke seiner Polemik überzeugend dargethan. Die Zeitgenossen erschraken vor dem Tone der unerbittlichen Schärfe, der offenen Verachtung, mit welchem es geschah, und alle die schwachherzigen Seelen, die kein Wort des Tadels zu äußern gewagt hatten über die Nichtswürdigkeiten der Klotz'schen Kritik und Polemik und über die infamirenden Persönlichkeiten, welche er und seine Anhänger sich erlaubten, sie schüttelten die Köpfe, ja sie stimmten Klagelieder an über den Verfall der guten Sitte und der Höflichkeit, den Lessings Briefe ihnen in der deutschen Literatur herbeizuführen schienen. Sie fühlten nicht, daß dieser Ton eben auch ihrer eigenen Schwachherzigkeit galt, daß Lessing, indem er auf den Sack losschlug, zugleich den geduldigen Esel meinte, der ihn trug und — ertrug. Seine Streitschriften gegen Klotz waren zugleich eine Anklage der deutschen Literatur- und Gelehrtenwelt, welche diesem alle seine Frechheiten stillschweigend durchgehen ließ.[1]) Ein leuchtendes Beispiel dieses feigen Gelehrtenhochmuths ist uns in dem bereits erwähnten Briefe des berühmten Philologen Reiske an Lessing aufbehalten. Reiske dankt dem „großen Lessing", daß er „ihn selbst und so viele andere brave Leute, die wie er unschuldig von Klotz hätten leiden müssen, an dem gemeinschaftlichen höllischen Feinde gerächt, daß er dem unwissenden Spötter, dem unverschämten Prahler, dem boshaften Lästerer den Mund gestopft, und dem gelehrten Pöbel, der denselben verehre, gezeigt habe, welch ein Ignorant sein Baal sei." Er selbst, Reiske, hätte dies Alles freilich auch thun können, aber — man höre: „meine Zeit ist mir zu edel, und ich dünke mich zu gut, meine

[1]) VIII. 202. 204.

Hände mit so unedlem Blute zu besudeln!" Dieser hochmüthige Professor, der den Mann, welchem er den Namen des Großen giebt, mit diesen Worten so tief unter sich stellt, ist zugleich der richtige Germane, der festiglich der Hoffnung lebt: daß die Sache des Guten schon „von selbst" siegen werde. Lessing verzieh dem professorischen Philister großmüthig die unfreiwillige Beleidigung. Aber er konnte doch nicht umhin, ihm wenigstens anzudeuten, was er über sein und seiner Collegen Verhalten denke. „Ich hatte lange gewartet, schrieb er ihm zurück, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle. Endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. — Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige auf meiner Seite zu sein öffentlich bezeugen, so fürchte ich, er hat mich mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen." [1])

Freilich: der „große Lessing," der titellose Schriftsteller, der von seiner Feder lebende Literat, der nichts hatte als seinen literarischen Ruhm, — wie konnte man sich öffentlich für ihn erklären gegen einen ordentlichen Professor der Eloquenz, einen vom Staate approbirten und besoldeten p. p. ordinarius und Königlichen Geheimderath! Wie konnte man sich erklären gegen das Haupt einer mächtigen Parteigenossenschaft, das über Lob und Tadel zahlreicher Zeitschriften verfügte, während ein Lessing jede Genossenschaft von sich wies, und seit fast einem Jahrzehnd nicht einmal mehr etwas für Journale schrieb, sondern einsam auf sich selbst allein gestellt, in der Welt dastand! Dafür konnte er freilich einem Klotz und Consorten, die von

[1]) XII. 222. XIII. 167—68.

alle dem ihm gegenüber das Gegentheil behaupteten und ihm die Rolle eines vielarmigen journalistischen Briareus andichteten, um ihre donquichoteschen Lanzen gegen ihn einzulegen, von seiner einsamen Höhe herab das stolze Wort zurufen: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden und helfe Niemanden, und lasse mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben! Auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.“ [1])

Für alle Zeiten gültig ist die berühmte „Tonleiter“, welche Lessing am Schlusse der antiquarischen Briefe für den Kritiker aufstellt. „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher“. Lessing hatte gegen Klotz und Riedel mit dem ersten Satze dieser Tonleiter begonnen, zu der Zeit da er zuerst auf sie, als auf vielversprechende Anfänger aufmerksam wurde; und eben weil er in der gern aufmunternden Milde seines Wesens den Ton vielleicht etwas

[1]) VIII. 200.

zu stark angeschlagen hatte, — denn in Lessing war ein enthusiastischer Zug, der ihn leicht zu Illusionen über Menschen und Dinge verleitete, wenn diese Illusionen auch vor seinem scharfen Blicke nie lange bestanden — so konnte gerade er am wenigsten geneigt sein, ihnen die letzten Stufen seiner Tonleiter zu ersparen, als ihm seine Täuschung klar wurde. Mit ruhigstem Vorbedacht, mit langsamster Ueberlegung und mit kältestem Blute schleuderte er jedes seiner tödtlichen Geschosse auf die elenden Prahler und Kabalenmacher, die sich groß zu machen strebten, indem sie die Größen der nationalen Literatur in den Staub zogen. Denn seine von sittlicher Empörung erzeugte Kritik ging weit hinaus über den antiquarischen Ausgangspunkt und Inhalt seiner Briefe. Die Materien, die er in denselben behandeln mußte, um die wissenschaftliche Blöße und Armseligkeit des Gegners aufzudecken, interessiren ihn unendlich weniger, als die eben erst im Werden begriffene Nationalliteratur und die Bildung seines Volks, die er durch das Treiben jener Menschen bedroht sah. Er mochte es hingehen lassen, daß sich Scribenten, „von denen keiner Professor, wenigstens nicht Professor der schönen Wissenschaften, die vielmehr Alle noch Studenten, fleißige bescheidene Studenten sein sollten," mit ihrem schaalen und platten kritischen Gewäsch an den zahlreichen untergeordneten Geistern ihrer eigenen Gattung versuchten — wiewohl auch dies ein ekler Anblick sei, wenn man eine Spinne die andere fressen sehe. „Aber wenn sie vollends an die wenigen Schriftsteller sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt," so erschien ihm das eine ebenso lächerliche als schädliche Vermessenheit. Solle Klopstock etwa von ihnen lernen, in seine Elegien mehr Fiktion zu bringen? oder Ramler in seine Oden weniger?" So hirnlos dergleichen Urtheile sind (fährt er fort), so viel Schaden stiften sie doch gleichwohl in einem Publikum, das sich zum größten Theil noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher

Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordoziren dürfen!"

„Unausgepfiffen!" das eben war es, was Lessing verdroß, ja empörte. Das allgemeine Schweigen der Feigheit und Schwäche gegenüber der frechen Anmaßung und Unsittlichkeit war es, was seinen Ton zu der höchsten Bitterkeit steigerte, wie sie keine andere seiner Schriften, selbst nicht die gegen Götze aufzeigen. Um ihm gerecht zu werden, müssen wir aus der ruhigen Ferne der kühlen Gegenwart zurückgehen in die damalige Zeit, und die Verhältnisse ins Auge fassen, unter denen der Genius, zu dessen erzenem Ehrenstandbilde wir jetzt dankbar bewundernd hinaufschauen, lebte, stritt und litt, wenn wir nicht der schwächlichen Theilnahme verfallen wollen, wie sie sich neuerdings für den von Apollon-Lessing geschundenen Marsyas kundgegeben hat.[1]) Lessing sah sich verlassen von seiner Zeit in diesem Befreiungskampfe gegen die Gemeinheit und für die Reinigung der literarischen Atmosphäre seiner Nation. Winckelmann war todt, und die philologischen und antiquarischen Fachmänner dachten wie Reiske, wenn sie nicht wie der charakterschwache, gegen Lessing ebenso wie gegen Winckelmann[2]) geradezu perfide Heyne eine stille Abneigung gegen den überragenden Geist des Mannes empfanden, in welchem sie, da er doch nicht angestellter Professor war, wie die Naturforscher aus gleichem Grunde in Goethe, immer nur einen literarischen Dilettanten und Eindringling sahen. Zahlreiche Andere wollten in ihrer Ruhe nicht gestört sein, und selbst Freunde und Wohlwollende, wie Mendelssohn, Nicolai und Hamann verdachten es Lessing, daß er seine Zeit in solchen Händeln verliere. Herder wagte zwar einen anonymen Angriff auf Klotz, aber den stärkeren gegen Riedel behielt er im Pulte zurück, als er seine Anonymität durch Klotz entdeckt sah. Er ging nach dem südlichen Frank-

[1]) So bei Guhrauer, II. 1. S. 231 ff., und im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon u. d. Artikel: Klotz.

[2]) S. Justi: Winckelmann I., S. 207.

reich und bedauerte in seinen Briefen vornehm, „daß Lessing sich mit einem Nest voll Hornissen abgeben müsse."

Klotz' Verhalten war übrigens ganz dazu angethan, das Publikum anfangs günstig für ihn zu stimmen. Gleich nach den ersten Briefen Lessings nahm er dem heftigen Tone Lessings gegenüber die Sprache überlegen ruhiger Bescheidenheit an, und suchte den Streit mit der Erklärung abzubrechen, „daß derselbe das Publikum zu wenig interessire." Als ihm Lessing diesen Weg, sich aus dem Staube zu machen, abschnitt,[1]) stellte er sich, als läse er selbst die Lessing'schen Briefe gar nicht weiter, und begnügte sich damit, seine Kreaturen gegen ihn zu hetzen.[2]) Er schrieb an alle Welt, wie ungerecht ihn der von ihm so ehrend anerkannte Lessing behandle,[3]) während er in anderen Briefen die Miene heiterer Ueberlegenheit annahm. Da ihm jedoch innerlich keineswegs wohl bei der Sache zu Muthe war, so versuchte er zu gleicher Zeit bei Nicolai, dem er im ersten Zorne die Freundschaft aufgekündigt hatte, Versöhnungsversuche zu machen, die Lessing verachtend abwies.[4]) Ueberhaupt war Klotz von seiner ganzen Partei vielleicht der Einzige, der innerlich von Lessings sittlicher und geistiger Ueberlegenheit völlig durchdrungen war. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Charakter ein interessantes psychologisches Problem bildet, hatte Augenblicke, in denen er vor der inneren Hohlheit und Unsittlichkeit seines Treibens erschrak, zumal seit ihm durch den von ihm gereizten Lessing die Folgen desselben fühlbar gemacht zu werden anfingen. Er wußte, daß seine und seiner Myrmidonen Behauptung: Lessing stehe als Haupt einer Berliner Schule an der Spitze der Berliner Allgem. deutschen Bibliothek, eine Lüge war, und daß weder Lessing noch Ramler für jene Berliner Zeitschrift arbeiteten.[5]) Er fühlte sich

[1]) VIII. 181.
[2]) XI. 408. Hausen, Klotz' Leben S. 36—41.
[3]) XIII. 147.
[4]) XIII. 154. 156. 157. 169. XII. 216. Karl Lessing I. 288 ff.
[5]) Brief an Murr, bei Murr Denkmal S. 30.

ihm in allen Stücken tief untergeordnet, so sehr sich auch seine Eitelkeit dagegen sträubte, dies laut einzugestehen. Er wagte daher auch keine Widerlegung der antiquarischen Briefe, obschon er eine solche ankündigte. Seine Hoffnung war die zu Ende des Jahres 1768 sich verbreitende Nachricht, daß Lessing im Begriff stehe, für lange Zeit Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Diesen Zeitpunkt wollte er abwarten, um gegen den vom literarischen Kampfplatze entfernten Gegner mit größerer Sicherheit auftreten zu können.[1]) Aber Lessing blieb in Deutschland und so ward jene Hoffnung vernichtet. Er sah sich also genöthigt, mit den alten Praktiken weiter fortzufahren, bald den großmüthigen Beleidigten und Unterdrückten zu spielen, bald durch seine Anhänger in anonymen Schmähschriften und Rezensionen Lessing und die Seinen angreifen zu lassen. Selbst Lessings jüngerer Bruder Karl ward der Gegenstand eines solchen eben so boshaften als ungerechten Angriffs, und der Kummer darüber drang sogar bis in die stille Pfarrwohnung des alten Pastor primarius zu Kamenz, was natürlich Lessings Zorn noch verstärkte.[2]) Dazu kam, daß der eitle Klotz sich nicht entblödete, einem Lessing selbst den bürgerlichen Abstand zwischen dem Königlichen Geheimderathe und dem amt- und titellosen Magister fühlen zu lassen. Das schlug dem Fasse vollends den Boden aus.

Man hat es Lessing neuerdings verdacht, daß er sich dazu herabließ, diesen Bauernstolz zu züchtigen.[3]) Aber Lessing war ein Mensch und kein Gott. Er hatte soeben erst die Erfahrung machen müssen, daß der preußische Staat, der einen Klotz mit reichbesoldeten Stellen und Auszeichnungen aller Art beehrte, für ihn, den ersten

---

[1]) XIII. 161—162.

[2]) XIII. 188 u. 189. VIII. 197—198.

[3]) So z. B. Guhrauer, II. 1. 249—50. Die Verspottung des „Geheimderaths" that übrigens Wirkung: Klotz ließ unmittelbar darauf auf dem Titelblatte seiner Zeitschrift den „Geheimderath" fort.

Schriftsteller, den berühmtesten Kritiker, den Mann gediegenen Wissens, den größten Dichter Deutschlands, nicht den bescheidensten Platz übrig hatte. Zum ersten und einzigen Male gab er seinem Selbstgefühle Worte, indem er es aussprach, wie tief er Klotz und seinen ganzen literarischen Anhang, trotz der Geheimrathstitel und der Professuren, die sie bekleideten, unter sich erblickte, indem er sie sammt und sonders noch auf die Studentenbank verwies. Er wußte ferner, wie viel Klotz, der „Geheimderath", — der ein Haus machte, zwei Livreebediente hielt, allen durchreisenden Gelehrten gastfrei die Honneurs von Halle machte, seine literarischen Myrmidonen mit Geld und Bürgschaften unterstützte, — bei seinen deutschen Landsleuten eben dieser seiner äußeren Stellung verdankte, deren Einfluß ihn zugleich in den Stand setzte, seinen Anhängern, wie Jacobi, Hausen, Flögel u. A., Professuren und Schulstellen zu verschaffen, Beförderungen zu erwirken und Verleger für ihre Schriften zu ermitteln.[1]) Dazu war Klotz beflissen, zahlreiche Nachrichten, wahre und erdichtete, von Rufen, die an ihn ergangen, von Ehrenauszeichnungen, die ihm widerfahren und zugedacht seien, öffentlich durch seine Jünger in seinen Journalen verbreiten zu lassen. Sogar eine Erhebung in den Freiherrenstand hatte er angestrebt und als nahe bevorstehend verbreiten lassen und selbst verbreitet. Dadurch ward natürlich die scheue Verehrung vor ihm bei allen Perücken nur noch gesteigert. „Wie glücklich wäre auch ich, schreibt ihm der alte Gleim (5. November 1767), wenn ein Klotz mein gnädiger Herr wäre! Wäre er aber dann auch noch mein Freund? Zweiunddreißig Ahnen sind gefährlich!"[2])

Aber diese Eitelkeit hätte ihm Lessing, der davon das ausgesprochene Gegentheil war, vielleicht noch hingehen lassen, wenn ihm nicht der ganze sittliche Charakter des „Kabalenmachers" und Heuchlers,

[1]) Die Belege zu dem Allen bei Murr S. 32. 34. 50. Briefe an Klotz I. 140. Hausen S. 17. Jacobi „über Hausens Leben Klotz's" S. 26 ff.

[2]) Briefe an Klotz I. 114.

dem selbst Lüge und Fälschung[1]) nicht zu schlecht waren, um sie als Mittel zu seinen Zwecken anzuwenden, jene Verachtung und sittliche Entrüstung eingeflößt hätte, die wir auch Voltaire'n gegenüber den Ton seiner Polemik verschärfen sahen. So war es z. B. ein gewöhnliches Manöver von Klotz, daß er sich beeilte, an diejenigen seiner Freunde und Correspondenten, welche in seinen Zeitschriften angegriffen oder bitter beurtheilt worden waren, sofort zu schreiben und ihnen zu versichern, daß nicht er der Verfasser solcher Rezensionen sei, was ihm denn doch zuweilen bittere Entgegnungen eintrug.[2]) Von Liefland bis zur Schweiz hatte er seine correspondirenden Kundschafter, die ihm Persönlichkeiten aller Art berichten mußten; und welcher Art diese Correspondenten zuweilen waren, davon kann der Liefländische Pastor Harder ein Beispiel geben, der ihm triumphirend meldete, welche geschickte Schlinge er ihm zu Liebe seinem literarischen Wohlthäter und Gönner Herder gelegt habe, um dessen Schwäche in der Kenntniß des Griechischen ans Licht zu bringen![3]) Noch mehr! Derselbe Klotz, dessen eifrigstes Streben darauf gerichtet war, alle möglichen Persönlichkeiten zu wissen — („Sie kennen ja alle Kabinetsgeheimnisse", schreibt ihm einmal sein Busenfreund, der Canonicus Jacobi) — um sich ihrer gelegentlich als Angriffswaffen zu bedienen, bezeigte sich stets in öffentlichen Erklärungen als abgesagter Feind aller und jeder persönlichen Ausfälle, und wagte es dagegen, selbst einem Lessing dergleichen vorzuwerfen.[4]) Er, der sich, wie die Briefe seiner Correspondenten, selbst in der von dem Herausgeber, einem unbedingten Verehrer von Klotz, sorgfältig gesichteten Auswahl, es bezeugen, fast Allen zuerst aufdrang, wagte es, einem Lessing, dem zurückhaltendsten der Menschen, öffentlich Zudringlichkeit vorzuhalten.[5]) Es lag in der Heuchler-

[1]) XIII. 157 mit Nicolai's Anmerkung.
[2]) Briefe an Klotz II. 128. 129. vergl. S. 20—23. Lessing VIII. 203.
[3]) Briefe an Klotz II. 58 u. 59.
[4]) VIII. 207.
[5]) VIII. 207.

natur dieses echt Kotzebue'schen Charakters, der gelegentlich auch sentimental sein oder thun konnte, gerade seine eigenen inneren Hauptfehler und schlechten Neigungen zum Thema salbungsvoller Moralpredigten zu machen. Er, der nichts war als ein Journalist, er, dessen ganzes Leben darin bestand, immer neue kritische Journale zu gründen, und der kurz vor seinem Tode sich noch mit einem neuen Plane solcher Art beschäftigte, — er wurde nicht müde, gegen das unheilvolle Ueberwuchern der kritisirenden Journalistik öffentlich zu eifern, und die schlimmen Folgen desselben mit einer Schärfe und Richtigkeit darzustellen, wie es der erbittertste Feind seines eigenen journalistischen Treibens nicht treffender und eindringlicher hätte thun können. „Diese Masse kritischer Journale,[1]) klagte er, ziehe vom Studium der Bücher selbst ab, verleite zu halber Kenntnißnahme von wichtigen literarischen Erscheinungen, zur Oberflächlichkeit und vorschnellem Aburtheilen, verleite die unreife Jugend (die er selbst massenhaft in die Journalistik zog!) zu eben so unreifer als leidenschaftlicher kritischer Thätigkeit, und bilde ein ganzes Heer von Kritikern, die, stets auf der Lauer liegend, jedes neue Werk als gute Beute betrachteten, wodurch viele tüchtige Leute von literarischer Produktion abgeschreckt würden; — kurz, es sei zu befürchten, daß Deutschland bald so viele Kritiker als Schriftsteller und die Literatur davon den größten Nachtheil haben werde!“ — Sollte man nicht glauben, hier Lessing zu hören, wenn man dasjenige, wogegen dieser große Mann sich erhob, so treffend geschildert findet? Der geheimste Grund solcher Heuchelei war freilich das Bewußtsein der eigenen Schuld und Schwäche, das er durch solche Deklamationen sich selbst und der Welt zu verbergen trachtete, wenn er es nicht durch Frivolität übertäubte. Es ist bezeichnend, daß sein Lieblingsspruch, den er reisenden Gelehrten ins Stammbuch schrieb, lautete: O vanitas vanitatum! Omnia vana sunt! und daß Agrippa's von Nettes-

[1]) Acta Literaria Vol. V. Praef.

heim berüchtigtes Werk de vanitate scientiarum sein Lieblingsbuch war.[1])

Das war der Mann, den Lessing von seiner Zeit als seines Gleichen behandelt und gegen den er sich von den meisten seiner Zeitgenossen im Stich gelassen sah! Denn nicht nur die Wiener Literaten, die Sonnenfels, Mastalier und Denis, nicht nur die Dusch und Pastor Lange,[2]) auch Männer von berühmten Namen ergriffen heimlich und offen für Klotz Partei. Ein Flögel entblödete sich nicht, die antiquarischen Briefe Lessings zur „Schandchronik" der Zeit zu rechnen, und die durch sie herbeigeführte „schmähliche Zerrüttung der deutschen Literatur" zu beklagen, als deren Retter er allein Klotz ansah, dem in diesem Streite „das feinere Publikum Beifall zuwinke."[3]) Gleim und Weisse stellten Klotz fast über Winckelmann,[4]) und Weisse, Lessings ältester Freund, der freilich die Hamburgische Dramaturgie nicht verschmerzen konnte, betrug sich in der Sache des letztern mit einer Feigheit, die selbst den geduldigen Lessing ihn für immer aufgeben ließ. Lippert, dessen Daktyliothek Klotz für sein Buch über die geschnittenen Steine das Meiste verdankte und den er durch allerlei Manöver gegen Lessing einzunehmen gewußt hatte, stellte sich ganz auf seine Seite. Er behandelte in seinen Briefen an Klotz Herder und Lessing verächtlich, und rieth Klotz, „den grammatikalischen Kläffer" (Lessing) laufen zu lassen. Oeffentlich nahmen für Lessing eigentlich nur Nicolai und Raspe Partei. Wie allgemein der Tadel war über Lessings scharfen Ton, der Unwille über seine Verletzung der „Höflichkeit", die selbst Lessings nächste Freunde mißbilligten, sehen wir am besten aus dem, was Lessing selbst wiederholt zu seiner Vertheidigung erwiderte.[5]) Sein

[1]) Briefe II. 102. Mangelsdorf Vita Klotzii p. 79.
[2]) S. Lange's Brief an Klotz II. 175 ff.
[3]) Briefe an Klotz I. 146. 149. u. 150. 157—159.
[4]) Ebend. I. S. 54. 62. u. 63. 121.
[5]) VIII. 1. u. 2. 208. 211.

scharfes und tiefes Eindringen, seine Genauigkeit und Gründlichkeit in Behandlung des Einzelnen wurden nicht bloß von Klotz und den Seinen als Pedanterie und Sophistik bezeichnet. Man war allgemein gewöhnt an jenen „schleichenden Komplimentirton einer Höflichkeit, die Allen Alles gab, um von Allen Alles wiederzuerhalten“ und die deutsche Gemüthlichkeit ließ lieber versteckte Verleumdung und gehässige Persönlichkeiten hingehen, als scharfe sachlich unerbittliche Polemik in einer Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, und die bei aller ihrer Herbigkeit würdevoll und erhaben erscheint, gegenüber der unflätigen Gemeinheit, welcher wir in den Streitschriften der Klotzianer begegnen. Wer sich von dem Tone der letzteren eine Vorstellung machen will, der lese die von einem derselben veröffentlichte Vertheidigung Klotzens gegen dessen Biographen und früheren Bundesgenossen, den Geschichtsprofessor Hausen, der, was auch Goethe sagen mag, doch in den meisten Fällen als ein unparteiischer Zeuge gelten muß.[1] Es ist ein Jammer zu lesen, daß selbst Goethe bei einem späteren Rückblicke auf diese Epoche gewissermaßen gegen Lessing Partei nahm, und Lessings Polemik gegen den elenden Klotz unter die Ursachen rechnete, die dazu gedient hätten, „die schöne Zeit der deutschen Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde,“ ihrem Ende zuzuführen! Und doch wußte Goethe so gut wie einer, und sprach es selber laut aus, daß, „wer das Recht auf seiner Seite habe, derb auftreten müsse, und daß bescheidenes Recht gar nichts heißen wolle.“

Lessing handelte in diesem Gefühle, und er erreichte schließlich seinen Zweck. Zwar gab es auch für ihn Augenblicke der Ermüdung und des Ekels, in welchen er im gerechten Verdruß über seine Zeitgenossen, sowie über die unwürdige Behandlung, die er in Sachsen erfuhr –

---

[1] Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen, als wichtige Beiträge zu dem Leben des Herrn Klotz von demselben Verfasser. [illegible] 1772. Vgl. [illegible] Lessing I. [illegible]. A. Goethes Werke XXXIII. [illegible] XXV. [illegible]

[2] XII. 229. 235.

Lust verspürte, die deutsche Literatur, ja selbst die deutsche Sprache ganz aufzugeben und nur noch lateinisch oder französisch zu schreiben. Einer solchen Anwandlung verdankt jener Anfang einer französischen Uebersetzung seines Laokoon sein Dasein, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorfand.[1]) Aber er schüttelte diese Stimmung bald ab, und je mehr Klotz öffentlich erklärte, „daß er das Feld des Streites verlassen und seine Zeit künftig auf nützlichere Dinge wenden wolle," desto fester stand bei Lessing der Entschluß, den Gegner zu Boden zu bringen.[2]) „Laßt ihn anfangen was er will," rief er seinen Freunden zu, „da ich ihn einmal aufs Korn genommen, so folge ich ihm überall nach, und wenn es auch ins deutsche Staatsrecht wäre." Ein dritter Theil der antiquarischen Briefe ward vorbereitet, doch nicht vollendet. Dagegen ward die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", gleichfalls durch einen Angriff von Klotz hervorgerufen (1769), zu einer noch heute werthvollen Bereicherung unserer ästhetischen und kunsthistorischen Literatur, und der direkte Einfluß, den dieselbe auf die neuere bildende Kunst übte, war noch bedeutender als selbst der des Laokoon.

Drittes Kapitel.

Wie die Alten den Tod gebildet.

In der Peterskirche zu Rom sieht man auf dem Grabdenkmale des Papstes Alexander VII. Chigi, einem Hauptwerke Bernini's, ein kolossales Gerippe von vergoldeter Bronze, das mit der einen Knochenhand im Begriffe steht ein Stundenglas zu wenden. Diese

[1]) XI. 167—169.
[2]) XII. 208.

Darstellung des Todes war zu Lessings Zeit noch eben so allgemein, als die Verwechselung antiker und moderner Vorstellungsweisen, auf welcher sie beruhte. Sie hatte bei der ungenügenden Kenntniß des Alterthums und dem mangelhaften Verständniß seiner Werke die allgemein geltende Ansicht erzeugt: daß auch die Alten den Tod unter dem Bilde eines solchen Gerippscheusals gebildet hätten. Selbst ein Winckelmann war noch nicht frei von diesem Irrthume. Lessing hatte diesen Irrthum im Laokoon kurz angedeutet;[1]) Grund genug für Klotz, die alte Darstellung zu vertheidigen und Lessing hochmüthig eines Besseren zu belehren.

Lessing schleuderte in der angeführten Schrift zunächst den Gegner mit einem gerechten Fußtritte bei Seite und entwickelte dann in ungestörter Klarheit und Ruhe den streitigen Gegenstand. Er zeigte, daß die künstlerische Vorstellung des Todes bei den Alten eine verschiedene war, je nach der Auffassung des Todes selbst, entweder als des die Menschen hinraffenden Todesdämons oder als des ruhenden Zustandes des Gestorbenseins.[2]) Nur die Darstellung des Todes als der aktiven Todesgottheit war auch bei den Dichtern und Künstlern der Alten eine furchtbare, wie das Sterben selbst, der Todeskampf, meist ein Furchtbares ist. Die künstlerische Vorstellung des Gestorbenseins war eine freundliche von Homer an, der den Tod als Zwillingsbruder des Schlafs personifizirt, wie denn auch beider Statuen noch der Reisebeschreiber Pausanias in Sparta nebeneinander stehen sah. Lessings meisterhafte Abhandlung aber erhebt sich am Schlusse zu einer Gedankenperspektive, die als Summe und Kern des Ganzen anzusehen ist.

Die Vertheidiger der alten Ansicht hatten darauf hingewiesen, daß die Darstellung des Todes bei den Alten nothwendig habe schrecklich sein müssen, da ihre Vorstellungen vom Tode, ihrer Religion

---

[1]) VI. 446.
[2]) VIII. 247.

zufolge „viel trauriger und finsterer" gewesen als die der christlichen Welt. Lessing kehrte den Satz um. „Die Religion", sagte er, „welche den Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, mußte vielmehr die Schrecken des Todes unendlich vermehren. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der seine gesunde Vernunft brauchte. Von dieser Seite war es also vielmehr unsre Religion, welche das alte heitre Bild des Todes aus der Kunst verdrängte. Da jedoch ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollte, da auch sie versichert, daß der Tod den Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne, so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe aufzugeben und sich wieder in den Besitz jenes alten bessern Bildes zu setzen. Redet doch die Schrift selbst von einem Engel des Todes, und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen?"

Sein Zuruf fand Gehör. Das „gräßliche Gerippe" verschwand mehr und mehr aus der bildenden Kunst, um den Genius, der die Fackel senkt, an seine Stelle treten zu lassen. Aber weit über diesen praktischen Erfolg hinaus gingen die erhabenen Worte, mit denen der Vorläufer des Schönheitsmessias Goethe zuletzt die große, allen kommenden Geschlechtern verheißungsvolle Wahrheit auszusprechen wagte: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!"

Was den sachlichen Inhalt dieser antiquarischen Schriften betrifft, so tritt derselbe für unsere Betrachtung und unsere Zeit zurück gegenüber dem großen allgemeinen Zwecke, welchen Lessing mit dieser

Polemik gegen dies damalige junge Deutschland verfolgte, und gegen die Meisterschaft, mit welcher er dieselbe handhabte. Sein eigenes Interesse an diesen antiquarischen Spezialitäten war im Grunde gering. Es fiel ihm nicht ein, sich weiter in dieselben einzulassen, als nöthig war, um die wissenschaftliche Nichtigkeit seiner Gegner darzuthun. „Ich schätze das antiquarische Studium, schrieb er an Mendelssohn, gerade so weit als es werth ist: ein Steckenpferd mehr sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.[1]) Er nannte es auch wohl selbst „ein armseliges Studium" wegen der großen Ungewißheit, die über so Vieles niemals sicheren Aufschluß möglich mache; und die geschnittenen Steine hielt er sogar der künstlerischen Uebung des Auges für nachtheilig, da die Schönheit sich in so kleinen Figuren nicht so deutlich empfinden lasse, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.[2]) Aber gegenüber den Alterthumskrämern seiner Zeit wies er dem Alterthumsforscher in seinem Sinne eine würdigere Stelle an. „Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können." [3])

Seinen Zweck erreichte er schließlich vollkommen. Seine antiquarischen Briefe und die sich ihnen anschließende Abhandlung über die Art, wie die Alten den Tod gebildet, waren in der That, wie Herder sich später ausdrückte, „zwei Bären, die den Hauptschreier zerrissen, und dessen Anhänger in ihre Winkel jagten." Was Klotzens Freund v. Murr, der Verfasser eines „Denkmals" für denselben, der die Klotz'schen Schriften zehnmal nützlicher als Lessings Laokoon nannte, anklagend gegen Lessing sagte: „Klotz warf ihn mit einer

[1]) XII. 212.
[2]) XI. 209. 411. 418.
[3]) VIII. 243—44.

Erbse und ward von ihm dafür mit einem Steinhaufen überschüttet", [1]) erfüllte sich buchstäblich. Der übermüthige Angreifer ging zu Grunde an seiner Verwegenheit, er kam um in der Gefahr, in die ihn sein Muthwille gestürzt hatte. Klotz starb 1772, ein Zweiunddreißigjähriger, innerlich gebrochen und vernichtet durch das Bewußtsein, daß er sein Unglück selbst verschuldet und daß seine Rolle für immer ausgespielt sei. „Ich möchte gern über diesen Zufall lachen", — schrieb Lessing, der sich gerade zu der Zeit, wo er die Todesnachricht erfuhr, einer neuen Arglist von ihm versah, an seine Freundin Eva König nach Wien — „aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte." Diesem Eindrucke ist es mit zuzuschreiben, daß Lessing die antiquarischen Briefe, deren dritten Theil er bereits entworfen hatte, nicht fortsetzte und daß er das Schärfste, was er in der Schrift von den Ahnenbildern der alten Römer hätte gegen Klotz vorbringen müssen, die Aufdeckung des von Klotz an Lessings altem Lehrer Christ begangenen groben Plagiats, sammt der angefangenen Schrift im Pulte zurückbehielt.[2])

Viertes Kapitel.

Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne.

Wieder einmal sah sich Lessing in der Nothwendigkeit, sein Zelt abzubrechen und aufs Neue in die Welt hinauszuwandern.

Es war auch diesmal nicht Unbeständigkeit, was den vierzig-

[1]) v. Murr, Denkmal Klotzens, S. 66. 95—96.

[2]) Klotz erlaubte sich nicht nur eine solche Benutzung der Christ'schen Hefte, ohne seine Quelle zu nennen, sondern zum Dank dafür „mißhandelte er ihn" noch obenein, wenn er ihn anführte. S. Justi: Winckelmann I. 379.

jährigen Mann zu dem Entschlusse bewog, Hamburg zu verlassen, das ihm in mehr als einem Betrachte lieb geworden war, wo er treffliche Freunde gefunden, und zuletzt sogar ein inniges Herzensverhältniß geknüpft hatte. Seine Pläne und Versuche, sich dort endlich eine feste Stätte zu gründen, nachdem der Eigensinn des großen Preußenkönigs ihm Berlin unmöglich gemacht hatte, waren sämmtlich gescheitert. Das Nationaltheater war aufgeflogen. Die Gründung des buchhändlerischen Geschäfts mit Bode war mißlungen, und durch beides ihm nicht nur der Aufenthalt in Hamburg verleidet, sondern auch, was das Schlimmste war, seine geringen Geldmittel erschöpft. Er hatte in den letzten drei Jahren mit seinen Geistesarbeiten der Nation Schätze gespendet, an denen noch viele Menschenalter zehren mochten: aber er selbst war arm geblieben. Weder seine Minna noch die Dramaturgie hatten ihm etwas eingebracht. Die letztere hatte er, wie wir sahen, rein im Interesse des Theaterunternehmens ohne allen Gewinn für sich selbst herausgegeben, und die erstere ward zwar auf allen deutschen Theatern gespielt, und in Berlin, wie Ramler an Knebel schrieb, [1]) wurden Scenen aus derselben „in Kupfer gestochen und sogar auf Punschnäpfe gemalt". Aber während die Pariser Poeten, wie Ramler hinzusetzt, „von Einem solchen Stücke gespeist, getränkt, gekleidet und beherbergt werden", ging es Lessing wie Goethe, dem wenige Jahre später sein von Deutschland bewunderter Götz — Schulden eintrug, und der von seinem Werther sagen konnte:

„Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! — Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt."

Wir haben Lessings eigenes Zeugniß dafür, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, ihm das Arbeiten für die deutsche Bühne zu verleiden. „Daß ich wieder etwas für das Theater machen sollte, schrieb er im Jahre 1772 an seinen Bruder, will ich wohl bleiben lassen.

[1]) Knebels literar. Nachlaß, II. 34.

Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat: weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten, aber ich will hundert Louisd'ors; und ein Schelm, der jemals wieder ein Stück macht, ohne diese zu bekommen. Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt, daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich; warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'ors werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer, einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten."

Aber nicht genug, daß ihm seine dramatischen Dichtungen nichts eintrugen, ward ihm auch der spärliche Ertrag seiner andern schriftstellerischen Arbeiten durch den damals in Deutschland mit größter Frechheit betriebenen Nachdruck vielfach verkümmert. Sein Projekt, den ausgezeichnetsten deutschen Schriftstellern durch Association und durch eine Art Selbstverlag einen reichlicheren Ertrag ihrer Arbeiten zu sichern, scheiterte eben so wie seine Versuche zur Bekämpfung des Nachdrucks. Andeutungen von beiden enthält der fragmentarische

Entwurf eines Aufsatzes „Leben und leben lassen", der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand[1]). Daß dem Nachdrucke nur durch ein positives allgemeines auf Grundsätzen der natürlichen Billigkeit basirtes Gesetz gesteuert werden könne, war ihm um so unzweifelhafter, je weniger sein Scharfsinn es sich verhehlen konnte, daß von einem Eigenthume und Eigenthumsrechte des Autors und Verlegers im strengen Wortsinne bei schriftstellerischen Erzeugnissen nicht wohl die Rede sein könne. Aber hier war es, wo der politische Jammer des zerrissenen Deutschlands ihm vor die Seele trat. „Freilich, ruft er aus, wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hülfe kommen könnte und wollte! Aber bei dieser Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Prinzip haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Prinzip nicht ziehen müßte?!" — Man sieht, Lessing stand auch mit seiner nationalökonomischen Einsicht über seiner Zeit.

Zu diesen Enttäuschungen und Fehlschlagen gesellte sich endlich noch die Vereitelung der hochfliegenden Hoffnungen und Aussichten, welche Lessing damals im Verein mit Klopstock auf Wien und gewisse Plane Kaiser Josephs zur Hebung der deutschen Literatur gesetzt hatte. Die nüchternen preußischen Freunde Lessings, Gleim und Nicolai, welche in jener projektirten großartigen „Anstalt für Kunst und Wissenschaft" nichts als eine österreichische Finanzspekulation sahen, mittelst deren man die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller nur darum nach Wien zu rufen beabsichtige, um durch den Verlag ihrer Werke große Summen in das Land zu ziehen, behielten Recht, und Klopstocks messianische Weissagungen von einer neuen Aera für Kultur und freie Wissenschaft, Kunst und Poesie

[1]) XI. 178–183.

unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers zerfielen in nichts. Lessing, der fast zwei Jahre lang hartnäckig an jenen Hoffnungen festgehalten hatte,[1]) sah sich endlich doch selbst vollständig enttäuscht. Das Einzige, was dabei für ihn herauskam, war ein Ruf (April 1769) als Dramaturg und Theaterdichter an der Wiener Bühne, mit einem Gehalte von 3000 Gulden und der Verpflichtung, jährlich zwei Stücke für dieselbe zu schreiben. Aber gerade mit dem Theater wollte Lessing nach seinen Hamburger Erfahrungen fortan nichts mehr zu thun haben,[2]) am wenigsten unter solcher Bedingung; und so zerschlug sich die Sache nach kurzen Verhandlungen[3]).

Unmittelbar nach dem Scheitern der Hamburger Theaterunternehmung hatte Lessing seinen alten italienischen Reiseplan wieder aufgenommen. Seit Jahren zog es ihn zu dem Lande hin, in welchem Winckelmanns Geist sich zu seiner Blüthe entfaltet hatte und Goethe später seine dichterische Wiedergeburt erlebte. Seine Briefe vom Sommer 1768 bis zum Frühling des folgenden Jahres sind voll von diesem Vorsatze; und das persönliche Herzensverhältniß in Hamburg, das wir weiterhin ausführlicher besprechen werden, bestärkte ihn eben so sehr in diesem Plane, als die aus demselben hervorgehende äußere wie innere Lage ihn dazu antrieb, ganz gegen seine Gewohnheit diesen neuen Lebensplan allen seinen Freunden möglichst eindringlich mitzutheilen. Der Verkauf seiner gesammten Bibliothek und sonstigen Habe sollte ihm die Mittel verschaffen, wenigstens so viel mit nach Rom zu bringen, um davon ein Jahr zu leben[4]). Allein der Erfolg lehrte, daß ihm selbst die dazu nach seiner Meinung erforderliche geringe Summe von dreihundert Thalern

---

[1]) XII. 209 und dazu Nicolai's Anmerkung. Vergl. XII. 234.

[2]) XII. 230, vergl. 410—411. 428.

[3]) Ausführlicheres über das Wiener Projekt bei Guhrauer II. 1. 268 bis 273.

[4]) XII. 202, vergl. 232. 248.

nicht übrig blieb, wenn er auch nur die dringendsten seiner Schulden zuvor bezahlen wollte. Dazu kamen die Streithändel mit Klotz, die Nothwendigkeit, seine antiquarischen Briefe fortzusetzen, und der Wunsch, noch vor Antritt seiner Reise den Laokoon zu vollenden. Entscheidend aber blieb in letzter Instanz die Geldfrage. Das Gerücht wußte auch hier freilich Rath. Sogenannte gute Freunde verbreiteten durch die Zeitungen, daß Lessing auf fremde Kosten nach Italien gehe, daß er der Nachfolger des eben um diese Zeit ermordeten Winckelmanns zu werden beabsichtige, ja, daß ihm die Stelle als päpstlicher Bibliothekar zugesagt sei, wenn er, wie Winckelmann, sich zu einer Religionsveränderung verstehen wolle. Man mag ermessen, welche Bestürzung und welchen Kummer solche Nachrichten im Hause des ehrwürdigen Pastor primarius zu Kamenz anrichteten, den Lessings Bruder in einem eigenen Briefe darüber zu beruhigen suchte. Aber auch Lessing selbst war über dieses Geschwätz in hohem Grade erzürnt. „Ich will nach Italien, um da zu lernen, schrieb er an seinen Freund Ebert,[1]) und hämisch. Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkommt, zu lehren!“ Nicht einmal Empfehlungen, wie sie ihm Winckelmanns Freund Muzel-Stosch angeboten hatte, gedachte er zu benutzen. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich rein zufälliger Weise selbst mache“, schrieb er an Nicolai. „Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre, so glaube ich, wären seine Monumenti auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, blos weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hineingepreßt hat. Was ich zu sehen und wie ich auch zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle“[2]).

Der größern Wohlfeilheit wegen, wollte er Anfangs die ganze

[1]) XII. 219.
[2]) XII. 218.

Reise von Hamburg bis Livorno zur See machen. Später gab er diesen Plan auf, und gedachte zu Lande über Göttingen, Kassel und Nürnberg zu reisen, und während eines längeren Aufenthalts in den beiden ersteren Städten den Laokoon zu vollenden. Allein die Ausführung verzögerte sich von Monat zu Monat. Die Geldmittel waren nicht zu erschwingen, und endlich im Sommer 1769 trat plötzlich ein Umstand ein, der ihn den ganzen Plan auf unbestimmte Zeit vertagen und fürs Erste noch über das Jahr hinaus in Hamburg bleiben ließ. Was es damit für eine Bewandtniß hatte, werden wir weiterhin in dem Kapitel der leidensvollen Geschichte von Lessings Liebe zu Frau Eva König ausführlich darstellen.

Das in dieser Zeit sich gestaltende innigere Verhältniß zu dieser ausgezeichneten Frau, und die wider alles Erwarten sich zeigende Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit derselben, waren nämlich die Ursachen, welche Lessing bewogen, sein nächstes Augenmerk auf die Gewinnung einer festen Stellung in Deutschland zu richten. Um so bereitwilliger ergriff er daher die Gelegenheit zur Erfüllung seines Wunsches, die sich ihm im Oktober 1769 ganz unerwartet darbot. Es war der Ruf an die Bibliothek nach Wolfenbüttel, der durch seinen Freund Ebert, von Braunschweig aus an ihn gelangte.

Johann Arnold Ebert, ein geborner Hamburger, sechs Jahre älter als Lessing, gehörte zu der Zahl namhafter Literaten, welche damals das kleine Braunschweig an sich zu ziehen gewußt hatte. Seit der von dem würdigen Abte Jerusalem veranlaßten Gründung des dortigen Collegium Carolinum hatte man nach und nach eine Reihe bedeutender Lehrer für dasselbe zu gewinnen gestrebt, unter denen hier, außer Jerusalem selbst, nur noch die Namen Gärtner, Zachariä, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Lessings eben so treuer als gelehrter Freund, und später der um die deutsche Literatur so hochverdiente Eschenburg genannt sein mögen[1]). Der pracht-

[1]) Ausführlicheres findet man in der Schrift: Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800 von Dr. Carl Schiller, 1845.

liebende und verschwenderische Herzog Karl (1735—1780) war nicht ohne eine gewisse Empfänglichkeit für Bildung und Wissenschaft, und seine Gemahlin, die schöne Philippine Charlotte, war auch geistig die würdige Mutter von Weimars berühmter Anna Amalie, der Schülerin Jerusalems. Es war ein literarischer Zug und Hang an dem Braunschweiger Hofe, der selbst einen Gellert die Berufung dorthin wünschen ließ,[1]) und wenn jener Hang auch mit einer großen Neigung zur Ostentation verbunden war, so trug er doch dazu bei, manches Gute für Bildung, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Noch stärker trat dieselbe Tendenz hervor bei dem Nachfolger Herzog Karls, dem damaligen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735), dem späteren unglücklichen Feldherrn des Champagnefeldzuges und der Vernichtungsschlacht von Jena. Dieser Mann hat auf Lessings letzte Lebensschicksale einen so verhängnißvollen Einfluß geübt, daß wir einen Augenblick bei seinem Charakterbilde verweilen müssen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, geboren 1735, der Zögling des mehrmals genannten Jerusalem, war eine Natur, in deren wunderbarer Mischung ein schrankenloser Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philosophisch humanitairen, schöngeistig wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie damals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meisten Fürsten im Schwange waren. Zu gleicher Zeit trachtete er nach dem Ruhme des Feldherrn, nach der Auszeichnung des großen Politikers und nach dem Rufe des Mäcenatenthums. Das kleine ihm bestimmte Land genügte bei weitem nicht seinem auf große Herrschermacht und Welteinfluß gestellten Ehrgeize, und nacheinander waren die Throne und Königskronen Englands, auf das er durch seine Verheirathung sich einen nahen Erbanspruch zu sichern gewußt hatte, sowie Frankreichs

[1]) Schiller, a. a. O. S. 66.

und Polens, das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Frühzeitiger Kriegsruhm, in einzelnen Treffen des siebenjährigen Krieges erworben, und das ihm von Friedrich dem Großen gespendete Lob, hatten dem fünfundzwanzigjährigen Fürsten eine hohe Meinung von seinem Feldherrntalente eingeflößt, große Reisen durch fast alle Länder Europa's seine Bildung erweitert. Er war in Rom (1766) der tägliche Begleiter Winckelmanns gewesen, und stand mit den bedeutendsten Männern, mit d'Alembert, Marmontel und Voltaire, wie mit Mendelssohn und Garve, Justus Möser, Pütter und anderen deutschen Schriftstellern und Gelehrten in Briefwechsel. Daneben war er selbst dilettirender Poet in der Weise des großen Preußenkönigs, und wie dieser ein Virtuose in der Musik. An Bildung und Sitte trotz des scheinbaren Interesses für deutsche Schriftsteller durchaus französisch, und voll Vorliebe für alles Franzosenthum, war er an Manieren ein vollendeter Weltmann, „höflich bis zur Affektation", wie Mirabeau ihn schildert, und bei aller gern zur Schau getragenen äußeren Liebenswürdigkeit des Benehmens, im Innern herzlos, keiner Liebe fähig, ein raffinirter Egoist, und vor Allem, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „niemals ein Sklave seines Worts" — eine Charaktereigenthümlichkeit, die Niemand schwerer als Lessing empfinden sollte. Der vierunddreißigjährige Erbprinz stand gerade zu der Zeit, in welcher Lessing seine Hamburger Existenz aufzugeben gezwungen war, auf der Höhe seines literarischen Mäcenatenthums. Sein früherer Lehrer Ebert, seit den letzten Jahren persönlich mit Lessing befreundet, sagte ihm, daß Lessing zu haben und wohlfeil zu haben sei. Der Gedanke, den ersten Schriftsteller Deutschlands für sein Land und seinen Dienst zu gewinnen, schmeichelte der fürstlichen Eitelkeit. Er ließ ihm durch Ebert die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel anbieten; zuvor jedoch wollte er ihn persönlich kennen lernen.

Lessing kam Ende November nach Braunschweig. Man gefiel sich gegenseitig. Der Erbprinz, der als ein „kluger Vogelsteller",

wie ihn Goethe bezeichnet, sich auf sein Handwerk verstand, hatte schon dadurch Lessings Herz gewonnen, daß er kurz zuvor dessen Freund Mendelssohn in Berlin aufgesucht und mit großer Auszeichnung behandelt, ja sogar den Wunsch ausgesprochen hatte, auch ihn nach Braunschweig zu ziehen[1]). Fürsten haben es so leicht und wohlfeil, zu gefallen, ja zu bezaubern! An feinen Schmeicheleien und lockenden Aussichten für die Zukunft fehlte es nicht, und der Handel war geschlossen. Lessing übersah das geringe Gehalt von nur sechshundert Thalern und die Einsamkeit des verödeten Wolfenbüttel. Er hoffte in Betreff des ersteren auf eine große Erleichterung seiner eigenen literarischen Bedürfnisse, aber er mußte später zu seinem Schrecken erfahren, daß die gesammte Summe, mit welcher die Bibliothek, die er verwalten sollte, ausgestattet war, sich — unglaublich zu sagen — auf nicht höher als jährlich zweihundert Thaler belief![2]) Zu den Bedingungen, welche Lessing stellte, gehörte die ausdrückliche Versicherung, daß seine italienische Reise durch seine Berufung nicht rückgängig gemacht, sondern nur so lange verschoben werden sollte, bis er sich in seiner Stellung etwas zurecht gefunden habe[3]). Wir werden sehen, daß er sich auch hier verrechnet hatte.

Lessings Freunde, Nicolai, Mendelssohn, Gleim und Ramler, jubelten und ergossen sich in Lobpreisungen des „edlen" Fürsten, der dem Vaterlande so „großmüthig" seinen ersten Schriftsteller erhalten habe. Sie hatten gefürchtet, der italienische Reiseplan werde Lessing der Nation entziehen, er werde in Italien nichts Deutsches mehr schreiben; und sie vergaßen, daß Winckelmann recht eigentlich erst in Italien eine Zierde Deutschlands geworden war. Lessing selbst, dem jener Ruf aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit half, war voll Dankgefühl gegen Ebert und den Erbprinzen. Daß der Letztere ihn nur haben wollte, um ihn zu haben, daß man sich

[1]) XIII. 198. XII. 238.
[2]) Westermann's Monatshefte. Decbr. 1856. Nr. 3 S. 251.
[3]) XII. 242.

mit dem Ruhme seines Namens aufputzen wollte, ohne sich weiter um sein Geschick zu bekümmern, fiel seiner arglosen Seele nicht ein. Um in einem Duodezstaate und an einem Hofe wie der Braunschweigische sein Glück zu machen oder auch nur Etwas für sich zu erreichen, muß man alles andere eher sein als ein Lessing, der von der hofmännischen Klugheit der Ebert und Jerusalem auch nicht die leiseste Ader in sich hatte. Es war ein Unglück für ihn, daß er seine stolze langbewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und für die Welt. Er selbst schien ein Vorgefühl davon zu haben; denn trotzdem daß er bei seiner Vorstellung in Braunschweig das Versprechen gegeben hatte, in spätestens acht Wochen dahin zurückzukehren, zögerte er über vier Monate, ehe er sich entschließen konnte, dasselbe zu erfüllen. Je länger es dauerte, je schwerer ward es ihm, Hamburg zu verlassen, an das überdies sein Herz durch die stärksten Bande geknüpft war. Man wurde in Braunschweig ungeduldig, und Lessing begann, noch ehe er in sein neues Verhältniß eintrat, zu empfinden, daß er einen Herrn habe. Sein Briefwechsel mit Ebert enthält dafür einige sprechende Züge. Der höfliche Ebert meldete ihm, daß der Fürst seine Reise- und Aufenthaltskosten — mit beiläufig 44 Thlr. und 16 Ggr. — vergütet habe, und forderte ihn auf, demselben für diese Großmuth auf eine feine Weise schriftlich seinen Dank auszusprechen![1]) Lessing gestand, daß er sich dazu schlechterdings nicht überwinden könne, ja daß ihm die ganze Sache unangenehm sei[2]). Ebert trieb und trieb, daß er sich beeilen möge, zu kommen; alle fürstlichen Herrschaften, Prinzen und Prinzessinen warteten sehnlich auf sein Erscheinen, und endlich „müsse er es doch nunmehr auch ein wenig fühlen, daß er ein Amt habe, so gut wie Andere.“ Lessings Antwort war die dringende Bitte, der Freund möge dahin wirken, daß er möglichst kurze Zeit in Braunschweig

[1]) XIII. 207 u. 208.
[2]) XII. 244 u. 245.

aufgehalten und seine „Abfertigung“ möglichst beschleunigt werde. Er wäre gern geraden Weges durch Braunschweig in sein einsames Wolfenbüttel gegangen. „Ich sehne mich, schrieb er so bezeichnend an Ebert, vors erste in Ruhe zu kommen, da ich doch einmal in Ruhe kommen soll! Des Sperlings Leben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange“ [1]).

Endlich riß er sich los und ging, — mit schwerem Herzen. Ein wunderliches Spiel des Zufalls wollte, daß er kurz zuvor noch die persönliche Bekanntschaft Herders machen sollte, der so eben im Hinblick auf Lessings ungebundene Freiheit des Lebens seine eigene feste Stellung in Riga aufgegeben hatte. „Ich beneide Lessing, schrieb Herder im Jahre 1769 an Nicolai, in mehr als einer Hinsicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer junger unveralteter Seele wirft. Solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!“ Und nun traf er denselben Mann in einem Augenblicke, wo derselbe im Begriffe stand, sich in die Fesseln des Herrendienstes zu begeben und in einen Winkel zu begraben, wo ein sechsjähriges Martyrium die besten Kräfte seines Geistes verzehren und ihn leiblich und geistig für immer knicken sollte.

[1]) XII. 245.

Neuntes Buch.

Lessings Lieben und Leiden. 1769—1776.

Erstes Kapitel.

Lessing ist der einzige unter den Heroen unserer klassischen Literatur, in dessen Herzen die volle große Liebe erst im reifen Mannesalter Eingang gefunden hat. Er war vierzig Jahre alt, als er in Eva König das Weib seines Herzens kennen lernte, und die Geschichte seines Lebens weiß bis dahin von keiner einzigen irgendwie beglaubigten Leidenschaft zu berichten.

Die Sage, daß er als neunzehnjähriger Leipziger Student der schönen Schauspielerin Lorenz, als sie im Jahre 1748 von der Truppe der Frau Neuberin nach Wien ging, dorthin nachgereist sei, ist eben nur eine Sage, der obenein Lessings eigenes Zeugniß widerstreitet. Aber eine erste Jugendneigung zu derselben scheint allerdings vorhanden gewesen zu sein. Er gesteht nämlich in einem Briefe vom 27. Juni 1772 an seine spätere Frau, welche in Wien die Bekanntschaft der Künstlerin gemacht hatte, daß er dieselbe vor langen Jahren gleichfalls gekannt habe, und die Ausdrücke, in denen er es thut, so ablehnend sie gestellt sind, klingen doch vielmehr wie die Bestätigung einer jugendlichen Neigung. „Daß Sie die Bekanntschaft von Madame Huber gemacht, schreibt er an Frau König, ist mir sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal erzählt habe, daß ich sie als Mademoiselle Lorenzen gekannt, ich weiß auch nicht, ob sie selbst sich dessen noch erinnert, wenigstens sind es nahe an fünfundzwanzig Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen, und in einer solchen

Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntschaften vergessen, als die unsrige gewesen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau sein, aber sie muß auch dabei eine sehr eifersüchtige Actrice sein, die keine neben sich aufkommen lassen will. Wenn ihre Verdienste ihr dazu einiges Recht geben, so mag es noch hingehen; aber man sagt, daß auch diese so bedeutend nicht sein sollen."

Wer das menschliche Herz kennt, sieht leicht, daß dies die Sprache eines Mannes ist, der einer geliebten Frau gegenüber dem Gerüchte einer früheren Herzensneigung indirekt zu widersprechen strebt. Und doch wäre es ein Wunder, wenn der achtzehnjährige Jüngling, der damals seine Welt im Theater und seinen größten Genuß im Verkehr mit den Schauspielern fand, gegen die Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Künstlerin gleichgültig geblieben wäre, die in Leipzig in Gellerts „zärtlichen Schwestern" nicht ihn allein entzückte, und von der noch fünfundzwanzig Jahre später Frau König aus Wien ihrem Freunde schreiben konnte, daß sie „in ihrem ganzen Leben nie eine Rolle so ausführen sehen und bei keiner das empfunden habe, was sie bei der Darstellung der Mutter in Lessings Emilia Galotti durch die Huber empfunden habe (XIII. 406. vgl. XII. 387). Wir werden weiter hin sehen, daß Eva König in der That eine kleine Regung von Eifersucht empfand, als Lessing in Wien seine Jugendbekanntschaft erneuerte. Auch finden sich unter den kleinen Liedern, die jener Leipziger Periode angehören, einige, die mir zu beweisen scheinen, daß sein Herz nicht ganz frei geblieben war. Schlußwendungen, wie die in dem Liede „die Namen" oder in dem an die schlafende Laura (Werke I. S. 41. 58.), haben einen andern Ton als die der konventionellen Anakreontik jener Zeit angehörigen sonstigen Liebeslieder Lessings; und zwei Gedichte glaube ich speziell auf den kurzen Jugendtraum des Dichters und seinen Ausgang beziehen zu dürfen. Es sind dies die Lieder „die Betrübniß" und „der Verlust" (I. 42 u. 68.). Das erstere, ein Wechselgespräch zwischen dem Dichter und einem Freunde, lautet:

F.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht Dir so bittern Schmerz?

D.
Ach, Freund, sie flieht, die Ungetreue,
Und sie besaß mein Herz.

F.
Um eine Falsche Dich betrüben?
Du bist ja klug genug!

D.
O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug! —

Aber wenn dies reizende Gedicht, das, wie ich glaube, dem plötzlichen Fortgehen der schönen Lorenz von Leipzig nach Wien seine Entstehung verdankt, den Schmerz des jungen Herzens in der Weise ächter Empfindung ausspricht, so bekundet das zweite in gleicher Veranlassung entstandene:

Der Verlust.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor,
Du nur gingst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

zugleich neben der Innigkeit der Empfindung die volle Gesundheit des Dichters, in dessen Seele zu keiner Zeit die schwächliche Sentimentalität eines Klopstock, Herder und anderer Zeitgenossen Raum und Boden finden mochte.

Von dieser Zeit an bis in Lessings reifes Mannesalter hinein findet sich keine Andeutung, daß er je einer Frau seine Neigung zugewendet. Einer vorübergehenden Verirrung möchte vielleicht das Gedicht unter den Liedern seine Entstehung zu verdanken scheinen, das die Ueberschrift „der Genuß" führt, und in tief schmerzlicher Weise die Reue über eine Enttäuschung sinnlicher Leidenschaft ausdrückt, wenn es nicht vielmehr der rein objektive Ausdruck einer fremden Empfindung ist, in welche sich der Dichter eben nur als

Dichter hineinversetzte. Denn Lessing war eine durch und durch keusche Natur, und wie er diese Eigenschaft bei allen echten Dichtern vorauszusetzen geneigt war, so durfte er auch, er, der fünfundzwanzigjährige junge Mann, der in dem deutschen „kleinen Paris" und inmitten der Sittenfreiheit der Berliner Gesellschaft jener Zeit, wo französische Frivolität den Ton angab, gelebt hatte, in seiner „Rettung des Horaz", mit welcher er den Dichter gegen gewisse Vorwürfe sinnlicher Ausschweifung in Schutz nahm, von sich sagen: „Ich verstehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts!"

Lessing war achtunddreißig Jahre alt, als er nach Hamburg kam, wo er die Frau finden sollte, die sein großes und starkes Herz für immer zu erfüllen und auf sein ganzes übriges Lebensgeschick den größten Einfluß zu üben bestimmt war.

Eva König, eine geborene Mannheimerin, war die Gattin eines wohlhabenden Kaufherrn und Seidenfabrikanten, der nächst Reimarus, Busch und Bode zu dem intimeren Umgangskreise von Lessing in Hamburg gehörte und in dessen gastfreiem Hause Lessing bald als ein Familienglied angesehen wurde. Der Umgangs- und Bekanntenkreis dieses Hauses war auch der seine; er war der Taufpathe des jüngsten Knaben, den Eva König ihrem Gatten gebar, und der letztere selbst, ein wohlunterrichteter, gebildeter, strebsamer Mann wird von Lessing, der mit dem Freundesnamen so sparsam war, in einem Empfehlungsbriefe vom September 1768 an Gleim als „sein spezieller Freund" bezeichnet. Die einzige Stelle aber, in welcher sich Eva König über ihren Gatten nach dessen Tode in ihren Briefen ausspricht (XIII. 256), beweist, daß er es verdiente, der Freund eines Lessing zu sein. „Sie glauben nicht, schreibt sie aus Wien (im November 1770) an Lessing, welch einen guten Namen er hier hinterlassen. Doch warum sollten Sie es nicht glauben? Sie haben ihn ja gekannt!" König war wie seine Frau auch kein geborner Hamburger, sondern stammte aus dem Bergischen. Er besaß in Wien, wo er gleichfalls eingebürgert war, große Fabriken,

die vielfache Reisen dorthin und nach Oberitalien veranlaßten. Auf einer solchen Geschäftsreise wurde er plötzlich im Jahre 1769 zu Venedig von einer Krankheit hingerafft, bei der die Zurückgelassenen anfangs eine Vergiftung argwöhnten, bis Lessing selbst sechs Jahre später an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, sich von dem Ungrunde dieses Verdachts zu überzeugen. Auf seiner italienischen Reise schreibt Lessing nämlich unter dem 2. Juni 1775 aus Venedig an Frau König, seine damalige Verlobte: „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken." Er suchte dann ferner den Mann auf, in dessen Armen der Freund gestorben war, und erfuhr von demselben, „daß es mit Königs Tode sehr natürlich zugegangen", sowie er auch Einleitungen für ein kleines Grabdenkmal traf.

Dieser Tod seines Freundes war in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll für Lessings ganzes weiteres Leben. Es scheint nämlich unzweifelhaft, daß Lessing schon bei Lebzeiten desselben eine tiefbegründete Neigung für Eva König gefaßt hatte, und daß diese Neigung, obschon von seinem männlichen Geiste niedergekämpft, doch nicht wenig dazu beitrug, seine Zustände in Hamburg für ihn unbehaglich, ja zuletzt unerträglich zu machen. Die berühmte Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie über Shakspeare's Romeo und Julie gewinnt durch diese Voraussetzung auch ein biographisches Interesse. Wir müssen die schon früher angeführte Stelle deshalb hier noch einmal ausführlich hersetzen. Ein französischer Kunstrichter hatte nämlich behauptet: die Liebe selbst habe Voltaire's Zaire diktirt. „Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie!" schrieb Lessing am 19. Juni 1767. „Ich kenne nur eine Tragödie, fährt er fort, an der die Liebe selbst mitgedichtet, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken. Aber was

ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird?" — Dies ist die Sprache eigenster lebendiger Erfahrung der Leidenschaft, von der sich der Schreibende selbst ergriffen fühlt, einer Leidenschaft, deren Qual durch ihre völlige Hoffnungslosigkeit noch gesteigert wurde. Wir sehen ihn denn auch zu Ende des Jahres 1768 entschlossen, nicht nur Hamburg, sondern auch Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Er meldete diesen Vorsatz allen seinen Freunden, am ausführlichsten aber spricht er sich darüber in einem Briefe an Nicolai aus (vom 28. September 1768). „Ich gehe, schreibt er, künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen? aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht... Was ich in Rom will, werde ich Ihnen von Rom aus schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben, aber in Rom für 300 Thaler. So viel kann ich ohngefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." „Alle Umstände, setzt er hinzu, scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam." Aus allen seinen in dieser Zeit geschriebenen Briefen klingt ein gewisser wilder ironischer Humor, hinter dem sich bei Lessing immer der tiefste Seelenschmerz zu verbergen pflegte. Er schreibt an Ramler (6. November 1768), der über Kränklichkeit geklagt hatte: „Kommen Sie geschwind nach

Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein Paar Tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." Auch die Geflissentlichkeit, mit der er das Vorhaben seiner Reise allen Freunden, seinem Bruder, Gleim, Ebert, Nicolai u. A. mittheilte, während er sonst sein Weggehen von einem Orte immer in tiefes Geheimniß zu hüllen pflegte, scheint dafür zu sprechen, daß er es in der Absicht that, sich selbst einen moralischen Zwang aufzuerlegen und etwaige Gerüchte über die Neigung, die ihn an Hamburg fesselte, thatsächlich zu widerlegen. Daß solche Gerüchte aber in Hamburg schon damals umliefen, geht aus einem Briefe von Ebert an Lessing vom Jahre 1768, sowie aus einem spätern Briefe von Eva König hervor.[1]) Seine Stimmung erscheint in den Briefen jener ersten Periode als die eines Menschen, der um jeden Preis so weit und so lange als möglich von dem Orte fort will, an welchem er eben lebt. „Ich denke nicht", heißt es in einem Schreiben an Ramler, „daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" Manchmal kam ihm sogar der Gedanke, sein Leben in Italien in der Abgeschiedenheit irgend eines gelehrten Klosters zu beschließen.[2]) Der italienische Reiseplan beschäftigte Lessing aber vom Ende des Sommers 1768 bis zum Sommer 1769, also gerade bis zu der Zeit, wo die Nachricht in Hamburg anlangte, daß König in Venedig gestorben sei. Der scheidende Freund hatte ihm bei der Abreise ausdrücklich seine Familie empfohlen. Lessing erfüllte gegen dieselbe

[1]) XIII. 136—137 und 483.
[2]) XIII. 328.

was er zugesagt hatte. Die italienische Reise ward aufgegeben und er verblieb in Hamburg als treuer Freund und Berather der Verwaisten. Zum ersten Male mochte jetzt vor seinen Augen die Möglichkeit erscheinen, „die einzige Frau in der Welt, mit welcher er sich — wie er später seinem Bruder schrieb — zu leben getraute", die Seine nennen zu dürfen. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, und er glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ihm, wenn es die Verhältnisse erlaubten, ihre Hand nicht verweigern würde. Die Aussicht auf ein solches Glück entschied denn auch bei ihm für die Annahme der Stelle in Wolfenbüttel, welche ihm eben damals durch Vermittelung seines Braunschweiger Freundes Ebert angeboten wurde. Er, dem Freiheit und Ungebundenheit des Lebens bisher das Höchste gewesen waren, der sich „als Sperling auf dem Dache" trotz aller Nothstände immer am glücklichsten gefühlt und eben deshalb jede Amtsfessel vermieden hatte, er entschloß sich jetzt, seine lang bewahrte Freiheit aufzugeben und eine Stelle anzunehmen, die nichts weniger als glänzend, ja die ohne eine ihm freilich zugesagte baldige Verbesserung zur Begründung eines eignen Heerdes nicht einmal ausreichend war. Auch so noch ward es ihm schwer, sich von Hamburg loszureißen, und sein Zaudern machte sogar seine Braunschweiger Freunde ungeduldig. „Mein hiesiges Verweilen", schreibt er (19. Februar 1770) an Ebert, „war und ist noch höchst nöthig, wie ich Ihnen einmal umständlich erklären will. Zum Theil bezieht es sich auf meine verlobte Braut selbst."

Ebert hatte in seinem Briefe diese scherzhafte Bezeichnung für die ihm anvertraute Wolfenbütteler Bibliothek gebraucht, und es ist charakteristisch für Lessings Wesen, daß er, indem er auf diesen Scherz einging, zugleich damit auf eine dem Freunde unverständliche Art die wahre Ursache bezeichnete, die ihn in Hamburg zurückhielt. Ebert faßte die Sache auch von dieser Seite auf, wenn er sein Antwortschreiben vom 27. Februar mit den Worten beginnt: „Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie noch zu Hamburg

aufhalten, sich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verstande, als auf die figürliche bezöge"; und wenn er hinzusetzt: „aber Sie sind leider! vor diesem Verdachte nur zu sicher", so war dies mehr eine rücksichtsvolle Bescheidenheit, als ein Mangel an Einsicht des scharfblickenden Freundes, der als geborener Hamburger dort viele Beziehungen besaß und obenein Lessings Verhalten im Hause der Frau König selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Klatschsucht der Menschen hatte sich, trotz des Geheimnisses, mit dem Lessing seine Neigung zu verhüllen bemüht gewesen war, doch jenes reinen und edlen Verhältnisses bemächtigt, und Lessing mußte mehrere Jahre später erfahren, daß man dabei sogar seinen Charakter angetastet und ihm nachgesagt: er sei willens gewesen, die Frau König nach ihres Mannes Tode zu heirathen, sei aber zurückgetreten, als er gesehen, „daß ihre Vermögensverhältnisse nicht so wären, wie er sie sich vorgestellt habe."

Das Wahre an der Sache war der sehr traurige Umstand, daß die Vermögensverhältnisse der Frau König bei dem Tode ihres Mannes sich allerdings in einem verwickelten Zustand befanden, dessen Verwirrung sich in den nächstfolgenden Jahren trotz aller Mühe und Arbeit der ebenso einsichtsvollen als geschäftstüchtigen Frau nur noch steigerte, und der die Vereinigung zweier der edelsten und seltensten Menschen auf eine lange Reihe von Jahren hinausschob. Sechs Jahre voll Drangsal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit Beider noch vermehrt und durch Unglücksfälle mannigfacher Art oft zu hoffnungsloser Verzweiflung gesteigert, mußten durchlitten werden, ehe das ersehnte Ziel erreicht werden konnte. Und als es endlich erreicht war, als auf der Höhe des Lebens der wandermüde Odysseus sein Schiff im Hafen zu sehen glaubte, da — doch wir dürfen dem Gange unserer Erzählung nicht vorgreifen!

Lessing verließ Hamburg am 18. April 1770. Einer der ersten Briefe, die er aus seiner Einsiedelei zu Wolfenbüttel schrieb, war

an seine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es ist unmöglich, in diesem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerst an ihn geschrieben und ihm sein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Lessing entschuldigte sich in seinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten." Die Erklärung ist deutlich genug. „Ich bin, fährt er fort, den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist." — Er sehnt sich nach den Kindern, die er wie seine eigenen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es ist alles jetzt so öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben." Aber noch mehr sehnt er sich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und sein starkes Herz vermag den Ausdruck dieser Sehnsucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer so fertigen Briefschreiberin als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? (Frau König beabsichtigte eine Geschäftsreise nach Wien.) Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich

unglücklicherweise nicht hier wäre." Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewissen Tones von anmuthiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch sie sich nicht weniger nach dem Freunde sehnte. Sie gesteht, daß „sein erster Brief alles wieder gut gemacht habe." Sie meldet, daß sie mit ihrem Vetter nach Pirmont reisen müsse, um ihren dort erkrankten Bruder zu besuchen, und kleidet ihren Wunsch, den Freund wiederzusehen, in die Worte: „Wollen Sie sehen, wie ausschweifend ich in der Freude bin, so begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigstens nach Hannover. Wenn Sie erst da sind, will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen gesund ist. — Daß das alte Wolfenbüttel auch just so aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube stark genug, daß ich Berge versetzen könnte, so wollte ich Ihrem verwünschten Schlosse bald eine andere Stelle anweisen." Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt sei, sie neckt ihn sogar wegen einer Schauspielerin von der Gesellschaft des bekannten Ackermann, der damals mit seiner Truppe in Braunschweig erwartet wurde, und von dem ihr Lessing geschrieben hatte, daß ihm an dem Kommen desselben gar nichts gelegen sei, durch die Frage: „Ist denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?" Ja sie setzt diesen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italienischen Operngesellschaft sich ein „Tenorist" befinde, der „das Glück habe, fast allen Damen zu gefallen", und in welchem, wie sie später schalkhaft hinzusetzt, „alle Damen, nur sie nicht, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls sehr gefallen habe."

Auf diese Briefe folgte das erste Wiedersehen im Juni des Jahres 1770. Lessing scheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu sein, hatte aber Gelegenheit, der Freundin und dem Bruder auf der Durchreise allerlei Freundliches zu erweisen, wofür Frau König unter dem 8. August aus Hamburg ihren eigenen Dank mündlich

abzustatten verspricht, da ihre Reise nach Wien sie über Braunschweig und Wolfenbüttel führen werde. Diesmal kam sie allein; aber auch dies Wiedersehen führte noch keine Erklärung herbei. Diese erfolgte erst bei einer dritten Zusammenkunft auf der Rückreise der Frau König nach Hamburg im Frühlinge des folgenden Jahres. Bis dahin lauten die Ueberschriften der Briefe noch immer in den Formen der damaligen Courtoisie: „meine liebste Madam", und „mein lieber Herr Lessing." Nur in den Briefen selbst herrscht ein traulicherer Ton, und wenn Lessing einmal einen Brief mit den Worten schließt: „Leben Sie recht wohl, beste Freundin, und denken Sie an mich, wenn Sie an einen Menschen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigste ergeben ist", so fühlen wir unwillkürlich, wie tief die Liebe zu der Freundin in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte. Erst nach dem Wiedersehen im April 1771 ändert sich auch die Form der Anrede. Der „geliebte Freund" tritt an die Stelle des „Herrn", die „liebe Madam" weicht der „geliebten Freundin". Bei diesem Wiedersehen verlangte Lessing halb im Scherze, halb im Ernste, daß ihm die geliebte Frau, die jetzt nach Hamburg zurückkehrte, keine Briefe mehr schreiben solle, außer dem einen, in welchem sie ihm anzeigte, daß ihrem beiderseitigen Glücke ferner nichts mehr im Wege stehe. Sie nahm das in einem hypochondrischen Augenblicke für baaren Ernst, und fühlte sich bald darauf gedemüthigt und beschämt durch Lessings liebevolle Treue [1]). Im August unternahm Lessing, der durch die ungewohnte Lebensweise in seiner Einsamkeit zu Wolfenbüttel bald in Krankheit und hypochondrische Verstimmung gerieth, eine Reise nach Hamburg, wo er in „anderer Gesellschaft und anderer Luft seine alte Laune wiederzufinden hoffte." Er logirte im Hause seiner Freundin, die sich dies ausdrücklich erbeten hatte, und hier erfolgte endlich, wiewohl im strengsten Geheimniß selbst vor den nächsten Verwandten, die

[1]) XIII. 288 und 290.

förmliche Verlobung. Welchen Charakter tiefster Innigkeit jetzt das Verhältniß angenommen hatte, sehen wir aus dem ersten Briefe, den Lessing an seine Braut, nachdem er Hamburg wieder verlassen hatte, von Berlin aus richtet. Die Mutter der Frau König war indessen gestorben: „Das Herz blutet mir, schreibt er (29. September 1771), wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie Sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden, — aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem Allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen.“ Der Schluß des Briefes lautet: „Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!“

Versuchen wir in wenigen Zügen das Bild der Frau zu entwerfen, die einem Lessing dies Gefühl einzuflößen, die einen Lessing zu bewegen vermochte, sein ganzes äußeres Leben mit höchster Selbstverleugnung Jahre lang auf die endliche Erreichung ihres Besitzes einzurichten. Ihre Briefe an Lessing, acht und neunzig an der Zahl, verbunden mit den achtzig entsprechenden Briefen Lessings, liefern uns für ihre Charakteristik ein reichliches Material. Der ganze Briefwechsel beider umfaßt über sechs Jahre, vom Frühlinge des Jahres 1770 bis zum Herbste 1776, wo Lessing seine Geliebte heimführte. Die Mitwelt wußte den Schatz dieses Briefwechsels, als derselbe zuerst wenige Jahre nach Lessings Tode von seinem Bruder veröffentlicht wurde, keineswegs zu würdigen. Abgesehen davon, daß

man an vielen mitgetheilten persönlichen Beziehungen, trotz der Verschweigung der Namen, Anstoß nahm, fand man denselben seinem Inhalte nach alltäglich, trocken und uninteressant, und Elise Reimarus konnte (1789) ihrem Schwager von Hennings schreiben: wie es ihr ausnehmend lieb gewesen sei, aus seinem Briefe zu sehen, „daß ihm der Ton der Briefe nicht so mißfallen habe, wie Vielen, die durchaus jeden Gedankenaustausch immer im Sonntagskleide sehen möchten, immer Salz forderten, wo es gerade die Brühe verderben würde". Sonst meine, fügt sie hinzu, alle Welt: „ein Mann wie Lessing und eine Frau, die sein ward, hätten keine so geistleeren Briefe schreiben sollen"![1]) Dies Urtheil ist für uns Spätere, denen jetzt eine große Zahl gleichzeitiger Briefwechsel ähnlicher Art vorliegt, leicht erklärlich. Das war die Art nicht, in welcher sich damals Liebende schrieben; das war nicht die Sprache, welche man in jenen Zeiten in einem solchen Verhältnisse zu führen und zu vernehmen gewohnt war. Man braucht nur die um dieselbe Zeit 1771—74 zwischen Herder und seiner Braut geführte Correspondenz mit dieser Lessing'schen zu vergleichen, um sich sofort von dem schneidendsten Contraste berührt zu finden. In diesem Briefwechsel Lessings und seiner Geliebten ist Nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht vor der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, von jener Scheu vor der Realität des Daseins, auf welche hochmüthig herabzublicken für Genialität galt, wie wir dem Allen in den Briefen Herders und seiner Caroline Flachsland begegnen. Bei Lessing und Eva König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffenes Leiden, keine unnützen Herzensquälereien, mit einem Worte Nichts von all' den Ungesundheiten der Wertherzeit, inmitten deren Lessings Liebe

[1]) S. Auszüge aus den Briefen von Elise Reimarus an Hennings, herausgegeben von W. Wattenbach.

zu seiner Eva König fiel. Die beiden von uns verglichenen Briefwechsel scheinen zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören. Die Briefe Lessings und seiner Geliebten sind von einer Einfachheit und Wahrheit der Empfindung, von einer Schlichtheit des Ausdrucks, die uns immer aufs Neue entzücken. Es ist die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menschen, das sichere Bewußtsein der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Grundsätzen und Maximen, in Welt- und Menschenbetrachtung, das tiefe sichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit wie auf der Treue und Hingebung des Andern, welche diesen Briefwechsel zu dem schönsten Zeugnisse der würdigsten, reinsten und reifsten Liebe machen, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menschen verbunden hat. Vieles mußte zusammenkommen, um das Resultat dieser Erscheinung hervorzubringen; vor Allem die Gleichheit der Lebensreife auf der Mittagshöhe des Lebensalters, und die wunderbare Uebereinstimmung in Charakter und Sinnesart, die den Einen fast als das Spiegelbild des Andern erscheinen läßt, und deren leise, nur durch den Unterschied des Geschlechts bestimmte Verschiedenheit doch wieder hinreichend ist, um eine Ergänzung des Einen durch den Andern möglich zu machen.

Von dem Augenblicke an, wo Eva ihm ihr Wort gegeben hatte, die Seinige zu werden, sobald ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet sein würden, sehen wir Lessing nicht einen Augenblick an der Erfüllung seines Glückes zweifeln. Nachdem er sie Ende Oktober 1771 in Hamburg verlassen hatte, um über Braunschweig in „sein liebes einsames Wolfenbüttel“ zurückzukehren, wo „immer sein dritter Gedanke nur Sie sein wird“, schreibt er ihr (31. Oktober): „Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten Nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen

auf immer gilt. Bleiben Sie dieses auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich Alles nach unsern Wünschen bequemen."

Eva König sah sich nach dem plötzlichen Tode ihres ersten Mannes mit einer Familie von vier Kindern und der Sorge für zahlreiche Angehörige ihres Mannes, an der Spitze eines weitverzweigten sehr verwickelten Fabrik- und Handelsgeschäfts. Ein drohender Bankrott und der Ruin ihres eignen so wie des Vermögens ihrer Kinder war nur in dem Falle abzuwenden, wenn es ihr gelang, sich mit den Gläubigern ihres verstorbenen Gatten zu verständigen, und durch möglichst vortheilhafte Auflösung des Geschäfts, namentlich durch vortheilhaften Verkauf der großen Seidenfabriken und Waarenlager in Wien, die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger und zu einer theilweisen Rettung ihres Vermögens zu gewinnen. Die auf dieses Ziel gerichteten Anstrengungen verschlangen kostbare Jahre. Eva König hatte im Laufe dieser traurigen Zeit gar viele Stunden, in welchen ihre großmüthige Liebe es fast leidenschaftlich bereute, das Schicksal eines Mannes wie Lessing, dessen Bedeutung sie in seinem ganzen Umfange zu würdigen verstand, durch das Geständniß ihrer Gegenliebe an ihr Schicksal gefesselt zu haben, während Lessing seinerseits wieder es oft nicht verbergen konnte, daß nur allein die Furcht, „die einzige ernsthafte Hoffnung seines ganzen Lebens zu verscherzen", ihn in den unerträglichen Wolfenbütteler Verhältnissen ausharren ließ[1]). Vereint mit der geliebten Frau würde er das Schwerste ertragen haben. Aber hier trat ihm der Charakter seines Tellheim in der Gestalt seiner Freundin entgegen. Sie, die jedes Opfers fähige, konnte es nicht über sich gewinnen, ein solches von dem geliebten Freunde anzunehmen. Lessing drang bald nach der Verlobung auf sofortige Verbindung, um so mehr, als die äußeren Verlegenheiten seiner Freundin sich

[1]) Briefe an Eva König v. 17. Septbr. 1773. Werke XI. 400.

steigerten. Sie hatte ihn von denselben (am 12. November 1771) mit dem Zusatze berichtet: „Ich wollte gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brot essen, wenn ich nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre!“ Er antwortete ihr am 20. November 1771: „Halten Sie Sich an Ihrem Worte, daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie Sich nur heiter, um Sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müssen; erhalten Sie für Ihre Kinder so viel, als Sie erhalten können; und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da als an einem anderen Orte zu leben, so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkel genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen.“

Ihre Antwort (vom 25. November 1771) läßt uns einen tiefen Blick in den Adel von Frau Königs Gemüth thun, das von der liebevollen Hingebung des Freundes auf das Tiefste erschüttert wurde, ohne in seinen stolzen Grundsätzen wankend gemacht zu werden. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens, schreibt sie, kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine günstige Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben,

was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht eben so handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Und diese Sprache des Tellheim'schen Edelmuths war keine Phrase bei dieser Frau; sie kam aus ihrer innersten Ueberzeugung. Lessing wußte das, und machte keinen Versuch mehr, sie umzustimmen.

Mit jener großmüthigen Entsagungsfähigkeit, welche bei einer liebenden Frau doppelte Bewunderung verdient, verband nun aber Eva König zugleich alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einen Lessing unwiderstehlich anzuziehen und zu fesseln geeignet waren. Ihre Rechtschaffenheit — das schöne alte Wort jener Tage verdient wohl wieder eingebürgert zu werden in einer Zeit, in welcher man den Begriff desselben so vielfach vermißt — ihre Rechtschaffenheit war von einer solchen Zartheit, daß selbst ein so fleckenlos rechtschaffner Charakter wie Lessing sich zuweilen veranlaßt fand, ihr in ihren geschäftlichen Verwicklungen etwas weniger Aufopferung für fremde Interessen und etwas weniger Peinlichkeit im Annehmen dargebotener Auskunftsmittel anzuempfehlen. „Ich wollte Ihnen, schreibt er einmal (XII. 326), um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie

auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich sorge nur, daß Sie Sich über Dinge Bedenklichkeit machen könnten, nicht weil Sie Ihnen unredlich, sondern weil Sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen." „Ich habe immer bemerkt, schreibt er ein andermal, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen." Gleich Lessing war sie daneben von der zärtlichsten Liebe und von hingebender Aufopferung für ihre Angehörigen, die sorgsamste Mutter ihrer Kinder, die treuste Schwester, die thätigste Freundin. Mit ihm theilte sie die Geringachtung des Reichthums, ja des Geldes überhaupt, neben dem bürgerlichen Sinne für bescheidene Unabhängigkeit, die auch ihr als das größte Gut erschien, und die republikanische Gleichgültigkeit gegen alle äußere Auszeichnung durch Titel, Rang und Würden. Als Lessing gezwungen den Hofrathstitel annahm, konnte er ihr die Meldung davon mit den Worten machen: „Worüber Sie Sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten (er meint den alten Herzog) zu beleidigen" [1]). Klingt es doch fast, als wolle er sich darüber gegen sie entschuldigen! Wie er selbst war sie eine Feindin aller Sentimentalität und empfindsamer Geschraubtheit, eine Feindin von jedem gemachten Interesse an Poesie und Literatur, wie an religiöser Empfindelei, dergleichen damals in ihrer nächsten Nähe in gewissen Kreisen Hamburgs im Schwange waren, wo Klopstock aus Neigung und aus Bedürfniß nach weiblicher Huldigung solches sentimental exaltirte Wesen bei dem weiblichen Geschlechte patronisirte. Lessing, dem diese pathetische Schönseligkeit

[1]) XII. 457.

und das daran sich knüpfende verlogene Blaustrumpfthum nicht minder wie Klopstocks hohenpriesterliches Behaben und sein überwiegender Aristokratismus von Herzen zuwider waren, meldete seiner Freundin, die nach Wien gereist war, daß Klopstock, der schon das Schrittschuhlaufen unter dem schönen Geschlechte eingeführt, jetzt eine eigene Lesegesellschaft bei der Frau von W. gegründet habe, und fragt scherzend an, ob nicht bei ihrer Rückkehr nach Hamburg sie es ihr Erstes sein lassen werde, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden; er habe große Lust, ihr im Voraus das Patent nach Wien ausfertigen zu lassen." Eva König geht auf den Scherz mit Heiterkeit ein. „Die Klopstock'schen Lesegesellschaften, schreibt sie in ihrer Antwort (16. März 1771) haben mich herzlich lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen, voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was ich aber befürchtete," fährt sie sarkastisch fort, „war, daß er Einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, Sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf, — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen" [1]). So finden wir denn auch nicht ein einziges Mal eine landschaftliche Schilderung oder eine Naturbewunderungsphrase in ihren Reisebriefen, die dagegen ein wahrer Schatz sachlicher und persönlicher Beobachtungen und Mittheilungen sind. Sie hat ein offnes Auge für die politischen und socialen Zustände der Länder und Städte, durch welche ihre Reise sie führt, und

[1]) XIII. 285., vergl. 289. und XII. 297. „In dieser von Klopstock gegründeten literarischen Gesellschaft wurde abwechselnd Karten gespielt und gelesen. Klopstock selbst aber nahm an dem ersteren nicht Theil, sondern hielt sich an die Damen." — S. Halems Selbstbiographie.

die gediegene Sachlichkeit ihrer Mittheilungen macht dieselben eben so lehrreich als interessant für die Kenntniß der damaligen deutschen Zustände. Einmal schreibt sie (im März 1771) von Augsburg: „Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieses sonst so gesegnete Land zeigt einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier schlossen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch stände, wenn der Postillon nicht die Peitsche gezeigt hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe. Sie können denken, wie es in den Städten ist. In München laufen einem ganze Familien nach und schreien, man möchte sie doch nicht verhungern lassen.“ Es gemuthet uns in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe, wo trefflich unterhaltene Kunststraßen selbst die unbedeutendsten Orte leicht und sicher verbinden, wie ein Märchen, wenn wir sehen mit welchen lebensgefährlichen Beschwernissen vor achtzig Jahren eine Reise auf den Straßen zwischen den Hauptorten von Deutschland selbst für solche Personen verbunden war, welche die Mittel besaßen, die Kosten einer Extrapostfahrt im eignen Wagen zu bezahlen; wenn wir lesen, wie mitten im Sommer Frau König auf ihrer Reise nach Nürnberg grundlose Wege fand und auf manchen Poststationen wegen Mangel an Beförderung über vierundzwanzig Stunden, ja einmal sogar in einem elenden Neste zwei Meilen vor Bamberg volle fünf Tage liegen bleiben mußte, nachdem sie „binnen der vorhergehenden 36 Stunden nur zwei neue Achsen und zwei Deichseln am Reisewagen gebrochen, zwei Pferde vor demselben verloren und drei Gewässer überschritten hatten, bei denen jedesmal das Wasser in den Wagen drang, und der nächste Tag dazu verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reisenden zu trocknen.“ Den Lobpreisern der guten alten Zeiten des gemüthlichen Reisens empfehlen wir die Lektüre dieser Briefe, um ihre rosenfarbenen Anschauungen der Zeit, in welcher es noch keine Chausseen und Eisenbahnen gab, in etwas zu berichtigen. Sie selbst aber, die feine zarte Frau von schwächlicher Gesundheit, mit

Sorgen beladen, von Strapazen erschöpft, gezwungen bei liegenbleibenden Wagen Stunden lang knietief durch Wasser und Koth zu Fuß das nächste Dorf zu erreichen, um dort in einer elenden Schenke kümmerliche Unterkunft zu suchen, findet noch Zeit und Muth, eine fast heitere Beschreibung solcher Fährlichkeiten ihrem Freunde in seine Wolfenbüttler Einsamkeit zu senden. Die von ihr in dem Rattelsdorfer Briefe (XIII. 363—364) geschilderte Scene des Postillons, der sein gefallenes Pferd nicht verlassen will, sich vier Stunden lang mit dem sterbenden Thiere abquält, es hundertmal mit Lebensgefahr auf die Beine bringt, um es immer wieder aufs Neue zu Boden stürzen zu sehen, und dabei in den ganzen vier Stunden nichts weiter sagt als „o Gott! o Gott!" ist nicht nur in der That, wie sie bemerkt, Yoriks würdig, sondern auch mit Sterneſcher Meisterschaft erzählt; und daß ihr eben Yorik dabei einfällt, zeigt, daß sie die empfindsame Reise des berühmten Autors zu schätzen wußte.

Sonst ist von Literatur in ihren Briefen selten die Rede, obgleich sie, wo es geschieht, sich immer mit den damaligen Verhältnissen derselben vertraut zeigt und über ihre Produkte ein richtiges Urtheil besitzt. Von einem Drama des Wiener Staatsraths von Gebler, dessen Stücke sich von Wien aus mit Beifall über ganz Deutschland verbreiteten, schreibt sie ihrem Freunde (15. Juni 1772): „Ich habe es nicht ausleſen können und bedaure Sie im Voraus, daß Sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müſſen." Aber Gebler war ein einflußreicher Mann, dessen Fürsprache sie selbst in ihren Angelegenheiten dringend bedurfte; er war ein Bewunderer Leſſings, dem er durch ihre Vermittlung eben diese Dichtung zusandte, und er war, wie alle seines Gleichen, ein überaus eitler Mann. „Also, fährt sie fort, machen Sie ihm immerhin ein recht schönes Kompliment: denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an seinem Charakter etwas auszusetzen fände, als an seinen Komödien. Auf der Seite macht sich der

Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil sonst die ganze Stadt ihm den Charakter eines rechtschaffenen Mannes beilegt." Wie vollkommen richtig sie urtheilte, geht aus Lessings Antwortsbriefen hervor. Auch aus ihren Berichten über dramatische Aufführungen in Wien ersehen wir, wie hoch die gebildete Hamburgerin, die Freundin des Verfassers der Hamburgischen Dramaturgie, über dem theatralischen Geschmack des gebildeten Wiener Publikums von damals stand, vor dem bei der Aufführung von Lessings Emilia Galotti der bekannte Stephanie den Prinzen „so abgeschmackt als möglich" spielte. Sie meldet, daß er in der Scene an der Leiche der ermordeten Emilia behufs der mimischen Darstellung seiner leidenschaftlichen Liebe, mit „lang aus dem Munde hervorgestreckter Zunge das Blut von dem Dolche, mit dem Emilia erstochen worden, ableckte!" [1]) Sie nimmt den lebendigsten Antheil an den Arbeiten und Interessen ihres Freundes, an der Verbreitung seines Ruhmes, an dem Erfolge seiner dramatischen Werke, an seinen wechselnden Plänen und Aussichten, und für die letzteren sind ihr Rath und ihre Auskunft, so oft sie im Falle ist, solche zu ertheilen, stets von umsichtigster Klugheit und zutreffender Richtigkeit. Sie verfolgte sogar mit Theilnahme seine Streithändel mit Klotz, und ihre Bemerkung über des letzteren unerwarteten Tod ist von epigrammatischer Schärfe [2]). Wenn aber im Allgemeinen von literarischen Dingen in ihren Briefen, wie vorher bemerkt, seltener die Rede ist, als man für jene Zeit erwarten sollte, so muß man dabei bedenken, daß diese Briefe von einer Frau geschrieben wurden, die gerade in diesen Jahren, von beschwerlichen Arbeiten und Geschäften fast erdrückt, mit ausgebreiteter Correspondenz belastet, von den allerwichtigsten realen Interessen täglich, ja

[1]) XIII. 406–407.

[2]) XIII. 352. „Was ist Klotzen angekommen, daß er so geschwind Reißaus genommen? Wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntniß seiner selbst gebracht."

stündlich unter herzbedrückenden Sorgen aller Art in Anspruch genommen, keine Zeit übrig hatte für dasjenige Gebiet des Lebens, auf welchem sich der menschliche Geist in Freiheit und Heiterkeit zu seinem Vergnügen ergeht. Hatte sie doch nicht einmal Muße, ihrer Liebe und Sehnsucht nach dem theuren Freunde ausführlich Worte zu geben; und wenn überhaupt schwärmende Gefühligkeit beider Sache nicht war, so drängte die Noth und Sorge des Lebens selbst dasjenige von Aeußerung und Herzensergießung in enge Schranken, was sonst wohl reicher, wenn auch nicht tiefer hervorgetreten wäre. Zu Empfindungsergüssen und Herzensbeschäftigungen muß man vor allem Zeit haben. Ein Werther, der arbeiten, ums tägliche Brot für sich und die Seinen arbeiten muß, wird kein Ossiansschwärmer. Aber grade durch ihre scheinbare Empfindungskargheit und Gefühlssparsamkeit haben diese Briefe Lessings und seiner Geliebten für starke und kräftige Naturen einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist eine bezaubernde Keuschheit in diesen Mittheilungen zweier Menschen, die sich so innig lieben, und die doch über nichts wortkarger sind, als über ihre Liebe. Es charakterisirt sie beide, wenn Lessing einmal, drei Tage nachdem ihn die geliebte Frau nach kurzem Wiedersehen aufs Neue verlassen hat, an sie schreibt:[1]) „Ich verfolge Sie in den dritten Tag unabläßig mit meinen Gedanken — aber es wäre noch zu zeitig, etwas von dem schriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich versichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal so gut ist, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft.“ Wenn aber dennoch einmal ein Ausbruch der Sehnsucht aus dem starken Herzen sich hervordrängt, so bricht er ihn meist ab, ehe er zu Ende ist. In den seltenen Fällen, in welchen dies nicht geschieht, ist das ausgesprochene Wort immer von einer einfachen Größe, die das Herz erschüttert, wie wenn er einmal ausruft: „Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich

[1]) XII. 346.

nicht sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann!" Lessings markiger Geist war so wenig lyrisch gestimmt, daß ihn die sechs langen Jahre ungestillter Sehnsucht nicht zu einem einzigen lyrischen Gedichte bewegen mochten.

In allen diesen Dingen ist nun Eva König das vollkommene Abbild ihres Freundes. Sie ist der inkarnirte helle klare Verstand, verbunden mit größter Herzensfeinheit. Es ist Lessing'scher Geist, wenn sie dem Freunde, als er einmal befürchtet, daß sie ihre Wahl bereuen könne, zuruft: „Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang sei dann auch welcher er wolle?" Diese Aehnlichkeit zeigt sich selbst im Style ihrer Briefe, die durchaus ein Lessing'sches Gepräge tragen. Bei der feinsten Rücksicht auf alle wahren inhaltvollen Verhältnisse des Lebens, — einer Rücksicht, die so weit geht, daß sie sich nicht entschließen kann, ihm von Hamburg aus Geld zu schicken, weil sie kein Mittel sieht es zu thun, ohne daß es bemerkt und beredet würde — ist doch ihre Ausdrucksweise wie ihr Empfinden frei von jeder ängstlichen Prüderie, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Derbheit, immer aber grade und einfach und nicht selten von schlagender Kraft und witziger Bezeichnung. Dahin gehört es, wenn sie ihm einmal nach Lesung seiner Gedichte von Hamburg aus schreibt [1]): „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erz-Weiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für

[1]) XIII. 311.

alle Bosheit, die Sie an uns ausüben, noch gestraft werden! Das Mädchen, das Sie wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden!" Wie epigrammatisch reizend und anmuthig ist in dieser Drohung der unterstrichene Ausdruck.

Als der Wiener Gebler, erschreckt durch die Herausgabe des Klotz'schen Briefwechsels, den dessen Wittwe um des Geldes willen veröffentlicht hatte, von Lessing wie von seinen sämmtlichen Correspondenten seine Briefe zurückforderte, schrieb Eva König, die darin einen lächerlichen Zug würdeloser Furchtsamkeit erblickte: „Es ist eine Beleidigung für alle Weiber, an deren Männer er geschrieben. Wäre ich, was ich einzig und allein in der Welt zu sein wünschte, ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, seinen Brief beantworten zu dürfen." Von Eifersucht ist keine Spur in beider Seele; und wenn eine Aeußerung dieser Art in Eva Königs Briefen hervortritt, wenn sie z. B. während Lessings italienischer Reise dessen Klagen über Augenschmerzen auf die schönen Augen der Italienerinnen zurückführt oder ihm ein andermal einen Gasthof in ihrer Nähe mit dem Zusatze empfiehlt: „es ist zwar etwas Gefahr für mich dabei, weil die Wirthin eine sehr schöne Frau ist, aber um so genauer kann ich Sie auch beobachten," [1]) so sind das eben nur harmlose Züge anmuthiger Koketterie, die ihrem von Natur zu heiterer Schalkheit geneigten Wesen wohl anstanden. Selbst bei der Erwähnung von Lessings Jugendleidenschaft für die schöne Lorenz behält ihre Warnung, als Lessing die noch immer anmuthige Frau und begabte Künstlerin in den Jahren 1774 und 1775 in Wien sicher nicht ohne Bewegung wiedersah, denselben Charakter. „Erneuern Sie die Freundschaft mit Madame H(uber) nicht zu stark, schreibt sie aus Heidelberg 22. Juli 1775, sonst giebt mir mein guter oder böser Geist ein, daß ich es nicht besser mache. Eben läßt sich ein Professor aus Holland bei mir melden, dem ich vor zwanzig Jahren eben nicht ganz gleich-

[1]) XIII. 532. 561. u. a. m.

gültig war. Wenn ich ihn aber zu meiner Rache wählen sollte, so müßte sich mein Geschmack in dieser Zeit sehr verändert haben [1])." Für Lessing ist es bezeichnend, daß er auf keine solche Aeußerung eingeht. Dem gediegenen Ernste seines Empfindens widerstand selbst das Spiel mit dem Scheine einer so unseligen Leidenschaft, und er, der für Witz und Neckerei im persönlichen Verkehr so empfänglich war, enthält sich doch auf jenem Gebiete in seinen Briefen jedes ähnlichen Scherzes.

Zweites Kapitel.

Nie ist ein Brautstand äußerlich mehr von Unglück, Noth und Leiden aller Art heimgesucht worden, als der Lessings. Es ist ein Jammer zu sehen, wie zwei so vorzügliche Menschen über sechs Jahre lang durch die erbärmlichste Misère und Prosa des Lebens auseinandergehalten und verhindert werden, das heißersehnte Ziel einer Vereinigung zu erreichen, die ihr einziges Glück ausmachte und zu deren Herbeiführung sie jedes Opfer zu bringen bereit waren. Lessing, wie kaum ein anderer auf großartigen Menschen- und Weltverkehr gestellt und von Jugend auf an ihn gewöhnt, erträgt um dieser Aussicht willen den Aufenthalt in dem kleinen menschenöden Wolfenbüttel, immer auf eine Verbesserung seines armseligen Gehaltes hoffend, die es ihm möglich machen soll, den eigenen Heerd für sich und seine Freundin zu gründen, und immer aufs Neue getäuscht in seinen bescheidensten Erwartungen. Eva König ihrerseits,

[1]) XIII. 565.

von steigenden Verwicklungen umdrängt, drei Jahre lang von ihren Kindern getrennt, unter Sorgen aller Art, fern von dem geliebten Manne in dem fremden Wien lebend, muß dessen Kummer und Verbitterung sich bis zu resignirender Verzweiflung steigern sehen, ohne helfen, ja oft ohne nur trösten zu können, während Beider Gesundheit allmälig untergraben wird durch die Dauer solcher Zustände. Sie hat zuletzt auch nicht einmal mehr den Trost, von ihrem Freunde Nachricht zu erhalten. Sie bleibt Monate, Vierteljahre lang ohne Briefe von ihm, während jener drei Jahre ihres Wiener Aufenthalts von 1772 bis 1775. Während des ganzen Jahres 1774 erhält sie von ihm nur einen Brief (v. 8. April 1774) und dann auf alle ihre Briefe keine Antwort neun lange Monate hindurch bis zum 10. Januar 1775, wo er ihr das traurige Geständniß seiner Lage mit den Worten ablegt: „Ja wohl, meine Liebe, würde ich selbst nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie schreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurückerinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geschleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben sehr unangenehme Nachricht von mir geben können: so würde ich grade während dem Fieber die beste Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beste, den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten. Wollte ich mich noch jetzt nur einigermaßen weiter darüber erklären, so käme sicherlich auch dieser Brief nicht zu Stande; und doch soll er zu Stande kommen. Gott sei Dank, daß ich Sie also allmälig auf dem Wege zur Ruhe weiß! Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie. Aber wirklich, man muß selbst so gut sein, als Sie, und eben so guten Leuten angehören, wie

Sie, — wenn das Schlimmste endlich doch nur ein Traum gewesen sein soll!"

Wohl waren diese Jahre „ein garstiger Traum" gewesen für sie und nicht minder für ihn; und sein altes Lieblingswort bei den vielen Widerwärtigkeiten seines Lebensganges [1]): „S'ist doch ein hundsföttisches Leben!" hatte sich ihm wohl öfter als jemals in dieser traurigen Zeit über die zusammengepreßten Lippen gedrängt. Aber auch Eva konnte ihm am Ende der drei Jahre ihre Wiederankunft in Hamburg mit den Worten melden: „die Stunde, da ich hier ankam — war eine von den wenigen frohen, die ich seit sechs Jahren genossen! Sie glich der Stunde, wo mir Ihr Billet in Wien gebracht wurde, worin Sie mir Ihre Ankunft meldeten."

Und noch war „der garstige Traum" nicht zu Ende. Lessing hatte Wolfenbüttel verlassen und eine Reise angetreten, ohne eigentlich genau zu wissen wohin. Nur Wien und das Wiedersehen der drei Jahre lang entbehrten Freundin hatten ihm vor der Seele geschwebt, als er aus dem Thore seines Gefängnisses gefahren war. Er sah sie wieder, aber leider war dieses Wiedersehen ein kurzes. Der Unstern seines Lebens verstrickte ihn gerade damals in die Nothwendigkeit, den Braunschweigischen Prinzen Leopold nach Italien zu begleiten, und die Reise, die ihm lange als ein ersehntes Lebensglück erschienen war, ward ihm, zur Unzeit gewährt, eine Quelle neuer Bitternisse. Sie trennte ihn von der Geliebten grade in dem Augenblicke, wo die Aussicht mit ihr vereint zu bleiben, näher war als je; und was das Schlimmste war, schlechte Posteinrichtungen und die Nachlässigkeit diensteifrig scheinender Freunde, ließen die Liebenden fast während der ganzen Reisezeit von dreiviertel Jahren ohne alle Briefe von einander! Was Beide dadurch litten, sieht

[1]) XIII. 472. — Ein anderes aus gleicher Quelle hervorgegangenes Lieblingswort, das er gern seinen Freunden zurief, war: „Es kommt doch nichts dabei 'raus!"

man an den Briefen Lessings [1]) und zumal aus dem schmerzlichen Briefe seiner Freundin vom 5. November 1775. Zum Erstenmal in so langen Jahren drängt sich ihr ein wirklicher Vorwurf aus dem gequälten Herzen. Sie glaubt sich von ihm aufgegeben, vergessen. Ja, endlich entfährt ihr das verzweiflungsvolle letzte Wort: „vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch so denken!“ Und wie rührend klingt dann in Beziehung hierauf in einem folgenden Briefe das Wort: „Alles Unglück wird der Himmel doch nicht über mich verhängt haben!“

Endlich kam er zurück. Der Freundin Angelegenheiten waren geordnet, und von ihrer Seite stand nun der Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Sie hatte aus den Trümmern ihres Vermögens noch ein Kapital gerettet, das ihr jährlich etwa fünfhundert Thaler Renten sicherte [2]). Aber Lessings Verhältnisse hatten sich noch nicht geändert; die erhoffte Verbesserung seiner Stelle war ausgeblieben, er war von Schulden bedrängt, in die ihn zum Theil die Großmuth gegen die Seinen gestürzt hatte, und befand sich in schlimmerer Lage als zuvor.

Wir müssen hier einen Rückblick auf diese äußerlichen Verhältnisse Lessings während der letzten sechs Jahre werfen, um zu erkennen, wie ihm auch hier die Liebe und die Klugheit der Freundin rathend und helfend zur Seite stand.

---

[1]) VII. 434. 435.
[2]) XIII. 548.

Drittes Kapitel.

Lessing hatte die Wolfenbütteler Stelle angenommen, weil ihm der Wunsch, die Frau seines Herzens heimzuführen und eine Familie zu gründen, eine feste bürgerliche Stellung nothwendig machte, und weil ihm auf eine baldige Verbesserung seiner unzureichenden Besoldung Aussicht gemacht worden war. Aber je weiter sich beides hinauszögerte, um so unerträglicher wurde ihm seine Lage. Die kleine Stadt, eine verödete ehemalige Residenz, in einer niedrig-sumpfigen ungesunden Gegend, mit der Enge und Kümmerlichkeit solcher deutschen Kleinstädte, ohne geselliges Leben, ohne anregenden Umgang, preßte ihm, der bisher nur in großen Kulturmittelpunkten wie Leipzig und Berlin, Breslau und Hamburg gelebt hatte, das Herz zusammen. Er kam dorthin von Hamburg, wo er weite reichliche Lebenskreise, wo er einen Zirkel trefflicher Freunde, einen breiten Weltverkehr, ein rühriges See- und Handelsleben, wo er eine geliebte Frau und eine Familie, die an dem Kinderfreunde hing, verlassen hatte. Das Alles fehlte ihm in seinem „verwünschten Schlosse“ zu Wolfenbüttel doppelt und dreifach. Er hatte sich gefaßt gemacht, seine Einsamkeit und die daran geknüpften Entbehrungen höchstens Jahr und Tag ertragen zu müssen, und mußte bald erkennen, daß er das Ende nicht absehen könne. Das Wiedersehen der Freundin in Braunschweig im August 1770 und 1771 und im Herbste des letzteren Jahres in Hamburg gab nur augenblickliche Linderung, um dann seine Sehnsucht und das Unbefriedigende seiner Zustände noch zu steigern. Er hatte sich vom ersten Augenblicke an in Wolfenbüttel unglücklich gefühlt. Es war ihm bei seinem Eintritt dort, „als ginge er in sein Grab“, und so sehr er diese Bezeichnung auch in dem ersten Briefe, den er von dort an Ebert schrieb, wegzuscherzen, so sorgsam er auch der Freundin anfangs

seine Stimmung zu verbergen suchte, so reichte doch bald die „besondere Gabe", auf die er, wie er einmal sagt, stolzer war als auf alles was er sonst wisse und könne (XII. 263), „die Gabe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken", nicht mehr aus, um ihn mit seiner Lage zufrieden zu machen. Es ist rührend zu sehen, welche Anstrengungen er anwendet, um sich und die Freundin zu überreden, daß er vergnügt sei und sich wohl befinde. „Freilich, setzt er hinzu, kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist, aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unserer Ueberredung!" Er hat es sich zum Gesetz gemacht, vergnügt zu sein, wenn er auch noch so wenig Ursache dazu habe. „Und so wie ich hier lebe, fügt er hinzu, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme."

Und jetzt beginnt das Schauspiel eines Kampfes des Genius gegen die Misère des Lebens, wie es herzzerreißender vielleicht kaum die Geschichte des deutschen Genius aufzeigt! Die Zeugnisse desselben sind uns in Lessings Briefen an seine Geliebte und an seinen Bruder aufbehalten. Sie sind eine schwere Anklage und ein unaustilgbarer Makel für den Fürsten, der eitel genug war, um stolz zu sein auf den Besitz des berühmtesten deutschen Dichters und Schriftstellers, und dennoch den Eingefangenen Jahre lang bis zur Verzweiflung in einer Nothlage verschmachten ließ, aus der ihn der hundertste Theil des Geldes hätte erlösen können, das Herzog Karl von Braunschweig an seine Maitressen im Laufe einer Regierung verschwendet hatte, deren Resultat eine Schuldenlast von nicht weniger als zwölf Millionen gewesen ist!

Lessings Gehalt betrug nicht volle sechshundert Thaler nebst Holz und freier Wohnung, und dieses schmale Einkommen in einer Stellung, „die vielfachen Aufwand erforderte", wurde obenein noch durch starke Abzüge von Jahr zu Jahr verkürzt und ver-

kümmert [1]), während man ihn doch bei seiner Anstellung mit sicheren Hoffnungen auf baldige Erhöhung seiner Besoldung geködert hatte. Er war mit einer Schuld von vielleicht tausend Thalern nach Wolfenbüttel gekommen, obschon er vorher zur Lösung seiner Verbindlichkeiten seine ganze Bibliothek verkauft hatte, und sah sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorweg aufzunehmen, „um nicht verklagt zu werden“ [2]). So ward der Freieste der Freien doppelt Sklave; Sklave des Amts, das ihn an der Kette hielt, und des Geldes, dessen Mangel es ihm unmöglich machte, die Kette zu sprengen. Dazu ruhte auf seinen Schultern zugleich die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner Eltern und seiner Geschwister, die schon früh seiner großmüthigen Aufopferung gewohnt, ihn jetzt, wo sie ihn in glänzenden Umständen glaubten, doppelt in Anspruch nahmen. Im Juni 1770 mußte er seinem alten Vater in einem Briefe, den man nicht ohne Rührung lesen kann, gestehen, daß es ihm unmöglich sei, ihm jetzt mit einer Geldsumme zu Hülfe zu kommen. Sechs Wochen später erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters! Tieferschüttert übernahm er alle Schulden der Familie, nur solle man ihm Zeit lassen [3]). Diese Last ward fast unerträglich durch die Bitterkeit einer Schwester, welche trotz aller seiner Aufopferung ihn fortwährend mit vorwurfsvollen Anforderungen bestürmte, und seine Geduld und brüderliche Liebe auf die härtesten Proben setzte [4]), während er, „von allen Menschen verlassen“ inmitten seiner „kümmerlichen und verwirrten Umstände“ in seiner Einsamkeit saß, gezwungen ums Brod zu schreiben, was sich eben ohne Heiterkeit des Geistes, ohne Frische der Stimmung schreiben ließ. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Wolfenbüttel klagt er seinem Bruder: „Ich habe es, weiß

[1]) XII. 253. 414.
[2]) XII. 395.
[3]) XII. 257—58.
[4]) XII. 305. 316.

Gott, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als eben jetzt, und diese Nothwendigkeit hat, natürlicher Weise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. — Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen“ [1]). Diese Klage wiederholt sich durch alle die nächsten Jahre. „Unter allen Elenden, schreibt er an seinen Bruder (26. Mai 1771) ist, glaube ich, der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen?“ „Der Bücherstaub“, schreibt er bald darauf an Gleim, „fällt immer mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein.“ Dennoch will er nicht, „weil er selbst stumpf geworden, gegen diejenigen ungerecht werden, die es nicht sind, und keinen Sinn deshalb verachten, weil er selbst ihn unglücklicherweise verloren habe.“ „Aber, setzt er hinzu, ich will doch lieber gestehen, daß ich nun einmal leider so weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Lust und Nahrung finde, die ein gesunder Magen für sehr saftlos und unverdaulich erklärt“ [2]). Er fühlte sich unproduktiv zur Poesie und sogar ohne Stimmung für ihren Genuß, und da er nicht Lyriker und die Elegie nicht seine Sache war, so fehlte ihm selbst das Mittel zur poetischen Befreiung. Wie es ihm aber bei seiner damaligen Beschäftigung mit dem Berengarius, Scultetus und anderen „theologischen Quisquilien und Ungereimtheiten“ ums Herz war, sieht man aus dem Bekenntnisse darüber gegen seinen Bruder und gegen seinen Freund Moses Mendelssohn. Dem Ersteren schreibt er (4. Juli 1771): „ich bin seit ich Dir das letzte Mal

[1]) XII. 268—269.
[2]) XII. 303.

geschrieben, auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige daß ich fähig gewesen wäre, etwas Gescheidteres vorzunehmen"; und den Letzteren bittet er um ein neues Werk des Engländers Ferguson mit dem Zusatze: „ich habe hier größtentheils nur solche Bücher, die über lang oder kurz den Verstand sowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken!" Daran reiht sich dann noch die schwermüthige Frage: „Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigen Widersprüchen wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen?"

Die nächste Hauptsache für ihn war jetzt: Geld zu verdienen. „Das Geld, schreibt er an seinen Bruder, ist gerade das, was mir fehlt, und was mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig sein, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater." Da er nämlich seinem Bruder gestanden hatte, daß er in der Arbeit allein zeitweise den Verdruß und Kummer seiner Lage vergesse, so hatte ihn dieser sowie sein Verleger aufgefordert, seine dramatischen Pläne wieder aufzunehmen, „da es ja gleichgültig sei, was er arbeite." „Ihr irrt Euch sehr", antwortet er, „wenn Ihr glaubt, daß es mir bei solchen Umständen gleichgültig sein könne, was ich arbeite. Nichts weniger, weder in Ansehung der Arbeit, noch in Ansehung der vornehmsten Absicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande *um Brot* geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge blos darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch um den andern in die Druckerei schicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben." Freilich nennt er in einem andern Briefe diese Arbeiten „Dinge, die auch ein größerer

Stümper eben so gut machen könnte. Aber in einem Seelenzustande wie der seine, sei gerade solche trockene Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnahme, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hinschreiben lasse, sehr erwünscht, denn er könne sich dabei zugleich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß er seinem Amte Genüge thue, und Manches dabei lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth sei, gelernt zu werden."

Wenn man diese Aeußerungen erwägt, so wird es erklärlich sein, wie der gedrückte Mann fortwährend seine Hoffnung auf das Lotto setzte, das in der Correspondenz mit seiner Freundin trotz alles gelegentlichen Moralisirens und Scherzens darüber, doch fortdauernd einen ganz ernsthaften Gegenstand bildet [1]). Einmal will er freilich „alle weiteren Versuche aufgeben". „Ich soll durch Glücksfälle eben so wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich's recht überlege, so ist diese Art reich zu werden auch weder Ihrer noch meiner würdig." Indessen, setzt er, seine augenblickliche Moralaufwallung ironisirend, hinzu, sei das doch eigentlich nur die Geschichte des Fuchses mit den Trauben. Und in der That hat Lessing das Versuchen des Lottoglücks bis an das Ende seines Lebens nicht aufgegeben, — er besetzte noch drei Nummern wenige Stunden vor seinem Tode, — weil er fortwährend drückenden Mangel an Gelde litt.

Er war bis in sein vierzigstes Jahr ein kerngesunder Mann gewesen, der von Kränklichkeit nie etwas gewußt hatte. In dem ungesunden Wolfenbüttel verlor er seine Gesundheit. Die üble Lage des Orts, die gänzlich veränderte Lebensweise, das fortwährende Stubensitzen, die Bibliothekluft und der Bücherstaub, verbunden mit Kummer und Sorgen, mit unbefriedigter Sehnsucht und nagendem Verdrusse über seine Knechtschaft, deren ungewohnte Fesseln ihn von Jahr zu Jahr drückender umschnürten, machten aus dem kräftigen

[1]) XII. 265. 272. 273—74. 284—85. 287. 290—91. 298. 311. 341. 350.

Manne einen siechen Kränkling. Rheumatische Leiden aller Art, Beklemmungen, Angstschweiße, Schwindel, Zahnschmerzen, zuletzt auch schlimme Augen, die ihn Abends oft Monate lang am Lesen und Schreiben hinderten, wechselten Jahr aus Jahr ein ab, und wichen nur auf kurze Zeit, wenn er sich einmal durch einen Reiseausflug Luft- und Lebensveränderung schaffte. (XII. 356.) Alle seine Briefe [1]) sind voll Klagen über seine Verlassenheit, es blieb ihm also nur das einige Stunden entfernte Braunschweig als Aushülfsmittel. Aber die häufigen Touren dorthin, die gelegentlich zu Wochen-, ja Monatlangen Aufenthalten führten, kosteten viel Zeit und Geld. Er konnte dort nichts rechtes arbeiten, kaum einen Brief schreiben, der Zudrang der Bekannten zerstreute ihn, und nicht selten mußte er aus diesen Gründen sich eine solche Erheiterung versagen, obschon er seiner Freundin bekannte, daß es ihm schlechterdings Bedürfniß sei, von Zeit zu Zeit unter Menschen zu kommen, wenn er nicht zu Grunde gehen solle. „Sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, geht es wieder eine Weile", schreibt er ihr einmal, und fügt dann hinzu: „Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort!"

Die ersten anderthalb Jahre hatte er dies Leben ausgehalten, ohne der geliebten Frau, die zu entbehren seine Qualen steigerte, den vollen Einblick in seine Zustände und in seine Stimmung zu gestatten. Erst in dem Briefe vom 27. Juni 1772 entringt sich ein heftiger Aufschrei seiner starken Brust. „Wer von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch die Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich

[1]) XII. 304. 385. 403. u. a. O.

verträume meine Tage mehr als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin." Dieser Brief verräth auch das innerste Geheimniß seiner Seele. Es war vor allem die in seinem öden Einerlei sich immer steigernde Sehnsucht nach der entfernten Geliebten seines Herzens und die Verzweiflung über die unabsehbare Dauer dieser Trennung, welche seinen Zustand unerträglich machten. Ihr Bildniß ist seine einzige Freude. „Empfangen Sie nochmals meinen zärtlichsten aufrichtigsten Dank für den zwar stummen und todten, aber für mich doch sehr unterhaltenden, besten liebsten Gesellschafter in meiner Wolfenbüttelschen Einsamkeit! Ach wenn — Sie wissen, was ich wünsche!" — In der unentweihten Brust dieses männlichen Mannes mußte das Gefühl einer so reifen und lebenausfüllenden Liebe sich aber um so mehr zum Schmerze der Sehnsucht steigern, je weiter er das Ziel der Vereinigung in ungewisse Ferne gerückt sah.

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt
Von jeder Freude."

Je länger der Aufenthalt seiner Geliebten in Wien dauerte, desto mehr hatte es ihn zu ihr hin getrieben [1]), mochten doch die Menschen „davon denken was sie wollten." Er fühlte sich „schlimmer als krank". „Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, wild", schreibt er ihr am 26. Oktober 1772, „wider mich und wider die Welt auf-

[1]) XII. 369.

gebracht, Sie allein ausgenommen." Das waren die drei Monate, in welchen er eben dieser Stimmung halber außer Stande gewesen war, ihr auch nur zu schreiben. Jetzt „wollte er sein Herz wenigstens gegen die einzige Person in der Welt, gegen die er es thun könnte, ganz ausschütten", und er thut es in einer Weise, welche die ganze Unerträglichkeit seiner Zustände darlegt. Er hat und sieht nur einen einzigen Weg zu seiner Rettung, und dieser Weg ist — zu ihr. „Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tage dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen. — Also hören Sie, meine Liebe, was ich mir für einen Plan gemacht habe, denn wie es mit Ihnen gehen dürfte, sehe ich nun wohl. Sie werden entweder nie, oder sobald nicht von Wien wegkommen. Wenn ich also hier bleiben und die Hände in den Schooß legen will, so wird aus allem nichts, was ich mir in glücklichen Augenblicken manchmal so möglich und so leicht vorgestellt habe. Dieses Einzige folglich kann mich noch retten oder nichts." —

Dies einzige Rettungsmittel nun war der Plan seiner Reise nach Italien, die ihn natürlich zunächst nach Wien zu der Freundin führen sollte, von der er sich dann sicherlich nicht wieder zu trennen gedachte. Er wollte dort zugleich „mit eigenen Augen sehen, was in Wien für ihn zu thun sei", da man ihm oftmals von Wien für seine Zukunft gesprochen hatte. „Finde ich es in Wien so, daß ich Wolfenbüttel darüber vergessen kann: desto besser. Finde ich es

nicht, so habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, besprochen, und ich weiß woran ich bin." Nur diesen Winter wollte er noch fleißig arbeiten; dann aber sollte ihn nichts halten, zu ihr zu eilen. „Das Herz bricht mir", schreibt er, „wenn ich bedenke, wie wenig ruhige Stunden auch Sie haben mögen!" Er verzichtet sogar auf die einzige Zerstreuung, die ihm seine Ausflüge nach Braunschweig gewähren, um nur jenen Plan zu ermöglichen. „Ich will mich gern", schreibt er mit Bezug darauf an seinen Bruder, „noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder gewinnen kann."

Viertes Kapitel.

In dieser Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle", und zugleich in einem Zustande der Sehnsucht, wo ihn „jeder Brief, den er an die Geliebte schreibt, auf acht Tage unruhig und ihm alle Arbeit ekel machte" [1]), fand ihn der Beginn des Jahres 1773, das für ihn das schrecklichste seines Lebens werden sollte.

Er war nach Braunschweig gegangen, um einen Versuch zu machen, sich beim Hofe in Erinnerung zu bringen. Soweit hatte die Liebe seinen Stolz gebeugt. Er meldet es der Freundin mit den Worten: „Seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Ich bin zum neuen Jahre in Braunschweig bei Hof gewesen, und habe mit Andern gethan, was zwar nicht hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unter-

[1]) XII, 387.

läßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt; — der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an Etwas dachte, war — — ach, Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für mich kommen?" —

Gerade diese Neujahrsaufwartung aber, die scheinbar sofort den besten Erfolg versprach, sollte Veranlassung zu einer langen Reihe neuer Leiden für ihn werden, und vor allen Dingen jenen von ihm zu seiner Rettung gefaßten Reiseplan vereiteln! Er sollte erfahren, was es heißt, „mit großen Herren zu thun zu haben" [1]), und auf praktische Weise die Studien zu dem Bilde eines leichtsinnigen Fürsten machen, die er später in der Zeichnung seines Hettore Gonzaga verwerthen mochte!

Sein ganzes Geschick war daran geknüpft, daß der Hof ihm in Betreff der versprochenen Verbesserung seiner Lage Wort hielt, und sich davon überzeugte, daß es denn doch, wie Lessing sich einmal ausdrückt, „nicht eben hübsch sei, wenn Leute, die außer dem Lande den meisten Ruf haben, in dem Lande das schlechteste Brot essen." In der That hatte es den Anschein, als ob ihm endlich geholfen werden solle. Kurze Zeit nach jener Hofcour nämlich ward Lessing durch den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, den späteren unglücklichen Helden des Champagne-Feldzugs und der Schlacht von Jena, der damals bereits als Mitregent seines Vaters die Regierung leitete, nach Braunschweig entboten. Hier eröffnete ihm derselbe von freien Stücken: er sei gewillt, ihm eine Stellung zu geben, die seinen Verdiensten entspreche. Der Professor Lichtenstein in Helmstedt, den der Herzog als speziellen Berather in allen solchen Diensten brauchte, welche die Geschichte und Rechte des Regentenhauses betrafen, war gestorben. Der Erbprinz trug also Lessing in der verbindlichsten Weise diese Stelle an. Er sollte sein Bibliothekariat daneben behalten und zugleich mit seinem Einkommen so

[1]) XII. 411.

gestellt werden, daß er sich mit vollkommenster Zufriedenheit in Braunschweig selbst fixiren könnte. Nur müsse er seine Projekte, den Braunschweigischen Dienst zu verlassen, von denen der Fürst, wie es schien, Kunde erhalten hatte, aufgeben, und sich entschließen zu bleiben.

Wer war glücklicher als Lessing, als er sich so unvermuthet endlich am Ziele aller seiner Wünsche sah! Er verhehlte nicht, „daß er es ohne eine baldige Verbesserung seiner Verhältnisse nicht lange mehr ausgehalten haben würde", nahm aber die ihm gebotene Stelle an, um so mehr, als ihm der Fürst vertraulich mittheilte, daß er durch dieselbe „einen Fuß auf Alles erhalte", und daß es nur auf ihn ankomme, seine jetzige Carrière sehr bald mit einer andern zu vertauschen. Voller Freuden meldete Lessing diese glückliche Wendung seines Schicksals der geliebten Freundin. In spätestens acht bis vierzehn Tagen, schrieb er derselben, werde der Erbprinz von einer plötzlichen Reise nach Potsdam zurückerwartet, worauf dann sofort die letztliche Entscheidung seines Schicksals für immer erfolgen werde. Dieser Brief war der einzige von allen, die er bis dahin aus Wolfenbüttel geschrieben, welcher ein reines Glücksgefühl athmet [1]). Alle seine Braunschweiger Freunde drängten sich gratulirend zu ihm, und voll frohester Aussichten kehrte er in die Einsamkeit nach Wolfenbüttel zurück. Er sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte, und seine leibliche und geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessings Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheusqualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein

[1]) XIII. 391 u. 392.

unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Wissenschaft und Kunst schätzenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll korrespondirte und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ!

Lessing war, wie wir gesehen haben, nach Wolfenbüttel mit der festen Zuversicht zurückgekehrt, in spätestens acht bis vierzehn Tagen aller seiner Noth ein Ende gemächt zu sehen. Seine Ehre war bei der gewissenhaften Erfüllung des Fürstlichen Versprechens betheiligt, denn er hatte durch jene Meldung seiner verbesserten Lage den Verwandten seiner Verlobten, die nicht ohne Grund über sein langes Zögern befremdet waren, die vollständigste Beruhigung gegeben. Um so peinlicher war es ihm, als er statt jener kurzen Frist zwei Monate vergehen sah, ohne daß der Fürst etwas von sich hören ließ. „Ich möchte rasend werden!" schreibt er am 3. April 1773 an seine Braut. „Was *werden* Sie von mir denken? Was *müssen* Sie von mir denken? Ich schrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke sei, was mein künftiges Schicksal auf einmal bestimmen werde, und hoffentlich so bestimmen werde, wie ich es wünsche. Wie ich es aber wünsche, weiß Niemand besser als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache schreiben konnte. Aber diese vierzehn Tage sind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir gesehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder schreiben wollte, als bis ich es so kann, wie ich gern wollte: so könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden! — Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von

meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen, und verlangt zu wissen, woran ich wäre. Aber keine, oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man eben so von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall so viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!" In demselben Sinne und fast mit denselben Worten meldet er wenige Tage darauf seinem Bruder: „In Jahr und Tag längstens schreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es ist ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin zu vergraben, ist eine Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen!"

Und wieder vergingen mehr als zwei Monate. Mehr als zwanzig Briefe hatte er an seine Braut, die ihn beschworen hatte, Geduld zu haben und abzuwarten, angefangen, ohne sie zu vollenden. Endlich schreibt er ihr (27. Juni 1773): „Nachdem ich drei Monate zu keinem Menschen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig sein wollen als fleißig gewesen, haben mich die Umstände endlich wieder einmal nach Braunschweig genöthigt. Ich habe mich sechs

Tage da aufhalten müssen und bin gestern wiedergekommen. Heiterer ein wenig: aber um nichts gebessert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Dies Verfahren ist mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müssen? Denn, bei Gott! ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen."

Und wieder andere zwei Monate später stand immer noch Alles auf demselben Punkte. Es war inzwischen der einzige Mann gestorben, an dessen „Trödelei" die Schuld der unverantwortlichen Hinzögerung gelegen haben sollte, der allvermögende Minister von Schliefert. Aber sein Tod, auf den Lessing neue Hoffnung gesetzt hatte, änderte nichts für ihn, und er sah sich, wie er (17. September 1773) seiner Freundin berichtet: „in Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden." Dazu quälte ihn der Gedanke, daß seine Freundin, die er Monate lang ohne Briefe ließ, weil er ihr nur Widriges zu melden hatte, an seiner Liebe für sie zweifeln könne [1]), und die Unmöglichkeit, zu thun was ihm sein gerechter Mannesstolz und sein beleidigtes Selbstgefühl als einzige Genugthuung zur Pflicht machten: den Dienst des Herzogs aufzugeben, vermehrte die Qual seines Innern. „Sie allein, schreibt er seiner Braut, haben mich bisher abgehalten, und halten mich noch ab, den übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon längst würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wissen diese Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen, so beschwöre ich Sie: verbannen Sie jeden argwöhnischen

[1]) XII. 401.

Gedanken, der sich Ihnen von meiner Seite dagegen vorstellen will." Aber noch war wenigstens sein Muth ungebrochen. Er meldet seinem Bruder, daß er auf zwei Vorstellungen keine Antwort erhalten. Jetzt wolle er zum dritten Male einkommen, „wo dann der Fuchs nothwendig zum Loche heraus müsse." „Zwingt man mich", fährt er fort, „meinen Abschied zu fordern, so werde ich freilich für den ersten Augenblick ein wenig in Verlegenheit sein, was ich mit mir anfangen soll; aber ich hoffe gewiß, auch nur für den ersten Augenblick." Allein je länger der Zustand währte, desto mehr verlor sein Selbstvertrauen an Spannkraft. In den vier letzten Monaten des Jahres 1773 kam er fast gar nicht mehr aus seinem „verwünschten Schlosse", wie er es immer wieder nennt, unter Menschen. Die langen einsamen Winterabende, die er seiner Augen wegen nicht einmal zum Arbeiten benutzen, und auch durch Geselligkeit nicht ausfüllen konnte, verdüsterten seine Stimmung immer tiefer. Er schrieb fast an keinen Menschen mehr, selbst nicht an Mutter und Brüder, und hatte nicht übel Lust, an seine vielen Bekannten ein Circular mit der Bitte zu erlassen, ihn für todt zu achten. Selbst die Briefe an seine einzige Freundin liegen Vierteljahre auseinander, weil er zehn Briefe zerriß, ehe er einen absendete [1]). Ein tiefer Ingrimm gegen den Fürsten, der es gewagt hatte, ihn zu „nasführen", setzte sich immer fester in seinem Innern. „Ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen", schreibt er am 1. Dezember 1773 der Freundin. „Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden."

Wir haben schon früher gesehen, daß Eva König allen solchen Ausbrüchen des Zornes gegenüber diejenige war, die des gekränkten Mannes Ungeduld immer wieder auf einige Zeit durch liebevollen

[1]) XII. 404.

Zuspruch zu beschwichtigen wußte. Auch diesmal übte sie ihr trostspendendes und beruhigendes Amt. Selbst von Kummer und Sorgen bedrängt und niedergedrückt, antwortete sie ihm auf jenen Brief mit den Worten: „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären!“ Sie glaubt ihm nicht, daß er körperlich gesund sei, weil er sonst die Kraft haben würde, „dem aufgebrachten Wesen, das sich in jeder Zeile seines Briefes äußere, zu widerstehen.“ „Es ist wahr“, fügt sie hinzu, „man hat Ihnen übel mitgespielt, oder vielmehr in der Art verfehlt, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind.“ Daß der Fürst schon bei dem Antrage es nicht redlich gemeint habe, könne sie nicht glauben, sie müßte ihn denn zugleich für den Niederträchtigsten halten. Eher glaube sie, daß andere Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen, und daß Niemand ihn daran erinnere, da Lessing selbst es nicht thue. Dies sei um so wahrscheinlicher, da sie Kunde habe, daß die finanzielle Zerrüttung, in welche der regierende alte Herzog durch seine Verschwendung das Land gestürzt, das Haus bereits einem Reichsbankerutte nahegebracht habe. Ihr Zureden bewirkte wenigstens, daß Lessing jenen Brief an den Erbprinzen *nicht* schrieb. Aber desto schärfer zehrte der Geier des Unmuths an seinem Innern. Er ließ vier Monate vergehen, ehe er der Freundin Antwort gab: „Was könne er denn auch Besseres thun, als seine Raserei nur in der Stille abwarten, um keinem anderen Menschen damit beschwerlich zu fallen!“ Wie unerträglich ihm seine Lage war, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß er, der gegen alles „Professoriren“ auf Universitäten die gründlichste Abneigung hatte, doch sofort sich bereit zeigte, eine Professorstelle in Heidelberg anzunehmen, wenn er nur nicht nöthig hätte, sich darum zu bewerben. Denn lieber wolle er in den Tod gehen, als sich anbieten. „Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein; wenig-

stens mag man ihn nicht anders haben, als so wohlfeil wie möglich.“ Freilich seinen Erbprinzen glaubte er jetzt hinlänglich zu kennen, „um sich als gewiß zu versprechen, daß derselbe, wenn er zur Regierung komme, lieber die ganze Bibliothek mitsammt dem Bibliothekar verkaufen, als etwas für den letzteren thun werde.“

Man hat, um das unverantwortliche Verhalten des Braunschweig'schen Fürsten zu entschuldigen, dessen Unwissenheit über Lessings Verhältnisse vorgeschützt und gesagt, Lessing sei zu stolz und feinfühlend gewesen, um seine bedrängte Lage dem Fürsten zu eröffnen, der ihm sonst gewiß geholfen haben würde. Aber auch diese Ausflucht der fürstlichen Schmeichler und Lobredner ist nichtig. Wir wissen jetzt, daß Lessing jenen Schritt wirklich gethan hat. Es war zu Anfange des Jahres 1774, daß er sich durch das Drängen seiner Hamburger Gläubiger dazu genöthigt sah, in folgendem kurzen Briefe [1]) den Herzog um Hülfe anzugehen: „Ich unterstehe mich (schrieb er am 23. Januar 1774) zu Ew. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen. Ohne mein Verschulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir drei Quartale meiner Besoldung — vorausbezahlen zu lassen. Die Gewährung dieser Bitte werde ich als ein neues Merkmal der uneingeschränkten Gnade (!) meines Herrn lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit erkennen.“ Sein Gesuch ward gewährt, aber weder der altersschwache Herzog noch der Erbprinz fanden sich veranlaßt, sich weiter um das Geschick des Mannes zu bekümmern, der ihnen seine höchste bittere Noth so klar vor Augen gelegt hatte!

Am 20. April 1774 schreibt er seinem Bruder: „Schlechterdings will ich in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr mehr aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeständigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beschuldigen. Es ist nie

[1]) Westermanns Monatsschrift, Dezember 1856 S. 250 ff.

mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß geworden bin, so möchte ich es um Alles in der Welt nicht noch andere vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie, oder Poltronnerie, zu Stande gebracht habe — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Aber schrecklicher noch als dieser Ausbruch des gemarterten Mannes, der uns einen Einblick in die Tiefe des Abgrundes gewährt, an dessen Rande er sich in Folge seiner unglücklichen Lage befand, die, wie er ein halbes Jahr später an einen Freund schrieb, „wohl auch den besten Menschen als den nichtswürdigsten erscheinen lassen möchte" [1]), — schrecklicher als dieser wilde Aufschrei des Zorns und einer sich zum letzten Entschlusse zusammenraffenden Verzweiflung ist doch die dumpfe Resignation, mit der sich der gefesselte Adler am Ende des Jahres 1774 in sein Schicksal ergiebt. Vergebens sucht er sich durch Arbeit zu betäuben, indem er sich „aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andere stürzt." Selbst die hier gemeinten literarischen Beiträge fürchtet er nicht lange mehr fortsetzen zu können. „Ich sehe", schreibt er am 11. November seinem Bruder, meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich darin." Noch rührender ist seine frühere

[1]) XII. 419—20.

Klage gegen seinen alten Freund Ramler (12. November 1773): „Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen! — Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinsamen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen! Mit mir ist es aus, und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viele hatte, ist in mir erloschen!“ Selbst eine Erholungsreise nach Berlin zu unternehmen konnte er sich nicht mehr entschließen. „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Anscheine nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wiedersehen!“ An seine Freundin, die immer noch in Wien weilte, hatte er jetzt abermals ein volles halbes Jahr nicht mehr geschrieben. Als er endlich sein Schweigen brach, geschah es in demselben Gefühle hoffnungsloser Resignation. „Soweit bin ich schon (schreibt er am 10. Januar 1775), daß ich sehe, all' mein Kummer, all' mein Mühen, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll!“ Der Gedanke, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde, zieht sich wie ein finstrer Schatten durch eine Stelle des Briefes: „Ich scheine meinen Bekannten so vergnügt, schreibt er, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen!“

Diese Lage Lessings erklärt es, wie wenig er gestimmt sein konnte, dem Helden der Dichtung gerecht zu werden, die damals alle Herzen und Köpfe erfüllte. Wie verächtlich mußte ihm der verzärtelte Lebensüberdruß eines liebesiechen Werther vorkommen, ihm, der unter dem Druck und der Qual ganz anderer Lebenslasten und Leiden Jahre lang auszuharren die Pflicht fühlte und die Kraft besaß! Nur im Zusammenhange mit Lessings damaligem Lebenszustande ist daher sein bekanntes hartes Urtheil über die Goethe'sche Wertherdichtung [1]) und über den Charakter ihres Helden richtig zu verstehen.

---

[1]) XII. 420. S. unten das Kapitel: Lessing u. Goethe.

Aber mitten in dieser Resignation raffte er sich dann endlich wieder plötzlich zu einem gewaltsamen Entschlusse der Befreiung zusammen. Er war unmittelbar nach Absendung jenes letzten Briefes an seine Freundin nach Braunschweig gegangen, um einen neuen Versuch zu machen, seine Angelegenheit zu einem Abschlusse zu bringen. Dieser Versuch mißlang, und jetzt griff er zurück zu dem Entschlusse, den er vor zwei Jahren um jener Aussicht willen, mit der ihn der Erbprinz gelödert, aufgegeben hatte. Er schrieb seinem Bruder (24. Januar 1775): „Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier nicht im Schlamme ersticken soll. — Längstens in vierzehn Tagen reise ich also von hier nach Leipzig, ob ich von da aus erst nach Dresden gehe oder erst nach Berlin komme, kann ich noch nicht sagen.“ Er ging eben in die Welt ohne festen Plan. Aber die weite Welt war lange genug sein Element gewesen, um ihm gleich nach den ersten Meilensteinen wieder den Vollgenuß seines alten Kraft- und Freiheitsgefühls zu erneuern. Er selbst nannte die Reise, zu welcher ihm ein Vorschuß seines halbjährigen Gehalts die Mittel liefern mußte [1]), eine „abenteuerliche“, beruhigte aber die Freundin in Wien von Berlin aus durch die Mittheilung, daß er seine Schiffe nicht hinter sich verbrannt, sondern vorerst nur einen Urlaub für eine Reise nach Berlin genommen habe. Daß er nach Wien wollte, hatte er in Braunschweig Niemanden mitgetheilt. Erst von Dresden aus erbat er sich Urlaub dorthin. In zwei Monaten dachte er wieder in Wolfenbüttel zu sein. Jetzt aber zog es ihn vor Allem zu der Freundin seines Herzens. Aus jeder Zeile, die er unterwegs an sie schreibt, spricht die Sehnsucht nach ihr, der Geliebten, die er nun drei lange Jahre entbehrt hatte. „Wenn ich doch

[1]) Westermanns Monatsschrift a. a. O. S. 251. Auch jetzt noch that der „edle“ Braunschweiger Herzog nichts für den kranken der Hülfe so dringend bedürftigen Mann!

nur fliegen könnte!“ ruft er ihr von Dresden aus zu (24. März 1775). Selbst Prag, das er nie zuvor gesehen, hielt ihn nur einen Tag auf; und am 31. März genossen die beiden schwergeprüften trefflichen Menschen das Glück jenes zuvor erwähnten kurzen Wiedersehens.

Fünftes Kapitel.

Die italienische Reise.

Lessing war nach Wien mit dem Vorsatze gekommen, die Rückreise in die Heimath gemeinsam mit seiner Freundin anzutreten, der es endlich gelungen war, ihre dortigen Geschäftsangelegenheiten so weit zu ordnen, daß ihrer Verbindung mit Lessing jetzt kein wesentliches Hinderniß mehr entgegenstand. Sie selbst war so freudig ergriffen von dieser Hoffnung, daß in dem kurzen Briefe, in welchem sie ihn bat, seine Reise nach Wien zu beschleunigen, die volle Gewalt ihrer Liebe unaufhaltbar hervorbrach. Der Gedanke an das Glück, ihn wieder zu sehen, mit ihm zusammen die Rückreise in die Heimath zu machen, überwältigte sie fast. „Gott! wenn mir dieser Wunsch gewährt würde!“ ruft sie aus. „Noch ist mir's wie ein Traum, daß ich das Vergnügen haben soll, Sie hier zu sehen. Ich umarme Sie indeß tausendmal in Gedanken.“ Sie wünscht nur, „daß seine Sehnsucht der ihrigen gleich sein möge.“ Sie malt es sich aus, wie sie auf dieser Rückreise mit ihm zusammen die Seinigen besuchen und den Segen seiner greisen Mutter sich für ihre Verbindung erbitten werde.

Aber kaum hatten sie nach dieser dreijährigen Trennung zehn kurze Tage lang das Glück des Wiedersehens genossen, als einer jener Zufälle, die wir so oft im Leben Lessings seine Plane und

Aussichten durchkreuzen sehen, ihm zur ungelegensten Zeit die Erfüllung eines langgehegten Wunsches darbot, und das unter Verhältnissen, wo ein Ablehnen von seiner Seite schwer, ja fast unmöglich war. Es war nämlich bald nach Lessings Ankunft in Wien auch der jüngste Prinz des Braunschweigischen Hauses, der dreiundzwanzigjährige Prinz Leopold dort zum Besuche bei seiner Verwandten, der Kaiserin Maria Theresia, eingetroffen. Der Prinz wünschte von Wien aus eine Reise nach Venedig und Oberitalien zu machen, und stellte an Lessing das dringende Verlangen, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Lessing gerieth dadurch seiner Verlobten und seinen eignen Wünschen gegenüber in die peinlichste Lage. Indessen hatte er gewichtige Gründe, dem Sohne seines fürstlichen Herrn sein Verlangen nicht abzuschlagen. Der Prinz verbürgte sich für die Genehmigung seines Vaters in Betreff des mangelnden Urlaubs. Die Aussicht, durch solche aufopfernde Willfährigkeit seine Stellung in Wolfenbüttel zu verbessern, lag nahe. Die liebenswürdige Persönlichkeit des gebildeten, aufgeweckten jungen Fürstensohnes verstärkte das Gewicht von dessen Bitten, die selbst von Seiten der Kaiserin persönliche Unterstützung fanden. Und endlich gesellte sich zu dem Allen Lessings alter Wunsch Italien zu sehen, von dem er durch diese Reise, die anfänglich nur auf sechs bis acht Wochen angelegt war, wenigstens einen Vorschmack zu bekommen hoffte.

Er befand sich zudem nach Jahren tiefster Niedergeschlagenheit einmal wieder in einer gehobenen Stimmung. Die Reise nach Wien hatte ihn körperlich und geistig erfrischt und gekräftigt. Herausgerissen aus der Beschränktheit und Einsamkeit seines Wolfenbüttler Lebens hatte er im Verkehr mit Welt und Menschen wieder Selbstvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft gewonnen. Ueberall waren ihm Verehrung und Liebe entgegengekommen. In Berlin arbeiteten Freunde und Gönner an dem Plane, ihm dort durch eine angemessen besoldete Stellung eine Stätte zu bereiten. In Wien, wohin ihm der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe, Baron von Swieten, die nach-

drücklichsten Empfehlungen mitgegeben, hatte er eine über sein Erwarten glänzende Aufnahme gefunden. Der Zauber seiner Persönlichkeit und ihrer edlen Einfachheit gewann ihm die Herzen Aller, die ihn kennen lernten. Schon in den ersten Tagen wurde er dem Kaiser und der Kaiserin auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt, und von Beiden überaus huldvoll aufgenommen. Man gab im kaiserlichen Theater ihm zu Ehren seine Emilia Galotti, und ein Lebehochruf des versammelten Publikums empfing den bei der Darstellung anwesenden Dichter. „Nie noch ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab", schrieb bald nach Lessings Abreise der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai nach Berlin, und setzte hinzu: daß er Alles aufbieten werde, um diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten dauernd für Wien zu gewinnen. Die Kaiserin, bei der er vor seiner Abreise noch eine Audienz hatte, gab ihm, als sie vernahm, daß er sich entschlossen habe, den Prinzen Leopold, den sie sehr liebte, auf seiner Reise zu begleiten, ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Statthalter der Lombardei, Grafen Firmian in Mailand, einen durch Gelehrsamkeit und Bildung gleich ausgezeichneten Staatsmann, mit. Man weiß, daß aus all' den damaligen glänzenden Projekten, Geschmack und Bildung in Wien und Oesterreich von oben herab durch Stiftung von Akademien und Herbeiziehung norddeutscher Gelehrten zu heben, nichts geworden ist. Aber es macht doch einen eigenen Eindruck, den Dichter der Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, den ein Friedrich der Große jahrelang in seiner Nähe gehabt hatte, ohne von ihm jemals Notiz zu nehmen, in Wien so gefeiert, eine Maria Theresia sich mit ihm über Wissenschaft und Kunst unterhalten und ihn um sein Urtheil über den Stand der Bildung und des Geschmacks, der Gelehrsamkeit und Literatur, der öffentlichen Anstalten und des Theaters befragen zu sehen. Lessing, der den Höchsten gegenüber stets seine vorsichtige Haltung und

Würde bewahrte, gab ausweichende allgemeine Antworten, und entschuldigte sich mit seiner unzulänglichen Kenntniß der dortigen Zustände. Indessen die Kaiserin fand den wahren Inhalt seiner Meinung richtig genug heraus. „Ich glaube Ihn zu verstehen", sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke bei uns nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten, aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Am 25. April trat Lessing seine Reise mit dem Prinzen an. Der Abschied von seiner Verlobten ward Beiden schwer, zumal der Zurückbleibenden, die alle ihre Hoffnung auf eine gemeinsame Rückreise vereitelt sah. „Gott mag es Ihrem Prinzen verzeihen", schrieb sie ihm wenige Tage nach der Trennung, „daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr. Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen." Indessen hoffte sie immer noch, daß Lessing zeitig genug mit dem Prinzen zurückkehren werde, um sie wenigstens von Heidelberg aus, wohin sie von Wien ihre Reise richtete, in die Heimath nach Hamburg geleiten zu können. In Heidelberg erhielt sie nach sieben Wochen den ersten Brief ihres Verlobten aus Mailand, und war glücklich, endlich wieder von ihm Kunde zu haben. Ein zweiter Brief aus Venedig, den sie vier Wochen später empfing, nahm ihr aber alle Hoffnung auf das ersehnte Zusammentreffen in Heidelberg und die gemeinsame Rückreise. Betrübt trat sie dieselbe Ende Juli allein an und ihre Betrübniß steigerte sich zu schwerstem Kummer, da seit jenem zweiten Briefe plötzlich alle Nachricht von dem theuren Manne aufhörte. In ihrem Briefe vom 3. August macht sie sich „tausend sorgenvolle Gedanken über seine Gesundheit", da er in Venedig sich unwohl gefühlt hatte: sie fürchtete, „daß er an irgend einem elenden

Orte krank darniederliege." Von Woche zu Woche hofft sie vergeblich auf Nachricht; aber es vergehen vier, fünf, ja sechs Monate, und kein Brief kommt! Da, zum Erstenmale in der langen Prüfungszeit ihrer Liebe wird sie irre in ihrem Glauben an Herz und Charakter des Geliebten. Gerüchte dringen zu ihr, bald daß er in Korsika, bald daß er in Rom sei, und dort für immer zu bleiben gedenke. Endlich erfährt sie, daß man ihn aus Neapel in Braunschweig zurück erwarte; aber sie vermag dieser Nachricht kaum mehr Glauben zu schenken. Rührend ist die sanfte Weise, in welcher sie in ihrem Briefe vom 5. November ihrem Schmerze und ihren Klagen gegen ihn Worte giebt: „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? Ihre letzten Worte haben Sie sicherlich vergessen, wo Sie so heilig versprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wissen doch wohl, daß alles Leiden und Trübsal, das mir zustoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. — Wollte Gott, ich könnte dann auch so denken." Die letzten Worte waren eine Anspielung an jene unselige Zeit Lessings in Wolfenbüttel, wo er, als seine Aussichten unerfüllt blieben, sich echt Tellheimisch entschlossen hatte, die Freundin nicht weiter an sein Geschick zu fesseln. — „Sie böser Mann," fährt sie in demselben Briefe fort, „zuletzt wird die ganze Welt über Sie schelten, und ich werde nicht schelten, aber weinen! Gewiß, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich durch Ihr Stillschweigen quälen, Sie würden sich dem größten Vergnügen entziehen, um sich mit mir zu unterhalten, und mich zu beruhigen. Das kann ja mit so wenig Worten geschehen. Sagen Sie mir nur: Ich bin gesund und Ihr Freund, so bin ich zufrieden. Ich hoffe, daß Sie das gewiß bald thun werden." Aber es vergingen wieder zwei Monate, ohne daß diese Hoffnung sich erfüllte. Erst im Jahre 1776 erhielt

sie endlich einen Brief von Lessing, der dessen Zurückkunft nach Wien meldete.

Während sie nun so in dieser Zeit alle Sorgen und Qualen eines liebenden Herzens durchlitten hatte, waren dieselben ihrem Geliebten ebenso wenig erspart geblieben. Während sie ihn krank oder sich von ihm aufgegeben glaubte, aber doch wenigstens hier und da durch die Zeitungen Nachrichten von seinem Leben und Wohlbefinden empfing, hatte Lessing, der seit dem 29. April im Laufe seiner ganzen italienischen Reise außer ihrem ersten Briefe „keinen Buchstaben von ihr gesehen hatte," sich den schwärzesten Befürchtungen hingegeben. „Was konnte ich, was durfte ich," schrieb er später aus Wien am 26. Dezember, „anders glauben, als daß Sie todt, oder doch wenigstens so krank sein müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von Sich zukommen lassen könnten?" „Mit diesen schwarzen Gedanken" hatte er sich die ganze Reise hindurch geschleppt, bis er durch den Brief eines Braunschweiger Freundes, den er in Bologna am 5. Dezember empfing, wenigstens von dem Leben der Geliebten Kunde erhielt. Sofort eilte er nach Wien, wo er ihre sämmtlichen Briefe, Dank der unverantwortlichen Nachlässigkeit gewissenloser Freunde, welche deren Besorgung übernommen hatten, unabgesendet vorfand! Er selbst hatte, da alle seine ersten Briefe unbeantwortet blieben, das weitere Schreiben an die Freundin in seiner Verzweiflung ganz aufgegeben, und so hat auch uns die Gewissenlosigkeit jener Wiener guten Freunde um den Genuß gebracht, Lessings italienische Eindrücke in der Frische vertraulichster brieflicher Mittheilung zu lesen, wofür sein fragmentarisches Tagebuch nur einen sehr unvollständigen Ersatz bildet.

Erst das Jahr 1776 sollte endlich die so schwer geprüften Liebenden an das Ziel der langersehnten Vereinigung führen, doch nicht ohne vorher noch neue Hindernisse in ihren Weg zu werfen. Ehe wir indessen zu der Erzählung derselben fortschreiten, ist es nothwendig, zuvor Lessing auf seiner Reise durch Italien zu begleiten.

Das lang erwartete Tagebuch von Lessings italienischer Reise ist jetzt endlich erschienen [1]). Aber die wenigen Blätter, gefüllt mit abgerissenen Notizen der allerverschiedensten Art, verdienen eigentlich diese Bezeichnung in keiner Weise. Sie sind nichts als ein Notizbuch, in welches der Reisende mit flüchtiger Hand dies und jenes stofflich ihm Bemerkenswerthe verzeichnet, um es dann in Briefen oder Tagebüchern genauer auszuführen, oder überhaupt nur gelegentlichem Gebrauche aufzubehalten. Auch ist nur für den Turiner Aufenthalt von zwölf Tagen ein Datum regelmäßig und für den Aufenthalt in Rom ein solches hier und da vorgemerkt; die größere letztere Hälfte der Aufzeichnungen dagegen ist ohne alle solche Angabe der Zeit und des Orts. Ueber die erste Hälfte der Reise vom Anfange des Mai bis zum 24. August, wo die erste Aufzeichnung beginnt, also über Lessings erste italienische Eindrücke, über seinen Aufenthalt in Brescia, Mailand, Venedig, Florenz, Genua, Livorno und seine Reise nach Korsika findet sich gar nichts vermerkt; und so sind wir mit unserer Kunde über dies bedeutende Lebensereigniß neben jenen spärlichen Aufzeichnungen auf die vier Briefe beschränkt, welche Lessing in den ersten zwei Monaten aus Italien schrieb.

Durch Lessings ganze letzte Lebensperiode zieht sich eine gewisse dämonische Ironie des Schicksals, das ihm jeden großen Lebenswunsch nur deshalb zu erfüllen schien, um ihm durch solche Gewährung neue Leiden und Bitternisse zu bereiten. Auch seine italienische Reise ist davon ein sprechender Beweis.

Was er lange Jahre hindurch erstrebt hatte, das Glück, Italien kennen zu lernen, sah er sich in einem Augenblicke und unter Umständen gewährt, die dies Glück zu einem unvermeidlichen Uebel machten und den erwarteten Genuß in eine Kette von Widerwärtigkeiten verkehrten. Schon daß ein Lessing, — der so ganz auf einsame Unabhängigkeit gestellt war, daß er bei seinem früheren Reiseprojekte

[1]) In der neuesten Ausgabe seiner Werke von W. v. Maltzahn. XI. 2. S. 29—63.

selbst alle und jede Empfehlungsbriefe ablehnte, — jetzt sich gezwungen sah, die lang ersehnte Reise in das Land seiner Wünsche als abhängiger Begleiter eines Fürsten zu machen, kann wohl eine Ironie des neidischen Schicksals heißen. Noch schlimmer aber war es, daß diese seine Abhängigkeit ihn wider alles Erwarten zwang, in ziel- und planlosem Fluge ein Land zu durchschweifen, das in geordneter Folge zu durchforschen keiner wie er befähigt und vorbereitet war. Er hatte sich mit schwerem Herzen entschlossen, den Prinzen, von dessen Dankbarkeit er eine Aenderung seiner Wolfenbütteler Verhältnisse erwarten durfte, auf acht Wochen zu begleiten; denn höchstens auf einen solchen Zeitraum war ursprünglich die Reise angelegt [1]), und ein solcher Ausflug nach Oberitalien versprach ihm jedenfalls zum Ersatz für das doppelte Opfer welches er brachte, „einen Vorschmack" des Landes, in das ihn seit Jahren seine Sehnsucht zog. Dieser Vorschmack war allerdings von der erfreulichsten Art. Schon aus Mailand schrieb er seinem Bruder, alle seine Eindrücke seien der Art, „daß dadurch sein alter Gedanke, in Italien zu leben und zu sterben wieder ganz erneuert sei" [2]). Dennoch wünschte er für jetzt sehnlich die Rückreise herbei. Sein Herz blutete an der Trennung von der Geliebten. „Es geht keine Stunde hin, schrieb er ihr aus Mailand (8. Mai 1775), wo ich nicht einmal Gelegenheit finde es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht." Er war daher fast in Verzweiflung, als er einen Monat später aus Venedig ihr melden mußte, daß die Rückreise sich noch um einige Wochen verzögern werde, da persönliche Rücksichten den Prinzen bestimmten, nicht eher wieder nach Deutschland zurückzukehren, bis seine Verhältnisse dort geordnet sein würden. „Das hat man nun davon," schreibt er an die Freundin,

[1]) XII. 432. 434.
[2]) XII. 430.

„daß man sich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“ Die Ordnung jener Verhältnisse verzögerte sich aber von einem Zeitpunkte zum andern. Die acht Wochen der Reise wurden zu eben so vielen Monaten, während deren Lessing, gezwungen die bunten Kreuz- und Querzüge des jungen Fürsten zu begleiten, deren Abbrechen jeden Tag zu erwarten stand, unfähig selbst eine solche Flugreise gehörig zu benutzen, unfrei in seiner Zeit, ohne gehörige Vorbereitung, ohne Bücher und Hülfsmittel, die er stündlich entbehrte, noch obenein durch das gänzliche Ausbleiben aller Briefe aus der Heimath seine Verstimmung bis zu düsterer Verzweiflung gesteigert sah. Gewiß, die italienische Reise ist die unglücklichste, die je ein deutscher Schriftsteller gemacht hat.

Die Reisenden gingen von Venedig über Florenz nach Livorno. Von hier aus meldete Lessing am 17. Juli seiner Braut zum dritten Male, daß auch jetzt der Prinz noch nicht zurückkehren könne, und deßhalb ein Ausflug nach Korsika beschlossen sei. Sein Brief ging verloren, und von der Tour selbst, welche etwa vierzehn Tage währte, ist keine Notiz erhalten. Am 3. August war man in Genua, wo die Rückreise nach Turin angetreten wurde. Allein da auch hier die Entscheidung über des Prinzen Zukunft noch nicht eingetroffen war, so entschloß sich derselbe nach etwa vierwöchentlichem vergeblichen Harren wieder umzukehren und in aller Eile noch Rom und Neapel zu sehen. Man ging also von Turin am 9. September über Alessandria, Tortona, Voghera, Pavia, Parma, Reggio, Modena, Bologna, und Loretto nach Rom, wo die Reisenden einschließlich von drei in Frascati und Albano zugebrachten Tagen nur etwa vierzehn Tage verweilten, welche Zeit noch obenein durch Staatsbesuche beim Papste und den ersten Cardinälen, die Lessing mitmachen mußte, verkürzt wurde. „Am 26. September mit Herrn Reiffenstein (dem aus Goethe bekannten Fremdenführer) zu besehen angefangen,“

lautet eine Bemerkung in Lessings Notizbuche[1]). Von Rom ging man nach Neapel, und von dort nach Rom zurück, wo endlich der Prinz von seinem Vater durch einen Courier den Befehl zu schleunigster Rückreise erhielt, die denn auch unverzüglich angetreten wurde. Zu Anfange des Dezember war Lessing wieder in Deutschland. In München trennte er sich von dem Prinzen und ging über Wien, Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Die erhaltenen Tagebuchblätter, so unvollständig und zerrissen sie auch vorliegen, geben dennoch von der Vielseitigkeit des Interesses Kunde, welches Lessing an Land und Volk Italiens nahm. Daß den Verfasser des Laokoon die Schätze alter und neuer Kunst anzogen, daß den Antiquar die zahllosen Denkmale der Vergangenheit fesselten, und den gelehrten Literator die Bibliotheken und die gesammte alte und neue Literatur des Landes in Anspruch nahmen, und daß er endlich die Gelegenheit nicht von der Hand wies, mit den Celebritäten unter den Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern Italiens persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen, würde sich von selbst verstehen, auch wenn sein Tagebuch es nicht ausdrücklich bekundete. Sein Name war berühmt genug, um selbst in Italien ehrenvoll bekannt zu sein. Der alte blinde Kardinal Albani, einst Winckelmanns Gönner, stellte ihn persönlich dem Papste Pius VI. vor, der Neapolitanische Staatsminister Marchese Tanucci, Neapels berühmter Reformator, empfing ihn mit Auszeichnung, der Kardinal Herzog Braschi, der hochgebildete Neffe des Papstes, verehrte dem berühmtesten Schriftsteller Deutschlands ein prachtvolles, mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon, und die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens beeiferten sich, ihm freundlich entgegenzukommen. In Venedig fand er in einer Sammlung moderner ausländischer Dramen in italienischer Uebersetzung von Elisabetha Caminer auch seine Miß Sara Sampson[2]); wie ihn denn überhaupt die Bemerkung

[1]) Werke XI. 2. S. 41. Maltzahn.
[2]) Werke XI. 2. S. 57. Maltzahn, vergl. S. 47.

erfreute, daß die Italiener anfingen, sich um die neuere deutsche Literatur zu bekümmern, und Gellert, Geßner und Klopstock in ihre Sprache einzubürgern. Dagegen klagte er später gegen Winckelmanns Freund, den Bibliothekar Daßdorf in Dresden, daß die Italiener sich um ihre eigene ältere Literatur zu wenig bekümmerten, und daß er z. B. die Originalausgabe von Benvenuto Cellini's Abhandlungen über die Goldschmiedskunst und über die Bildkunst in allen Bibliotheken Italiens vergeblich gesucht habe [1]).

Aber auch die socialen Verhältnisse, die politischen und bürgerlichen Zustände, das Volksleben und seine mannigfaltigen Aeußerungen, die verschiedenen Sprachdialekte, die Bildungsanstalten, das Theater, die Baukunst, die Lebensweise bis auf Speisen und Getränke, erscheinen in jenen kurzen Tagebuchnotizen als Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Besonders charakteristisch sind zwei Aeußerungen. Ein Piemontesischer Schriftsteller Joseph Baretti, der lange in England gelebt und ein Werk über Italien und die Italiener geschrieben hatte, in welchem er die in seinem Vaterlande Piemont herrschende Unwissenheit beklagte, war deshalb von einem patriotischen Landsmanne Giuseppe Vernazzo zurechtgewiesen worden, welcher jenen Vorwurf durch den Hinweis auf die große Zahl Piemontesischer Gelehrten abzulehnen suchte. Dazu bemerkt nun Lessing trocken: er glaube nicht, daß die Menge von Gelehrten hierbei in Betracht komme, da neben vielen Gelehrten *das Volk doch sehr unwissend sein könne*! Die zweite Bemerkung betrifft das kurz zuvor zwischen Sardinien und dem päpstlichen Stuhle, wie immer, zum Nachtheile der weltlichen Regierung abgeschlossene Concordat. „Philosophische Rechtsgelehrte," bemerkt Lessing, „sind mit diesen Concordaten überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch Mißbräuche und Eingriffe endlich in Gerechtsame verwandelt werden, zu welchen der Regent seine Einwilligung gegeben!"

[1]) Siehe Daßdorfs Anmerk. zu Winckelmanns Brief an Riedesel vom April 1763 (Winckelmanns Werke II. S. 522 Stuttgart).

Lessing hat die Eindrücke seiner Italienischen Reise nicht verwerthet. Sein Schicksal, das ihm die gehoffte Wiederholung dieser Reise versagte, verhinderte ihn daran; und wenn wir in den Werken seiner letzten Lebensperiode uns nach irgendwelchen Spuren jener Eindrücke umsehen, so wüßte ich nur die Figur des Klosterbruders in seinem Nathan als eine solche zu nennen, zu welcher er die Studien in Italien gemacht hat [1]). Daß aber die uns erhaltenen Tagebuchnotizen weit nicht Alles enthalten, was Lessing auf jener Reise aufgezeichnet hat, geht aus dem neuerdings bekannt gemachten Verzeichnisse seines gerichtlich aufgenommenen literarischen Nachlasses [2]) und aus einem Briefe des Jahres 1777 an Nicolai hervor [3]), in welchem er dem Freunde schreibt, daß er, sobald er nur die „ekle, undankbare, Zeit versplitternde Arbeit" für seine Beiträge hinter sich habe, an bessere Dinge gehen wolle, zu denen er noch Kräfte zu haben glaube. Er rechne dazu allerdings verschiedene Anmerkungen, die er auf seiner Italienischen Reise gemacht zu haben glaube, und durch welche die Antiquarischen Briefe noch erst ein ordentliches Buch werden sollten. Alle diese Aufzeichnungen aber sind uns, wahrscheinlich für immer, verloren. —

Sechstes Kapitel.

Lessings Heirath.

Am 23. Februar 1776 traf Lessing wieder in Braunschweig ein, gerade ein Jahr nachdem er von dort jenen improvisirten kurzen Ausflug unternommen hatte, der ohne alle Absicht und Berechnung zu der größten und längsten Reise seines Lebens werden sollte.

[1]) Vergl. Ein Jahr in Italien, II. S. 523—525.

[2]) S. Westermanns deutsche Monatsschrift Nr. 3. Dezember 1856, wo zwei verschiedene Hefte aufgeführt werden, von denen das eine als: „Zur Beschreibung (von) Lessings Reise nach Italien," das andere „Manuscripte von Lessings Italienischer Reise" betitelt ist.

[3]) XII. 492.

Er war in trüber Stimmung schon als er auf der Rückreise Wien erreicht hatte; und diese Stimmung verdüsterte sich mehr und mehr, je weiter er nach Norden zurückkam. Seine Italienische Reise erschien ihm als ein Fehlgriff. Er hatte sich, in seinem Sinne unvorbereitet, ohne Plan und feste Zwecke auf dieselbe eingelassen; Störnisse aller Art, herbeigeführt durch die Abhängigkeit von seinem fürstlichen Begleiter, hatten ihn gehindert, selbst aus dem was sich ihm darbot, den möglichen Vortheil zu ziehen. Dazu empfing ihn, wie er klagte, nach dem milden Himmel Italiens ein harter deutscher Winter mit allen seinen Schrecknissen, und vor sich sah er die alten noch immer nicht geänderten Verhältnisse seiner Wolfenbütteler Stellung, deren Druck er sich durch jene Fluchtreise vor einem Jahre zu entziehen gehofft hatte. Die Aussichten für Wien waren mehr als ungewiß, und der Gedanke, auf diese Aussichten seine Hoffnung zu bauen, ward ihm verleidet durch seine innere Abneigung gegen das dortige Leben und durch seine Verlobte, die in allen ihren Aeußerungen immer darauf zurückkam [1]), daß Wolfenbüttel für ihren Lessing, der nun einmal durchaus nicht für das Hofleben passe, wie für ihr beiderseitiges Leben, doch immer noch der gemäßeste Ort bleibe, wenn nur seine Stellung einigermaßen seinen Wünschen entsprechend verbessert werde. Lessing selbst theilte diese Ansicht. Dennoch kam er zurück mit dem festen Vorsatze, unter keinen Umständen in seinen alten Verhältnissen auszuharren, wenn man ihm die seit so vielen Jahren verheißene Verbesserung nicht gewähre. Er wiederholte dies schon unterwegs in allen seinen Briefen an die Freundin [2]), und so sehr drängte es ihn, in Braunschweig sofort persönlich sich über seine Zukunft Gewißheit zu verschaffen, daß er selbst auf die Freude verzichtete, seine Verlobte, wie er versprochen und diese dringend gebeten hatte, vorher in Hamburg wiederzusehen. Er ging von

[1]) XIII. S. 535. 541. 543.
[2]) XII. 436. 437. 439.

Wien über Prag und Dresden, von wo aus er nach eilf Jahren einmal wieder seine alte Mutter besuchte, nach Berlin. In Dresden hatte er auch den alten drei und siebzig jährigen verdienstvollen Verfasser der Daktyliothek Lippert aufgesucht, mit dem ihn vor Jahren Klotz auseinanderzubringen versucht hatte. Sie schieden als Freunde und Lessing trug seitdem eine ihm von Lippert geschenkte Paste, den Schmetterling und das Todtengerippe darstellend, zeitlebens als Ring gefaßt am Finger [1]). Seine Mittel waren übrigens so erschöpft, daß er bei seinen Brüdern Anlehen machen mußte, um seine Reise nach Braunschweig bestreiten zu können.

Dort fand er natürlich — Alles beim Alten. In seiner Sache war noch immer nichts geschehen.

Diese Vernachlässigung kränkte ihn im höchsten Grade. Schon in Dresden, wo er einen Verwandten der ihm eng befreundeten Hamburger Familie Reimarus, den königl. dänischen Geschäftsträger von Hennings, aufsuchte, hatte er diesem gestanden: „daß er in Wolfenbüttel nie nach seiner Neigung und seinem Geschmacke habe arbeiten können," ein Geständniß, das dem jungen begeisterten Verehrer Lessings einen Klageruf über solche unwürdige Fesseln des edelsten deutschen Geistes entlockte. Jetzt schrieb er der Freundin drei Tage nach seiner Rückkehr: „Ich werde noch acht bis vierzehn Tage warten und sodann dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten. Will man etwas für mich thun, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen. — Ja, meine Liebe, an diese Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen."

Hier nun bewährte sich die liebevolle Klugheit und die einsichtige

[1]) Justi: Winckelmann I. 367.

Energie seiner Verlobten in ihrer ganzen Größe. Freudig bereit, ihr Leben ganz nach den Bedürfnissen des geliebten Mannes einzurichten, beschwor sie ihn auf das Dringendste, keinen übereilten Schritt zu thun. „Nicht umsonst," schreibt sie ihm zurück, „habe ich mich vor Ihrem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Schrecken und Angst verursacht. Die Art wie Sie ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen. Und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt auszugeben. Das hieße, sich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, hätten bisher immer das Ihrige zugesetzt, und fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, so wie ich fast gewiß bin, daß wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte." Sie bittet ihn, dem Erbprinzen, den er für seinen Gönner nicht halte, doch durch jenen übereilten Schritt keine Waffen gegen sich in die Hand zu geben. Sie stellt ihm vor, daß er, wenn man auf sein Abschiedsgesuch eingehe, keine Aussicht habe, in Dresden anzukommen, wo man ihm bei seiner letzten Anwesenheit auf Hagedorns Stelle als Direktor der Kunstanstalten Hoffnung gemacht hatte, da ja Hagedorn noch lebe. — Und in der That lebte derselbe noch über vier Jahre.

Dieser Brief verfehlte auf Lessing seinen Eindruck nicht. Nicht daß er den von seiner Freundin so sehr gefürchteten Schritt ganz unterlassen hätte. „Aber er that ihn mit mehr Behutsamkeit." Er schrieb zunächst an den Erbprinzen und stellte demselben das unwürdige Verfahren, das man gegen ihn seit den letzten drei Jahren

geübt, „so handgreiflich vor," daß es ihn, wie er sich ausdrückte, „äußerst piquiren mußte." „Aber es hat seine Wirkung gethan," schreibt er der Freundin. „Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abschied fordern wolle, ist ihm (dem Erbprinzen) sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Leider ist dieser Brief Lessings, den er seiner Verlobten nebst seiner Erwiederung auf die Antwort des Prinzen abschriftlich mittheilte, verloren! Sie müssen Meisterwerke edlen Freimuths und männlicher Gesinnung gewesen sein. Denn Eva König, die in ihren Ausdrücken stets so maaßvolle Frau, schrieb ihm über dieselben: „Wenn ich Sie nicht schon vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Fürsten mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt!"

Dennoch verzögerte sich die letzte Entscheidung noch bis zum Anfange des Sommers hin, und zwar durch die Schuld des Erbprinzen, der in diesem ganzen Handel fortdauernd in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheint, und es sogar nicht unter seiner Würde hielt, Lessing in einem mit Absicht falsch datirten Briefe zu einer Audienz zu berufen, die derselbe eben deshalb nothwendig versäumen mußte [1]). Wohl war es eigene Erfahrung, die Lessing später seinem Nathan die berühmten Worte in den Mund legen ließ:

„— — Zu klein?
Was ist für einen Großen denn zu klein!"

Und was war es, um dessentwillen ein deutscher Fürst einen Lessing, den Stolz der deutschen Nation, sich Jahre lang in Sorge, Noth und Verzweiflung verzehren, seine Geisteskräfte untergraben oder in unwürdigen Arbeiten zur Gewinnung des täglichen Brodes abstumpfen

[1]) XII. 446. XIII. 547.

ließ? — Eine Gehaltserhöhung von — zweihundert Thalern!! denn nicht höher belief sich die endlich nach sechsjährigem Harren gewährte Zulage, die sein Gehalt von sechs- auf achthundert Thaler brachte! Als Wundpflaster für alle die erlittenen Kränkungen verlieh man ihm dazu — den Hofrathstitel! bei einem Lessing eine Ironie, wie sie schärfer die deutsche Literaturgeschichte nicht kennt. Wie Lessing selbst darüber dachte, wie gründlich er die Belehnung mit einem solchen Kinderspielzeuge armseliger Eitelkeit verachtete, haben wir bereits oben gesehen.

Am achten Oktober 1776 wurde Lessing endlich auf dem Landsitze einer befreundeten Hamburger Familie mit seiner geliebten Eva in aller Stille verbunden. Nur die nächsten Verwandten der Braut waren als Zeugen zugegen, da er sich ausdrücklich jede größere Gesellschaft verbeten hatte. Wenige Tage darauf führte er seine Gattin nach Wolfenbüttel heim. Von dort aus schrieb er seinem Bruder Karl, dem er erst wenige Wochen vor der Trauung Kunde von seinem Verlöbnisse gegeben hatte: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir viel zu sagen und sollte auch wohl. Meine Frau kennst Du, obgleich Du Dich ihrer wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einziges Mal gesehen. Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie Alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher gewesen sein. Kurz, komm' auf den Sommer zu uns und sieh!“ — An seine Schwester aber, die ihm den Segenswunsch seiner Mutter berichtet hatte, schrieb er: „Dieser Segen, hoffe ich, soll begleiten! denn meine Frau ist in allen Stücken so wie ich sie mir längst gewünscht habe, eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben.“

Zehntes Buch.

Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbütteler Leidensjahre. 1770—1775.

Emilia Galotti.

Erstes Kapitel.

Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbütteler Leidensjahre. 1770—1775.

Wir haben in den letzten Kapiteln den Gang der persönlichen Lebensschicksale des großen Mannes ohne Unterbrechung bis zu dem Punkte geführt, wo sich für den schwergeprüften Dulder ein endlicher Abschluß seiner Leiden in der glücklichen Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens darzubieten schien. Wenn unsere Darstellung zu dem Ende darauf verzichten mußte, seine literarische Thätigkeit während dieser sechs Jahre der Erzählung einzuflechten, so gewährt sie dem Leser dafür den Vortheil, die Einwirkung der persönlichen Zustände auf das geistige Thun und Treiben Lessings während dieser unseligen Periode seines Lebens übersehen und daraus den Aufschluß gewinnen zu können für die vielfach zerstückelte Art und Weise, in welcher seine Thätigkeit während dieser Jahre vor uns erscheint.

Denn wenn wir die Lessing'schen Schriften dieser langen Periode überblicken, so finden wir, mit einziger Ausnahme der übrigens schon früher entworfenen Emilia Galotti, nichts, das sich auch nur von fern an die Schöpfungen der vorhergehenden sechs Jahre, an Minna von Barnhelm und Laokoon, an die Dramaturgie oder selbst nur an die antiquarischen Briefe stellen könnte. Es sind fast lauter Kleinigkeiten von geringer Bedeutung, vereinzelte „Schnitzel", wie

er selbst sie nannte, die er während dieser Jahre zu Tage förderte. Inmitten der Vollkraft des Mannesalters fehlte ihm selbst der Trieb, eine Arbeit wie die Vollendung des Laokoon auch nur vorzunehmen, mit der er, als er im Jahre 1769 an der Schwelle seiner italienischen Reise stand, in wenigen Monaten fertig zu werden gedachte! Wie er selbst über jene Schnitzel urtheilte, wie gering und verächtlich er diese Produkte seiner literarischen Thätigkeit anschlug, haben wir bereits mehrfach von ihm selbst vernommen; und wenn es auch eine stehende Manier bei ihm war, von allen seinen Leistungen überhaupt in geringschätzenden Ausdrücken zu reden, — dies Mal kam es ihm leider von Herzen. Freilich war er wie jener König der alten Fabel, daß er Alles in Gold verwandelte, auch das Unscheinbarste, was seine Hand berührte; und so werden uns auch diese Splitter und Scherben seines Geistes in den Aufsätzen seiner bibliothekarischen Beiträge, die er zum Theil in dumpfer Geistesgedrücktheit um des täglichen Brotes willen auf das Papier warf, von hohem Interesse sein. Aber wir werden darum nicht weniger ein Geschick beklagen, das diesen Geist in der Fülle und Reife seiner Kraft zu solchem Thun verdammte, ein Geschick, das ihn und uns um unvergleichlich köstlichere Früchte seines Genius gebracht hat!

Zunächst freilich kam es ihm darauf an, der Welt zu zeigen, daß er nicht umsonst Bibliothekar heiße, und daß er seinem Handwerke gewachsen sei [1]). Wie er sich in Breslau als vollendeten Geschäfts- und Bureaumann bewährt hatte, so setzte er jetzt seine Ehre darin, eine gleiche Tüchtigkeit auch als Vorstand einer Bibliothek zu beweisen. Aus diesem Vorsatze entstanden die ersten drei Abtheilungen seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ und seine Schrift über Berengar von Tours. Die Tellheim'sche Peinlichkeit seines Ehrbegriffes ließ ihn in solchen bibliothe-

[1]) XII. 260. 261. 266. 267. 383.

karischen Arbeiten eine nothwendige Pflichterfüllung erblicken gegen den Herrn, dessen Sold er angenommen, so schwer ihm dieselbe auch oft wurde. Als sich sein Verleger laut beklagte, daß darüber die neue Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" ins Stocken gerathe — die in der That bis über Lessings Tod hinaus liegen blieb —, schrieb er zurück: „Die Beiträge mußten schlechterdings gemacht sein, denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte" [1]). Für „fremde Arbeiten" aber war er in seiner Gewissenhaftigkeit geneigt Alles zu halten, was nicht direkt mit seinem Amte in Verbindung stand. Wahrhaft rührend klingt es, wenn wir ihn sich sogar wegen seiner Emilia Galotti deshalb entschuldigen hören. Er bat Ebert, das Werk dem Erbprinzen zu überreichen, da er „sich nicht unterstehe, demselben ein paar Worte dazu zu schreiben." „Ich würde mich", fährt er fort, „gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich jetzt nur die letzte Hand gelegt" [2]). Wenn es noch eines Zeugnisses dafür bedürfte, wie wenig Lessing für dienende Abhängigkeit geschaffen war, und wie schwer er dieselbe sein Lebenlang empfand, so wäre es in diesen Worten gegeben, in denen sich Lessings ganzer Charakterstolz offenbart.

Der Zufall begünstigte ihn übrigens bei seinem Vorhaben, sich der Welt als Bibliothekar zu zeigen, indem er ihn gleich in den ersten Tagen seines Umherstöberns auf der Bibliothek ein für die Kirchengeschichte des Mittelalters höchst wichtiges Werk des berühmten Scholastikers Berengar von Tours aus der Zeit des siebenten

[1]) XII. 383.
[2]) XII. 351.

Gregor entdecken ließ [1]). Es war die bisher unbekannte Widerlegungsschrift, mit welcher dieser berühmte Gelehrte und arg verfolgte Ketzer des eilften Jahrhunderts die Anklageschrift seines Hauptgegners Lanfrancus beantwortet hatte; und das wesentliche Interesse, welches Lessing an seinem Funde nahm, war neben dem gelehrten doch wieder vorzugsweise ein rein menschliches, ähnlich demjenigen, welches wir in seinen, einer früheren Periode angehörenden „Rettungen" hervortreten sahen. Es war der redliche Forscher, der Freund der Vernunft, der Denker, dem bei Erforschung der Wahrheit die Vernunft unendlich höher galt als die Autorität, und der in der Verleugnung der ersteren eine Verleugnung der Menschenwürde sah, mit einem Worte der Mann von Lessing'scher Denk- und Sinnesweise, der Lessing an diesem Berengar von Tours interessirte, um so mehr interessirte, da die Kirche sein Andenken als das eines Ketzers gebrandmarkt, die spätere Theologie ihn des Abfalls von der erkannten Wahrheit geziehen und seinen Charakter als Mensch und Forscher verunglimpft hatte. Die entdeckte Schrift gab Lessing das Mittel, ihn gegen alle diese Anklagen siegreich in Schutz zu nehmen, und diese Seite von Lessings Abhandlung, deren dogmatischen Inhalt wir einer Geschichte der Theologie überlassen, ist es, welche wir kurz hervorheben wollen, weil sie eben zur Charakteristik Lessings selbst gehört.

Die Kirche hatte den „gelehrten, scharfsinnigen und von Seiten seines Lebens selbst nach den Zeugnissen seiner Feinde untadelhaften Mann" als einen Ketzer gebrandmarkt. Aber was ist ein Ketzer? fragte Lessing. „Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden könne; noch größer als der Name Zauberer,

[1] VIII. 314 ff.

Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter“ [1]). In einem solchen Jahrhunderte aber lebte Berengar, und die vorhergehende Charakteristik des „Ketzers“ gewinnt ihr volles Schlaglicht durch eine zweite, mit welcher Lessing in einem Jugendfreunde desselben die große Masse der halbträumenden Beharrer auf der großen Heerstraße der Ueberlieferung schildert. Dieser Jugendfreund Berengars war, sagt Lessing, „einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von anderen nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beispiele hierin folgen sollen“ [2]). Noch bedeutsamer aber für Lessings eigenes Wesen ist die Art und Weise, wie er den kühnen Forscher der Wahrheit gegen die Anschuldigung eines neueren Theologen, Mosheim, in Schutz nimmt, welcher demselben geflissentliche, durch die Furcht vor den Folgen motivirte Unklarheit und Zweideutigkeit im Ausdruck seiner Ansichten vorgeworfen hatte. In der Vertheidigung des ungerecht Angegriffenen gegen solchen Verdacht, die erkannte Wahrheit verleugnet zu haben, tritt der ganze Adel von Lessings großer Natur hervor.

„Das sei fern!“ ruft er aus. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel und Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu

[1]) VIII. 318.
[2]) VIII. 318.

erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." Darum schien ihm nichts unwürdiger, als die Rolle eines solchen „Kupplers der Wahrheit", die man seinen Schützling spielen lassen wollte. „Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gerne ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen." — Darum aber, weil in Lessings Augen es „kaum etwas Schlechteres gab, als einen solchen Kuppler der Wahrheit", darum war es für ihn von um so größerem Interesse, durch den glücklichen Fund jener Schrift Berengars „den unwidersprechlichen Beweis" liefern zu können, daß jener berühmte Forscher der erkannten Wahrheit niemals untreu geworden sei, und sie stets klar und bündig bekannt und vertreten habe.

In dieselbe Kategorie der „Rettungen" gehört unter den vermischten Aufsätzen Lessings aus dieser Periode auch der über Adam Neuser, einen unglücklichen lutherischen Geistlichen, den theologische Verfolgungssucht um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wegen seines Unglaubens an die Trinität aus Deutschland hinausgetrieben und letzlich sogar zum Renegaten gemacht hatte. Man wird diese kleine Schrift, zu welcher die Auffindung eines handschriftlichen

Briefes veranlaßte, den der unglückliche Mann aus Constantinopel an einen deutschen Freund geschrieben hatte, nicht ohne Bewegung lesen. Lessing nahm den Prozeß des Verfolgten, der sich nur durch seine Flucht aus der Christenheit dem Henkerbeile seiner fanatischen Glaubensrichter hatte entziehen können, wieder auf und verschaffte ihm bei der Nachwelt Gehör. Er wies hin auf die barbarische Grausamkeit seiner christlichen Verfolger, der Theologen, deren Spruch gegen den Ketzer, welcher vergebens Reue zeigte und Besserung gelobte, auf die Pointe hinauslief: „Nur erst den Kopf ab! mit der Besserung wird es sich alsdann schon finden, wenn Gott will!“ „Welch ein Glück, setzt Lessing hinzu, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wieder kommen könnten!“ [1]) Wir werden weiterhin sehen, daß Lessing diese Schrift gleichsam als Vorläufer dem ersten der später durch ihn veröffentlichten berühmten Wolfenbüttler „Fragmente“ voraussschickte.

Die übrigen Aufsätze dieser Periode haben nur noch ein rein literarisches Interesse. Die höchste Verehrung für Lessing kann die traurige Thatsache nicht wegleugnen, daß er, durch seine unglücklichen Verhältnisse gezwungen, mit diesen Dingen eine kostbare Zeit verdarb. Es war seine volle Ueberzeugung, wenn er selbst von der ersten und bedeutendsten dieser Schriften an Gleim schrieb: „Ist es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beigehendes Buch (den „Berengar“) schicke? Nur die dürfte noch größer sein, daß ich es geschrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Bescheidenheit halten: denn wahrlich ich bin stolz genug, von mir selbst zu glauben, daß ich mit eben der Zeit und eben dem Fleiße etwas weit Besseres hätte schreiben können.“ Ebert hatte Lessings Vielseitigkeit in einer poetischen Epistel bewundert, in welcher unter anderen die Worte vorkommen:

[1]) IX. 400.

So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit feinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose.

Lessing acceptirte die Benennung seiner bibliothekarischen Arbeiten, indem er dem Freunde (1773) dieselben mit den Worten überschickte[1]): „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme!“ Aber dabei fällt ihm doch eine Frage ein, um deren gelegentliche Beantwortung er den Kenner bittet, die Frage: ob es die Eiche oder der Boden, worin die Eiche steht, sei, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringe? — „Ist es der Boden, was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Moses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln!“ Der glatte Hofmann erwiderte diese herzerschütternde Klage des gerade damals im tiefsten Innern kranken Lessing durch die Versicherung, daß er kerngesund sei, wenn er es nur sein wolle, und durch die Nachricht, daß der Erbprinz geäußert habe: „ein solcher tragischer Dichter, ein so witziger Kopf, ein so scharfsinniger Philosoph und ein solcher Literator seien schwerlich jemals in Einer Person vereinigt gewesen!“ — Es war derselbe Fürst, der Lessing jahrelang verschmachten ließ!

Von allgemeinerem Interesse ist unter den prosaischen Schriften dieser Periode nur die Abhandlung über das Epigramm, diesen „kleinen benannten Punkt in einer ganzen weiten Welt jener namenlosen Dichtungen, die wir als Poesie des schönen Gedankens bezeichnen“[2]). Lessing schrieb diese „zerstreuten Anmerkungen“, wie er bescheiden seine meisterhafte und bis heute noch unübertroffene Abhandlung betitelte, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe seiner

[1]) XII. 388. 402.
[2]) Vischer, Aesthetik III. 1874.

eigenen Sinngedichte, die er jetzt (1771) mit dem reizenden Schluß-epigramme versah:

Wenn Du von alledem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt!

Es ist dies Epigramm zugleich ein Beleg zu Lessings Definition des Epigramms, als dessen wesentliche Theile er übereinstimmend mit der heutigen Aesthetik[1]) Erwartung und Aufschluß nachweist. Wir sehen, daß Lessing von dem vollkommenen Epigramm wie von der vollkommenen Fabel die Analogie einer Handlung verlangt, die ihm für alle Dichtungsgattungen als Kern und Wesen derselben galt[2]). Herder, der so gern Lessings „philosophisch aufräumenden Wegen" nachging, hat auch Lessings Theorie des Epigramms zu ergänzen versucht, worüber man das Nähere bei Guhrauer finden kann. Hier stehe nur das Beispiel, mit welchem er die von Lessing verworfene Gattung der Aufschrift, das Epigramm im simpeln griechischen Verstande gegen Lessing in Schutz nahm, weil es zugleich die schönste Huldigung ist, welche ein verwandter Genius dem andern dargebracht hat:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? — Lessing ist der Mann."

In der Periode, von welcher wir hier reden, finden wir Lessing nur noch selten zu den geistreichen Spielen seiner Jugend zurück-

[1]) Vischer a. a. O. S. 1378.
[2]) Guhrauer II. 2. 30.

kehrend. Unter den wenigen Epigrammen aus der Wolfenbütteler Zeit sind die meisten von trüber Stimmung. Er hatte die große Welt kennen gelernt, als er das Epigramm dichtete:

Der Wage gleicht die große Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Selbst daß er wieder Epigramme dichte, erschien ihm als ein Zeichen des nahenden Alters.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willibald,
Das macht, wie ich an Mehrem fühle,
Das macht, ich werde alt.

Und mitten in den Kämpfen seiner letzten Lebensjahre gegen die fanatischen Pfaffen, die ihm sein Ende verbitterten, dichtete er (1779) in ein Stammbuch, in welchem die bereits Verstorbenen mit einem Kreuze bezeichnet waren, das rührende Epigramm, das uns um so tiefer erschüttert, wenn wir bedenken, daß in der That sein Grab ohne Kreuz und Denkstein bleiben sollte:

„Hier will ich liegen! — Hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch!"

Zweites Kapitel.

Emilia Galotti.

Das einzige „Werk des Genies", zu dessen Vollendung sich Lessing noch im Anfange dieser unglückseligsten Periode seines Lebens zusammenraffte, war seine Emilia Galotti.

Vierzehn Jahre waren verflossen, seitdem er zuerst nach seiner verunglückten großen Reise die Bearbeitung dieses Stoffes unter-

nommen [1]). Zehn Jahre später hatte er in Hamburg jene Jugendarbeit wieder aufgenommen, um sie in einer nur für die theatralische Aufführung, nicht für den Druck bestimmten Gestalt zu vollenden [2]). Der Untergang des Hamburger Nationaltheaters ließ ihn auch diese zweite Bearbeitung bei Seite legen. Erst im Herbste des Jahres 1771 nahm er die Dichtung wieder auf. Eine Reise nach Hamburg und Berlin, in den Monaten September und Oktober unternommen, hatte ihn gestärkt und erfrischt. Er war mit erneuetem Lebensmuthe in seine Wolfenbütteler Einsamkeit zurückgekehrt, und schon acht Wochen später konnte er seinem Bruder die ersten drei Akte zum Drucke nach Berlin senden [3]). Im Februar des folgenden Jahres war das Ganze beendigt.

Emilia Galotti ist die Probe zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, sofern diese wesentlich auf seine Theorie der Tragödie hinausläuft. Deutschland besaß kein Stück, welches der letzteren entsprochen hätte. Derselbe Mann, der seine Nation theoretisch von der Herrschaft der französischen Unnatur und des gespreizten Pathos befreit hatte, sollte diese Befreiung auch praktisch vollziehen, indem er ein Werk schuf, das den wesentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Aristoteles und mit Berufung auf Shakspeare und die Alten gestellt hatte, vollkommen Genüge leistete.

Und was für ein Werk ist diese Emilia Galotti! Ein volles Jahrhundert ist verflossen, seit Lessing diese Schöpfung begann, mit der er den ersten granitnen Grundstein legte zu dem Baue eines eignen tragischen Drama's unserer Nation, wie er derselben in seiner Minna von Barnhelm das erste nationale Lustspiel gegeben hatte. Drei Menschenalter hat es sich seit seiner Vollendung auf der deutschen Bühne erhalten; nicht etwa sein Leben fristend von der Pietät

[1]) S. oben I. S. 156—158.
[2]) XII. 345.
[3]) XII. 331. 338. XIII. 355—56. 358.

einer dankbaren Nachwelt, welche darin das gnädige Geschick der deutschen tragischen Muse zu verehren hatte, „nach deren langem vieljährigen Ringen dieses Stück", wie Goethe bewundernd ausrief, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weisse-Gellert'schen Wasserfluth emporstieg, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen!" Nein, seit drei Menschenaltern haben die größten Meister deutscher Schauspielkunst bis auf diesen Tag ihre besten Kräfte eingesetzt, und ihre glänzendsten Erfolge errungen in der Darstellung dieses Werks, das schon die Herzen unserer Urgroßväter zu einer Zeit erschütterte, wo der Jüngling Goethe nur noch seine ersten Rezensionsversuche schrieb, und außer sich darüber war, daß die Wiener Kritik nichts anderes über „ein solches Werk" zu sagen wußte, als ein mageres und plattes: „wen hat es nicht entzückt!" [1]) Welche Lebenskraft in einem Werke, das als das erste in der Literatur, der es angehört, entstanden hart an dem Anfange einer neuen revolutionären Epoche derselben, so viele Evolutionen des deutschen Geistes siegreich überdauert hat, während fast alle gleichzeitigen Produktionen, auch die von Lessing selbst anerkannten, wie die Tragödien von Gerstenberg und Leisewitz, und wie viele spätere Versuche der Sturm- und Drangzeit und der folgenden Perioden, in Vergessenheit gesunken und aus dem Gesichtskreise der Nation verschwunden sind!

Dennoch ist die Kritik diesem Werke fast zu keiner Zeit ganz gerecht geworden. Von den Zeitgenossen, deren Stimmen wir später mittheilen werden, war dies kaum zu erwarten. Noch weniger von den späteren Romantikern, denen Lessing überhaupt ein Stein des Anstoßes war und blieb.

Aber auch Goethe empfand mehr respektvolle Verehrung als sympathische Bewunderung für diese Dichtung Lessings, deren schneidend unerbittliche Tragik seiner zum Versöhnen geneigten Natur innerlich widerstrebte, und in seinem Alter steigerte sich die letztere

[1]) Goethe, Werke XXXIII. 70.

Empfindung zu völliger Verkennung. Schiller, der nach Goethe's Zeugniß Lessings dramatische Arbeiten überhaupt nicht liebte, hegte gegen dessen Emilia Galotti sogar einen ausgesprochenen Widerwillen, der bei einem vergleichenden Hinblicke auf das Pathetisch-Prächtige und auf die breite Pinselführung in Schillers eigenen dramatischen Arbeiten im Gegensatze zu der auf die Spitze getriebenen Einfachheit, Strenge und Knappheit der Lessing'schen Dichtung sich gar wohl erklären läßt. Vollkommene Gerechtigkeit hat derselben vielleicht nur Gervinus widerfahren lassen, wenn er die Behauptung ausspricht, daß man das von so vielen Kritikern angefochtene Stück, unter gewissen Bedingungen, psychologisch und tragisch vor jeder Anfechtung sicher stellen könne.

Denn so ist es in der That. Die Bedingungen aber sind keine andern als solche, welche in dem unbestrittenen Satze liegen, daß jedes Kunstwerk vor allen Dingen aus sich selbst erklärt, und an ihm selber gemessen werden muß, zumal ein solches, das so vollständig und ganz auf sich selbst beruht, wie Lessings Emilia Galotti.

Ich würde mich bei dem Schlegel'schen Vorwurfe, daß Lessing in dieser Tragödie blos „eine alte berühmte unauslöschlich in die Weltgeschichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichtetem Namen in neueuropäische Verhältnisse und Sitten verkleidet habe," nicht aufhalten, wenn nicht ein berühmter Aesthetiker unserer Zeit denselben Vorwurf, nur mit andern Worten wiederholt hätte.

„Lessing, sagt Friedrich Vischer [1]), hat in Emilia Galotti aus purer Reflexion einen Stoff aus der römischen Geschichte gewählt, um gegen die Natur desselben eine moderne, sociale und sittliche Frage hineinzulegen."

Nichts kann unbegründeter sein als diese Behauptung. Lessing hat seinen „Stoff" nicht aus der römischen Geschichte gewählt. Was

[1]) Aesthetik II. 367.

er aus Livius bekannter Erzählung von der Virginia entnahm, war nichts anders als die Thatsache, daß ein Vater seine Tochter umbrachte, um ihre Ehre vor der Vergewaltigung eines Tyrannen zu retten. Diese Thatsache, diese Situation war es, die ihn reizte, eine durchaus neue, einer vollkommen andern Zeit und Welt angehörende Fabel zu erfinden, deren Umstände und Verlauf von der Art sind, daß ein Vater in die Lage versetzt wird, an seiner Tochter, — und zwar, was nicht vergessen werden darf, mit Willen, ja auf die flehentliche Bitte dieser Tochter — dasselbe zu thun, was der Römer an der seinen vor zweitausend Jahren gethan hat. Jene Thatsache war der unscheinbare Keim, aus dem sich in der Seele des Dichters der Baum seines Kunstwerks entfaltete. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn man Emilia Galotti eine bürgerliche Virginia nennt. Lessing selbst hat es gethan in dem bereits angeführten Briefe [1]), wo er sich über die Wahl seines Sujets mit den Worten ausspricht: Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, scheine ihm an und für sich tragisch genug und ausreichend die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Aber da die ganze Tragödie Lessings schlechterdings auf einer frei erfundenen Fabel beruht, so hat die Kritik die Pflicht, von jeder Vergleichung mit jener alten römischen Geschichtserzählung vollständig ab- und die moderne Dichtung nur darauf anzusehen, ob und wie sie sich durch sich selber rechtfertigt. Es ist ganz richtig, daß in Fällen, wo, wie hier, dem dramatischen Dichter nur ein einzelnes Element, nicht eine ganze Fabel durch Anschauung, Geschichte und Sage dargeboten ist, die Gefahr nahe liegt, daß in den Charakteren und einzelnen Zügen zwar Phantasie, in der Fabel aber Willkür, bloße Combination, bloße Einbildungskraft thätig ist [2]). Sehen wir

[1]) S. oben I. S. 157.
[2]) Vischer, Aesthetik, II. S. 342.

also zu, ob dieser Vorwurf den Dichter trifft, und vor Allem ob die aufgenommene Katastrophe, welche allerdings bei ihm den Ausgangspunkt bildete, mit dem frei erfundenen Ganzen der Fabel in Harmonie steht.

Ein Grundgesetz der Lessing'schen Dramaturgie lautet: Furcht und Mitleid, die Grundgefühle der Tragödie, entspringen vornehmlich aus den Situationen, nicht aus den Charakteren; ähnliche Situationen geben daher ähnliche Tragödien [1]).

Auf diesen Satz fußte Lessing, als er auf dem rein Menschlichen der Situation, welche er in der römischen Erzählung vorfand, sein Werk aufbaute, und die Katastrophe eines historischen Conflikts politischer Partheikämpfe zur Katastrophe einer modernen bürgerlichen, aber darum eines großen politischen Hintergrundes nicht weniger theilhaften Tragödie machte. Das altrömische Thema hatte schon vor ihm, besonders bei den Franzosen, zahlreiche Bearbeiter gefunden [2]). Ihn selbst hatte in jüngeren Jahren die Virginia eines spanischen Dichters zu einem gleichen Versuche veranlaßt, von dem noch ein Fragment vorliegt, welches trotz seiner Kürze deutlich genug zeigt, daß er den von der Geschichte gegebenen Stoff in seiner ganzen historischen Größe zu behandeln Willens war. In dieser alten Erzählung war der Vater der tragische Held. Daß Lessing dagegen in seiner neu erfundenen Fabel die Tochter zur tragischen Figur machte, war, wie Gervinus es mit Recht nennt, ein Meistergriff. Der ungeheure Unterschied, daß Lessings Odoardo seine That nicht nur mit Zustimmung, sondern vielmehr auf die leidenschaftliche Bitte der Tochter thut, während diese in der alten Fabel eben nur ein unschuldiges Lamm ist, das der Vater auf dem Altare der Freiheit opfert, ist von Denjenigen, welche an der tragischen Katastrophe in Emilia Galotti gemäkelt haben, eben so wenig in Anschlag gebracht

[1]) VII. 282—283.

[2]) Die Aufzählung derselben, sowie der späteren Bearbeiter, findet man bei Guhrauer II. 2. 41

worden, als sie berücksichtigt haben, daß Emilia den Tod in diesem Augenblicke ebenso nothwendig wünschen, als der Vater ihr diesen Wunsch nothwendig gewähren muß. Mit dem Erweise dieser Nothwendigkeit steht und fällt die Dichtung Lessings. Dieser Punkt ist daher zunächst ins Auge zu fassen, denn gegen ihn hat sich von Mauvillon und Engel bis auf Goethe die ganze Kritik gerichtet, welche nicht aufgehört hat, grade über die tragische Katastrophe „mit dem rechnenden Dichter zu rechnen."

Sehen wir uns die Figur der Emilia genauer an, die von so Vielen, selbst von Goethe — dem alten, nicht dem jungen — unglaublich mißkannt worden ist. Goethe nannte es einen Hauptfehler in Lessings Tragödie, daß in derselben nirgends ausgesprochen, sondern nur „subintelligirt" (heimlich angenommen) sei, daß Emilia den Prinzen liebe. Wenn Jenes wäre, meinte er, so wüßte man, warum sie der Vater umbringt. „Die Liebe," fährt Goethe fort, „ist nur angedeutet, sowohl in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt, zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause." Nichts kann falscher sein als diese Bemerkungen, mit denen Goethe obenein nur einen alten Vorwurf wiederholte, den schon beim Erscheinen des Stücks Mauvillons Freund Unzer[1]) erhoben hatte. Lessing hat an eine „Liebe" der Emilia zum Prinzen auch nicht im Traume gedacht, und am allerwenigsten ist bei ihm das Ahnen solcher Liebe das Motiv, aus welchem der Vater seine Tochter umbringt.

Emilia ist unter strengster Obhut herangewachsen, denn sie ist eine Italienerin, und das heißblütige Volk des heißen Südens, dem ihre Eltern angehören, ist argwöhnisch auch gegen die besten Kinder. Ein einziges Mal ist sie unbegleitet ausgegangen; es ist am Morgen ihres Hochzeitstages, in die Messe, um die göttliche Gnade für diesen Tag zu erflehen. Aber selbst dies ist dem strengen Vater nicht recht.

[1]) Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter S. 49.

„Die wenigen Schritte!“ sagt die entschuldigende Mutter. „Einer ist genug zu einem Fehltritt!“ erwidert lakonisch der strenge Vater. Odoardo hat sich überhaupt nur schwer entschlossen, die Tochter mit der Mutter auf deren Bitte zu ihrer Ausbildung in die Stadt ziehen zu lassen. Er kennt seine Frau, und weiß, daß bei solchem Verlangen der Mutter auch ein gut Theil Ueberdruß an der Langeweile des Landlebens in Sabionetta und Sehnsucht nach dem Vergnügen des hauptstädtischen Hoflebens mitspielte. Er ist froh, daß „die Stadterziehung so gut abgelaufen,“ aber er nennt es ein Glück, nicht Folge der mütterlichen Weisheit; und als er erfährt, daß die Mutter das Haus der Grimaldi besucht, und der Fürst dort Emilien gesehn, gesprochen, ausgezeichnet hat, ist er nahe daran außer sich zu gerathen. Denn er kennt den Prinzen und er kennt auch die Frauen, die alle mehr oder weniger die Neigung haben, mit dem Feuer zu spielen. Welchen Eindruck die holdselige Schönheit Emilia's an diesem einzigen Abende auf den Prinzen gemacht hat, wissen wir. Das Sinnverwirrende, Herzbethörende dieses Eindrucks ihrer Jugendschönheit, ihres bescheidnen Liebreizes, ihrer holdseligen Anmuth und Unschuld spricht sich unübertrefflich in den Worten seines Selbstgesprächs in der fünften Scene des ersten Akts dem Bilde gegenüber aus: „Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! dieser Mund! — und wenn er sich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! dieser Mund!“

Die Mutter ist wie alle Mütter, stolz auf diese Eroberung ihrer Tochter, um so stolzer, da es ein Prinz, da es ihr Fürst und Herr ist, den ihre Tochter bezauberte. Ohne im Entferntesten eine Kupplerin zu sein, fühlt sich ihre mütterliche Eitelkeit geschmeichelt durch den Eindruck, welchen Emilia auf den Prinzen gemacht hat, während sie zugleich auf diese Bewunderung des Prinzen für ihre Tochter die Hoffnung freundlicherer Annäherung desselben an ihren Gatten baut, auf dem die Ungnade des Fürsten lastet. In diesem Sinne hat sie selbst mit ihrer Tochter von jener Begegnung ge-

sprochen [1]). Zwischen dem ersten Zusammentreffen des Prinzen mit Emilia und dem Anfange des Stücks liegen nur einige Wochen. Im Laufe derselben hat er sie nur an heiligen Stätten gesehen, nur von ferne als schmachtender seufzender Liebhaber, ohne sich ihr zu nähern, ohne etwas zu thun, die geknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen (I. 7). Dieser Gedanke seines allzulangen unthätigen Schmachtens ist es denn auch, der den feurigen Italiener außer sich bringt, als plötzlich die Kunde wie ein Blitzstrahl auf ihn niederzuckt, daß seine Liebe hoffnungslos, und daß er kostbare Zeit durch seine „zärtliche Unthätigkeit" verloren habe. Durch diesen seinen Zustand motivirt sich nicht nur seine unbedingte Hingabe an Marinelli, dem er im Voraus „alles genehmigt, was diesen Streich abwenden kann," sondern auch der thörichte Schritt, zu dem er sich hinter dessen Rücken auf eigne Hand entschließt. Er will versuchen, nebenbei seine Sache selbst zu führen. Er hält seine Leidenschaft für unwiderstehlich. Es gelingt ihm Emilia in der Messe zu sehn, zu sprechen. Mit welchem Erfolge, sagt uns der sechste Auftritt des zweiten Akts, dies unerreichte Muster psychologischer Tiefe und Wahrheit, sagt uns der Prinz selbst in der dritten Scene des folgenden Akts: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung!"

Emilia's Verhalten, wie es der Prinz, wie sie selbst es schildert, die Aufgeregtheit, mit der sie aus der Messe kommend ihrer Mutter in die Arme stürzt, sind vollkommen erklärlich. Sie ist von strengster Frömmigkeit und gläubiger Unschuld, aber sie ist jung und leidenschaftlich; des Prinzen galante Huldigung in jener Abendgesellschaft hatte auf ihre Mädcheneitelkeit einen Eindruck gemacht und grade

[1]) Die Andeutung davon liegt in den zwei Worten Emiliens (II. 6) „Ihn selbst!"

ihre strengfromme Tugend ist es, die diesen Eindruck ihr um so sündhafter erscheinen läßt. Sie fühlt das Bedürfniß sich an dem Tage, der sie mit ihrem geliebten Appiani vereinen soll, noch einmal mit ihrem Gotte zu versöhnen, und grade in diesem Augenblicke erhellt der Blitz der verbrecherischen Leidenschaft des Prinzen ihr die ganze Tiefe des Abgrunds, an dem sie gestanden. Daß sie in diesem Augenblicke, wo ihr an heiliger Stätte die Sünde naht, dennoch sich einer Regung des Antheils, des Mitleids für die Leidenschaft, für die Verzweiflung des Prinzen nicht erwehren, daß sie verzeihen konnte, was sie verdammen mußte, — das ist es, was ihr frommes Gemüth als Schuld, als Mitschuld an seiner Sünde empfindet, was ihr einen Augenblick den Sinn verwirrt. Aber auch nur einen Augenblick. Denn kaum hat sie sich gesammelt, als ihr erster Gedanke die Liebe zu ihrem Verlobten und die Pflicht gegen denselben in ihr wachruft. Ihm will, ihm muß sie das Vorgefallene entdecken. Daß die Mutter dies „verliebte Schwachheit" nennt, daß sie von dem Standpunkte ihrer Welterfahrung und Kenntniß der Männer aus Gründen der Klugheit davon abräth, ist eben so natürlich. Beide Frauen empfinden verschieden und beide gleich richtig; aber die Autorität der Mutter giebt den Ausschlag, und Emilia schweigt um so lieber, als sie damit zugleich den letzten Rest des bestehenden Eindrucks von sich werfen kann. Sie kommt sich nach den Vorstellungen ihrer Mutter mit ihrer Furcht „fast lächerlich" vor, und die Worte: „Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani. Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten," geben ihr selbst und uns den wahren Schlüssel ihrer Empfindung. Sie schämt sich ihrer Unerfahrenheit, welche, wie die Mutter ihr versichert, die Sprache der Galanterie überschätzt hat, und der Gedanke, ihrem Geliebten als eitel zu erscheinen, wird ihr jetzt unerträglich. Sie ist in der nächsten Scene, Appiani gegenüber, wieder ganz das heitere, liebenswürdige, ganz ihrer Liebe, dem Gedanken an ihr Glück sich hingebende Kind, — denn es ist eine Eigenthümlichkeit dieser wunder-

baren Natur, daß bei ihr die Uebergänge aus einem Zustande in den andern sich schnell und entschieden vollziehen. Und selbst der kleine Anflug von Koketterie in dieser Scene erscheint in ihrem aufgeregten Zustande, dem träumerisch schwermüthigen Grafen gegenüber, dem die Nähe seines Glücks das Herz bedrückt, eben so liebenswürdig als natürlich und berechtigt.

Und nun geschieht das Entsetzliche. Das Verbrechen, das ihr in der Stunde der Erfüllung ihres Lebensglückes, den Geliebten, den Gatten raubt, ihre Zukunft vernichtet, ihre Familie zu Boden schmettert, und in seinen Folgen ihre eigne und ihrer Eltern Ehre zu vernichten droht, — es steht mit allen seinen Motiven und Folgen in furchtbarer Klarheit vor ihr da. Und Sie? Auf der Höhe dieser Situation bewährt sie die Schilderung, welche ihre Mutter von ihr entworfen hat: „Sie ist die Furchtsamste und die Entschlossenste ihres Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend, auf Alles gefaßt.“ Sie sieht, daß wer so weit gegangen ist im Verbrechen, weiter gehen wird, weiter gehen muß. Dem Mädchen, das so eben den Geliebten, den Bräutigam und zukünftigen Lebensgefährten verloren hat, ist in solchem exaltirten Zustande der Gedanke an den eignen Tod in diesem Augenblicke geläufig, und viel weniger schrecklich, als im ruhigen Zustande. Der Prinz hat sich um sie beworben, ihr gehuldigt, und diese Huldigung hat ihr selbst bei dem Leben ihres Bräutigams geschmeichelt. Nun ist er dessen Mörder, der Mörder ihres Glücks. Der Gedanke, daß er ihr später dennoch gefährlich werden, der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie dahin gebracht werden könne, endlich doch dem Mörder ihres Verlobten zum Opfer zu fallen, dieser Gedanke, der auf Rechnung jener Ueberspannung zu setzen ist, die mit einer Art von Hellsehen in solchen Lagen alle Möglichkeiten auf einmal erfaßt, muß sie mit Entsetzen erfüllen. Wer die Wahrheit dieses Furchtgedankens in Emilia's Brust anzweifelt, muß Shakspeare's Richard III. vergessen haben. Selbst der Trotz des Hasses, der in

den Worten liegt: „Reißt mich! bringt mich! will mich reißen; will mich bringen; will! will! Als ob wir keinen Willen hätten, mein Vater!“ — selbst dieser Trotz des Hasses wirkt in ihr mit, ihren Tod zu wünschen. Sie will sterben, dem zum Trotze, der ihr den Geliebten ermordet; sie will selbst mit dem Opfer ihres Lebens sich den Hoffnungen dessen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerstört hat. Es ist gar kein so unerhörter Heroismus für ein Weib, den Tod zu wünschen, wenn ihm eben der Geliebte gestorben ist; und das ist nicht antikisirend, sondern die ganze Anschauungs- und Empfindungsweise Emilia's ist vielmehr durchaus romantisch modern. Der abstrakte Ehr- und Unschuldbegriff ist nur ein vereinzeltes Motiv neben den Motiven der exaltirten Liebe, des Trotzes und des Hasses; und es ist sehr bezeichnend, daß diese Motive bei Emilia in erster Linie erscheinen, während jenes erst zuletzt auftritt. Eben so charakteristisch und wahrempfunden ist es, daß sie, um den Vater zu der einzig möglichen Rettungsthat zu bewegen, auf dies letzte Motiv das meiste Gewicht legt, daß sie selbst ihre Anklägerin wird, und die zukünftige Gefahr für ihre Ehre und Unschuld eben so übertreibt, wie früher die Anklage ihrer in Gedanken begangenen Sünde.

Und der Vater? Während Emilia mit einer Mark und Bein erschütternden Ruhe und Klarheit der Verzweiflung denkt und handelt, ist der starre feste Mann in den letzten Scenen ein Spielball seiner widerstreitenden Empfindungen. Seine erste Absicht ist gegen den Fürsten gerichtet (V. 5), als er das Spiel merkt, welches Marinelli wider die Freiheit seiner Tochter ersonnen hat. Aber eben, weil er, übermannt von dem Tone, mit welchem der Prinz die Worte: „Fassen Sie sich, lieber Galotti!“ zu ihm spricht, den schon heimlich ergriffenen Dolch aus der Hand sinken läßt, ist er nicht im Stande, zum zweiten Male diese Absicht auszuführen. Auch dies ist ein Zug voll tiefster psychologischer Wahrheit. Es folgt Odoardo's Selbstgespräch (V. 6), das des Größten würdig, was Shakspeare gedichtet hat. Er hat den Prinzen entrinnen lassen, und dieser ist mit

einem Ausbruch jener Sentimentalität von ihm geschieden, die einen so wesentlichen Zug dieses aus Widersprüchen zusammengesetzten Charakters ausmacht. Odoardo's halb wahnsinniges Hohngelächter gilt Beiden. „Das Spiel geht zu Ende! So oder so!" Das erste „So" gilt dem Prinzen, das zweite — der Tochter. Aber auch hier tritt der argwöhnische Italiener wieder vor: „Wenn sie sich mit ihm verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will?" Und jetzt, da er die im dämmernden Gehirn gedachte That, wenn auch nur in halben Worten, ausspricht, jetzt erfaßt den Vater das Entsetzen des Gräßlichen, was er „für die Tochter thun will;" er schaudert zurück vor der That, die er in der Seele wälzt. Er will fort, will sie nicht sehen; „mag der Himmel sie retten, der sie in diesen Abgrund gestürzt hat!" Da tritt Emilia ein, und — er sieht — wiederum ein Zug tiefster psychologischer Wahrheit, — darin den Wink des Himmels: „Zu spät! Er will meine Hand; er will sie!" Und nun folgt jene letzte Scene zwischen Vater und Tochter, das unübertroffene Meisterstück von Lessings dramatischer Poesie, folgt dieses erschütternde Auf und Ab der Empfindungen in der Brust eines Vaters, in welchem er selbst immer schwächer wird, je gefesteter und entschlossener ihm die Tochter entgegentritt, von deren Entschlossenheit er sich zu überzeugen vorgenommen hat, bis die letzte Appellation derselben an seine Römertugend, an seine Ehre ihn den Stahl in ihre Brust senken und das geliebte Kind vor der Sünde des Selbstmordes — denn das ist der Selbstmord für den gläubigen Katholiken — bewahren läßt.

Wer in dieser Katastrophe die zwingende Nothwendigkeit vermißt, für den — nun, für den hat Lessing eben nicht gedichtet. Schlegels Spott über die engen Grenzen des kleinen Fürstenthums, aus dem man sich so leicht „fortmachen" könne, wie man dadurch zugleich „den mühsam angelegten Voraussetzungen des Dichters entschlüpfe,

worauf die ganze Katastrophe beruhe“ [1]), ist eine Albernheit, die auf ihn selber zurückfällt. Herr ist Herr; und der kleine Fürst von Guastalla ist in seinem Gebiete ein eben so unumschränkter Herr, wie sein Zeitgenosse, der vierzehnte Ludwig, es in dem großen Frankreich nur immer sein konnte. Odoardo Galotti weiß das so gut wie Marinelli es weiß (I. 6), und wie es Alle wissen, welche die politischen Zustände jener Zeiten kennen, die den gewitterdunklen Hintergrund dieser tragischsten aller deutschen Tragödien bilden. Schon Goethe hat auf die ungeheure politische Bedeutung des Werkes hingewiesen, in welchem nach seiner Ansicht Lessing „durch die schneidend wahre und bittere Schilderung der Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse in den höheren Regionen, den entscheidenden Schritt that zur sittlich erregten Opposition gegen die tyrannische Willkürherrschaft.“ Aber selbst Lessings Zeitgenossen entging es nicht, daß derselbe Dichter, der in seiner Minna von Barnhelm noch eben erst die schönste Eigenschaft des größten aller unumschränkten Herrscher seines Jahrhunderts verherrlicht hatte, in dieser Emilia Galotti ein weithin leuchtendes Mene Tekel für den Despotismus an die Wand schrieb. Denn Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und Hörers ein Geschick wie das Emilia's, eine That wie die Odoardo's möglich und nothwendig erscheinen ließen, waren der Zündstoff zu dem zwanzig Jahre später aufflammenden Weltbrande der Revolution, von der noch heute die Europäische Erde bebt und in welcher „der höhere Richter,“ vor welchen Odoardo den irdischen Richter seiner That ladet, das Schwert der rächenden Vergeltung in die Hand nahm. Ein Erzittern des Grauens ergriff die Gemüther der Menschen bei dem Anblick des „symbolisch prophetischen Hinweises auf die politische Sündenschuld des Jahrhunderts“ in Lessings Dichtung und in diesem unheimlichen Gefühle war es, daß Ramler das Biblische: Et nunc reges intelligite, erudi-

[1]) Dramat. Vorlesungen III. 392—393.

mini qui judicatis terram! (d. h. Und jetzt, ihr Könige, öffnet euren Sinn und laßt euch belehren, ihr die ihr auf Erden richtet!) und Herder das antike:

Discite justitiam moniti nec spernere divos!

als Motto dem Stücke vorgesetzt wissen wollten. Man bewunderte die Kühnheit des Dichters, der es wagte, diesen Hof- und Fürstenspiegel hinzustellen. „Er muß ein ganzer Mann sein, das Stück für den Hof zu geben," schrieb Herders nachmalige Gattin Caroline Flachsland an ihren Verlobten [1]), und auf manchen Hoftheatern, wie in Gotha, ward in der That das neue Werk nicht zugelassen, weil in demselben die Fürsten gar zu übel behandelt seien. In Braunschweig ward es zwar aufgeführt, und der schlaue Erbprinz gab sich sogar den Anschein, das Kunstwerk höchlich zu bewundern; aber sein Verhalten gegen Lessing von dieser Zeit an beweist uns deutlich genug, daß der Fürst dem Menschen und Unterthanen nie vergab, was der liberale schöne Geist der Welt gegenüber an dem Dichter zu bewundern für schicklich fand.

Ueber die Charaktere des Stückes dürfen wir uns kürzer fassen, weil in der Bewunderung ihrer vollendeten Zeichnung allgemeine Uebereinstimmung herrscht. Sie sind gleichsam die hellen vielgewundenen Linien auf dem dunkeln Grunde dieses tragischen Damascenerstahls. Der Prinz und sein Marinelli bilden die erste Gruppe, und der letztere ist von jeher ein Lieblingsstudium unserer größten Bühnenkünstler gewesen. Dies Meisterbild eines gründlich korrumpirten, innerlich verlogenen Hofmannes ist aber mit Nichten der eintönig ironische, alles überragende und beherrschende, alles gering haltende, selbst seinem Herrn sich unendlich überlegen fühlende Mephistopheles im Kammernherrnfrack, als welchen man ihn hier und da in neuerer Zeit darstellen sieht. Er ist vielmehr ein reiner Hofmann ohne Karikatur, wie Goethe's Serlo ihn auffaßt. Der Prinz

[1]) Herder's Briefwechsel mit seiner Braut. Th. 3. S. 285.

ist jung; er auch, wenn auch natürlich um Vieles verderbter. Sein glattes einschmeichelndes Wesen, seine bequeme Gewandtheit, seine Weltbekanntheit, und vor allem eine unbegrenzte Ergebenheit gegen seinen Herrn haben ihn diesem unentbehrlich gemacht, ohne daß er ihm ein tieferes Herzensbedürfniß wäre. In Momenten reinerer Empfindung tritt dies sogar deutlich hervor, wie gleich in der fünften Scene des ersten Akts in den Worten: „Ich höre kommen! es wird Marinelli sein. Hätt' ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnte ich haben!" Marinelli ist ein Emporkömmling, der die Gunst und das Vertrauen des Fürsten nur seiner absoluten Hingebung an jede Laune desselben verdankt. Diese Gunst ist eine rein persönliche. Der Prinz hat zu ihm nur ein Umgangsverhältniß, begründet auf dem Bedürfnisse der Ausfüllung seiner müssigen Stunden, deren er freilich viele hat. Für das Edlere seiner Natur, für die gehaltvolleren Interessen seiner Bildung ist ihm Marinelli, der in allen diesen Beziehungen tief unter ihm steht, Nichts. Er ist sein Vermittler mit der Gesellschaftswelt um ihn her, sein allezeit bereiter Gehilfe bei seinen zahlreichen Liebesintriguen, sein Zuträger von Neuigkeiten; — gleich das erste Wort, das der Fürst an ihn richtet: „Was haben wir Neues, Marinelli?" und dessen Antwort darauf, sprechen das ganze Verhältniß schlagend aus. Marinelli ist weder Beamter, noch Staatsmann, noch Diplomat; er ist ein reiner Kammerherr, dazu ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne andere Zukunft als die, welche ihm seine gegenwärtige Stellung zu dem Fürsten gewährt, die er deshalb auch mit aller Anstrengung und mit allen Mitteln zu halten und zu befestigen gezwungen ist, und für die er sogar persönliche Beleidigungen von Seiten des Prinzen, wie das brutale: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er!" und die noch stärkeren Ausdrücke in der ersten Scene des dritten Akts unterwürfig hinnehmen muß. Aber gerade so wie er ist, ist er, der Hofmann, der Kammerherr wie er sein soll, der erwünschte, ja unentbehrliche Umgangsgenosse für einen

Prinzen, der nebenbei in dem ganz von ihm abhängigen, ihm unbedingt ergebenen Vertrauten sein Geschöpf liebt. Es ist so bequem, einen Menschen heute zum Vertrauten seiner geheimsten Wünsche zu machen, ihm als Freund sein Inneres erschließen, und morgen ihn so fremd behandeln zu können, als hätte man nie ein Wort mit ihm gewechselt! Marinelli ist ein solcher Mensch; er weiß, daß er es ist, und sein ganzer Ehrgeiz ist darauf gerichtet, dem Fürsten wenigstens unentbehrlich zu bleiben. Er ist durchaus kein raffinirter Bösewicht großen Stils, und er hat eben so wenig große Zwecke. Er ist ein ganz gemeiner Bösewicht, boshaft wo er gereizt wird, und rachsüchtig wie ein Italiener, ohne Charakter und ohne Grundsätze, nicht ausgehöhlt durch das Leben, sondern hohl von Natur. Ihm fehlt selbst der konventionelle Muth des Kavaliers, und seine Feigheit wird nur von seiner Verlogenheit übertroffen, mit der er sie zu maskiren weiß. Er ist eben so wenig ein ausgezeichneter Verstand. Seine gelegentlichen Maximen sind durchaus trivialer Art, gewöhnliche Rouerie, und die einzigen Personen die über ihn urtheilen, behandeln ihn mit Verachtung. Appiani nennt ihn „einen hämischen Affen," und Orsina ein „Gehirnchen," ein „Hofgeschmeiß," dessen ganze Virtuosität im Lügen bestehe. Ja selbst der Prinz kann es sich nicht versagen, ihm in der Schilderung Appiani's sein Gegenbild vorzuhalten. Der große Mime Schröder klagte deshalb sogar, daß Marinelli fast „allzu flach" erscheine. Der Bösewicht, der in einer Stellung und Lage wie die Marinelli's reussiren will, muß wenigstens die Wirkung sittlicher Eigenschaften und Tugenden, die er selbst nicht besitzt, bei Andern in seine Berechnung zu bringen verstehen. Aber davon ist in Marinelli keine Spur. Der Fürst ist sein Gott und die Fürstlichkeit und ihre Allmacht sind sein Kultus. Daß irgend Jemand nicht so empfinden, sich über Fürstengnade und Gunst wegsetzen, ihre Ehrentitel und Gunstbeweise verschmähen könne, ist ihm undenkbar. Beweis: sein Vorschlag, den Grafen am Hochzeitsmorgen als Gesandten wegzuschicken, und seine Beurtheilung des

alten Galotti in der ersten Scene des fünften Aktes. Es ist für ihn gar kein Zweifel, daß der gekränkte Vater, sobald er nur das Angesicht des Fürsten erblickt, „der Durchlaucht ganz unterthänigst für den gnädigen Schutz danken werde, den seine Familie bei diesem traurigen Zufalle hier gefunden, daß er sich, sammt seiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen, sie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefster Unterwerfung erwarten würde, welchen weiteren Antheil Durchlaucht an seinem unglücklichen lieben Mädchen zu nehmen geruhen wolle." Denn so würde er selbst handeln; und sein „Weh mir!" an der Leiche Emilia's, in welchem Lessing mit einem einzigen Ausrufe das Zusammenbrechen des innerlich schwachen Menschen vor der furchtbaren ungeahnten, weil ihm unbegreiflichen That Odoardo's ausgedrückt hat, ist ernsthaft gemeint; er ist wirklich verloren, und wenn auch sein Prinz nach dem fünften Akte schwerlich ein anderer werden wird, so fühlt er doch selbst, daß seine Rolle bei demselben ausgespielt ist, schon darum ausgespielt ist, weil Fürsten es nicht lieben, Menschen um sich zu haben, die sie an eine Demüthigung erinnern, wie sie hier dem Prinzen widerfährt.

Der Prinz ist das Meisterstück Lessing'scher Charakterzeichnung, der erste moderne Fürst, den ein deutscher Bühnendichter zu schildern gewagt, wie er auch bis heute der letzte geblieben ist. Das korinthische Erz dieses Charakters ist schwer in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber Lessing hat dafür gesorgt, mit den ersten Worten des Stückes den Grundzug seines Wesens herauszukehren. Wir sehen ihn arbeitend in seinem Berufe, und hören, daß sein Beruf und die Arbeit in demselben dieser durch und durch verweichlichten Natur eine Last sind, schon darum eine Last sind, weil sie ihm Schranken fühlen lassen. Menschen aber, denen ihr Lebensberuf eine Last ist, sind in niederer Stellung ein Unglück für sich selbst, in hoher, ein Unglück für Andere. „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte! und man beneidet uns noch!" Was würde man von einem Arzte sagen, der so

von seinem Berufe dächte? — Auch sein sentimentales: „das glaub' ich, wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden!“ ist im Grunde nichts weiter, als der prägnante Ausdruck jener vor dem Ernste des Berufs einen Widerwillen empfindenden Arbeitsscheu, die es freilich bequemer fände, Aladins Zauberschätze zu besitzen, um sich mit einem einfachen „Gewährt!“ über alle Sorge und Mühe hinwegzusetzen. Für eine solche arbeitscheue, verweichlichte Natur sind Menschen gleich Marinelli wie geschaffen, weil sie ihrer Trägheit das Wort reden. Die einzige Bittschrift, die er durch Gewährung erledigte, verdankt diesen Vorzug dem Umstande, daß die Bittstellerin Emilia heißt. So ganz ist alles bei ihm Laune, Stimmung, Erregung des Augenblicks, und es ist ein unübertrefflicher Meisterzug in Lessings Zeichnung, daß der Prinz selbst diese Gewährung, nachdem er sie gegeben, am Ende der Scene wenigstens halb und halb wieder zurücknimmt. Denn er selbst ist das Urbild der Halbheit, dieser fluchwürdigsten aller Eigenschaften bei einem Fürsten. Halb in jeder Tugend und in jedem Laster, ist er nur in Einem ganz: in dem unzerstörbaren sentimentalen Egoismus seines Fürstenbewußtseins. Er ist ein Mensch, mit dem es von vornherein die Natur gut gemeint hatte, sinnlich schwungvoll, geistreich und bildungsfähig, empfänglich für das Gute und Edle, voll Sinn für das Schöne, begeistert für die Kunst, ein weiches Wachs in der Hand eines charakterstarken Leiters. Als Privatmann wäre er wahrscheinlich, wenn arm, ein tüchtiger Künstler, wenn reich, ein geistvoller Dilettant geworden. Als Fürst geboren, von der Schmeichelei erzogen, von der Verweichlichung gewiegt, gewöhnt, die Aufgabe seines Daseins im Genusse, in der Arbeit das Hinderniß des Genusses zu sehen, ohne Gefühl der Pflicht, nur Rechte und Privilegien des Herrschers kennend, und einen Marinelli zur Seite, wird er, was er ist: ein ästhetischer Gourmand des Genusses, ein sentimentaler Halbtyrann, gut und grausam aus ein und eben derselben Schwäche seines egoistischen Leichtsinns. Unfähig zu jeder ernsten Initiative

ist er um so froher, wenn ihn äußerlich irgend etwas dahin gebracht hat, eine Entscheidung auszusprechen, und sein: „dabei bleibt es! dabei bleibt es!“ dem alten Galotti gegenüber in der vierten Scene des letzten Aktes, ist sprechender als eine seitenlange Charakteristik. Das ganze Elend aber dieser sittlich haltlosen Natur, die fleischgewordne Schauspielerei der sich selbst belügenden fürstlichen Schwäche hat Lessing in die Schlußworte des Stückes gelegt, wo dieser Fürst, der vor keinem Mittel zurückbebte, das dazu helfen konnte, die verlobte Braut eines Andern, eines Mannes voll Ehre und Würdigkeit, in seine Gewalt zu bringen, der Spießgesell des Intriguanten und Mörders Marinelli, er, dem „ein Graf mehr oder weniger in der Welt“ nichts ist gegen seine Leidenschaft, — jetzt, wo die ersehnte Frucht des Verbrechens ungenießbar geworden ist, im Angesichte Gottes die sentimentale Blasphemie zum Himmel ruft: „Ist es, zum Unglück so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“

Appiani und Orsina erscheinen nur in wenigen Scenen, und wie vollendet stehen ihre Gestalten vor uns da. Für Marinelli ist Appiani freilich ein empfindsamer Narr, den er sich bemüht haben würde zu verachten, wenn er ihn nicht zugleich hätte fürchten und hassen müssen. Appiani hat daran gedacht, Staats- und Hofdienste zu nehmen, aber Marinelli wußte es zu hintertreiben, weil er in ihm einen Nebenbuhler in der Gunst des Fürsten fürchtete, der den Unterschied zwischen einem Appiani und einem Marinelli in seinen guten Momenten wohl zu schätzen weiß, und nicht verfehlt, den letzteren gelegentlich mit beleidigender Ironie darauf hinzuweisen. In einem solchen guten Momente sehen wir den Prinzen in der ersten Scene mit Marinelli, wo er dessen Spöttereien über den „empfindsamen“ Grafen, die er sonst ohne Zweifel anders aufnahm, mit den Worten begegnet: „Bei alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben so wenig als er Sie — bei alle dem ist er doch ein sehr würdiger

junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken." Das aber eben ist es, was Marinelli fürchtete, daher sein Triumph, daß diese tugendhafte Anwandlung seines Fürsten und Herrn zu spät kommt, daß Appiani sich durch sein „Mißbündniß" und seinen Entschluß, das Land zu verlassen, allen Gunstbeweisen entzogen hat. Das ist auch der Grund, weshalb Marinelli seinem Herrn die Neuigkeit von der Verlobung des Grafen erst jetzt, am Hochzeitstage, mittheilt, wie es der Grund ist, weshalb er, als ihm plötzlich und unerwartet die Leidenschaft seines Gebieters für die Braut des Gehaßten entgegentritt, nur um so bereitwilliger ist, alle Segel aufzuspannen, um den Bruch zwischen Appiani und dem Fürsten unheilbar zu machen.

Appiani ist eine melancholische Natur. Der Fürst hat ihn angezogen; aber seine nähere Kenntniß, die Einsicht in die Unheilbarkeit der Hofzustände hat ihn enttäuscht, und der alte Galotti hat das Seine dazu gethan, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken, als sein eigener Herr zu leben, statt einem leichtsinnigen und verderbten Fürsten zu dienen. Er liebt Emilien, aber er betet den Vater an als das Muster aller männlichen Tugend. Die trübsinnige Stimmung, in der wir ihn auftreten sehen, ist ebenso erklärlich als folgenschwer. Erklärlich: denn sie ist Folge seiner grübelnden Natur, die sich durch die Nähe des Glücks beängstigt fühlt, schon darum, weil zwischen Becher und Lippe der Weg noch so weit ist; erklärlich, weil er am Scheidewege seiner früheren hochfliegenden Lebensentwürfe und seiner jetzt vor ihm liegenden bescheidenen Zukunft steht, welche ihm Freunde nicht ohne Eindruck auf ihn zu machen vorgehalten haben [1]). Folgenschwer: weil nur aus dieser Stimmung die beleidigende Schroffheit gegen Marinelli in der nächsten Scene hervorgehen kann, welche ihm sein Schicksal unwiderruflich bereitet, da der feige Marinelli

[1]) Dies ist Akt 2. Scene 5. angedeutet.

jetzt aus dem Triebe der Selbsterhaltung zum Mörder werden muß. Auch dämmert in ihm eine dunkle Ahnung auf — vielleicht hervorgerufen durch eine Mittheilung Odoardo's, die man zwischen dem vierten und siebenten Auftritte des zweiten Aktes zu denken hat — eine Ahnung von irgend welcher Intrigue gegen sein Glück durch den Fürsten; wenigstens scheint sein „Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen" auf so etwas hinzudeuten. Aber charakteristisch für die Gesundheit seiner Natur ist es, daß der Conflikt mit Marinelli, weil er entscheidend ist, und ihn der widerwärtigen Nothwendigkeit zum Prinzen zu gehen überhebt, seine ganze Stimmung verändert und ihm die Energie und Spannung seines Wesens wiedergiebt.

Mit noch ungleich größerer Meisterschaft hat Lessing bei der Figur der Orsina die ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser echten Fürstenmaitresse großen Stils, gegen die Schillers Lady Milford weit zurückstehen muß, in dem engen Raume weniger Scenen mit wunderbarer Lebendigkeit vor uns hinzustellen gewußt. Dies Gemisch der entgegengesetztesten Eigenschaften, dies Weib, kleinlich und großherzig, berechnend und unvorsichtig, stolz und unterwürfig, rachsüchtig und sentimental, spitzfindig skeptisch wie Hamlet und sinnlich leidenschaftlich wie eine Mänade, kann nur lieben, wenn es zugleich herrscht. Und sie hat den Prinzen beherrscht, er hat „ihre Fesseln getragen". Er hat sie geliebt, aber er hat gefühlt, daß sie ihn beherrschte, daß sie ihm geistig überlegen war, und dies Gefühl steigert sich durch seine neue Leidenschaft für ein Wesen, das in allen Stücken das Gegentheil von ihr ist, zu leidenschaftlicher Abneigung, deren Ausdruck zuletzt zu empörender Härte wird. Zum Herrschen geboren, wie sie ist, verwöhnt durch die Allmacht, die sie über die Welt um sich her, ihre Welt, ausgeübt hat, bringt der Gedanke, die Gewißheit, daß sie die Herrschaft verloren, der sie alles geopfert, was ein Weib opfern kann, sie hart an die Grenze des Wahnsinns, dem sie sicher verfallen wird, wenn sie in der Verwickelung der Ge-

schicke um sie her ihr dämonisches Werk gethan hat. Gervinus nennt sie in seiner meisterhaften Charakteristik Lessings, welche für alle Zeiten als ein Musterbild dasteht, eine Figur, die auf eine vortreffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstelle, als die Margarethe in Shakspeare's Richard. In der That ist sie es, die durch ihre Betrachtung über den Zufall das Unheil als nothwendiges Schicksal, als Gericht des allwaltenden Gottes verkündet, und Gervinus hat Recht, wenn er sagt, daß diese Anwendung der Schicksalsidee nach den christlichen Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, das Stück zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele mache.

Die Wirkung des Stückes auf die Zeitgenossen war eine sehr verschiedene. Der enthusiastischen Bewunderung eines Ebert und Eschenburg, und des Göttinger Dichterkreises trat die kühle Theilnahme der Berliner Freunde, der Neid Weisse's, die Plattheit Engels und die hochmüthige Unverschämtheit der Mauvillon-Unzer'schen Kritik gegenüber. Lessing selbst erlebte wenig Freude an seiner langgepflegten Lieblingsdichtung, und sein Unmuth über die vielen Mißurtheile, die er zu hören bekam, spricht sich deutlich in der bekannten brieflichen Aeußerung gegen seinen Bruder aus, daß er sich alle Mühe gebe, das Stück zu vergessen [1]). Er ging nicht einmal nach Braunschweig hinüber, um es aufführen zu sehen.

Vor allem fühlten sich die weichen sentimentalen Seelen von einer Dichtung abgestoßen, die in der edlen Einfachheit und gedankenschweren Kürze der Sprache, in der stählernen Festigkeit der Charaktere, in der straffen Knappheit der in den kurzen Zeitraum von zwölf Stunden zusammengedrängten Handlung, und endlich in der unerbittlichen Konsequenz der tragischen Leidenschaft nichts hatte, was den verwöhnten Herzen schmeicheln konnte. Herders kürzlich

[1]) XII. 360.

herausgegebene Briefe an seine Braut sind dafür ein sprechender Beweis. Er fand allerdings in dem Stücke „sehr hübsche Scenen", aber der Gesammteindruck war ihm ein abstoßender. Der Witz in demselben schien ihm „eben so schwer verdaulich wie die Schwachheit (!), die der Dichter allen seinen Weibspersonen gebe". Daß in dem Stücke, schreibt er ein andermal, Alles nur gedacht sei, wolle er noch immer vergeben; vielleicht sei es in manchem Betrachte Tugend, wenn ein Autor für die Bühne auf gewisse Weise ein Schöpfer sei, der schaffe und nicht selbst empfinde. Nur freilich, Weiber würdig zu schildern, sei des „guten Mannes" Sache nicht [1]). Wenn man in demselben Briefwechsel Herders mit seiner Braut und in ähnlichen Dokumenten jener Zeit das sentimentale Ueberschwenglichkeitsgewimmer liest, so fühlt man es recht, wie der scharfe Damascenerstahl Lessingscher Männlichkeit da durchschneiden mußte. Wir aber mögen wohl mit Goethe einstimmen, der noch als Sechszigjähriger Emilia Galotti ein vortreffliches Werk nannte, ein Stück voller Verstand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, das überhaupt eine ungeheure Kultur ausspreche, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind", und das zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse [2]).

Hier scheint es uns am Orte, einen Blick auf das Verhältniß zu werfen, in welchem Lessing zu dem ersten Auftreten des Genius erscheint, dessen Anfänge er noch erlebte, und der bestimmt war, die von Lessing begonnene Revolution der deutschen Nationalliteratur erweiternd fortzusetzen. Wir wollen versuchen, dieses Verhältniß im nächsten Kapitel darzustellen.

---

[1]) Aus Herder's Nachlaß, III. 223. 301.
[2]) Riemer, II. 664.

Drittes Kapitel.

Lessing und Goethe.

Schon am Schlusse der Dramaturgie im Jahre 1769 hatte sich Lessing, wie wir sahen, mit großer Entschiedenheit gegen die ersten Anfänge des regelstürmenden Genieswesens ausgesprochen. Sowohl in diesem Werke als im Laokoon war es eine seiner Hauptaufgaben gewesen: die Verbindung von Genie und Regel, von schöpferischer Freiheit und Gesetzlichkeit der Natur der Sache, zum höchsten Prinzip in aller Kunst zu machen, „und jeden Theil am rechten Orte zu betonen", um ihn vor den Uebergriffen des andern zu sichern. Wie er im Epos Homer und Milton in Parallele stellte, so hatte er in Shakspeare so gut wie in Sophokles das Wesen der griechischen Tragödie und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen der Aristotelischen Poetik gefunden, und war damit zugleich dem sonst von ihm so hochgeschätzten Gerstenberg entgegengetreten, der eben erst in seinem Aufsatze über Shakspeare das Gegentheil verfochten hatte. Die hohlköpfigen Genieschreier der Klotzischen Schule hatte er mit einem Schlage beseitigt. Jetzt aber stand ein wirkliches Genie auf, das die revolutionären Ideen der regelstürmerischen Demagogen durch ein Werk zur That machte, wie die deutsche Literatur bisher noch keins aufzuweisen hatte.

Goethe war ein neunzehnjähriger Leipziger Student, als Lessing in Hamburg seine Dramaturgie schrieb. In seiner Selbstbiographie gedenkt er der versäumten Gelegenheit, Lessing persönlich kennen zu lernen, mit den Worten: „Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm

zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." Dies war im Mai des Jahres 1768, wo Lessing von Hamburg aus in buchhändlerischen Geschäften eine kurze Reise nach Leipzig machte, ohne sich irgendwo aufzuhalten [1]). Es ist Schade, daß der gereifte Mann Goethe es vermieden hat, sich klar darüber auszusprechen, was dem Studiosus Goethe eigentlich damals gegen Lessing im Kopfe steckte. Denn gegen die „Albernheit", die er seinem Verhalten zum Grunde legt, möchten wir ihn gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Wenn der kaum neunzehnjährige Jüngling, dem doch erst kurz zuvor in Lessings Laokoon ein neuer Leitstern aufgegangen war, und der die Wirkung der Minna von Barnhelm so tief empfunden hatte, jetzt eine Antipathie gegen denselben Mann in sich fühlte, in dem Momente, wo dieser in der Dramaturgie seine ersten Donnerschläge hatte über das französische und deutsche Theater hinrollen lassen, so wird die Vermuthung nicht allzu gewagt sein, daß diese Antipathie eben durch die Dramaturgie hervorgerufen worden war. Es ist bezeichnend, daß Goethe der letzteren in seiner Biographie nur ein einziges Mal, und dies eine Mal in einer Weise erwähnt, welche von den ungeheuren Wirkungen derselben nur zu sagen weiß, daß Lessing in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal gegeben habe zu jener absurden Vergötterung der Shakspeare'schen Clownswitze, wie Goethe und seine Genossen sie in Straßburg übten [2]). Mit einem Worte: Der Dichter der „Mitschuldigen" und der „Laune des Verliebten" war selbst noch zu befangen in französischen Sympathien, um nicht mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen durch Lessings herbe Kritik der französischen Muster verletzt und verstimmt zu werden.

---

[1]) XII. 195. 197. Goethe, W. XXV. 179.
[2]) Goethe, W. XXVI. 78.

Wenige Jahre später, und das Blatt hatte sich gewendet. Die Dramaturgie hatte ihre Wirkung gehabt. Shakspeare war die Parole des Tages geworden, und das souveräne „Genie" an die Stelle der französischen Regelherrschaft getreten. Als Goethe, der damals, wie er selbst gesteht, von einem Extrem ins andere übersprang, sich in Straßburg mit seinen Genossen der Shakspearemanie überließ, und in Wetzlar seinen Götz entwarf, als sein Freund Lenz in den „Anmerkungen über das Theater" mit bacchantischem Jauchzen die absolute Gesetzlosigkeit des genialen Individuums verkündete, und alle Theorie und alle Regeln des Aristoteles wie alten Trödelkram über Bord schleuderte, da erschien diesen Stürmern und Drängern selbst Lessing bereits als ein Zurückgebliebener, und es fehlte nicht viel, daß er ihnen gegenüber jetzt dieselbe Stellung einzunehmen schien, in welcher sich Gottsched früher ihm selbst gegenüber befunden hatte.

Goethe's Götz von Berlichingen erschien zu Anfange des Jahres 1773. Lessing war damals in seiner Wolfenbütteler Einsamkeit, seit er Deutschland seine Emilia Galotti gegeben hatte, durch Stimmung und Verhältnisse so sehr aller poetischen und namentlich aller dramatischen Literatur entfremdet, daß beinahe ein volles Jahr verging, ehe er das Goethe'sche Werk auch nur las. Wir wissen zufällig sogar den Tag, an welchem es geschah; denn in einem Briefe vom 2. Februar 1774 an seinen Bruder, gegen den er sich entschuldigt, daß er dessen ihm übersandte Dramen noch nicht zu lesen Zeit gefunden, setzte er hinzu: „Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz." Schon aus diesen Worten geht hervor, daß Lessing mit der neuen Tragödie keineswegs zufrieden war. Einige Monate später brachte Koch das Stück in Berlin zuerst auf die Bühne. Der geschickte Kupferstecher Meil hatte Kostüm und Dekorationen entworfen; denn Koch hatte die Unmöglichkeit eingesehen, diese Dichtung in dem

bisherigen konventionellen Kostüm mit Puderfrisur und Galanteriedegen vorzuführen [1]). Karl Lessing, der bei der Einrichtung des Stücks für die Bühne thätig gewesen war, meldete seinem Bruder den Erfolg in einer etwas übertrieben enthusiastischen Weise, verschwieg jedoch nicht, daß Ramler den allgemeinen Beifall nicht zu theilen scheine, und daß das neue Werk allerdings Mangel an Einheit des Interesses zeige [2]). Lessing erwiderte umgehend: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet."

Aus der letzten Bemerkung sieht man, daß Lessing nicht Willens war, den Vertheidigern des französischen Geschmackes und der Batteux'schen Aesthetik irgend ein Angriffsrecht gegen die neue Dichtung einzuräumen. Eben so wenig verkannte er den neuen kraftvollen Geist, der sich in derselben kundgab, und die revolutionäre Gewaltwirkung, die dieser „geharnischte Erstling einer neuen großen Dichterperiode" ausüben mußte. Aber wenn Goethe selbst schon sieben Jahre später im Todesjahre Lessings sein Werk „die Produktion eines freien ungezogenen Knaben" nannte, und weiterhin in seiner Biographie das Bekenntniß ablegte: daß er mit dieser „ohne allen und jeden Plan und Entwurf" hingeschleuderten Skizze nicht nur alle Theatergrenzen überschritten, sondern bei dem Versuche, die „Fesseln der Einheit des Orts und der Zeit abzuwerfen, auch der höheren Einheit, die um so mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte [3]): so war ihm Lessing eben in der Erkenntniß dieser Fehler voraus, und diese Fehler erschienen in Lessings Augen um so

[1]) Devrient, II. 297.
[2]) XIII. 506—507.
[3]) Goethe, W. XXVI. 201.

gefährlicher, je glänzender und verführerischer sich das gegebene Beispiel der Verachtung aller der dramatischen Grundgesetze darstellte, die er selbst so eben erst in der Hamburgischen Dramaturgie seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht und in seiner Emilia Galotti zu verwirklichen gesucht hatte. Ihm schien es, wie er sich mündlich gegen Freunde äußerte [1]), eben nichts so Großes, daß ein begabter Dichter, der sich über alle Regeln hinwegsetze, eine Folge interessanter Scenen aneinanderreihe. Das wahre Genie des Dramatikers bewähre sich aber vielmehr durch einen vollendet angelegten Plan, durch die geschickte Herbeiführung der Situation und durch die richtige Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere. Nach allen diesen Seiten hin mußte er das Goethe'sche Drama entschieden verwerfen. Ja er hatte sogar einen Augenblick Lust verspürt, wie er an seinen Bruder schreibt, in seinem Aerger „über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten), mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden" [2]). „Allein davor bewahre mich der Himmel!" setzte er hinzu. Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." Er war eben damals in Wolfenbüttel körperlich und geistig gebrochen, und in einer Stimmung, in welcher er, wie es in demselben Briefe heißt, seinem Untergange mit resignirender Verzweiflung entgegensah. Vor allem empfand er gegen alles Theatralische in Erinnerung an seine Hamburger Leiden einen bis an Ekel grenzenden Widerwillen. Dennoch hat sich in seinem Nachlasse ein kurzes Fragment der „Komödie", die er mit Goethe aufzuführen Lust spürte, erhalten, das bisher nicht beachtet sein Urtheil über Goethe's Götz in wenige Worte zusammendrängt. „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke! Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit?"

---

[1]) Guhrauer II. 2. 93.
[2]) XII. 421.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese spottende Frage von Lessing bejahend gemeint und auf Goethe's Götz gemünzt war; und ebenso wenig, daß trotz der Herbheit seiner Fassung dies Urtheil genau den kranken Punkt der neuen Dichtung traf. In der That konnte Lessing seine ganze Arbeit für das deutsche Theater als verloren ansehen, wenn diese neue Richtung, die statt ebenmäßiger dramatischer Entwickelung der Charaktere und Leidenschaften das rein stoffliche Interesse wild bewegter Vorgänge, Scenen und Begebenheiten in den Vordergrund stellte, sich auf der deutschen Bühne die Herrschaft errang. Glücklicherweise geschah dies nicht. Das Goethe'sche Erstlingswerk, so bedeutungsvoll in seinen Wirkungen auf die Literatur vermochte sich auf der Bühne nicht zu behaupten. Goethe beklagte sich später in seiner Biographie über die „dumpfe Sinnesart," die selbst unterrichtete und gebildete Männer bei dem Erscheinen seines Götz in ihrer Kritik desselben an den Tag legten;[1]) und in der That erklärte auch Lessing die hier von Goethe gemeinte Recension des Gießener Professor Schmidt in Wielands Merkur für oberflächliches Gerede[2]). Um so mehr war es zu bedauern, daß er selbst nicht Hand anlegte, um Dichter und Publikum über das Werk aufzuklären. Wir würden dann statt der bloß negativen Andeutungen auch sein Urtheil über die positiven Seiten der Dichtung erhalten haben, zu deren Würdigung keiner mehr als er berufen war. So aber vereinigten sich äußere Umstände, niedergedrückte Stimmung und Widerwille gegen alles Aesthetische ihn schweigen zu machen, so sehr auch das übermüthige Gebahren der Geniemänner in Goethe's Umgebung seinen Unwillen erregte. Er verlor zwar das Treiben dieser „Stürmer und Dränger" nicht aus den Augen; aber er hielt, wie wir jetzt aus den Briefen von Elise Reimarus wissen, ihre Wirkung für vorübergehend und wollte nicht dagegen geschrieben

[1]) Goethe, Werke XXVI. 205. vgl. Ad. Stahr: Johann Heinrich Merk, ein Denkmal. S. 29—38.

[2]) XII. 420.

und sie in ihren Sümpfen nicht gestört wissen. Dagegen äußerte er in mündlichem Gespräche gegen die zuvorgenannte Freundin in Bezug auf Wieland: „er habe diesem kürzlich (1776) die Erinnerung gegeben, doch bei seinem neuaufgestutzten Hans Sachs der Welt zu sagen, daß jene Knittelverse in damaliger Zeit nichts weniger als Knittelverse, sondern das Schönste gewesen, was jene Zeiten hervorbrachten, daß also, wer in unsern Zeiten nicht auch dem besten Geschmacke, sondern jenen Knittelversen folgen wollte, ihn übel verstehen würde." Als Wieland ihn um diese Zeit zu Beiträgen für seinen Merkur dringend aufforderte, schrieb er ihm ablehnend zurück: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen." That doch selbst Herder in seinem Aufsatze über Shakspeare (1773), als sei von ihm und seinen Freunden der große britische Dichter so gut wie neu entdeckt, und als sei eine Hamburgische Dramaturgie von Lessing in dieser Beziehung gar nicht vorhanden.[1])

Daß in Goethe's Götz, der von dem jungen Genie-Deutschland jener Tage so enthusiastisch als ein Drama im Style Shakspeare's ausposaunt und von dem gesammten damaligen Publikum als ein solches anerkannt wurde, keine Spur von dem dramatischen Style und der Kunst des britischen Dichters vorhanden ist, braucht man freilich heutzutage nicht mehr zu beweisen. Damals aber stand Lessing mit dieser Erkenntniß allein, wie er allein stand mit seiner Voraussicht des nachtheiligen Einflusses auf die deutsche Bühne, welchen das Goethe'sche Erstlingswerk durch die Erzeugung zahlloser Nachahmungen formloser historischer Ritterschauspiele bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ausüben sollte.

Ungleich tiefer als der Götz erfaßte ihn dagegen Goethe's

[1]) Vergl. meinen Aufsatz Shakspeare in Deutschland, in: Prutz, Literarhist. Taschenbuch I. 26 ff.

Werther, der ein halbes Jahr später in seine Hand gerieth. Eschenburg hatte ihm das Buch, das damals die ganze Nation elektrisirte, zugesendet, und dieser Dichtung gegenüber theilte Lessing die allgemeine Stimmung. „Haben Sie tausend Dank," schreibt er dem Freunde, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können." Nur Eins vermißte er, und dies Eine ist bezeichnend für die antik gesunde Sinnesart des Mannes, dem die moderne Vergötterung der krankhaften und unmännlichen Liebessentimentalität in tiefster Seele zuwider war. „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll," fährt er fort, „meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast -- verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnsinn) welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!" Das ist völlig antik gedacht

und empfunden, und Lessing stand auch hier auf der Seite des von ihm so hoch gehaltenen Aristoteles, der in seiner Ethik [1]) den „Selbstmord aus Liebesgram" für die Handlung nicht eines Tapfern sondern eines Feigen erklärt.

Wir haben schon früher [2]) darauf hingewiesen, daß man um Lessings ganzes Verhalten zum Werther richtig zu beurtheilen, auch seine damalige Lebenslage und Stimmung in Anschlag bringen müsse. Dazu aber ist jetzt noch zweierlei ins Auge zu fassen.

Zunächst der Umstand, daß Lessing, wie in so vielen Dingen, so auch in Betreff der Zeitstimmung und Zeitkrankheit, in deren innerstes Herz Goethe mit seiner Dichtung hineintraf, als eine Ausnahme unter seinen Zeitgenossen dastand. Er war so völlig frei von dieser Krankheit der weltschmerzenden Unzufriedenheit und Verzweiflung, als deren Produkt die Goethe'sche Dichtung auftrat, und die den Resonanzboden derselben in der damaligen Zeit bildete, daß er eben deshalb die Genesis des Werks nicht zu begreifen vermochte. Eben darum aber übersah er auch, daß nicht ein Uebermaß der Liebesleidenschaft, sondern die durch Selbstverzärtelung herangepflegte Krankhaftigkeit von Werthers sittlicher Natur die Katastrophe in der Dichtung hervorbringt, und daß in dieser Einsicht das Heilmittel, welches er vermißte, genau genommen schon enthalten war. Werther ist kein „Mann," sondern ein Weichling, der sein Herz verzärtelt hat. Darum konnte Goethe in dem Gedichte, welches er 1775 der zweiten Ausgabe hinzufügte, seinen Lesern zurufen:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber die Zeit, die den Werther zuerst las, war weit entfernt

---

[1]) Arist. Ethic. ad Nicom. III. cp. 7. (cp. 11. Bekk.)
[2]) S. S. 94.

von der Reife unserer Einsicht in das eigentliche Wesen desselben; ja der Dichter selbst stand, als er jene moralische Nutzanwendung hinzufügte, noch lange nicht auf der reifen Höhe seiner autobiographischen Betrachtung des Werks, sondern sprach es in dem so eben angeführten Schlußgedichte noch ganz unbefangen aus, daß auch er das von Lessing angegriffene Liebespathos für das Grundmotiv seiner Dichtung hielt:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

War also von dieser Seite Lessings Anstoß durchaus gerechtfertigt, so war er es noch mehr von einer andern, welche er in jener hingeworfenen brieflichen Aeußerung — denn man merke wohl, daß Lessing keine Kritik des Werther schrieb — gleichfalls andeutet. Goethe's Werther galt damals allgemein als das echte Portrait des jungen Jerusalem. Wir wissen das jetzt freilich längst anders und besser. Aber wir haben kein Recht, dieses unser besseres historisches Wissen um die wahre Entstehung und den Inhalt der Dichtung, in welcher Goethe seine eigene Krankheitsgeschichte niederlegte, und den Selbstmord jenes unglücklichen jungen Mannes nur als Motiv für die Katastrophe benutzte, Lessingen unterzuschieben, der einen seinem Herzen nahe stehenden Freund durch jene Dichtung ebenso verunglimpft sah, wie sich Kestner mit vollem Rechte über seine Portraitirung als Albert und über sonstige Indiskretion gegen seinen Freund Goethe beschwerte. Wer den Urtheilen der Zeitgenossen gerecht werden will, muß sich vor allen Dingen auf ihren Boden stellen. Lessing fand den Charakter des jungen Jerusalem in Goethe's Werther völlig verfehlt. Er fand ihn ungerecht behandelt, und hielt es für seine Pflicht, durch die Herausgabe von dessen nachgelassenen Schriften der Welt zu beweisen, daß sein unglücklicher junger Freund „der empfindsame Narr nicht gewesen sei", den die Dichtung schil-

dere. Die Vorrede, mit welcher Lessing jene Ausgabe der Jerusalem'schen Aufsätze begleitete, ist in der That von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Schilderung Goethe's, und er selbst hatte es gegen seine intime Freundin Elise Reimarus kein Hehl, „daß er größtentheils Goethen zum Trutze sich verbunden erachtet habe, Jerusalems ächte Geistesgestalt der Welt darzulegen." Lessing hatte mit dem jungen Manne, „dessen Laufbahn so kurz, und dessen Lauf so schnell war", ein volles Jahr (1771) in Wolfenbüttel zusammen gelebt, und hatte ihn tief in sein Herz geschlossen. Wir werden weiter unten sehen, daß dieser „junge Grübler" der einzige Mensch gewesen ist, gegen den Lessing seine philosophischen Ansichten vollständig und rückhaltslos ausgesprochen hat, weil er bei ihm die Bedingungen des Verständnisses derselben wie bei keinem andern seiner Freunde fand. „Ich wüßte nicht, sagt er, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn." Es war „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, es war der Geist der kalten Betrachtung", verbunden mit tiefer innerer Wärme, was ihn zu dem jungen Manne zog, dessen früher Tod ihn so schmerzlich erschüttern sollte. „Doch *lange* leben (setzt Lessing hinzu) ist nicht viel leben; und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig." Die ganze Vorrede [1]) ist in diesem Tone gehalten, und ein rührend schönes Zeugniß für die Tiefe der Freundesliebe, deren Lessings Herz fähig war.

Bei diesem Proteste gegen Goethe's Dichtung ließ er es bewenden. Auf Goethe selbst aber kam er nur noch einmal zurück, und zwar bei Gelegenheit von Leisewitz, dessen anonym erschienenes Trauerspiel „Julius von Tarent" er für ein Werk Goethe's hielt. Als er erfuhr, daß er sich geirrt habe, erwiderte er: „Desto besser, so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!"

[1]) X. 1 3.

Bekanntlich blieb Julius von Tarent das einzige dramatische Werk des begabten jungen Dichters, in welchem Lessing allerdings Geist von seinem Geiste erkennen durfte. Von Goethe erschienen bis zu Lessings Tode nur noch Clavigo und Stella, und über beide findet sich in Lessings Schriften und erhaltenen Briefen keine Andeutung mehr. Doch erfüllte ihn das Gedicht Prometheus, das er, wie wir weiterhin sehen werden, durch Jacobi kennen lernte, mit Bewunderung des Goethe'schen Genius und der Freiheit des philosophischen (Spinozistischen) Standpunktes, den der jugendliche Dichter in diesem Gedichte bemerken ließ. Ueberhaupt aber zogen ihn seine äußeren Schicksale und das Ueberhandnehmen eines andern, des philosophisch-religiösen Interesses, verbunden mit den daraus für ihn entspringenden Folgen, in den letzten zehn Jahren seines Lebens völlig ab von der Theilnahme an ästhetischen Dingen, und von dem Interesse für die Bewegungen, welche grade in jenen Jahren einen so wichtigen Umschwung in unserer nationalen Literatur herbei führten.

Wir dürfen es nicht allzu sehr beklagen, daß es so geschah. Lessings Mission nach dieser Seite hin war erfüllt. Seine starke Hand hatte die deutsche Literatur aus der Finsterniß der Geschmacksverwirrung zur Klarheit des Urtheils geführt. Er hatte seinem Volke die wahren Muster gezeigt und die falschen Götzen zerschlagen; er hatte ihm die Ziele und Stoffe gegeben, die leitenden Grundsätze für alle Poesie aufgestellt, und der Nation eine Sprache geschaffen, die es mit jeder fremden aufnehmen konnte. Er hatte sie von dem Drucke des Vorurtheils und der Nachahmung durch originale Werke befreit, und ihr das Selbstgefühl erweckt, das für alles Wagniß selbstständiger Produktion Bedingung ist. Aber dem Befreier unserer nationalen Literatur war von seinem Genius auch noch die Erfüllung der großen Aufgabe vorbehalten: auf einem noch höheren und weiteren Gebiete, auf dem der Philosophie und Religion, den unerschütterlichen Grundstein zu legen für die Befreiung des deutschen Geistes aus der Dumpfheit und Enge zelotischer Orthodoxie, wie aus

der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität. Auf dieser für ihn selber dornenvollen Bahn werden wir ihn in den folgenden Abschnitten bis dahin zu begleiten haben, wo es ihm gelang, mit Nathan dem Weisen die beiden Hauptbestrebungen seines Lebens für das Schöne und für das Gute durch ein Werk zu vereinen, welches den kühnen Bau seines Wirkens wie eine erhabene Kuppel krönend überwölbt. —

Goethe aber fühlte, je mehr er in Weimar über sich selbst zur Klarheit kam, das wachsende Verlangen, mit Lessing in persönliche Berührung zu treten. Doch grade in dem Augenblicke, in welchem er den Entschluß zu einer Reise nach Wolfenbüttel faßte, erfuhr er den Tod des großen Mannes. „Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam," schreibt er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Und als er später mit seinem Schiller vereint in den Xenien jenes epochemachende Strafgericht über die Schwächen der deutschen Literatur hielt, da setzten die beiden Heroen dem großen Erneuerer unserer Literatur das würdige Ehrendenkmal mit dem huldigenden Ausspruche:

„Vormals im Leben ehrten wir dich als einen der Götter,
Nun, da du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist!"

Elftes Buch.

Lessing der Philosoph.

„Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist."
Fichte.

Erstes Kapitel.

Lessing und Kant.

Lessing wird in der Regel zu den Popularphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt. Will man damit, nach Hegels Vorgange, die Anhänger der zur Zeit herrschenden Wolf'schen Schule bezeichnen, — gleichviel ob sie die pedantische Methode des Meisters beibehalten, oder abgestreift — so ist der Ausdruck für Lessing unpassend. Schon als Jüngling war er entschiedener Gegner der damaligen Modephilosophie. „Die jetzigen Weltweisen" — schrieb er in dem Aufsatze „Gedanken über die Herrnhuter im Jahre 1750, nach Danzel 1755" — „sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raume können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird [1])." Und an einer andern Stelle, die freilich einer spätern Zeit angehört, sagt er. „weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre, so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. —

[1]) Lessings Werke XI. S. 24.

Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wieviel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht! [1])"

Soll dagegen durch den Ausdruck „Popularphilosoph" nur der Gegensatz gegen den zünftigen Katheder-philosophen bezeichnet werden, versteht man darunter einen Schriftsteller, der philosophische Ideen, die Früchte seiner denkenden Betrachtung der Dinge, durch eine Allen verständliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen strebt, — dann ist Lessing allerdings, in der edelsten Bedeutung des Worts, ein Popularphilosoph, ein Volksphilosoph wie kein zweiter in Deutschland. In den Kompendien der Philosophiegeschichte, in dem goldenen Buche des Fakultätsadels freilich sucht man den Namen Lessing vergebens. Darüber aber mag er sich trösten. Dies Geschick theilt er mit Schiller, Goethe, den beiden Humboldts und andern Denkern, die keine Weltsystemmacher gewesen.

Die philosophische Weltansicht Lessings kann nur durch eine vergleichende Zusammenstellung der in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen ermittelt werden. Die Urtheile der Männer aber, die solches versuchten, gehen weit auseinander. F. H. Jacobi erklärte ihn für einen Spinozisten und gerieth deshalb in den bekannten, später zu erwähnenden Streit mit Mendelssohn. Guhrauer hält ihn für einen Leibnitzianer; — seine Philosophie, sagt er, weise „wie nach der Vergangenheit auf Leibnitz, so nach der Zukunft auf Schelling hin." Ritter bezeichnet ihn als „Idealisten und Vorgänger Fichte's." Carrière sieht in Lessing einen „Vorläufer Hegels und des absoluten Idealismus." Schwarz nennt ihn einen

[1]) Werke XI, S. 407.

„spekulativen Theisten," Kuno Fischer einen „Leibnitzischen Pantheisten." — Wer hat Recht? wer Unrecht? Oder hätte vielleicht Keiner von allen ganz Recht? und Keiner ganz Unrecht? und lassen sich die scheinbar so widerstreitenden Urtheile nicht doch vielleicht versöhnen? Danzel, der gründlichste Forscher über Lessing, sagt in Bezug auf dessen Verhältniß zur Philosophie: bei keinem Theile von Lessings Wirksamkeit sei es vielleicht nothwendiger, daß man den Prozeß ganz neu instruire, als hier. Versuchen wir es, dieser Weisung zu folgen.

Um den spekulativen Grundgedanken der Lessing'schen Philosophie festzustellen, wollen wir es versuchen, denselben gleichsam vor unsern Augen entstehen zu lassen. Wir unterscheiden zu dem Ende drei Perioden in Lessings Leben. Die erste, von 1746—1760, umfaßt die Universitätsjahre und die nächstfolgende Zeit bis zu Lessings Uebersiedelung nach Breslau; die zweite von 1760—1770 seinen Aufenthalt in Breslau bis zum Antritte seiner Stellung in Wolfenbüttel; die dritte endlich die zehn letzten Jahre seines Lebens, während deren er zuerst die Nouveaux Essais von Leibnitz kennen lernte. Betrachten wir Lessing, den Philosophen, in der ersten dieser drei Lebensepochen.

Wie Kant, so zeigte auch Lessing schon auf der Schule eine besondere Vorliebe für Mathematik; er übersetzt den Euklid, arbeitet an einer Geschichte der Mathematik, und hält bei seinem Abgange von der Anstalt eine lateinische Rede de mathematica barbarorum. Auf der Universität Leipzig, die er als Siebzehnjähriger (1746) bezog, konnten ihn die philosophischen Vorträge der dortigen Professoren wenig anziehen; nur Kestners philosophische Disputirübungen sehen wir ihn regelmäßig von Anfang bis zu Ende besuchen. Zu Hause liest er fleißig die Wolf'schen Schriften, wendet sich aber, abgeschreckt durch den Formalismus dieser Schule und geleitet von seinem geschichtlichen Forschtriebe, frühzeitig der ursprünglichen Quelle zu. Leibnitzens Lehre, die Philosophie der Alten, wird fortan sein Haupt-

studium. Was ihn an Leibnitz, seinen Lieblingsschriftsteller, vor Allem fesselt, ist nicht sowohl das System, als vielmehr der Charakter, die ihm so verwandte Denkweise des Mannes; und in dem System wiederum ist nicht sowohl der Intellektualismus, der Vorzug des geistigen Moments, das, was ihn anspricht, als vielmehr der Individualismus, das Freiheitsprinzip, die Selbstständigkeit, die jeder einzelnen Monade beigelegt wird. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit" — sagt Lessing zu Jacobi — „waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Grenzen setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth, — ich meine wegen seiner großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er zu haben schien, oder dann auch wirklich hatte" [1]).

Von dem Erfolge dieser seiner frühesten philosophischen Studien legt eine Schrift Zeugniß ab, die Lessing bald nach dem Abgange von der Universität verfaßt hat. Es sind dies die nur wenige Seiten füllenden und lange nicht genug beachteten „Gedanken über die Herrnhuter" [2]). Diese leider unvollendete, aus dem Nachlaß veröffentlichte Schrift gewährt uns einen merkwürdig klaren Einblick in Lessings innerstes Denken und Empfinden. Sie spricht eine für jene Zeit ganz neue Lebens- und Weltanschauung aus, und sie zeigt, wie der Verfasser schon damals allen seinen Zeitgenossen vorausdachte, wie sehr er daher unter ihnen sich einsam und vereinzelt fühlen mußte. Lessing giebt hier, — um seine eignen Worte zu brauchen — „die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß." Er spottet über jene „Weltweisen," die „den Himmel zum Gegenstande ihrer Muthmaßungen machen," in ein „Labyrinth von Geheimnissen"

[1]) Vgl. auch „Leibnitz von den ewigen Strafen, Lessing Werke IX. S. 159. Lachm.
[2]) Werke XI. S. 22—29.

sich vertiefen, „den Kopf füllen und das Herz leer lassen.“ Selbst Leibnitz und seine Monaden werden nicht verschont. Die ganze dogmatisirende Richtung der Philosophie, der alten wie der neuen, wird als ein Irrweg bezeichnet. Und welche andere Richtung soll die Philosophie nehmen? Welches Heilmittel schlägt Lessing vor? — Rückkehr zu den Lehren der sieben Weisen und des Sokrates! Auf zweierlei komme es an: auf Selbsterkenntniß, und auf thätiges Schaffen und Wirken! Oder, — mit Lessings Worten zu sprechen: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen. Thörichte Sterbliche, was über Euch ist, ist nicht für Euch! Kehrt den Blick in Euch selbst! In Euch sind die unerforschten Tiefen, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! — Hier richtet das Reich auf, wo Ihr Unterthan und König seid. Hier begreift und beherrscht das Einzige, was Ihr begreifen und beherrschen sollt: Euch selbst!“ [1])

In scharfen deutlichen Zügen schildert hier Lessing die Revolution, welche ein Menschenalter später Kants Vernunftkritik in der deutschen Philosophie hervorgerufen hat. Der Sieg des Kritizismus über den Dogmatismus, der Vorrang der praktischen Vernunft vor der theoretischen, die Machtvollkommenheit des Willens und Gewissens, der kategorische Imperativ, die Richtung auf das praktische sittliche Leben — kann alles dies kürzer und bündiger ausgesprochen werden als in den beiden einfachen Sätzen Lessings? Daß sie uns jetzt so einfach und selbstverständlich erscheinen, beweist eben nur, wie sehr Kants revolutionäre Ideen in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind. In jener Schrift findet sich sogar schon eine prophetische Hinweisung auf den Mann, der die großartige Geistes-

[1]) Dahin gehören die Lessingschen Worte: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch“ (s. oben Th. I, S. 88), und im Nathan II, 2:

— „begreifst du nun,
Wieviel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist?“

that auszuführen bestimmt war. „Man stelle sich vor (heißt es in derselben), es stände zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer Sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach Eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, der Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glückseliges Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. — Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst sagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Ansprüche auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn — auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle — ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden: ich bitte Euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: wir haben geirrt; ja, er hat Recht? Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sei fähig zu widerrufen.“ —

Allein Lessing ist nicht bloß der Vorgänger und Vorausager der Kant'schen Moralphilosophie, er hat das Rechte nicht bloß erkannt und gelehrt; sein ganzes Leben ist zugleich eine folgenreiche praktische Bethätigung der eigenen Lehre. Kein Schriftsteller hat wie er die Deutschen aus ihrer wissenschaftlichen Selbstgefälligkeit,

aus dem Gelehrtendünkel und unfruchtbaren Literaturtreiben so gründlich aufgerüttelt; keiner so wie er durch Wort und Beispiel darauf hingearbeitet, daß unsere Literatur — und mit ihr die Nation — sich wieder dem thätigen handelnden Leben, den Interessen des Staats und der Gesellschaft zugewendet.

Lessing hatte die Schriften Leibnitzens mit Eifer studirt und stellte den Mann hoch; unbedingter Anhänger seiner Lehre war er nicht. In dem angeführten Aufsatze wird neben andern philosophischen Systemen auch die Leibnitz'sche Monadenlehre von beißendem Spotte getroffen. Es geschieht dies an einer Stelle, die auf das lebhafteste an Kants Antinomie der reinen Vernunft erinnert:

. . . . „Platz! Ein Paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden," dem oben geschilderten Philosophen der Zukunft nämlich, „eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, Ihr glaubt doch wohl Monaden? — Ja. — Ihr verwerft doch wohl die Monaden? ruft der andere. — Ja. — Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich? — Umsonst würde er es wie jener Bauerknabe machen, den sein Pfarrer fragte: kannst Du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze seines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnt Ihr das?" —

Lessings tiefes Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie, so weit ein solches damals, vor Veröffentlichung der Nouveaux Essais möglich war, — geht aus seiner bereits im ersten Bande (S. 1. S. 125) erwähnten Schrift: „Pope ein Metaphysiker," hervor, die er im Jahre 1755 in Gemeinschaft mit Mendelssohn herausgab. In dieser Abhandlung, an der Lessing jedenfalls den Hauptantheil hatte, wird die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe: des Dichters Pope System mit Leibnitzens Lehre von der besten Welt zu vergleichen, — nicht sowohl beantwortet als vielmehr einer scharfen Kritik unterworfen, um die Ungereimtheit der Aufgabe der-

zulegen. Ohne auf den Inhalt der Schrift selbst — Grenzbestimmung zwischen Philosophie und Poesie — hier weiter einzugehen, sei nur bemerkt, daß in dieser Schrift Spinoza erwähnt und die Behauptung ausgesprochen wird, daß „irrige Weltweise, welche Gott wirklich für die Seele der Natur (Weltseele) gehalten, vom Spinozismus eben so weit abstehen als von der Wahrheit“ [1]). — Doch war ihm damals die Philosophie dieses „berufenen Irrgläubigen,“ wie er ihn nennt, wohl nur aus den Schriften Anderer oder höchstens aus Spinoza's Ethik bekannt. In Berlin las Lessing zu jener Zeit, soviel wir wissen, nur Jordanus Bruno, Cardanus und Campanella, aus deren Schriften er auch sorgfältige Auszüge machte. Das gründliche Studium Spinoza's fällt erst in die zweite Lebensperiode, zu welcher wir im folgenden Kapitel übergehen.

Zweites Kapitel.

Lessing und Spinoza. (1760—1765.)

Im Jahre 1760 ging Lessing von Berlin nach Breslau, und die Zeit seines dortigen Aufenthalts (1760—1765) ist, wie für die Bildung seines Charakters so für seine philosophische Entwicklung von der höchsten Bedeutung.

Schon Fichte sagt in seiner Schrift gegen Nicolai:[2]) „daß Lessing in seiner frühen Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Thätigkeit herumgeworfen, daß alles ihm recht war, was nur seinen

---

[1]) Lessings Werke V. 27. Lachm.

[2]) J. G. Fichte's Ges. Werke Band VIII. S. 72.

Geist beschäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist — ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten — sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar." Ganz damit übereinstimmend spricht sich Lessing selbst am 5. Aug. 1764 nach überstandener schwerer Krankheit an Ramler in dem bereits früher [1]) mitgetheilten merkwürdigen Briefe aus, in welchen es unter anderm heißt: die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe."

Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir diese Umwandlung Lessings, diese „Bestimmung und Befestigung seines Geistes," wie Fichte es treffend ausdrückt, zum großen Theile der Einwirkung Spinoza's zuschreiben. Bei einer späteren Gelegenheit, im Streite mit Götze, sagt er von sich selbst: „er habe es längst für seine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen quid liquidum sit in causa Christianorum" [2]). In Breslau las er zu dem Ende die Kirchenväter [3]) und machte umfassende kirchengeschichtliche Studien. Durch diese Forschungen über den Christenglauben ward er ohne Zweifel auf die Urquelle aller rationell historischen Bibelerklärung, auf Spinoza's „theologisch-philosophischen Tractat," — und dadurch auf die Philosophie Spinoza's geführt. Einer der Breslauer Umgangsfreunde Lessings, der Schulmann Klose, berichtet ausdrücklich:

[1]) S. oben Th. I. S. 211. ff.
[2]) „was in dem Christenglauben zuverlässig sei."
[3]) S. oben Th. I. S. 206.

„Spinoza's Philosophie wurde der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, die ihn hatten widerlegen wollen, unter denen Bayle nach seinem Urtheile derjenige war, der ihn am wenigsten verstanden habe. Dippel — (christlicher Pantheist) — war ihm der, welcher in Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen."

Man erinnere sich der Forderungen, die Lessing in den „Gedanken über die Herrnhuter" an den rechten Weltweisen stellt, und man wird leicht ermessen können, welchen Eindruck das gründliche Studium Spinoza's auf ihn machen mußte. Was findet er in Spinoza? Einerseits die größte Aehnlichkeit mit jenem von ihm vorausgesagten Weltweisen der Zukunft; andererseits die größte Unähnlichkeit, den direkten Gegensatz.

Auf „Selbsterkenntniß" komme es an, auf „thätiges Schaffen und Wirken!" so behauptet Lessing, so der Weltweise der Zukunft. Und ebenso auch Spinoza. Sein Traktat „über die Reinigung der Vernunft und den besten Weg zur Erkenntniß der Wahrheit" beginnt mit einer Kritik der Vernunft, mit einer strengen Prüfung unseres Erkenntnißvermögens; oder, um ihn selbst sprechen zu lassen, „mit einer Aufzählung aller Arten der Wahrnehmung, die mir zu Gebote stehen, um etwas mit Gewißheit zu bejahen oder zu verneinen." Er legt sich die Frage vor: „Was ist eine richtige, sachgemäße Begriffsbestimmung? und wie kommt sie zu Stande?" — oder, wie die Philosophen es jetzt, nach dem Vorgange Kants ausdrücken würden: Was ist ein synthetisches Urtheil? Wie ist ein solches möglich? —

Und wozu diese ganze Untersuchung? Dazu, — antwortet Spinoza: „damit ich die beste von allen Arten der Wahrnehmung auswähle und zugleich meine Kräfte und die Natur kennen lerne, die ich zu vervollkommnen wünsche."

Also Selbsterkenntniß zur Selbstvervollkommnung!

Der Traktat ist leider unvollendet geblieben, doch wissen wir aus den übrigen Schriften Spinoza's, was hier unter „Selbstver-

vollkommnung" zu verstehen ist. In seinem Hauptwerke, — das charakteristisch genug den Namen „Sittenlehre" (Ethica) führt, und dessen zwei letzte Kapitel die Ueberschriften tragen: „Von der Knechtschaft des Menschen oder der Herrschaft der Leidenschaften" und: „Von der Freiheit des Menschen oder der Macht der Vernunft", — erklärt Spinoza „vernunftgemäß leben" für die wahre Tugend, und „Gott lieben" (amor Dei) oder, was ihm dasselbe ist, sittliche Freiheit für das „höchste Gut". Man sieht in den Gedanken und sogar im Ausdrucke volle Uebereinstimmung mit Lessings zukünftigem Weltweisen, der ja auch „Gott lieben" das Vornehmste, und die „Tugend" das Einzige nennt, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann. (S. oben S. 168.)

Nun aber die Kehrseite, der nicht minder auffällige Gegensatz! Lessing, und ebenso der von ihm voraus verkündete Philosoph, ruft den „thörichten Sterblichen" zu: „Ihr seid zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Kehrt den Blick in Euch! Was über Euch ist, ist nicht für Euch."

Spinoza's Lehre dagegen lautet: Ihr seid zum Thun und Denken erschaffen; denn Denken und Thun ist untrennbar Eins. Kehrt den Blick in Euch und nach Außen! Es giebt Nichts über Euch, was nicht zugleich für Euch ist! denn wisset: wie Denken und Thun, so ist auch Innen- und Außenwelt, — was über Euch und was in Euch ist, untrennbar Ein und Dasselbe! [1]) Oder, um Spinoza's eigene Worte aus dem Traktat über „die Reinigung der Vernunft" zu brauchen [2]): „Alles was geschieht, geschieht nach einer ewigen (unabänderlichen) Ordnung und nach festen Naturgesetzen. Da aber der schwache Mensch jene Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreichen kann, wohl aber begreift, daß es eine menschliche Natur gebe, die viel stärker als die seinige

[1]) Spinoza Ethic. II. prop. 49 Coroll. Intellectus et voluntas unum et idem sunt.

[2]) Vergl. Spinoza Ethik. Vorrede zum vierten Theil der Ethik.

ist, auch kein Hinderniß sieht, selbst eine solche Natur zu erringen: so wird er angeregt Mittel zu suchen, die ihn zu einer solchen Vollkommenheit bringen [1]). Jedes derartige Mittel nennen wir ein wahres Gut; das höchste Gut aber ist, dahin zu gelangen, daß man, wo möglich in Gemeinschaft mit andern Menschen, einer solchen höheren Natur theilhaftig werde. Die höhere Natur des Menschen ist aber, wie ich zeigen werde, nichts anderes als die Erkenntniß der **Einheit,** die der Geist mit dem Naturganzen hat. Dies ist meine Aufgabe, und zu meiner Glückseligkeit gehört, daß viele Andere das Gleiche wie ich erkennen, damit ihr Erkennen und Wollen mit dem meinigen übereinstimme." —

Die Gleichheit des Strebens, bei weitem mehr noch der Gegensatz zwischen Spinoza's Denkweise und der seinen, mußte auf Lessing einen mächtigen Eindruck machen. Ihm, der bisher in dem Glauben an eine zwiespältige Welt befangen war, trat hier auf einmal jene großartige einheitliche Weltanschauung entgegen, wie sie, unter den neueren Philosophen, Spinoza zuerst in voller Klarheit und Schärfe ausgesprochen hat. Auf halbem Wege stehen bleiben, lag nicht in Lessings Natur. In seinem Innern erhebt sich ein Kampf zwischen der anerzogenen dualistischen Auffassung und dem spinozistischen Einheitsgedanken; ein Läuterungsprozeß beginnt, an dessen Ende Lessing im Vollgewichte des Worts von sich sagen darf: „Ich bin ein Mann geworden!" [2]) Er selber bezeichnet bei einer Gelegenheit, wo er von dem „Enthusiasmus der Spekulation" spricht [3]), „diejenigen Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht", als „Wärme und

---

[1]) Aehnlich Lessing: „Nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich des Menschen Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. X. 49. Lachm.

[2]) S. oben S. 171 den Brief an Ramler vom 5. Aug. 1764.

[3]) Werke XI. S. 463. Lachm.

Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe zur Wahrheit, Anhänglichkeit an eigene besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen, was man denkt, und stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern." — Auf wen paßt diese Schilderung mehr als auf Lessing selbst, wie er, Sieger und Besiegter zugleich, aus dem geistigen Kampfe zu Breslau hervorgegangen? Was er von da an gedacht und geschrieben, — oft in den scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen eines Briefes, — überall offenbart sich der lebensvolle Grundgedanke Spinoza's: die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes. Diese speculative Weltanschauung ist es, die ihm auf dem Gebiete der Literatur wie der Kunst, der Religion wie der Politik jenen Tiefblick in den Grund der Dinge verleiht; sie ist es, die trotz überwiegender Macht des analytischen trennenden Verstandes, trotz aller Vorliebe für scharfe Grenzbestimmung, ihn dennoch befähigt, in jedem Besondern das Allgemeine, in jedem einzelnen Gliede das Ganze zu erfassen; mit anderen Worten: die ihn zu dem schöpferischen Kritikkünstler macht, den die Nachwelt in ihm bewundert. —

Aus der Zeit des Breslauer Aufenthalts stammen zwei kleine Aufsätze, die in Lessings Nachlaß aufgefunden und in den älteren Ausgaben seiner Werke unter der Ueberschrift „Spinozisterei" abgedruckt sind. In dem ersten: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" [1]), spricht Lessing sich gegen die gewöhnliche theistische Auffassung Gottes aus, und führt, indem er die Wolfische Schule mit ihren eigenen Waffen bekämpft, den Beweis, daß „alle Dinge in Gott existiren und wirklich sind, und nicht außer ihm." „Ich brauche, — fügt er am Schlusse hinzu, — dieses: außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte." Wie er später — im Gespräch mit Jacobi — sagt, die orthodoxen Begriffe von

[1]) Werke XI. 111. Lachm.

der außerweltlichen Gottheit seien nicht mehr für ihn, so hier, daß er sich von einer außergöttlichen Welt, von einer Wirklichkeit der Dinge außer Gott, keinen Begriff machen könne. — Man sieht, Lessing hat die Lehre Spinoza's beherzigt: Innen und Außen, Geist und Natur sind untrennbar Ein und Dasselbe!

In dem „Christenthum der Vernunft" wie in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), sowie in dem gleichzeitigen Fragmente „das Christenthum der Vernunft" [1]) liegt uns eine weitere Ausführung desselben Gedankens vor. „Vorstellen, Wollen und Schaffen", sagt Lessing dort, „sei bei Gott Eins: jeder Gedanke sei bei ihm eine Schöpfung; Gott könne demnach entweder gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung müsse eben so nothwendig wirklich sein, als er es selbst ist", — müsse also „eine wahre Verdoppelung seines Selbst" sein. Die kirchliche Lehre vom Gottessohn und der Dreieinigkeit solle vielleicht „den menschlichen Verstand nur auf den Weg bringen, zu bekennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem weltliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne, — daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, die eine Art von Mehrheit nicht ausschließe." Die ganze Lehre sei vielleicht nichts weiter als „ein faßlicher populärer Ausdruck" für den spekulativen Gedanken, daß die Schöpfung „eine Verdoppelung in Gott," d. h. daß Gott und Welt, Unendliches und Endliches untrennbar Eins ist. Ganz ähnlich sagt Spinoza an einer Stelle [2]): „Wollten wir die Sache näher untersuchen, so könnten wir darthun, daß Gott nicht füglich einer und einzig genannt werden mag. Doch ist dies von geringer, oder vielmehr von gar keiner Bedeutung für diejenigen, denen es um die Sache, nicht um Namen zu thun ist." Und an einer andern Stelle in einem Briefe: „Wer Gott einen oder

[1]) Werke XI. 604 ff. Lachm.

[2]) Spinoza, Bd. I. S. 103. Paulus. Vergl. Brief 39 in Bd. I. S. 590 und Brief 50 in Bd. I. S. 634.

den einzigen nennt, hat sicher keinen wahren Begriff von Gott, oder spricht uneigentlich (improprie) von ihm."

Der zweite jener oben erwähnten Lessing'schen Aufsätze behandelt einen Gegenstand, der von jeher den Scharfsinn der Menschen beschäftigt, auch neuerdings wieder die Gemüther unserer Theologen, Naturforscher und Philosophen auf's Lebhafteste erregt hat: den Streit über Leib und Seele. Es ist der Entwurf zu einem Briefe an Mendelssohn (1763) und widerlegt des Letzteren Behauptung, daß Leibnitz die Lehre von der vorherbestimmten (prästabilirten) Harmonie von Spinoza entlehnt habe [1]).

„Darin, — heißt es daselbst, — bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnitzen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur seiner Hypothese. Aber blos auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität. Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst — gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum [2]) existirt — könne geglaubt oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich Alles zweifeln, was ich nur kürzlich [3]) von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeine. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle

[1]) Lessings Werke XI. 112—113. Lachm.

[2]) Zu deutsch: „vorausgehend in Beziehung auf den Beschluß (oder Rathschluß) Gottes."

[3]) Dies ist wichtig für die Zeitbestimmung von Lessings Eindringen in Spinoza's Philosophie.

(Spinoza Sittenlehre Th. II. § 126) — was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, die, welche das Ding *mit sich selbst* hat. Aber, heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, die das Ding mit sich selbst hat! *Leibnitz* will durch seine Harmonie das Räthsel der *Vereinigung* zweier so verschiedener Wesen, wie Seele und Leib sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also *keine* Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre. — Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. § 163) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, wie *der Begriff der Seele von sich selbst* mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich keins ohne das andere gedenken läßt, dadurch daß beide ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereinigt. — Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung der *Begriffe* sei mit der Ordnung und Verknüpfung der *Dinge* einerlei." Und was er in diesen Worten blos von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejaht er anderwärts insbesondere von der *Seele* (Sittenl. Th. 5. § 581): „*So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele* geordnet und unter einander verknüpft sind: ebenso sind auch aufs genaueste die *Beschaffenheiten des Leibes* oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft." — Es ist wahr, so drückt sich *Spinoza* aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn Beide somit einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! — — Nach Spinoza stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der

Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, machte eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen" ....

Hier bricht das Lessing'sche Fragment ab, — mit ihm das aufgestellte Gleichniß. Die Ergänzung des letzteren ist jedoch nicht schwer, und Danzel [1]) hat sie in folgender Art gegeben. Es ist klar, sagt er, daß Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein. Der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst, und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen. Der andere wird behaupten: es finde nur Eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke. Die erstere Ansicht wird dem Leibnitzianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen. — In dem eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, ist unverkennbar, auf wessen Seite die Waage sich neigt. Der Wilde, dessen Ansicht der Lehre Spinoza's analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

Danzels Ergänzung ist folgerichtig. Warum aber vollendete Lessing selbst das angefangene Gleichniß nicht? Ward er durch einen äußern Zufall im Schreiben unterbrochen? Oder bestimmte ihn

[1]) Lessings Leben und Werke II. 2. S. 112.

vielleicht ein innerer Grund? Wir vermuthen das Letztere. Lessing bricht ab, weil er zu rechter Zeit merkt, sein Gleichniß hinke: es erläutere zur Noth Leibnitzens prästabilirte Harmonie, passe aber nicht auf die Lehre Spinoza's. Das Verhältniß, das zwischen der wirklichen Bewegung eines Körpers und der Scheinbewegung seines Spiegelbildes besteht, entspricht keineswegs dem Verhältniß, das — nach Spinoza's Auffassung — Leib und Seele zu einander haben. Ihm ist die Seele weder ein bloßes Spiegelbild des Leibes, noch Ursache oder Wirkung desselben; sie ist ein wirklich existirendes Ding, aber nicht ein anderes als der Leib, sondern ein und dasselbe; Leib und Seele sind ihm nicht zwei, sondern Ein Wesen, Ein untrennbares Individuum. Soll daher das obige Gleichniß auf Spinoza's Ansicht passen, so müßte der Spiegel und der davor befindliche Körper in Eins zusammenfallen, beide nur ein und dasselbe einzelne Ding sein. — Lessing braucht übrigens das Gleichniß vom Spiegel auch in dem berühmten § 74 der „Erziehung des Menschengeschlechts", um durch dasselbe die Einheit Gottes und der Welt anschaulich zu machen. Und die bedingte Art, wie er es dort braucht, bestätigt unsere Vermuthung. „Freilich" — so lauten seine Worte[1]) — „ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dies Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch nur eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst sein? Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube u. s. f." — Und ähnlich in dem „Christenthum der Vernunft" (§ 8 u. 10), wo er den Sohn Gottes „ein identisches Bild Gottes" nennt[2]).

---

[1]) Werke X. 324. Lachm. (§ 73.)
[2]) Werke XI. 605. Lachm.

Das obige Fragment, das hier nicht ohne Grund möglichst vollständig mitgetheilt worden ist, bekundet ein tiefes Erfassen der Spinoza'schen Anschauung, und ein wahrhaft seltenes Geschick, philosophischen Gedanken den entsprechenden durchsichtig klaren Ausdruck zu geben. Die Wärme und Lebendigkeit der Sprache bezeugt zugleich, daß es Lessing bei dem Studium Spinoza's nicht sowohl um Befriedigung eines literarischen Interesses, als vielmehr von Hause aus um den Gewinn einer bestimmten philosophischen Weltanschauung zu thun war. Man übersehe nur nicht, was der eigentliche Gegenstand der Streitfrage ist. Lessing nimmt sich Leibnitzens gegen Mendelssohn an, und behauptet mit vollem Recht, daß Leibnitz seine „Hypothese", d. h. seine theoretische Erklärung der thatsächlichen Uebereinstimmung von Leib und Seele dem Spinoza unmöglich entlehnt haben könne. Also lediglich eine Theorie, der Grund, die Erklärung einer Thatsache kommt hier in Frage, nicht die Thatsache selbst. Die Thatsache, nenne man sie mit Spinoza „Einheit", oder mit Leibnitz „vollkommene Uebereinstimmung", steht bei beiden Philosophen gleich fest, und ebenso steht fest, daß Spinoza zuerst die Thatsache richtig erkannt hat. Wie aus dem früher erwähnten Aufsatze Lessings, so geht aus diesem hervor: die Lehre, welche Spinoza zuerst ausgesprochen, durch welche Leibnitz auf die Spur seiner scharfsinnigen Hypothese gekommen, die Lehre:

> Der Mensch ward zum Thun und Denken erschaffen! Wie Leib und Seele, so ist Gedanke und That, Erkennen und Wollen, Wissen und Leben untrennbar Eins —

Lessing hat diese Lehre mit bewußtvollem Verständniß aufgenommen; sein ganzes Handeln und Denken ist, gleich dem Spinoza's, nur eine offenbare Bestätigung dieser allgemein-gültigen Wahrheit. —

Was Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie betrifft, so nimmt Lessing sie hier im Sinne Wolfs und seiner Schule. Die eigentliche (esoterische) Auffassung, wonach die Harmonie des Leibes und der Seele durch ein in dem Wesen der Dinge selbst gegründetes

Naturgesetz zu erklären ist, lernte Lessing wohl erst in einer späteren Lebensperiode kennen. Merkenswerth jedoch ist, daß seine Worte: „die vorherbestimmte Harmonie, gesetzt auch nur so wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt" — bereits auf eine andere, tiefere Auffassung hindeuten.

Drittes Kapitel.

Spinoza und Leibnitz.

In Wolfenbüttel, wohin Lessing im Jahre 1770 übersiedelt, wird er durch einen besondern Umstand aufs Neue zum Studium der Leibnitz'schen Philosophie angeregt. Ein Manuscript Leibnitzens, die Nouveaux essais sur l'entendement humain, war wenige Jahre vorher in der Bibliothek zu Hannover aufgefunden und jetzt erst, ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens im Jahre 1716 erfolgten Tode, veröffentlicht worden. In diesem gegen Locke gerichteten Werke war zum erstenmale die Leibnitz'sche Lehre im Zusammenhange und in ihrer wahren Gestalt entwickelt. Ohne Deus ex machina wird hier Alles aus dem eigenen Wesen der Dinge erklärt, — „natürlich" erklärt, so wie Lessing es sich von Jacobi „ausgebeten haben wollte" [1]). Lessing ward durch das Studium dieses Werkes lebhaft beschäftigt. Seine nach 1770 herausgegebenen Schriften, wie: „Leibnitz von den ewigen Strafen" (1773) und „des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", — noch mehr aber die in seinem Nachlasse vorgefundenen Aufsätze: „das Christenthum der Vernunft", und: „daß mehr als fünf Sinne

[1]) Jacobi's Briefe über Spinoza's Lehre (1785) S. 34.

für den Menschen sein können", worin die Leibnitz'sche Idee des Mikrokosmos sinnreich ausgesponnen wird; die Vorarbeiten zu einer kritischen Darstellung von Leibnitzens Leben und Lehre; die angefangene Uebersetzung der Nouveaux Essais, die Auszüge aus der letztern Schrift und die Bemerkungen dazu (XI. S. 43—45. Lachm.) — Dies alles bezeugt das lebendige Interesse für den „großen Mann", von dem er selber sagt: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben."

Welchen Einfluß hat nun das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings spekulative Weltanschauung geübt? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst das Verhältniß der Leibnitz'schen Philosophie zur Lehre Spinoza's uns klar machen.

Gewöhnlich werden beide Männer als Gegenfüßler angesehen. Spinoza gilt als der unbedingte Vertreter des Einheitsprinzips, des Causalitätsbegriffs, des Naturgesetzes und der Naturnothwendigkeit. Leibnitz dagegen als der Anwalt des Individualitätsprinzips, des Zweckbegriffs, des Vernunftgesetzes und der sittlichen Freiheit. Leibnitz selbst ist dieser Ansicht. In der obengenannten Schrift[1]) sagt er von sich: „Sie wissen, daß ich sonst beinahe zu weit ging und mich fast auf die Seite der Spinozisten geschlagen hätte, welche Gott nichts weiter als eine unendliche Macht lassen. Ohne auf seine Vollkommenheiten und auf seine Weisheit Rücksicht zu nehmen, verachten sie die Untersuchung der Zweckursachen (Endursachen), und leiten Alles von einer vernünftigen Nothwendigkeit ab. Das neue Licht" (— so nennt Leibnitz selbst hier sein System,) „hat mich von meiner Krankheit geheilt."

Welches ist nun dies „neue Licht"?

Hören wir Leibnitz selbst! „Ich habe gefunden," schreibt er 1714, zwei Jahre vor seinem Tode an einen Freund, „daß die

---

[1]) Nouveaux Essais in Leibnitz' Werken übers. von Ulrich (Halle 177-), Bd. I. S. 132.

philosophischen Sekten in einem guten Theile dessen, was sie behaupten, Recht haben, nicht aber in dem was sie leugnen. Die Idealisten („Formalisten“), wie Platon und Aristoteles, haben Recht, wenn sie die Quelle der Dinge in den Zweckursachen (finalen und formalen Ursachen) finden; Unrecht aber haben sie, die wirkenden und materiellen Ursachen zu vernachlässigen, und — wie Heinrich Morus und einige Platoniker thaten — zu schließen, daß es Erscheinungen gebe, die nicht mechanisch erklärt werden könnten. Andererseits haben die Materialisten, die sich einzig mit der mechanischen Philosophie befassen, Unrecht, die metaphysische Betrachtung zu verwerfen, und Alles durch dasjenige, was von den Sinnen abhängt, erklären zu wollen [1]). Ich schmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verschiedenen Reiche [2]) eingedrungen bin und gesehen habe, daß beide Parteien Recht haben, wenn sie nicht einander ausschließen wollen; daß alles in den Erscheinungen zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik ist. Es war nicht leicht, dieses Mysterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche diese beiden Arten der Studien zu vereinigen wissen“ [3]).

Und in den Nouveaux Essais, [4]) — in einer Stelle, die Lessing sich besonders angemerkt hat (X. 49. Lachm.), sagt Leibniz weiter: „Mein System vereinigt Platon mit Demokrit, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit den Neueren, die Theologie und Moral mit der Vernunft.“ — „Es gewährt eine verständliche Erklärung (une explication intelligible) der Vereinigung des Körpers mit der Seele, — eine Sache, an der ich früher verzweifelt hatte. Ich finde den wahren Grund der Dinge in den Substanzeinheiten (dans les unités des substances = Monaden), welche dies mein System

[1]) Vergl. Lessing XI. 47. Lachm.
[2]) Sinnlichkeit — Einbildungskraft.
[3]) S. Leibnitz' Biographie von Guhrauer I. S. 272.
[4]) Leibniz' Philos. Werke übers. v. Ulrich I. S. 130.

einführt, und in ihrer durch die ursprüngliche Substanz vorherbestimmten Harmonie."

Also: um „Erklärung" ist es Leibnitz zu thun; er will die „Vereinigung des Körpers mit der Seele" begreiflich machen, oder, — wie Lessing (XI. 112. Lachm.) es ausdrückt, „das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen;" er will zeigen, warum „in den Erscheinungen der Natur Alles zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht," d. h. zugleich körperlich und geistig ist. Und hierzu — zur Lösung des Räthsels, — sollten ihm die „Substanzeinheiten" dienen. Diese Substanzeinheiten oder Monaden sind der Grund, die Urbestandtheile der Dinge; außer ihnen giebt es nichts. Alles was da ist, ist aus Monaden zusammengesetzt, sie selbst aber sind einfache und daher unzerstörbare Wesen. Jede Monade hat Körper und Seele, mithin ist die ganze materielle Welt — auch das sogenannte Unorganische — bis in die kleinsten Theile beseelt. (Vergl. Lessing Werke XI. 459. Lachm.) Da die Monade ein einfaches, untheilbares Wesen ist, können Körper und Seele bei ihr weder als Theile, noch als zwei verschiedene mit einander verbundene Dinge angesehen werden: Körper und Seele müssen hier nothwendig in Eins zusammenfallen, d. h. beide sind eben dasselbe einzelne Ding, die Monade. Wie bringt nun Leibnitz das Ineinanderfallen von Körper und Seele bei seinen Monaden zu Stande? Dadurch, daß er von dem herkömmlichen Begriffe der Körperlichkeit abgeht. Der Körper der Monade ist nicht Körper im gewöhnlichen Wortsinne, sondern eine — Kraft. Der Monadenkörper ist die Ausdehnungs- und Widerstandskraft, durch welche die ins Unendliche strebende Seele beschränkt und begrenzt [1]), die ganze Monade mithin abgeschlossen, jeder äußern Einwirkung unzugänglich gemacht

[1]) Vergl. Lessing XI. 459. Lachm.: „Was Grenzen setzt, heißt Materie. Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen, die Sinne sind folglich Materie."

wird. So sind Körper und Seele nur zwei verschiedene Kräfte einer und derselben einfachen Monade, die Monade selbst also, — trotz ihres Körpers, — ein immaterielles geistiges Wesen. Erst durch Zusammenhäufung dieser immateriellen geistigen Substanzeinheiten entsteht das, was wir im gewöhnlichen Leben Materie oder Körper nennen, — in ähnlicher Weise, wie aus Personen eine Gesellschaft, aus Zellen ein Baum gebildet wird, obgleich die einzelne Person keine Gesellschaft, die einzelne Zelle kein Baum ist.

So das Verhältniß von Körper und Seele in der Monade. Wie aber verhalten sich die Monaden untereinander?

Jede Monade ist mit Vorstellungs- und Strebungsvermögen begabt und — weil sie ihrer Geschlossenheit wegen von außen nicht bestimmt werden kann, — im Gebrauch dieser Vermögen völlig unabhängig, d. i. freithätig und Selbstzweck. Durch die ins Unendliche strebende Seele, namentlich durch die kleinen unbewußten Vorstellungen derselben (perceptions petites insensibles) ist jede Monade ein treues Ebenbild der Welt;[1]) durch den die Vorstellungen beschränkenden Körper aber erhält das Weltbild in jeder einzelnen Monade einen besondern, eigenthümlichen, dem Standpunkte und der Entwickelungsstufe der Monade entsprechenden Ausdruck. Alles ohne Ausnahme ist demnach in jeder Monade enthalten, aber nach verschiedenen Graden der Vollkommenheit: jede ist ein eigengearteter, selbstthätiger Mikrokosmus, ein lebendiger Spiegel (un miroir vivant) des Weltalls. Alle Monaden sind gleich, insofern sie alle in ihrem Vorstellen und Streben nur Ein und dasselbe Universum ausdrücken; jede ist von der andern verschieden, insofern jede dies aus einem besondern Gesichtspunkte, auf eine nur ihr allein angehörende Weise thut. So giebt es nur Eine Welt und zugleich unendlich viele, — so viele Welten als Monaden. Und hierauf eben, — auf dieser Einheit in der Verschiedenheit, auf

[1]) Leibnitz: Nouveaux Essais übers. v. Ulrich S. 101.

dieser gleichzeitigen Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung — beruht das Gesetz der „vorherbestimmten Harmonie," d. i. der in dem Wesen der Monaden begründete Weltzusammenhang[1]).

Dem Gesetze der Harmonie gemäß wirkt und entwickelt sich jede einzelne Monade ohne fremden Einfluß, frei aus eigener Natur, und steht doch das Wirken und die Entwickelung aller in vollem Einklang. So in den Monadengesellschaften, die man unorganische Körper nennt, wo wenig entwickelte, kaum zu unterscheidende Monaden neben einander geordnet sind; so in den niederen und höheren Organismen, wo jedesmal eine mehr entwickelte Monade — Centralmonade — mit anderen, minder entwickelten vergesellschaftet ist, die aus freien Stücken sich ihr unterordnen. In den ausschließlich „beseelt" genannten Organismen handelt die Centralmonade (Seele) selbstständig für sich, und eben so selbstständig handeln die den Körper bildenden Monaden; vermöge der „vorherbestimmten Harmonie" aber ist das beiderseitige Thun ein einmüthiges. Mit andern Worten: „wie die Vorstellungen (Begriffe) in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers," oder, — was dasselbe ist — Inneres und Aeußeres, Vorstellen und Handeln, Gedanke und That stimmen jeden Augenblick aufs Genaueste überein[2]).

Das Verhältniß endlich zwischen der gesammten Körperwelt und der Geisteswelt ist wieder dem Verhältniß gleich, das zwischen Körper und Seele der Einzelmonade besteht. Wie hier Seele und Körper oder zweckthätige Kraft und Widerstandskraft nicht zwei verschiedene Wesen, sondern nur zwei verschiedene Kräfte einer und derselben einfachen Monade sind, so bildet die moralische Welt, das ist die Gesammtheit der zweckthätigen Kräfte, und die physische

[1]) Vergl. Lessings Aufsatz: Das Christenthum der Vernunft § 20 (Werke XI. 606. Lachm.

[2]) Lessing: Brief an Mendelssohn (XI. 112 ff. Lachm.) S. oben S. 177 ff.

Welt, das ist die Gesammtheit der mechanischen und bewegenden Kräfte, nicht zwei verschiedene Welten, sondern Eine untrennbare Welt, ein einheitliches Stufenreich unendlicher Kräfte. Causalitäts- und Zweckbegriff, Nothwendigkeit und Freiheit vereinen sich zur „glücklichen heiteren Nothwendigkeit," dem höchsten Ausdrucke Leibnitzischer Lebensweisheit. Wie aber immaterielle geistige Wesen — die Monaden — der letzte Grund aller Dinge sind, so ist auch die geistige Welt als Grund und Zweck der Körperwelt anzusehen, oder — wie der Meister selbst sein „Mysterium" ausspricht: „In der Metaphysik ist die Quelle der Mechanik" [1]).

Wir haben die esoterische Lehre Leibnitzens den Hauptzügen nach geschildert, ohne auf seinen Gottesbegriff einzugehen. Gott wird von ihm gewöhnlich, im Sinne des Deismus, als die höchste, ursprüngliche Monas, als Weltschöpfer bezeichnet; an einzelnen Stellen aber auch als Weltseele, als allgegenwärtiger Mittelpunkt (monas monadum, Welteentralmonade, centre partout), oder — im Geiste der Emanationstheorie — als Lichtwesen, aus dem die einzelnen Monaden gleich leuchtenden Blitzen („Fulgurationen") ausstrahlen. Wie diese widerstreitenden Ansichten zu versöhnen seien, bliebe dahingestellt. Jedenfalls geht aus dem Bisherigen hervor: daß Leibnitz wohl eher ein Freund, als ein Gegner des Einheitsgedankens ist. Zwar trennt er Körper und Seele; aber nur, um desto inniger beide zu einen. Er geht aus von dem Grundsatze individueller Freiheit, will aber durch Freiheit zur Einheit gelangen; sein Ziel ist die „glückliche heitere Nothwendigkeit." Als Idealist vergeistigt er die Materie, begabt er mit Vorstellungskraft

[1]) S. oben S. 184 u. Leibnitz Brief an Bierling II. 678, Efficientes causales pendent a finalibus et spiritualibus, et spirituali a sunt natura priora materialibus. D. h. die wirkenden Ursachen hangen ab von den Zweckursachen, und die Geisteswelt geht, nicht der Zeit, wohl aber dem Begriffe und Werthe nach — der Körperwelt voran.

die unorganischen Massen, „intellektuirt“ er, wie Kant[1]) es ausdrückt, das Universum: er will durch Ausgleichung des Gegensatzes von Körper und Geist die zwiespältige Weltansicht überwinden. Mit einem Wort: Leibnitzens System ist nichts, als ein unablässiges Streben nach der einheitlichen Weltanschauung, nach dem Einheitsgedanken. —

Wenden wir uns nun Spinoza, dem vermeintlichen Gegenfüßler, zu! An einer Stelle seiner Ethik[2]), wo der Geist des einzelnen Menschen „ein Theil des Gottesbegriffs“ genannt wird, sagt er: „Ohne Zweifel wird der Leser hier Anstoß nehmen; es wird ihm Vieles einfallen was sein Bedenken erregt. In diesem Falle bitte ich ihn, langsamen Schrittes mit mir weiter zu gehen, und nicht eher ein Urtheil zu fällen, bis er das Ganze zu Ende gelesen.“

Höre mich, — dann urtheile! Was kann billiger sein?! Und doch — wäre es geschehen, wäre diese billigste aller Bitten erfüllt worden, Lessing hätte nicht zu klagen gehabt: „reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!“[3]).

Leibnitzen war es, wie wir gesehn, zunächst um eine „Erklärung“ zu thun; Spinoza hat ein vorwiegend praktisches Interesse. Er geht von dem Einheitsgedanken aus, um durch Einheit zur Freiheit zu gelangen; sein Ziel ist: Veredlung des Menschen.

Will man Spinoza's Lehre begreifen, so muß man nicht bloß seine Ethik zu Ende lesen, sondern auch seine übrigen Schriften und namentlich seine Briefe beachten. Einem jungen Freunde, der zur katholischen Kirche übergetreten war und ihm selbst einen gleichen Schritt zumuthet, schreibt Spinoza:[4])

„Hältst Du es für Anmaßung und Stolz, daß ich die Vernunft

---

[1]) Kant: Kritik der reinen Vernunft (1781) S. 271.

[2]) Spinoza Ethic. part. II. prop. XI. Schol.

[3]) Lessing im Gespräch mit Jacobi. S. Jacobi über die Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 29.

[4]) Spinoza Th. I. S. 696 u. 699. Epist. 74. ed. Paul.

gebrauche, und mich begnüge bei dem ächten Wort Gottes, das im Geiste ist und weder gefälscht noch verderbt werden kann?“ Und weiter: „Du wirst nicht leugnen, — wenn anders Du mit dem Verstande nicht zugleich das Gedächtniß verloren hast, daß es in jeder Kirche ehrenwerthe Männer giebt, die Gott durch Gerechtigkeit und Menschenliebe verehren. Ich kenne viele solcher Art unter den Lutherischen und Reformirten, unter Mennoniten und Enthusiasten, — und Du kennst, Anderer nicht zu gedenken, Deine Eltern, die zur Zeit des Herzogs Alba, um ihres Glaubens willen, mit Muth und Standhaftigkeit die ärgsten Folterqualen erduldet. Hiernach wirst Du zugeben, daß die Heiligkeit des Lebens nicht der römischen Kirche ausschließlich eigen, sondern allen Kirchen gemeinsam ist. Und weil wir — mit dem Apostel Johannes (Epist. I. 4, 13.) zu reden, — „„daran erkennen, daß wir in Gott sind und Gott in uns ist,““ so folgt, daß Alles was die römische Kirche von andern trennt, durchaus überflüssig und folglich aus bloßem Aberglauben eingesetzt ist. Denn, wie ich mit Johannes gesagt: Gerechtigkeit und Menschenliebe sind das einzig sichere Zeichen des wahren katholischen Glaubens, die Frucht des wahren heiligen Geistes [1]). Ueberall wo diese gefunden werden, da ist Christus wahrhaftig; und überall, wo sie fehlen, fehlt Christus. — Hättest Du dies gehörig bei Dir erwogen, so würdest Du Dich nicht zu Grunde gerichtet und Deine Eltern, die Dich jetzt schmerzlich beweinen, nicht in so bittern Jammer versetzt haben.“ —

„Wir in Gott und Gott in uns!“ Dies Johanneische Wort, das Spinoza seinem Tractatus theologico-politicus als Motto vorsetzt, ist der Schlüssel zur Einheitslehre Spinoza's! Es ist ihm „das ächte Wort Gottes,“ die „Wahrheit, die, dem Lichte gleich, sich selbst und die Finsterniß offenbart“ [2]). Jeder Satz

[1]) Grade so Lessing im Gespräche: „Das Testament Johannis,“ Werke X. S. 42 ff. Lachm.

[2]) Sicut lux se ipsam et tenebras manifestat, sic veritas norma sui et falsi est. Spin.

Spinoza's ist eine strenge Schlußfolgerung aus dieser Wahrheit; daher darf er mit Recht von sich sagen: „ich bilde mir nicht ein, die beste Philosophie erfunden zu haben, aber ich weiß, daß ich die wahre erkenne." Das große Verdienst Spinoza's, sein Vorzug vor allen andern Philosophen besteht darin, daß er die zwei in dem Johanneischen Ausspruche enthaltenen Lehren nicht trennt, sondern überall in ihrem Zusammenhange und überall in gleichem Maaße zur Geltung bringt. —

„Wir in Gott und Gott in uns!" — Was vom Menschen gilt, das gilt auch von den übrigen Dingen: Alles in Gott und Gott in jedem! Mit andern Worten: Gott und Welt sind untrennbar Eins. Es gibt keinen außerweltlichen Gott, aber einen weltlichen; — es giebt keine außergöttliche, keine gottverlassene Welt, wohl aber eine — göttliche. Jegliches Ding ist ein Theil des Weltalls, und das Weltall ist in jeglichem Dinge: Einzelnes und Weltganzes (ἓν καὶ πᾶν) sind untrennbar Eins! — Was von dem ganzen Menschen gilt, gilt auch von jedem Theile des Menschen. Jeder Theil des menschlichen Körpers und Geistes, jedes Glied und jeder Gedanke des Menschen ist in Gott, und Gott ist in jedem dieser Theile. In Wahrheit oder in Gott die Sache erfaßt, gleichsam mit Gottes Auge geschaut, ist mithin die Seele in jedem einzelnen Körpertheile, und jeder einzelne Körpertheil ist in der Seele. Mit andern Worten: die Seele ist der Inbegriff aller Körpertheile (idea corporis), und der Körper ist der Gegenstand und alleinige Inhalt der Seele (objectum mentis); die Seele ist nichts, als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele. Körper und Seele sind also ein und dasselbe untrennbare Wesen. —

So ist Spinoza durch geniale Anschauung, oder wie er selbst es nennt, „durch intuitives Erkennen" (scientia intuitiva) — dadurch nämlich, daß er jedes Einzelding in Gott, das ist in seinem einheitlichen Zusammenhange mit dem Ganzen

erfaßt, — zur Entdeckung des großen Geheimnisses gelangt, das „der Genius des Menschenverstandes jedem Neugebornen heimlich in's Ohr flüstert:"

> Leib und Seele, die wir in unserer Vorstellung trennen, sind in Wirklichkeit untrennbar Eins, — ebenso untrennbar Eins wie Natur und Geist, Gott und Welt, das Einzelne und das Ganze (ἓν καὶ πᾶν).

Das Johanneische Wort spricht die Abhängigkeit, aber auch die Freiheit des Menschen aus. „Wir in Gott!" ist der Grund unserer Abhängigkeit und Verpflichtung. Der Mensch ist ein Theil des Weltalls, und als solcher dem Weltgesetze, „der ewigen Nothwendigkeit der Dinge" unterworfen. — „Gott in uns!" das ist der Grund unsrer Freiheit, unsres Rechts. Die Vernunft, das ist die Anlage zur Selbst- und Welterkenntniß, unterscheidet den Menschen von den übrigen Wesen. Sie entbindet ihn nicht von dem Weltgesetze, aber sie kann ihn frei machen von jeder äußeren Nöthigung. Je vernünftiger der Mensch, desto klarer erkennt er, daß die ewige Nothwendigkeit der Dinge zugleich der Natur und dem Wesen seines eigenen Geistes entspricht, d. h. daß sie eine „vernünftige" ist. Weltgesetz und Vernunftgesetz, Natur- und Sittengesetz sind nur Ein Gesetz — das „wahre Wort Gottes im Geiste, das weder gefälscht noch verderbt werden kann." Je vernünftiger der Mensch, um so willfähriger erfüllt er, — aus eigenem Antriebe, das Gesetz der Nothwendigkeit, um so größer ist seine Freiheit und Selbstständigkeit.

Den höchsten Grad solcher Freiheit, das Sicheinswissen mit dem Ganzen, nennt Spinoza vernünftige Gottesliebe (amor Dei intellectualis), oder vernünftige Selbstliebe: es ist die klare Erkenntniß der ewigen Ordnung der Dinge als Weltbestes, der Weltgemeinsinn, der „die Frucht des wahren heiligen Geistes, Gerechtigkeits- und Menschenliebe," in sich schließt. — Zu vernünftiger Gottesliebe, zu dieser „höchsten menschlichen Vollkommenheit (summa

humana perfectio, exemplar humanae naturae) sich und seine Mitmenschen heranzubilden, — das ist der Zweck der „Sittenlehre" Spinoza's.

Seine Ethik stellt die thatsächlichen Folgen dar, die aus dem Verkennen der Wahrheit und aus dem Erkennen hervorgehen.

Der Glaube an eine zwiespältige Welt, so lehrt sie, führt zu einer „verworrenen und verstümmelten" Auffassung [1]) der Dinge; die Vorstellung, die das Einzelne von dem Ganzen trennt, erzeugt Zwiespalt des Menschen mit sich selbst und mit Anderen, verleitet zu selbstsüchtigem, das ist vernunftwidrigem Handeln, macht den Menschen zu einem Sklaven seiner Triebe und Leidenschaften. Reue, Mißbehagen und Unheil sind die unausbleiblichen Folgen.

Die einheitliche Weltanschauung dagegen, die „Erkenntniß seiner selbst, Gottes und der ewigen Nothwendigkeit der Dinge," versöhnt den Menschen mit sich und der Welt, bestimmt ihn zu vernünftigem, das ist gemeinnützigem Thun, mäßigt und reinigt die Leidenschaften und giebt ihm Selbstbeherrschung und Freiheit. Gleichmuth „vor beiden Antlitzen des Schicksals" [2]), Friede und Glückseligkeit sind — nicht etwa der Lohn, denn um Lohn handelt kein freier Mann, sondern die natürlichen Früchte vom Baume der Erkenntniß [3]). „Der Weg zum Heil" — so schließt Spinoza's Ethik — „den ich hier gezeigt habe, ist sehr schwierig; und allerdings muß schwierig sein, was so selten gefunden wird. Wäre das Heil nur so zur Hand und ohne große Anstrengung erreichbar, wie wäre es möglich, daß es fast von Allen vernachlässigt wird? Aber Alles Hohe ist eben so schwer als selten."

---

[1]) Ideae mutilatae et confusae. Spinoza.

[2]) utramque fortunae faciem aequo animo exspectare et ferre. Spin. tract. Theol. polit. I. p. 215. Paul.

[3]) Ethic. part. IV. propos. 18. Schol. am Ende und part. V. prop. 42. Beatitudo non est virtutis praemium sed ipsa virtus. — Ganz ebenso Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" § 85. (X. 327 Lachm.). Und im Antigoeze IV. „In unserer Erleuchtung besteht am Ende unsere ganze Seligkeit."

Nachdem wir Spinoza und Leibniz einander gegenübergestellt, kehren wir nun zu der Frage zurück: welchen Einfluß hat das erneute Studium Leibnitzens auf Lessings spekulative Weltanschauung geübt?

Viertes Kapitel.

Der spekulative Grundgedanke Lessings.

Wir haben Spinoza's Lehre zum Theil mit seinen eigenen Worten gegeben. Wo ist aber jene „vernunftlose Nothwendigkeit," von welcher nach Leibnitzens Behauptung Spinoza „Alles ableiten soll?" — Von einer ewigen Nothwendigkeit, von einer vernunftsgemäßen unabänderlichen Ordnung der Dinge haben wir ihn sprechen gehört. Das Erkennen und willige Vollziehen dieser Nothwendigkeit ist es, was von Spinoza als menschliche Freiheit, als höchstes Gut, als Erkenntniß und Liebe Gottes gepriesen wird! Spinoza's „vernünftige Gottesliebe" — was ist sie anders als Leibnitzens „glückselige Nothwendigkeit?" Zwei verschiedene Ausdrücke sind's für ein und dieselbe Sache.

Wie aber konnte dies Leibniz verkennen? Wie konnte er die frühere Anhänglichkeit an Spinoza als „eine Krankheit" bezeichnen, von welcher „das Licht seines eignen Systems ihn geheilt habe?" Weil er nicht den wirklichen, durch Wort und Schrift beglaubigten Spinoza, sondern den von Bayle mißkannten vor Gericht stellt.

Ganz anders wird Spinoza's Geist von Lessing erfaßt. Wie für ihn „christliche Religion" und „Religion Christi" zwei ganz verschiedene Dinge sind, so unterscheidet er scharf zwischen dem Spinozismus eines Bayle und Genossen und der Lehre Spinoza's; oder, nach seinem eigenen Ausdrucke: „zwischen dem Gerede der Leute

über Spinoza und dem Geiste der in Spinoza selbst gefahren war“ [1]). Ihm ist weder Gottesleugner, der Gott zur Natur herabsetzt, noch Weltleugner „bei dem zu viel Gott ist;“ [2]) weder Materialist, der nur die sinnfällige Natur des Stoffs, — noch Idealist, der nur des Geistes unsichtbare Kraft gelten läßt: weder Vertheidiger einer atomistischen zusammenhaltlosen Vielheit, noch Anwalt einer unterschiedlosen, alles Einzelne verschlingenden Einheit. Ihm ist Spinoza der geistverwandte Wahrheitsforscher, der den einheitvollen Zusammenhang des Endlichen und Unendlichen — das Eine in dem Vielen ebenso wie das Viele in dem Einen — klar erkannt und der freien Welt ihren Gott wiedergegeben hat.

Lessing, der mit vollem Verständniß Spinoza's an das Studium Leibnitzens ging, konnte die Uebereinstimmung beider unmöglich verkennen. Ihm entging es nicht, daß Leibnitzens scharfsinnige „Hypothese“ [3]) nur ein Erklärungsversuch des spinozistischen Einheitsgedankens ist. Seine Ansicht über das Verhältniß beider Philosophen spricht er in folgenden an Jacobi gerichteten Worten aus:

> „Nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist!“ [4]).

Diese Worte bedürfen nach dem Vorangegangenen keiner Er-

---

[1]) Siehe Jacobi Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 14. 27.

[2]) Worte Hegels Gesch. d. Philos. III. S. 361 ff. (2. Aufl. 1844). Hegel wirft dem Spinoza Einseitigkeit vor: seine Lehre lasse nur Gott, nicht das „endliche oder Weltwesen“ gelten; es fehle ihr das Prinzip der Individualität (Besonderheit oder Selbstheit). Gegen diesen Vorwurf hat schon Herder den Spinoza vertheidigt und neuerdings ist sogar von einem Anhänger Herbarts der Begriff des Individualismus, — die unendliche Vielheit der Individuen oder Einzelsubstanzen — für die eigentliche Grundlage der Spinoza'schen Weltanschauung ausgegeben worden. S. Thomas: Spinoza's Individualismus und Pantheismus (Königsberg 1848).

[3]) Lessing Brief an Mendelssohn XI. S. 112. Lachm.

[4]) Jacobi a. a. O. S. 21.

klärung; sie sind Lessings eigene Antwort auf die oben gestellte Frage: welchen Einfluß das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings spekulative Weltanschauung geübt habe.

Zwei andere Aeußerungen, die nicht minder bezeichnend sind für Lessings Anschauungsweise, mögen hier gleichfalls einen Platz finden. Die erste lesen wir in seinem Nachtrage zu „Jerusalems philosophischen Aufsätzen" (1776), wo es heißt:[1] „was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas, — wenn es Etwas ist, — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können. Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." —

Wir sehen, auch für Lessing ist die Willensfreiheit des Menschen keine leere „kahle," in bloßer Willkür bestehende Selbstbestimmung, sondern das bewußte Wollen und Vollbringen des naturgemäß Nothwendigen, d. h. dessen was sich aus der Natur des Handelnden wie des Ganzen mit Nothwendigkeit ergiebt. Einsicht („Vorstellung des Besten") und Wollen[2], Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal (ἀνάγκη) sind für ihn keine Gegensätze, sondern ein und dasselbe. Lessings „Dank dafür," daß er „das Beste muß," ist ganz das nämliche, was Spinoza das „selbstwillige Vollziehen des Weltbesten," — was Leibnitz die „glückliche, heitere Nothwendigkeit" nennt. Und wenn es im Nathan heißt: „Kein Mensch muß müssen!" so heißt das eben nichts anders als: der Mensch kann das Nothwendige als „das Gute" erkennen,

[1]) S. Werke X. S. 6. Lachm.

[2]) Voluntas et intellectus unum et idem sunt. Spinoza Ethic. part. II. prop. 49. Coroll. (Naturgemäße Freiheit und vernunftgemäße Nothwendigkeit sind ein und dasselbe.)

so daß nicht das Müssen sondern diese Erkenntniß ihn zum Handeln bestimmt [1]).

Die zweite Aeußerung — im Gespräche mit Jacobi — lautet: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen, da doch alles, mitsammt den Vorstellungen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft begründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. — Spinoza war fern davon, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen."

Jacobi, der Gefühlsphilosoph, weiß sich in den „wunderlichen" Ausspruch gar nicht zu finden und stimmt später Mendelssohn, dem Verstandesphilosophen, bei, der diesen „Einfall Lessings" mit einem „Versuche über sich selbst hinauszuspringen" vergleicht. Und doch behauptet Jacobi, freilich zu Lessings großem Erstaunen, Spinoza gründlich zu kennen, — Spinoza, dessen Lehre grade darin von allen übrigen sich unterscheidet, daß sie weder das Denken dem Sein noch das Sein dem Denken voranstellt, sondern Denken und Sein, Vorstellen und Handeln, als völlig ebenbürtige Aeußerungsweisen Gottes wie des Menschen stets in ihrer untrennbaren Einheit erfaßt! Spinoza und Lessing sind fern davon, „die Quelle

[1]) Man vergl. ferner Lessings Christenthum der Vernunft § 25 und 26. „Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moralische Wesen, d. i. solche, welche einem Gesetze folgen können." „Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen und kann kein anderes sein als: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß." Das ist das: τὸν ἐντὸς ἑαυτοῦ δαίμονα θεραπεύειν (dem Dämon in sich gewartig sein) des philosophischen Kaisers Antonin, womit das Heraklitische ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων zu vergleichen ist. (S. Lassalle Heraklit II. S. 451—452.) Spinoza Epist. 32. extr. Probi homines conscii Deo serviunt et serviendo perfectiores evadunt. — Milton: „Und wäre es die niedrigste Dienstleistung die Gott durch seinen Stimmführer Gewissen von mir heischt. — Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!"

der Dinge in den Zweckursachen zu finden", „die Metaphysik (wie Leibniz sich in dem oben von uns angeführten Briefe ausdrückt) für die Quelle der Mechanik zu halten". Sie sind fern davon, dem göttlichen Wesen in der Natur wie im Menschen ein Handeln nach Absichten oder Endzwecken, d. i. ein Entbehren und Begehren zuzuschreiben [1]). Lessing sagt: „Vorstellen, Wollen und Schaffen ist bei Gott eins. Man kann also sagen: Alles was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch. Jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung" [2]). Und ebenso Spinoza: „Gott handelt nur nach den Gesetzen seiner Natur. Will man ihm Verstand und Willen beilegen, so muß man unter diesen beiden Eigenschaften etwas ganz Anderes verstehen als gewöhnlich (vulgo) darunter verstanden wird. Dies scheinen auch die gemerkt zu haben, welche behaupten, daß Gottes Verstand, Wille und Macht ein und dasselbe ist." —

Die Richtung, welche Lessings Speculation genommen, — so himmelweit verschieden von der Anschauungsweise seiner Zeitgenossen — erklärt uns das Gefühl geistiger Vereinsamung, das mitten unter Freunden sich seiner bemächtigt und die letzten Lebensjahre des großen Mannes getrübt hat. Welch schmerzliche Empfindung solchen Alleinstehens, bei tiefem Bedürfniß nach „Gemeinschaft mit sympathisirenden Geistern" giebt sich in den wenigen Zeilen kund, die den

---

[1]) Spinoza Ethic. part. I. prop. 17, Schol. (Th. II. S. 51 u. 53. Paul.) — „In einem folgenden Gespräche" — so erzählt Jacobi (Werke IV. 2. S. 82.) „habe ihn Lessing auf Hume's Gespräche über die natürliche Religion (zweite Abth.) verwiesen, wo gegen die Endursachen und einen Gott der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird."

[2]) Lessing: das Christenthum der Vernunft §§ 3 u. 13. (Werke XI. 604 u. 605. Lachm.) Spinoza Ethik Th. I. Anhang: „Wenn Gott wegen eines Zwecks handelte, so müßte er nothwendig etwas begehren, dessen er entbehrt. — Alles in der Natur geht nach einer gewissen ewigen Nothwendigkeit und höchster Vollkommenheit vor sich. Die Natur hat sich keinen Zweck vorgesetzt, und alle Endzwecke der Dinge sind nur menschliche Erdichtungen. — Das Vorurtheil vom Endzweck ist nur dadurch entstanden, weil der Mensch Alles in der Natur als Mittel zu seinem Nutzen betrachtet." Spinoza II. S. 70—72. S. 67. 200—204. ed. Paul.

philosophischen Aufsätzen des jungen Jerusalem zur Einleitung dienen! Hier ist in jedem Worte der ganze Lessing, erhalten wir vollen Aufschluß nicht minder über ihn selbst als über das Vorbild des Goethe'schen Werther [1]).

Außer „dem jungen Grübler", wie er Jerusalem nennt, scheint Lessing keinem der Freunde seine philosophischen Ansichten mitgetheilt zu haben. Erst gegen das Ende seiner Laufbahn, wenige Monde vor seinem Tode, ward er durch das Drängen Jacobi's zu einer solchen Aussprache in einer Unterredung mit demselben veranlaßt. Wir geben diese berühmte Unterredung, auf welche schon in dem Vorangegangenen mehrfach hingewiesen worden ist, hier in ihrem Zusammenhange, und zwar Lessings Aeußerungen vollständig, die Worte Jacobi's nur soweit es zum Verständniß erforderlich ist.

Jacobi (indem er Lessing eine Abschrift des Goethe'schen „Prometheus" zum Lesen überreicht): Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen.

Lessing (nachdem er das Gedicht gelesen): Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand.

Jacobi: Sie kennen das Gedicht?

Lessing: Das Gedicht habe ich nie gelesen, aber ich find' es gut.

Jacobi: In seiner Art ich auch, sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt.

Lessing: Ich mein' es anders. Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch das Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr.

Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden.

---

[1]) S. oben S. 158.

Lessing: Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern.

Jacobi: Spinoza ist mir gut genug: aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden!

Lessing: Ja! wenn Sie wollen! Und doch — wissen Sie etwas Besseres? ...

Hier wurde das Gespräch durch einen Dritten unterbrochen, und erst am folgenden Morgen (7. Juli 1780) fortgesetzt.

Lessing: Ich bin gekommen, um über mein ἓν καὶ πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erschraken gestern.

Jacobi: Sie überraschten mich. — — Freilich hatte ich nichts weniger vermuthet, als an Ihnen einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden. Und Sie sagten's mir so platt heraus! Ich war großentheils gekommen, um von Ihnen Hilfe gegen den Spinoza zu erhalten.

Lessing: Also kennen Sie ihn doch? [1])

Jacobi: Ich glaube, so gut, als ihn äußerst wenige gekannt haben.

Lessing: Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza.

Jacobi: Das mag wahr sein. Denn der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Fatalisten werden. —

Lessing: Ich merke, wir verstehen uns. Desto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören, was Sie für den Geist des Spinozismus halten; ich meine den, der in Spinoza selbst gefahren war.

Jacobi: Das ist wohl kein anderer gewesen, als das Uralte a nihilo nihil fit (aus Nichts wird nichts), welches Spinoza nach

---

[1]) Wenn man bedenkt, daß Jacobi es ist, dem wir die, wenn auch nur fragmentarische Aufzeichnung seiner Unterredung mit Lessing verdanken, so ist die Naivetät der Ironie in dieser verwunderten Frage Lessings doppelt ergötzlich: fast so ergötzlich wie die darauf folgende Versicherung Jacobi's.

abgezogeneren Begriffen als — Andere vor ihm in Betrachtung zog.

Lessing: Ueber unser Credo also werden wir uns nicht entzweien.

Jacobi: Das wollen wir in keinem Falle! Aber im Spinoza steht mein Credo nicht!

Lessing: Ich will hoffen, es steht in keinem Buche.

Jacobi: Das nicht allein. Ich glaube eine verständige persönliche Ursache der Welt.

Lessing: O desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen.

Jacobi: Freuen Sie sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf-unter eben keine sonderliche Lust zu empfinden.

Lessing: Sagen Sie das nicht! Wenn ich's nur nicht nachzumachen brauche. Und Sie werden schon wieder auf Ihre Füße zu stehen kommen. Also, wenn es kein Geheimniß ist, so will ich es mir ausgebeten haben.

Jacobi: — — Die ganze Sache besteht darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles, was mit ihm verknüpft ist, schließe — — —

Lessing: Ich merke, Sie hätten gern ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen. Ueberhaupt erschreckt mich, was Sie eben sagten, nicht im mindesten. Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, — mitsammt den Vorstellungen, — von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanken sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt.

Daß wir uns nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.

Jacobi: Sie gehen weiter als Spinoza. Diesem galt Einsicht über Alles.

Lessing: Für den Menschen! Er war aber fern, unsere elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und so den Gedanken obenan zu setzen.

Jacobi: Einsicht ist beim Spinoza in allen endlichen Naturen der beste Theil, weil sie derjenige Theil ist, womit jede endliche Natur über ihre Endlichkeit hinausreicht. — — Hätte die unendliche einzige Substanz des Spinoza Persönlichkeit und Leben: so wäre Einsicht auch an ihr der beste Theil.

Lessing: Gut. Aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist.

Jacobi: Reden Sie im Ernste?

Lessing: Zweifeln Sie daran im Ernste? Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine, wegen dieser großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.

Jacobi: Ganz recht! Sie aber sagten von einer gewissen Meinung, dem Spinozismus, daß Leibnitz derselben im Herzen zugethan gewesen.

Lessing: Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibnitz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befinde sich in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion: dieses wären die Schöpfung und das Bestehen der Welt?

Jacobi: Von seinen Fulgurationen weiß ich; aber diese Stelle ist mir unbekannt.

Lessing: Ich will sie aufsuchen, und Sie sollen mir dann sagen, was ein Mann wie Leibnitz dabei denken konnte, oder mußte.

Jacobi: Zeigen Sie mir die Stelle. Aber ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß mir bei der Erinnerung so vieler anderen Stellen eben dieses Leibnitz — — vor der Hypothese schwindelt, daß dieser Mann keine supramundane (überweltliche), sondern nur eine intramundane Ursache der Welt geglaubt haben sollte.

Lessing: Von dieser Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Uebergewicht behalten, und ich gestehe, daß ich etwas zu viel gesagt habe. Indessen bleibt die Stelle, die ich meine, und noch so manches andere, immer sonderbar. Aber, nicht zu vergessen! nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß die Prinzipien von Leibnitz ihm ein Ende machen?

Jacobi: Wie könnte ich: bei der festen Ueberzeugung, daß der bündige Determinist sich vom Fatalisten nicht unterscheidet! — — Uebrigens weiß ich kein Lehrgebäude, das so sehr, wie das von Leibnitz, mit dem Spinozismus übereinkäme. — —

Lessing: Ich lasse Ihnen keine Ruhe. Sie müssen mit diesem Parallelismus an den Tag; — reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!

Jacobi: Sie würden vor wie nach so von ihm reden. Den Spinoza zu fassen, dazu gehört eine zu lange und hartnäckige Anstrengung des Geistes. Und keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik eine Zeile dunkel blieb; keiner, der es nicht begreift, wie dieser große Mann von seiner Philosophie die feste innige Ueberzeugung haben konnte, die er so oft und so nachdrücklich an den Tag legt. — — Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande, wie sich dieser helle reine Kopf geschaffen hatte, mögen Wenige gekostet haben!

Lessing: Und Sie sind kein Spinozist, Jacobi?!

Jacobi: Nein, auf Ehre!

Lessing: Auf Ehre, so müssen Sie ja, bei Ihrer Philosophie, aller Philosophie den Rücken kehren [1]).

Jacobi: Warum aller Philosophie den Rücken kehren?

Lessing: Nun, so sind Sie ein vollkommener Skeptiker.

Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skeptizismus nothwendig macht.

Lessing: Und ziehen dann — wohin?

Jacobi: Dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt, daß „es sich selbst und auch die Finsterniß erleuchtet". Ich liebe den Spinoza, weil er, mehr als irgend ein anderer Philosoph, zu der Ueberzeugung mich geleitet hat, daß sich gewisse Dinge nicht erklären lassen: vor denen man darum die Augen nicht zudrücken muß, sondern sie nehmen, wie man sie findet. — —

Lessing: Sie drücken sich beinahe so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg [2]). Aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den „mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei", worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte.

Jacobi: Auch hat Spinoza sich nicht wenig krümmen müssen, um seinen Fatalismus bei der Anwendung auf menschliches Betragen zu verstecken. — — Und das war es ja, was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er Alles schlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und sonst nichts gelten lassen will, auf ungereimte Dinge kommen muß.

---

[1]) „Ueberhaupt ist Spinoza ein solcher Hauptpunkt der modernen Philosophie, daß man in der That sagen kann: Du hast entweder den Spinozismus oder keine Philosophie." — Hegel Gesch. d. Phil. III. 362.

[2]) Der Beschluß, den die katholische Mehrheit auf dem Reichstage faßte, lautete: „Was die Meinung betrifft, daß der menschliche Wille nicht frei sei, so sollte dieselbe durchaus nicht zugelassen werden, weil sie sich als viehisch (pecuina) und gotteslästerlich darstelle."

Lessing: Und wer nicht erklären will?

Jacobi: Wer nicht erklären will, was unbegreiflich ist, sondern nur die Grenze wissen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da ist: von dem glaube ich, daß er den mehrsten Raum für echt menschliche Weisheit in sich ausgewinnt.

Lessing: Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie setzen wollen, läßt sich nicht bestimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unsinne, der Blindheit freies offenes Feld.

Jacobi: Ich glaube, jene Grenze wäre zu bestimmen. Setzen will ich keine, sondern nur die schon gesetzte finden und sie lassen. Und was Unsinn, Träumerei und Blindheit anbelangt. . . . .

Lessing: Die sind überall zu Hause, wo verworrene Begriffe herrschen.

Jacobi: Mehr noch wo erlogene Begriffe herrschen — — Nach meinem Urtheil ist das größeste Verdienst des Forschers, Dasein zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. — —

Lessing: Gut, sehr gut! Ich kann das Alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe damit machen. Ueberhaupt gefällt Ihr salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopf-unter machen kann, um nur von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht.

Jacobi: Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht's von selbst.

Lessing: Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf.

Dies Gespräch, — das philosophische Testament Lessings, -- ist in seinen Folgen von epochemachender Bedeutsamkeit [1]). Durch die Anerkennung, die Lessing — und er zuerst — dem Spinoza zollte, ward ein gründlicheres Studium der Spinoza'schen Lehre und dadurch jener Umschwung in der deutschen Philosophie herbeigeführt, den wir am Ende des vorigen Jahrhunderts eintreten sehen. Je strenger Kants Vernunftkritik die sinnliche Welt von der übersinnlichen zu scheiden, je schärfer sie zwischen dem Begreiflichen und dem Unbegreiflichen eine Grenze zu ziehen versucht, um so mächtiger regt sich gegen solche Zwiespältigkeit das natürliche Einheitsgefühl, und Spinoza ist es, der diesem Gefühle den klar bewußten Ausdruck verleiht. Spinoza's Gottes- und Weltanschauung, die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes bildet die Grundveste, auf welcher die ganze neuere Philosophie erbaut ist. Und so darf Lessing, der durch spekulative Behandlung religiöser Fragen, wie durch direkte Hinweisung auf Spinoza den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gegeben, mit Recht ein Vorgänger Fichte's, Schellings und der neueren Philosophie überhaupt genannt werden. Auch auf dem Gebiete des spekulativen Denkens war er ein Erwecker und Befreier der Deutschen. —

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Untersuchung zusammen!

Lessing ist, — wie Sokrates, Spinoza und Kant — vorwiegend Moralphilosoph. Von Leibniz hat er einzelne naturphilosophische Ideen verwerthet, dabei aber in echt spekulativer Weise den Einheitsgedanken Spinoza's überall streng und folgerecht festgehalten. —

---

[1]) Man vergl. Hegel: Geschichte der Philosophie (2. Ausg.) III. S. 337. S. 362. S. 481 ff. und Gervinus: Geschichte der deutschen Nationalliteratur (2. Aufl.) IV. S. 411.

Religionsvorurtheile erklärt Spinoza für die Quelle menschlicher Knechtschaft; vernünftige Gottesliebe, der Weltgemeinsinn wird Euch frei machen! Und eben so lehrt Lessing in seiner Ethik [1]):

„Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums! — Genug, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden."

---

[1]) Erziehung des Menschengeschlechts §§ 85 u. 86, und Ernst und Falk, viertes Gespräch (Werke X. 327 u. 293. Lachm.).

Zwölftes Buch.

Lessing der Theologe.

Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

„Jeder sage, was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."
Lessing an Reimarus d. J.

Erstes Kapitel.

Lessings theologische Vorstudien.

Lessings Uebersiedelung nach Wolfenbüttel bildet, wie wir gesehen haben, einen Wendepunkt in seinem ganzen Leben. Wenn man den schroffen Uebergang von den bisher vorzugsweise von ihm verfolgten Interessen der Literatur, Poesie und Kunst zu den religionsphilosophischen Forschungen und theologischen Händeln betrachtet, welche diese letzte Periode seines Lebens fast ausschließlich erfüllen, so ist man geneigt, denselben auf Rechnung derselben Stimmung zu setzen, welche einer seiner alten Lieblingsdichter in ähnlicher Lage mit den Worten ausdrückt:

> Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono:
> Quid verum et decens curo et rogo et omnis in hoc sum,
> Condo et compono, quae mox depromere possim[1]).

Die Schroffheit jenes Ueberganges ist indessen nur eine scheinbare für denjenigen, welcher dem Lebensgange des großen Mannes aufmerksam gefolgt ist. Nur das ist zuzugeben, daß es überwiegend äußere Umstände waren, welche in dieser Periode jenen Uebergang herbeiführten und Interessen in den Vordergrund der Oeffentlichkeit rückten, die er bis dahin nur im geheimsten Innern getragen hatte. Er selbst

[1]) Also leg ich anjetzt Spielwerk und Lieder bei Seite:
Forschen nach dem was wahr ist und gut, darin leb' ich und web' ich,
Sammle mir Früchte, davon ich dereinst zu zehren gedenke.
(Horaz Episteln I. 1. 10—12.)

freilich hatte sein Leben nicht auf diesen Schluß angelegt. Nach dem Scheitern des Hamburger Unternehmens sahen wir ihn nur Plänen zu großartigen Reisen und zu Studien erfüllt, die weit ablagen von der Verfolgung religiöser Probleme und theologisch-dogmatischer Streithändel. Aber das alte fromme Wort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte sich in mehr als einem Betrachte wunderbar an ihm bewähren. Denn derselbe Mann, der im Jahre 1768 an seinen Freund Ebert schrieb [1]): „Das pro und contra über die Religion habe ich Eines so satt wie das Andere; lieber schreibt von geschnittenen Steinen, Ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften" — er ahnte schwerlich, daß er selbst wenige Jahre später auf demselben Gebiete ein Feuer entzünden werde, das trotz aller Löschversuche gläubigen Eifers bis auf diesen Tag fortbrennt.

Wir haben gesehen, daß Lessing aus dem väterlichen Hause nicht nur einen tief religiösen Sinn, sondern auch ein sehr wesentliches theologisches Interesse mit ins Leben genommen hatte. Wenn er sich trotzdem nicht entschließen konnte, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu machen, so galt seine Abneigung eben nur dem Stande und Berufe, nicht der Sache, der Religion, die für ihn sein ganzes Leben lang ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und Forschens war. Schon der zwanzigjährige Jüngling hatte dem Vater geschrieben: die christliche Religion sei keine Sache, die man von seinen Vorfahren auf Treu und Glauben annehmen solle. Aber er durfte in Bezug auf sich selbst schon damals hinzusetzen: die Zeit solle lehren, ob der ein besserer Christ sei, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde habe, in die Kirche gehe und alle Gebräuche, weil sie gewöhnlich sind, mitmache, oder der, der einmal klüglich gezweifelt habe, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung zu gelangen bestrebt sei [2]). Jung,

[1]) XII. 207.
[2]) XII. 13.

kühn, geist- und witzbegabt wie Wenige kam er in das voltairisirte Berlin. Aber statt sich an dem dort herrschenden Geiste frivoler Religionsspötterei zu betheiligen, sehen wir ihn vielmehr, von demselben entschieden abgestoßen, sich nachdrücklich gegen die ganze französische Freigeisterei erklären. Wie seiner antiken Sinnesart in dem thätigen Leben die höchste Aufgabe des Menschen erscheint, so ist ihm die Religion die höhere Weihe dieses Lebens, und die Fähigkeit zu lieben, selbst den Feind zu lieben, das echte Kriterium der Religiosität. Seine Tendenzdramen „der Freigeist" und „die Juden" sind von diesen Grundsätzen ebenso erfüllt, wie seine Feuilletonartikel in der Berliner Zeitung.

In Wittenberg beschäftigte ihn die Reformationsgeschichte, aber nicht im einseitigen Partei-Interesse, sondern im Interesse der Wahrheit und Humanität. Er schreibt seine Rettungen des Lemnius, Cardanus u. a. und spricht darin das große Prinzip der freien Forschung in Sachen der Religion mit den berühmten Worten aus: „Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?" Selbst wer auf dem rechten Wege sei, habe die Pflicht, sich auch um die Irrwege zu bekümmern, denn „man lernt diese nicht durch jenen, sondern jenen durch diese kennen" [1]). Der zweiundzwanzigjährige Jüngling stand schon damals auf einer Höhe, von welcher aus er die verschiedenen Religionen nur als verschiedene Formen der Religion, des religiösen Lebens überhaupt betrachtete, und die Grundgedanken des „Nathan" und der „Erziehung des Menschengeschlechts" traten uns schon hier entgegen. Schon in dieser Periode seiner Entwicklung sahen wir den späteren großen Regulator aller streitigen Grenzgebiete der Kunst und Wissenschaft jene entscheidende Sonderung zwischen Religion und Vernunft, Glauben und Wissen oder vielmehr Denken vollziehen, mit der er später der Vermischung Beider in der

[1]) IV. 52.

modernen Theologie so entschieden entgegentrat. Und wie er überhaupt in dem Höchsten, was er in sich trug, einsam dastand in seiner ganzen Zeit, so bildete auch jene Sonderung eine unausfüllbare Kluft, die ihn innerlich selbst von seinen nächsten Freunden trennte.

Bei diesem Interesse für theologische Forschungen kann es uns nicht befremden, daß wir ihn in den letzten Jahren seines Breslauer Aufenthalts, neben Minna von Barnhelm und den Arbeiten für seinen Laokoon, in das Studium der Kirchenväter versenkt und bestrebt finden, sich über die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte ins Klare zu setzen. Ein Zeugniß dieser Studien ist uns in dem Entwurfe „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“ [1]) erhalten. Nichts ist bezeichnender für den tiefen sittlichen Ernst, mit dem er an diese Forschungen ging, als der Selbstzuruf, mit dem er sich in der Einleitung zu dieser Arbeit auffordert: „Dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe Dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit Deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts: beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.“ Ueberhaupt belauschen wir ihn in diesem nicht für die Oeffentlichkeit, ja überhaupt für keines Menschen Auge bestimmten Entwurfe, gleichsam im Innersten seines Denkens. So, wenn er von der Vernachlässigung der philosophischen und mathematischen Vorübungen in jenen Urzeiten des Christenthums sagt: diese Vorübungen überspringen und bei dem anfangen, was die Spekulation Kühnes und Wunderbares hat, heiße den graden Weg zur Schwärmerei nehmen. Er führt als Beispiel den sogenannten Märtyrer Justinus, den bekannten Zeitgenossen Hadrians an, der in seinen apologetischen Schriften Christenthum und Philosophie zu vermitteln und das erstere gegen die Einwürfe der letzteren zu vertheidigen

[1]) XI, 61—81. Auch das Fragment „über die Elysäer“ scheint hierher zu gehören. XI, 51—64.

strebte, und sagt von ihm: „Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie sich Gott nur durch seine Werke den Menschen offenbart, so ist es nothwendig, auch diese Werke zu studiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen“ [1]). Auch der Schluß der Untersuchung ist wichtig und charakteristisch. Seine historischen Studien hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, „daß die christliche Religion durch lauter ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden.“ Aus diesem Resultate aber sei keineswegs etwas für die christliche Religion Nachtheiliges zu folgern. Denn wenn die Theologen selbst zugestehen, daß Christus mit seinem Erscheinen die gelegenste Zeit abgewartet, und daß er das große Wunder seiner Erscheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterstützen, sondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen, warum wollen wir diesen natürlichen Lauf der Dinge bei der weitern Ausbreitung aus den Augen setzen?

Den Hauptantrieb zu der spätern Vertiefung seiner theologischen Forschungen sollte Lessing aber grade zu einer Zeit und unter Umständen erhalten, wo er denselben weiter als je zuvor entrückt schien. In dem Kampfe, welcher daraus entstand, sah die Welt mit Staunen den Mann, der bisher an der Theologie mit fast verächtlicher Gleichgültigkeit vorüber und allen theologischen Streithändeln geflissentlich aus dem Wege gegangen war, geharnischt vom Wirbel bis zur Zeh auf dem theologischen Kampfplatze stehen, an Wissen und Gelehrsamkeit den Ersten auf diesem Felde ebenbürtig, an Fähigkeit und Kunst der Anwendung und Verwerthung beider allen ebenso überlegen wie an philosophischer Bildung und Muthesmuth der Wahrheit. Das Staunen war gerecht, denn Niemand wußte, daß er sich sein Leben hindurch im Stillen auf diesen Kampf vorbereitet hatte. —

[1]) XI. 67.

Zu dieser Vorbereitung gehörte aber auch wesentlich seine Beschäftigung mit der Philosophie. Auch auf diesem Gebiete ist, wie wir gesehen haben, der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts in einem sehr wesentlichen Punkte ein Erwecker und Befreier gewesen. Denn zu derselben Zeit, wo er in Breslau die Kirchenväter las, begann er, wie wir in dem vorhergehenden Buche gezeigt haben, sein Studium des damals selbst bei den sogenannten Philosophen von Fach fast in Vergessenheit gesunkenen und bei dem Reste der Gebildeten, — von den Theologen gar nicht zu reden, — als Atheisten verschrienen größten Denkers der neueren Zeit: das Studium Spinoza's. Aus ihm gewann er die spekulativen Grundgedanken seines eignen Philosophirens, wie nach ihm Goethe und Herder aus derselben Quelle schöpften; und durch ihn gewann er das tiefere Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie und die Erkenntniß ihrer wesentlichen Uebereinstimmung mit dem Spinozismus.

So war er im Ganzen und Großen über die höchsten Fragen des denkenden Menschen bereits in Hamburg zum festen Abschlusse mit sich selbst gelangt, als er an Mendelssohn zu Ende des Jahres 1768 die merkwürdigen Worte über seine antiquarischen Studien schrieb [1]): dieselben seien für ihn nichts weiter als ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Denn „mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." Aber grade hier in Hamburg war es, wo er den Anstoß erhielt, den für sich abgeschlossenen Prozeß jener religions-philosophischen Studien aufs Neue für die Welt in einer Weise aufzunehmen, welche für die ganze geistige Entwicklung der neuen Zeit von unberechenbaren Folgen werden sollte.

[1]) XII. 212.

Zweites Kapitel.

Der Wolfenbüttler Fragmentist.

Wenige Wochen zuvor, ehe Lessing nach Hamburg übersiedelte, war daselbst ein Mann gestorben, der seit einer langen Reihe von Jahren zu den ersten Zierden Hamburgs gezählt hatte. Dieser Mann war Hermann Samuel Reimarus (geb. 1694 † 1768), Professor der orientalischen Sprachen am Hamburger akademischen Gymnasium. An klassischer Gelehrsamkeit der würdige Nachfolger seines Schwiegervaters, des berühmten Philologen Johann Albert Fabricius, verband er mit philologischem Wissen Schärfe und Tiefe des philosophischen Geistes und sinnige Naturbeobachtung in einem nicht blos für jene Zeiten seltenen Grade, und eine rege Theilnahme für die Entwickelung der vaterländischen Literatur. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Lessing bei seinen früheren Aufenthalten in Hamburg in persönliche Beziehung mit dem liebenswürdigen Greise getreten war, der wie er als Gelehrter Hamburgs größte Berühmtheit repräsentirte, zugleich als Mensch einer allseitigen Verehrung genoß, und für dessen Geistesfreiheit es kein geringes Zeugniß ist, daß er, der hochberühmte Gelehrte und Denker, es nicht unter seiner Würde hielt, mit einem Schauspieler wie Eckhoff freundschaftlich zu verkehren und philosophische Gegenstände mit dem bildungsdürftigen Künstler zu durchsprechen. Jedenfalls finden wir Lessing während seines mehrjährigen Hamburger Aufenthalts als engbefreundeten Gast des Reimarus'schen Hauses, das auch nach dem Tode des Vaters durch den würdigen Sohn desselben, den ausgezeichneten Arzt Johann Albert Heinrich Reimarus und dessen Schwester Elise den Mittelpunkt aller wissenschaftlich und literarisch bedeutenden Persönlichkeiten Hamburgs zu bilden fortfuhr. Vor Allem war es Elise Reimarus, eine Frau von höchstem Geistesadel, männlicher Einsicht und seltener Tiefe der Bil-

dung, mit welcher Lessing hier eine Freundschaft schloß, die sich bis zu seinem Tode bewährte, und als deren kostbares Denkmal uns eine Reihe von Briefen erhalten ist, unter denen leider die ihrigen und ein Theil der seinigen verloren gegangen sind.

Aus den Händen dieser Frau, deren ganze Bedeutung wir bisher nur aus der Verehrung ermessen konnten, welche ein Lessing, Mendelssohn und F. H. Jacobi ihr zollten, von der aber jetzt (1861) durch die Mittheilung von Bruchstücken ihrer Briefe an ihren Schwager Hennings die sprechenden Beweise vorliegen, daß sie durch Adel der Gesinnung und Tiefe des Verstandes ihrem großen Freunde ebenbürtig war, erhielt nun Lessing die Abschrift eines Werkes, welches, wie jetzt zweifellos feststeht, ihr verstorbener Vater handschriftlich hinterlassen hatte. Es führte den Titel einer „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ und bestand aus fünf Büchern, welche sich sämmtlich auf die Untersuchung der geoffenbarten Religion und die Prüfung der biblischen Geschichten bezogen [1]). Reimarus hatte dieses Werk als Funfzigjähriger begonnen, und über zwanzig Jahre lang an demselben gearbeitet, ja zuletzt das Ganze vielfach umgearbeitet. Der gelehrte und scharfsinnige Mann hatte dasselbe, wie er in der Vorrede bekannte, nur „zu seiner eigenen Gemüthsberuhigung“ unternommen. Nur „um sich selbst und seinen entstandenen Zweifeln Genüge zu thun,“ hatte er ein Vierteljahrhundert hindurch es sich zur Aufgabe gemacht, in aller Stille „den Glauben, der ihm so manche Anstöße gemacht, von Grund aus zu untersuchen, ob derselbe mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht.“ An eine dereinstige Veröffentlichung seiner Forschungen hatte er allerdings gedacht, sie sollte aber erst nach seinem Tode und „in aufgeklärteren Zeiten“ stattfinden. Bis dahin sollte das Werk im Verborgenen, zum Gebrauche verständiger Freunde liegen bleiben, um nicht die Welt durch seine Einsichten irre zu

[1]) XI. 416.

machen oder Unruhen zu veranlassen. Lieber möge der gemeine Haufe noch eine Weile irren, der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß jener zu religiösem Fanatismus aufgestachelt, dieser sich und Andere durch vorzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn die in dem Werke enthaltenen Sätze seien allerdings „nicht katechismusmäßig," sondern hielten sich in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend [1]). Reimarus selbst hatte sein Leben lang sich die Herrschaft des starren Hamburger Lutherthums, mit dessen mechanischem Formelwesen und der unduldsamen Pastorendespotie schweigend gefallen lassen müssen, und sie schien ihm furchtbar genug, um dafür zu sorgen, daß selbst nach seinem Tode noch seine Schrift für bessere Zeiten aufgespart bliebe. In der That ist die Absicht des Verfassers insofern erfüllt worden, als das Ganze des Werks mit Ausnahme der von Lessing veröffentlichten Fragmente, noch heute nur als Manuskript auf den Bibliotheken von Hamburg und Göttingen existirt [2]). Aber trotzdem hat es seine Mission erfüllt.

Zu den Freunden, denen man Einsicht in das Manuskript verstattete, gehörte auch Lessing. Er las dasselbe vollständig im Hause der Familie Reimarus, und wurde von der Lektüre auf das Lebhafteste zu dem Wunsche angeregt, das Ganze zu veröffentlichen. Aber die Furchtsamkeit des jüngeren Reimarus konnte sich dazu nicht entschließen, obschon Lessing ihm „hoch und heilig versicherte, daß er alle Gefahr auf sich allein nehmen wolle" [3]). Nur soviel erlangte er, daß ihm seine Freundin Elise Reimarus, wie es scheint ohne Vorwissen ihres Bruders, bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel einen kleinen Theil des Werks, und auch diesen nur in einer Abschrift nach

[1]) X. 207.

[2]) Seit 1851 ist indessen die Herausgabe des Ganzen durch Dr. W. Klose in der Theolog. Zeitschrift von Riedner begonnen.

[3]) XII. 520—21.

dem ersten Entwurfe des in seiner letzten Gestalt erst wenige Monate vor dem Tode des Verfassers neu abgeschlossenen Ganzen, zu freier Verfügung überließ. Die Wolfenbütteler Anstellung hatte mit einem Schlage alle nächsten Lebenspläne Lessings verändert. Sein neues Amt, die plötzliche Umwandlung aller seiner Lebensverhältnisse, die gelehrte Einsamkeit, zu der er sich jetzt verurtheilt sah, gaben ihm Anlaß, Stimmung und Neigung, sich in Studien aufs Neue zu vertiefen, die er wenige Jahre zuvor für immer abgeschlossen und bei Seite gelegt zu haben meinte. Er machte seinen Freund Mendelssohn, als dieser ihn 1770 in Wolfenbüttel besuchte, mit dem in seinen Händen befindlichen Manuskripte bekannt, und gab ihm dasselbe zu genauerem Studium nach Berlin mit. Als er selbst im folgenden Jahre nach Berlin kam, wollte er dort dasselbe als Ganzes drucken lassen. Allein dieser Plan scheiterte an Censurschwierigkeiten [1]), und Lessing nahm das Manuskript wieder mit nach Wolfenbüttel zurück, entschlossen es dort bruchstückweise in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen" heraus zu geben, für welche er sich Censurfreiheit ausbedungen hatte. Ehe wir ihm jedoch zu der Ausführung dieses Vorsatzes folgen, müssen wir den Standpunkt klar machen, von welchem aus der Verfasser der so berühmt gewordenen „Fragmente" bei seiner Polemik gegen das biblisch-dogmatische Christenthum ausging.

Dieser Standpunkt war der Deismus der englischen Freidenker. Der Geist der freien Forschung, des von allen Glaubensrücksichten und aller Bibelautorität sich lossagenden freien Denkens über die höchsten Fragen religiöser Erkenntniß, von Locke angeregt, von Collins, Lyons, Toland u. a. gefördert, hatte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in England selbst entschiedenen Boden gefunden, sondern sich auch von dort nach Frankreich und zuletzt nach Deutschland verbreitet. Hier fand er, gegenüber der französischen Frivolität, die sich zum nackten Materialismus und Atheismus

[1]) XIII. 257—58.

steigerte, in dem deutschen Ernste seine wissenschaftliche Vertiefung. Unter den deutschen Deisten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. unter den Männern, welche die Erkenntniß aller religiösen Wahrheit rein auf die Vernunft stellten, die biblische Ueberlieferung als Menschenwerk der Kritik unterwarfen, und in den drei Ideen Gott, Tugend und Unsterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religion fanden, steht Hermann Samuel Reimarus, der Verfasser der Fragmente, als eine Epoche machende Erscheinung obenan. Er war in seinen früheren Schriften als ein entschiedener Gegner der leichtfertigen französischen Religionsspötterei öffentlich hervorgetreten [1]), und ein langes Leben und Wirken hatte die tiefe Religiosität seines Gemüths und die sittliche Reinheit seines Wandels eben so wie die Gründlichkeit und den Ernst seines wissenschaftlichen Strebens bewährt. Es ist Alles gesagt, wenn wir hinzufügen, daß Lessing ihm nach allen diesen Seiten hin seine höchste Verehrung zollt, und es unbedenklich ausspricht: er habe von der blos vernünftigen Religion bei keinem Schriftsteller der Welt so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden als bei ihm. Die Charakteristik, welche Lessing hier und anderwärts von dem Verfasser der Fragmente als Gelehrtem und Menschen giebt [2]), wird bestätigt und ergänzt durch das Zeugniß eines der trefflichsten Theologen unserer Zeit. Reimarus war, wie der Verfasser der Geschichte der Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich ausdrückt [3]), in seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Haltung grundverschieden sowohl von der Leichtfertigkeit des Mauvillon-Unzerschen Kreises, wie von der pöbelhaft gemeinen Marktschreierei und Abgeschmacktheit der Bibelerklärerei eines Bahrdt und Consorten. Er war nicht ein Naturalist im Sinne Voltaire's, sondern ein aufrichtiger Deist, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner

[1]) Schwarz: Lessing als Theologe, S. 103.
[2]) IX. 416., X. 217.
[3]) Schwarz a. a. O. S. 104—105.

der Schrift, ein tüchtiger Orientalist und Archäologe, ein klarer, logisch geschulter Kopf, mißbrauchte er in seinem Werke, der Arbeit eines halben Lebens, die Bibel nicht zu geschmacklosen Travestirungen wie Bahrdt und profanirte sie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaurerische Umtriebe wie Jener, sondern suchte sie aus sich selber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widersprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intentionen auf den Grund zu kommen. Freilich war seine Kritik der rücksichtslosesten Art: eine solche wie sie nur möglich ist für den, welcher mit der Offenbarungs- und Inspirationsvorstellung d. h. mit der sogenannten positiven Religion völlig gebrochen hat.

Auf diesem Standpunkte befand sich Reimarus. Er, der berühmteste Anhänger der Wolfschen Philosophie, war der Erste, der die Wolffsche Vernunftreligion und Vernunfttheologie, welche bis dahin sich der positiven Religion und Theologie untergeordnet, ja deren Glaubenswahrheiten beweisen zu müssen und beweisen zu können geglaubt hatte, zuerst in ihrer Reinheit und Selbstgenügsamkeit hinstellte, und die positive Religion nicht als eine Ergänzung und Befestigung der natürlichen sondern vielmehr als eine Trübung und Schwächung derselben nachwies. Reimarus war für die Wolffsche Philosophie ganz dasselbe, was in unseren Tagen Strauß für die Philosophie Hegels [1]). Seine Forschungen hatten ihn zu dem Resultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig sei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenso unmöglich als unnöthig sei. Diese Sätze nachzuweisen und dann im Einzelnen durch eine strenge Kritik der Offenbarungsurkunden selbst die Unabhängigkeit der Religion von diesen Schriften ins Licht zu setzen, das war die Aufgabe, die

[1]) Schwarz a. a. O. S. 105.

sich dieser „Heros des konsequenten Rationalismus" in seinem Werke gestellt hatte, und auf deren Lösung auch die sieben in Lessings Händen befindlichen Fragmente desselben hinausliefen.

Drittes Kapitel.

Die Fragmente.

Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Fragmente ist um so notwendiger, als dieselben leider in den sämmtlichen Ausgaben der Lessingschen Werke fehlen, und daher unendlich weniger gekannt als genannt und verrufen sind.

Lessing ging bei der Bekanntmachung derselben eben so vorsichtig als methodisch zu Werke, indem er mit dem minder Anstoß Erregenden anfing, und so im Laufe von vier Jahren allmälig aufsteigend bis zu dem Kühnsten vorschritt. Er begann im Jahre 1774 mit dem ersten Schriftstücke, das den Titel: „Von Duldung der Deisten" führte, und knüpfte dasselbe an seine in demselben Hefte der „Beiträge" erscheinende Schrift über den von religiöser Intoleranz aus dem Christenthume hinausgetriebenen unglücklichen Adam Neuser, deren wesentlicher Inhalt von selbst auf das Thema jenes ersten Fragments hinwies [1]). Der Fragmentist fordert in demselben für die Anhänger der Vernunftreligion wenigstens die Duldung, welche man Juden, Heiden und Türken nicht versage, während jetzt die vernünftigen Verehrer Gottes, wenn sie nicht heucheln wollten, aller möglichen Verketzerung und Verfolgung ausgesetzt seien. Denn Priester und Regierungen ließen sich selbst den krassesten Aberglauben, der doch noch immer Glaube sei, lieber gefallen als den Trieb nach

[1]) S. oben S. 120.

Vernunfterkenntniß, der immer und überall ihr Mißtrauen erwecke. Am schlimmsten sei das Geschrei der Geistlichen auf den Kanzeln, die alle Anhänger vernünftiger Ueberzeugungen sogleich dem Pöbel als ruchlose Menschen, Religionsspötter und Gotteslästerer bezeichneten." — Das zweite Fragment, welches mit vier anderen erst im Jahre 1777 erschien, behandelte dasselbe Thema mit direktem Bezuge auf „die Verschreyung der Vernunft von der Kanzel", wie der Titel lautete. Der Fragmentist wies nach, daß das Eifern gegen die edelste menschliche Fähigkeit, die Vernunft, als eine schwache, verdorbene, blinde, verführerische Leiterin, ebenso wenig dem Geiste Christi und seiner Lehre gemäß sei, als das beliebte Zurückgeben auf den Sündenfall Adams und Eva's und die daraus hervorgegangene Verderbniß, zur Beförderung des blinden Glaubens, der biblischen Ueberlieferung entspreche. Den vernunftverschreienden theologischen Kanzelhelden aber rief er zu: „Ihr macht Euch lächerlich durch den Widerspruch Eures Thuns, denn Ihr schmäht und lästert dieselbe Vernunft, deren Ihr selbst zu Euren Beweisen und Widerlegungen nicht entbehren könnt! Ihr verleidet Anderen den Gebrauch dessen, was Ihr selbst für Euch in jedem Augenblicke anwendet, und seid damit um kein Haar besser, wie die von Euch so verschrieenen katholischen Geistlichen, die den Laien das Lesen der Bibel untersagen, weil sie dieselbe allein lesen und nach ihrem Gefallen deuten wollen!"

Wenn so in den beiden ersten Fragmenten die Intoleranz und Vernunftverschreiung kritisirt wurden, so wendete sich der Fragmentist in den beiden folgenden gegen den letzten Grund jener Intoleranz, gegen die Offenbarungsvorstellung selbst. Die Unmöglichkeit einer Offenbarung d. h. einer über die natürlichen Kräfte hinausgehenden speciellen und direkten göttlichen Belehrung und Beseligung der Menschen ward ebensowohl als die Unzweckmäßigkeit derselben nachgewiesen. Der Mensch ist für eine solche Offenbarung gar nicht gemacht, und als der einzige Weg, auf welchem Erkenntniß allgemein werden kann, „bleibt die Sprache und das Buch der Natur, die Geschöpfe

Gottes und die Spuren der göttlichen Vollkommenheiten, welche darin als in einem Spiegel allen Menschen, gelehrten und ungelehrten, Barbaren und Griechen, Juden und Christen, aller Orten und zu allen Zeiten sich deutlich darstellen." Das vierte Fragment richtet seine Kritik des Offenbarungsbegriffs speziell gegen die Bücher des Alten Testaments, und sucht den Beweis zu führen, daß dieselben nicht geschrieben seien, eine Religion zu offenbaren, und daß ihnen überhaupt der Charakter einer göttlichen, die Beseligung der Menschen bezweckenden Offenbarung fehle, was schon daraus hervorgehe, daß in ihnen weder die Lehre von der Unsterblichkeit noch die von der zukünftigen Belohnung und Bestrafung enthalten sei.

Diese ersten vier Fragmente enthielten die kritischen Grundprincipien des Verfassers. Die drei letzten beschäftigten sich mit deren spezieller Anwendung auf einzelne Partieen des alten und neuen Testaments. Das eine derselben zeigt die Unmöglichkeit des Herganges und die innern Widersprüche in der Erzählung des Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer, und die Mährchennatur anderer mosaischer Wunderberichte. Das zweite wendete sich gegen die neutestamentalische Auferstehungsgeschichte. Es zeigte die zahlreichen Widersprüche der verschiedenen Erzähler auf und gelangte zu dem Resultate: das Faktum der Auferstehung sei durchaus unglaubwürdig, und die historische Erklärung desselben liege in der Ansicht, welche der Evangelist Matthäus die Pharisäer aussprechen und nach welcher er sie handeln lasse [1]).

Aber „das Dreisteste und Stärkste" hatte Lessing sich zum Schlusse verspart. Diesen bildete das Fragment: „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger", welches er zu Anfang des Jahres 1778 als ein selbstständiges Buch veröffentlichte. Gegen dieses wie gegen das vorhergehende Fragment, das nur ein Theil des letzten war, richteten sich daher vorzugsweise die Angriffe der aus ihrer Ruhe

[1]) Evang. Matthäus XXVII. 62—66. u. XXVIII. 11—15.

aufgestachelten Theologie. Der Grundgedanke desselben ist[1]) folgender. Das spätere Christenthum, das Christenthum der Apostel und Evangelisten ist ein anderes, als die Lehre Christi selbst. Es ist gleichsam eine Ueberarbeitung, eine verfälschte, durch die Noth der Umstände hervorgerufene Umgestaltung des ursprünglichen Zweckes Jesu, welcher noch ganz auf dem Boden des Judenthums, der jüdisch-sinnlichen Messiaserwartungen stand. Es ist ein Lehrsystem, entstanden aus Noth und getäuschter Hoffnung, und die Beweise, welche für das umgestaltete und spiritualisirte Christenthum von den Evangelisten geführt werden, sind daher alle nicht stichhaltig. Die Auferstehungs- und Himmelfahrtserzählungen sind erfunden; die Prophetenstellen des A. T., welche auf den leidenden Messias, auf Tod und Auferstehung, auf ein geistiges universales Christenthum bezogen werden, passen nicht, und sind eben nur willkürliche Deutungen der Apostel, deren „verändertes System" solche Willkür der Deutung nöthig machte. Sie, die Apostel und Jünger Christi, waren bis zum Tode Jesu sämmtlich erfüllt von dem ursprünglichen Lehrsysteme Christi, das sich ganz innerhalb der national-jüdischen Hoffnungen und Vorstellungen hielt, die Erfüllung des messianischen Reichs im Sinne der Juden, d. h. eine Erlösung des jüdischen Volks aus der Knechtschaft und die Aufrichtung eines mächtigen theokratischen Reichs versprach, und nur den Glauben an ihn, als den erwarteten und verheißenen Helfer und Erwählten Gottes forderte. Erst der Ausgang seines Unternehmens durch seinen Tod zerstörte ihre Hoffnung, „auf den zwölf Stühlen Israels zu sitzen", und in Folge desselben sahen sie sich gezwungen, ihr ganzes System zu ändern, und statt des weltlichen sieggekrönten, den leidenden, auferstandenen und zum Gerichte wiederkehrenden Messias zu lehren, und nicht ihr neues System nach der Geschichte und den Thatsachen, sondern diese nach jenem zu gestalten und umzubilden. Die kritische Lectüre der

[1]) Nach Schwarz a. a. O. 113.

Evangelien bestätige die Zwiespältigkeit zwischen der wirklichen nur noch schwach hindurchschimmernden Geschichte und der tendenziösen Ueberarbeitung. Hier sei das neue System von dem leidenden geistlichen Erlöser in Jesu eignen Worten klar und dürr vorgetragen, während von seiner ursprünglichen Absicht nur noch wenige und dunkle Spuren vorhanden seien.

Viertes Kapitel.

Lessings Stellung zu den Fragmenten.

Rücksichtslose Freiheit einer nur die Wahrheit im Auge haltenden Kritik, völliger Bruch mit den dogmatischen Vorstellungen von Inspiration und Offenbarung, gänzliche Hingebung an eine reine Vernunftreligion, als deren Trübung und Verunreinigung jede positive Religion erschien, und die vollständige Unabhängigkeit der Vernunftreligion von der biblischen Ueberlieferung — bildeten die Grundsteine des Standpunktes, auf welchem sich der Fragmentist befand; und diesen Standpunkt theilte Lessing durchaus. Auch die formale Tüchtigkeit des Fragmentisten zu seinem großen Werke, seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen wissenschaftlichen und sittlichen Ernst der Wahrheitsforschung ehrte er durch die Anerkennung, daß unter all' den zahlreichen Angreifern der positiven Religion, dieser dem Ideale eines echten Bestreiters derselben am nächsten gekommen, und nur zu wünschen sei, daß er auch bald einen Mann erwecke, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion ebenso nahe komme [1]).

Anders dagegen stellte sich Lessing zu dem Inhalte der Fragmente selbst und zu den Folgerungen, welche der Fragmentist aus

[1]) X. 12.

seinen Beweisführungen ziehen zu dürfen meinte. Die Anmerkungen und Zusätze freilich, mit denen er die Fragmente begleitete, und in denen er bald von dem allgemeinen christlichen Bewußtsein aus die Sache des Glaubens zu wahren, bald kritische Ausstellungen und Widerlegungen anzubringen und überhaupt auf mannigfache Weise „dem ersten panischen Schrecken kleinmüthiger Leser zu Hülfe zu kommen suchte", darf man nicht lesen und beurtheilen, ohne sich des Winkes zu erinnern, den er brieflich seinem Bruder gab: er möge bedenken, daß darin gar Vieles nicht als seine wirkliche abgeschlossene Ueberzeugung, sondern oft nur als eine gymnastische Geistesübung gesagt und anzusehen sei. Er will mit seinen Einwürfen nur neue Anregungen geben, zu weiterer Forschung aufstacheln, nicht eigne fest formulirte Ueberzeugungen hinstellen. In diesem Sinne sehen wir ihn scheinbar selbst für die gläubige Orthodoxie Partei nehmen, deren Konsequenz er überhaupt wohl zu schätzen wußte und der verächtlichen Halbheit der sogenannten aufgeklärten Theologie seiner Zeit bei Weitem vorzog. Wenn der Fragmentist die Göttlichkeit des alten Testaments durch die Unvollkommenheit ihres Inhalts erweisen zu können meinte, so stellte Lessing dagegen die Behauptung auf, daß dieser Schluß ein unrichtiger sei, und daß der göttliche Ursprung einer Schrift ebensowenig durch die Vollkommenheit der in ihr niedergelegten Lehren erwiesen, als durch ihre Unvollkommenheit widerlegt werde. Denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte, von ihm zweckmäßig angeordnete sein, weil sie eben als dem Bildungszustande der Menschen entsprechend in den Erziehungsplan Gottes hineingehöre [1]). Mit dieser Vertheidigung der Offenbarung unterbaute er dieselbe freilich in einer Weise, welche dem orthodoxen Begriffe derselben einen ganz andern, den Begriff einer Erziehung des Menschengeschlechts unterschob. Zu der Kritik ferner, welche der Fragmentist an den einzelnen Punkten der bibli-

[1]) Schwarz a. a. O. S. 120. Lessings Werke X. 27 28.

schen Ueberlieferung übte, verhielt sich Lessing überwiegend zustimmend. Er setzte das Verfahren desselben hoch über die lächerlichen und unwürdigen Vereinigungsversuche, mit denen die Theologie eine Harmonie der augenfälligsten Widersprüche herzustellen unternahm; aber in der Anwendung jener kritischen Ergebnisse, in dem Schlusse, welchen der Fragmentist aus denselben zog, in der ganzen historischen Auffassung, welche für denselben daraus resultirte, wich Lessing weit von ihm ab. Dem Fragmentisten erschienen die Schriften der Evangelisten als bewußte Verfälschungen der geschichtlichen Wahrheit; für Lessing, der jene Betrugshypothese entschieden verwarf, und den Irrthum und den Begriff des Mythus an ihre Stelle setzte, enthielten sie, trotz aller Widersprüche, die er auf Rechnung einer den Begebenheiten selbst schon ferner stehenden Zeit der schriftlichen Aufzeichnung setzte, dennoch einen echten historischen Wahrheitskern. Für den Fragmentisten endlich fiel der Werth des Christenthums als positive Religion mit jenen Stützen seiner göttlichen Beglaubigung durch Wunder und erfüllte Weissagungen. Für Lessing dagegen folgte aus dem Zusammenbrechen jener Stützen nur, daß solche Stützen nicht die wahren, daß die orthodoxe Beweisführung für die Göttlichkeit des Christenthums nicht die rechte sei, und daß der Christ sich vielmehr an das ewig gegenwärtige Zeugniß der innern Wahrheit halten müsse, welche dem Christenthum inne wohne. Selbst wenn sich auf alle Einwürfe und Schwierigkeiten des Fragmentisten schlechterdings nichts antworten ließe, so möge das vielleicht den gelehrten Theologen in Verwirrung setzen, aber gewiß nicht den Christen. Denn „was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt! Wenn der Paralytische die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat?“ [1])

[1]) X. 9–10.

„Kurz," fährt Lessing fort: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion."

Dieser Satz führt uns in den Kernpunkt des Fragmentenstreits und der gesammten Lessing'schen Theologie. Es ist das Verhältniß zwischen Bibel und Christenthum, um das es sich vorzugsweise handelt. Dieses Verhältniß im Sinne jenes Satzes unwiderleglich nachgewiesen und für alle Zeiten festgestellt zu haben, ist Lessings, des Theologen, unsterbliches Verdienst. Er that es in der Schrift „Axiomata" [1]), in welcher er seine Grundgedanken in zehn Sätze formulirt zusammenfaßte und begründete. Wir werden weiterhin auf dieselben zurückkommen. Er war selbst jener „zuversichtliche Sieger", mit dem er den echten Christen vergleicht, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt, während der Theologe, der furchtsame Soldat, sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekommt [2]). Das Christenthum, die Religion Christi, ist das Land; die Einwürfe gegen die Bibel und ihre Wunder als vermeintliche Grundlage und Stütze dieser Religion sind die Festungen. Aber das Christenthum ist vielmehr die Grundlage der Bibel, nicht umgekehrt die Bibel die Grundlage des Christenthums. Sie ist ein Volks- und Erziehungsbuch, ein Elementarbuch der Menschheit, eine Schrift für die Zeit, vielleicht für eine sehr lange, aber nicht für die Ewigkeit. Das Christenthum dagegen ist ein reiches, lebensvolles, universales Prinzip, und als solches der schöpferische Grund einer Fülle von Erscheinungen, nicht aber an irgend eine derselben als an seine Grundlage gebunden [3]). Lessing bestreitet und leugnet daher auch nicht, wie der Fragmentist, die Wundererzählungen des neuen Testaments,

[1]) X. 133—165.
[2]) X. 150.
[3]) Schwarz a. a. O. S. 146. 151.

sondern nur den Werth und die Beweiskraft derselben für uns. Er hielt es für unbillig und unklug, „auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion zu gründen, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen. „Er nimmt für die Kritik das volle Recht der Anwendung auf die Bibel in Anspruch, weil kein Resultat auch der rücksichtslosesten Kritik den Kern des Christenthums selbst zu berühren, dem Christenthum selbst Gefahr zu bringen vermag. Denn dieser Kern des Christenthums ist ewiger Natur [1]). „Das Christenthum," ruft er einmal aus, „geht seinen ewigen allmäligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phasen desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne, Planet und Betrachter auf demselben Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung."

Indem Lessing so die bisherige protestantische Vorstellung von der Bibel als der alleinigen Grundlage des Christenthums unnachsichtlich als eine irrige erwies, weil alles Historische seiner Natur nach unsicher, und dem Zweifel, der Kritik unterworfen sei, und deshalb niemals Grundlage des Glaubens, der Beseligung, Versöhnung und Beruhigung des Innern sein könne, ward er der Befreier des Christenthums von der Geschichte sowohl, wie von der Kritik der geschichtlichen Grundlagen. Und indem er das innerliche Christenthum „die Religion Christi, die Religion, welche jeder mit ihm gemein haben kann", trennte von der „christlichen Religion", d. h. von der Religion, „die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht" [2]), wurde er der Befreier der ersteren von der letzteren, der Neubegründer der ewigen Religion

[1]) XI. 512.
[2]) XI. 603.

der Liebe, des ethisch praktischen, allein auf das religiöse Gefühl begründeten Christenthums, das keine Kritik zu schädigen, kein Zweifel zu verkümmern vermag. Dieses Christenthum der Liebe, der Duldung, der Humanität, dessen einziges Evangelium das Testament des Apostels Johannes [1]) in jenem: „Kinder, liebt Euch unter einander!“ bildet, war das Christenthum seiner Jugend, zu welchem der gereifte Mann zurückkehrte, „das praktische, einfache, aufopfernde Christenthum des Herzens“, das auszuüben freilich schwerer sei, als die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen. Die Bekenner dieses Christenthums haben mit den Theologen nichts zu schaffen. „Ich habe noch immer“, ruft Lessing aus, „die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten.“ Diese Religion, die wir später als den Grundgedanken seines unsterblichen „Nathan“ finden werden, hält sich an die Früchte, die das Christenthum getragen. „Soll ich mich, ruft er aus, an diesen Früchten nicht sättigen dürfen, weil ich alle die frommen Sagen, über die Art wie der Same ausgestreut, nicht eben leugne, sondern nur an ihren Ort gestellt sein lasse?“ [2]) Die historischen Aeußerlichkeiten sind ihm das Vergängliche, der sittlich-religiöse Gehalt das Bleibende des Christenthums; jene bilden nur das zeitliche Baugerüst für den ewigen Bau selbst. „Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubte!“ Nach einem andern in der herrlichen Parabel von dem Palaste [3]) ausgeführten Bilde ist ihm die Bibel nur einer der alten Grundrisse, dem Vieles in der Ausführung nicht mehr entspricht, während ihn die zankenden Theologen für den Bau selbst nehmen. Diese Parabel, die Lessing selbst zu dem Besten zählte, was er geschrieben [4]), war auf

[1]) X. 39.
[2]) X. 38.
[3]) X. 122–124.
[4]) X. 132.

nichts Geringeres angelegt, als auf eine bildliche Darstellung der ganzen Geschichte der christlichen Religion, gerichtet gegen die Verkehrtheit der biblischen Orthodoxie, die das Christenthum in der Bibel eingeschlossen und mit ihr abgeschlossen erklärte und mit ihr stehen und fallen ließ, statt in demselben eine lebendig ewig fortschreitende Geistesmacht, ein unendlicher Entwickelung fähiges Prinzip zu erkennen. Der Palast ist das Christenthum; die verschiedenen Grundrisse sind die Kirchen und Sekten. Bei dem geringsten Lichtscheine glauben die Wächter dieser Grundrisse den Palast in Gefahr; aber statt zum Löschen des vermeinten Brandes zu eilen, retten sie nur ihr Kostbarstes, jeder seinen Grundriß; und über dem Zanke, wo es eigentlich in dem Palaste brenne, hätte dieser wirklich abbrennen können, wenn nicht — die erschrockenen Wächter ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten hätten.

Wenn Lessing so dem theoretischen das praktische, dem äußerlichen das innerliche Christenthum gegenüber stellte und in dem letzteren die höhere, über alle trennenden Sektenunterschiede und theoretischen Streitigkeiten übergreifende Macht erkannte, so war ihm das Gefühl, auf das er sein Christenthum basirte, eben nur die keiner äußerlichen Wahrheitsbeweise bedürfende unerschütterliche Selbstgewißheit des religiösen Gewissens, der unzertrennliche Begleiter der alles einzelne Thun adelnden Gesinnung, das keinen eignen Inhalt für sich hat, sondern nur dem religiös-sittlichen Inhalte die Form der Sicherheit, Festigkeit und Unumstößlichkeit verleiht [1]). Lessings Religion, „die Theologie himmlischen Ursprungs", wie er sie nennt, war in den zwei Sätzen enthalten: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der Liebe. Und hier ist es, wo wir auf die von Lessing früher angedeutete [2]) innere Verwandtschaft der Religion mit dem Schönen, des religiösen mit dem Schönheits-

[1]) Schwarz a. a. O. S. 160.
[2]) S. oben S. 28.

gefühl zurückweisen dürfen, die er in dem erhabenen Satze ausspricht: „Nur die mißverstandene Religion kann uns vom Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!“

Fünftes Kapitel.

Der Kampf mit Goeze.

Die Absicht, welche Lessing zur Veröffentlichung der Fragmente bewogen hatte, ward erfüllt. Die Wirkung war ungeheuer. Seit den Zeiten der Reformation hatte kein theologischer Streit so allgemeine Theilnahme erregt, wie derjenige, welcher sich jetzt in der durch die Fragmente angeregten Erörterung der Grundfragen des Christenthums entspann und in einer Fluth von Streitschriften aller Art Luft machte. Die Aufregung gegen den Störer des faulen Friedens, in welchem sich die damalige Theologie aller Parteien bisher gewiegt hatte, war maßlos. Wie der große Preußenkönig seiner Zeit stand Lessing in dem Kampfe, der sich wider ihn erhob, allein: ein einziger Mann gegen eine Welt in Waffen, nur mit dem Unterschiede, daß er nie geschlagen, immer Sieger war.

Wenig über ein einziges Jahr währte dieser Kampf; denn fast Alles, was Lessing für die Theologie erkämpft, oder als fruchtbaren Samen für folgende Jahrhunderte ausgestreut hat, liegt innerhalb des einen Jahres 1778. Aber der Ausgang war entscheidend für die Sache der Geistesfreiheit aller späteren Zeiten.

Der Mann aber, welchen er in den Mittelpunkt dieses Kampfes stellte, und dessen Namen er dadurch wie den des Halleschen Klotz unsterblich gemacht hat, war der Hamburger Hauptpastor Johann

Melchior Goeze. Auf ihn entlud er, wie Schwarz sagt, die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers, und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft. „Lessing brauchte einen solchen Gegner, in welchem die theologische Verketzerungssucht, mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit, ihrer scheinheiligen Beseelsorgung gleichsam Fleisch und Blut geworden war. Er brauchte ihn, um die moralische Karikatur eines solchen Wesens in voller dramatischer Lebendigkeit zu unvergeßlichem Andenken seiner Nation vorzuführen; und sein Scharfblick griff in der That aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus“ [1]).

Johann Melchior Goeze, geboren zu Halberstadt 1717, seit 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, war in der That ein Prachtexemplar seiner Gattung. Lessing hatte bereits in Hamburg zu einer Zeit wo ihm theologische Streitigkeiten ferner als Alles lagen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, ja sogar nicht ungern mit ihm verkehrt. Goeze war in seiner Beschränktheit wie in seiner starren Orthodoxie und seinem fanatischen Zelotismus, mit dem er alles verfolgte, was der altlutherischen Dogmatik widersprach, doch ein Mann aus einem Stück und Gusse. Schon darum interessirte er Lessing, dem alle Halbheit zuwider, und dem strenge Konsequenz selbst bei solchen ein Gegenstand der Achtung war, die von seinem eigenen Standpunkt durch eine Welt geschieden waren. Er scheint ihn mit demselben Interesse wie ein Naturforscher ein seltenes Exemplar einer gewissen Gattung studirt zu haben. Die persönliche Bekanntschaft Goeze's war ihm merkwürdig genug, um den Tag derselben in seinem Tagebuche zu vermerken [2]). Er besuchte ihn am 24. Januar 1769 auf seine widerholte Einladung und fand an ihm, wie er sich ausdrückt, „einen in seinem Betragen sehr natür-

[1]) Schwarz S. 127.
[2]) XI. 302—304.

lichen und in Betracht seiner literarisch bibliographischen Kenntnisse gar nicht unebenen Mann.“ Lessing war von Natur der leichtlebigste der Menschen und im gewöhnlichen Leben ein Virtuose im Verkehr mit Leuten des verschiedensten Schlages. Goeze seinerseits besaß, wo er nicht gereizt wurde, eine gewisse derbe Bonhommie, hatte nicht verächtliche bibliothekarische Spezialkenntnisse, die grade damals Lessing, der so eben den Ruf nach Wolfenbüttel angenommen hatte, sehr interessirten, und führte gute Rheinweine, denen Lessing auch nicht abgeneigt war. Dazu kam, daß der Hamburger Hauptpastor den berühmten Schriftsteller als ein großes Genie und einen seltenen Gelehrten aufrichtig hochschätzte, und an dem Umgange mit dem zu bereitwilligster Mittheilung seiner ausgebreiteten Kenntnisse stets aufgelegten heiter bequemen Manne, der ihn in seinen Ansichten ohne Widerspruch gewähren ließ, großen Gefallen fand. In seiner fanatischen Schrift gegen das Theater und die Sittlichkeit des Schauspiels wider einen Pastor Schlosser, welcher es sich hatte beikommen lassen, Komödien zu schreiben, hatte Goeze (1769) Lessing nicht nur einen geschickten und edeldenkenden Mann genannt, sondern auch seine Dramen von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausdrücklich mit den Worten ausgenommen, daß hier das Werk den Meister lobe. Lessing hielt sich jenem pastoralen Theaterstreite fern. Er hatte das Interesse an der Sache verloren, seit das Hamburger Unternehmen so schmählich Schiffbruch gelitten. Seine Berliner Freunde sagten damals scherzhaft von seinem Verkehr mit dem grimmen Feinde des Theaterwesens: Goeze habe ihn bekehrt[1]), und Ehren Klotz ließ es sich nicht entgehen, seinen Feind über diese Freundschaft mit dem berüchtigten Hamburger Zeloten zu verlästern. Aber auch jener Streit: ob ein Prediger Komödien oder ein Komödiendichter Predigten machen dürfe, interessirte ihn nicht. Wir wissen, daß er die erste Frage durch ein: „Warum nicht? wenn er kann,“ und

[1]) XIII 196.

die zweite durch ein: „Warum nicht? wenn er will!“ beantwortete, als Goeze zehn Jahre später jenen Theaterstreit wieder aufs Tapet brachte [1]). Zudem war Goeze auf diesem Gebiete kein Gegner, mit welchem ein Lessing streiten mochte. Er war ihm in seinem fanatischen Zorne gegen das Theater vielmehr eine komische Figur, wie denn in der That Goeze's Feindschaft gegen das Schauspielwesen damals eine sehr komische Scene herbeiführen half. Ein fremder Offizier, welcher der Vorstellung der Lessing'schen Minna von Barnhelm in Hamburg beiwohnte, ward von dem Stücke so ergriffen, daß er den Wunsch aussprach, den Verfasser kennen zu lernen. Ein bekannter Hamburger Witzbold Namens Dreyer, von Loewen der deutsche Rochester genannt, bezeichnete dem Frager den Senior Goeze. Der Auftritt, welcher dadurch herbeigeführt wurde, daß dieser in demselben Augenblicke, wo er im vollen Kampfe gegen das Theaterwesen begriffen war, einen Huldigungsbesuch als Theaterdichter empfing, war ebenso komisch, wie die Auflösung des Ganzen durch den Humor des Anstifters der Verwirrung, der, als er am andern Tage sich plötzlich von dem Offizier mit Stockschlägen angegriffen sah, im Triumphe über die gelungene Schelmerei blos ausrief: „Ah! Sie sind dagewesen! Sie sind dagewesen! das freut mich!“ —

Bei Lessings Abgange von Hamburg schied das ungleiche Paar als gute Freunde. Lessing täuschte sich indeß nicht über die wahre Natur des Mannes, der fortwährend mit allen freieren Theologen in wüthendem Kampfe lag, und die Semmler, Wettstein, Teller, nicht minder wie die Basedow, Bahrdt und Dreier in zahlreichen Streitschriften seinen eifernden Zorn empfinden ließ. Er schrieb bald darauf über ihn in seinem Tagebuche die Bemerkung nieder: „daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semmler, Basedow

[1]) X. 175.

und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt“[1]). Diese Ueberzeugung war nur allzu begründet. Bald nach Lessings Abgange hatte Goeze mit seinem Hamburger Amtsbruder Alberti, der das Verbrechen begangen hatte, aus dem Kirchengebete die Verfluchung der Heiden auszulassen, und in seiner Schrift über die Religion den Teufel nicht ausdrücklich anzuerkennen, eine Polemik begonnen, die er in der rohesten Art von der Kanzel herab so lange fortsetzte, bis er den würdigen Alberti ins Grab geärgert hatte[2]). Ja er scheute sich nicht, an eben dieser Stelle den Pöbel gegen den Ketzer zu hetzen und noch am Begräbnißtage desselben seinem Grimme wider den Verstorbenen Luft zu machen. Nur Lessing erfreute sich fortwährend der Achtung und Zuneigung des gefürchteten Zeloten, der es ihm nicht vergessen hatte, daß Lessing beim Beginne des Streits mit Alberti privatim seine Partei genommen hatte[3]), wenngleich dies in einem Sinne geschehen war, den ein Goeze weit entfernt war auch nur fassen zu können. Als Lessing über die Entdeckung und Herausgabe des Berengar von allen Theologen „mit ihrem schaalen Lobe“ überschüttet wurde, blieb Goeze nicht zurück mit seiner öffentlichen Anerkennung des „berühmten Mannes,“ der hier „auf's neue bewiesen habe, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles was er vornehme wohl gerathe.“ Er besuchte ihn sogar um diese Zeit in Wolfenbüttel, doch verfehlten sie sich gegenseitig, da Lessing an dem Tage sich in Braunschweig befand. Bald darauf aber änderte sich dies Verhältniß. Goeze hatte sich mit der Bitte um eine bibliothekarische Gefälligkeit an Lessing gewendet. Sein Brief traf diesen am Sterbebette seiner Gattin und blieb deshalb unbeantwortet[4]). Goeze ge-

[1]) Karl Lessing I. S. 219.
[2]) X. 232.
[3]) Man lese die Erzahlung davon von Nicolai in Lessings Werken VIII. 310.
[4]) Karl Lessing 401—403.

rieth über eine solche Vernachlässigung, deren Ursache er in die Ungefälligkeit und den Hochmuth des „Hofraths" setzen zu müssen glaubte, auf das äußerste in Harnisch; und wenn es gleich gewiß ist, daß er auch ohne dies die Veröffentlichung der Fragmente angegriffen haben würde, so ward doch die Heftigkeit mit welcher er es that, durch jene persönliche Gereiztheit noch um Vieles verstärkt. Schon aus der Art und Weise, wie der Hamburger Hauptpastor den Dichter des Werther angefaßt hatte, den er in den rohesten Ausdrücken als einen Sittenverderber und Jugendverführer denunzirte [1]), mochte Lessing voraussehen, was seiner wartete. Goeze sah mit dem neuen Geiste, der sich damals in der schönen Literatur, wie in der Wissenschaft zu regen begann, „ein neues Sodom und Gomorrha" einbrechen, und war in dem Kampfe gegen jede Erscheinung dieses neuen Geistes überall voran. Zwar hatte er die beiden ersten Fragmente ruhig vorübergehen lassen, dafür aber stürzte er sich über die im Jahre 1777 herausgegebenen Bruchstücke mit dem ganzen Fanatismus seines Zionseifers. Aber indem er den nur für die gelehrten Forscher bestimmten Prozeß vor das Forum des Volkes brachte, versetzte er Lessing in die Nothwendigkeit, auch seinerseits aus einer gelehrten Frage eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur zu machen, und zog die Blitze der Lessingschen Polemik über sein Haupt, die ihn und seines Gleichen zerschmetterten, während sie zugleich das alte dogmatische Zion vollends in Flammen versetzten. —

Ehe er sich gegen Goeze wandte, hatte Lessing bereits zwei andere Angreifer des Wolfenbütteler Fragmentisten abgefertigt: zuerst den Hannoverschen Direktor Schumann durch die beiden Schriften: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft," und „das Testament Johannes," und unmittelbar darauf den Wolfenbütteler Superintendenten Reß, „seinen Nachbar," wie er ihn nennt, in einer

[1]) Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal von Ad. Stahr, S. 50.

Gegenschrift, welche er „Duplik“ nannte, weil er sich und die Apostel als den angegriffenen Theil darstellte [1]). In dieser letzteren Schrift war es, wo er gegenüber dem starren Glaubenszwange und dem Festhalten an überlieferten Wahrheiten, den Werth und das Wesen des denkenden Menschen als das ewige Forschen und Suchen der Wahrheit mit den begeisterten Worten proklamirte: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, welche er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ —

Lessing war mit dem letztgenannten Gegner etwas hart verfahren. Aber abgesehen davon, daß der alte schwache Mann gleich der überwiegenden Mehrzahl der anderen Angreifer dem Fragmentisten geradezu absichtliches und wissentliches Verkennen der Wahrheit vorgeworfen hatte, — ein Vorwurf, der auf Lessing selbst schwer zurückfiel [2]), — war auch die Art und Weise wie von einem Reß und den Theologen gleichen Schlages in diesem Streite Vernunft und Schrift gemißhandelt wurden, von der Art, daß Lessing am Schlusse der Duplik gelobte: es sich nie wieder auch nur vorzunehmen, solchem Verfahren gegenüber gleichgültig zu bleiben. Denn wenn in solchem Falle der Mensch nicht warm werden dürfe, so dürfe er es niemals [3]). Dies Gelöbniß hielt er in dem jetzt folgenden Kampfe,

[1]) X. 120.
[2]) X. 60—61.
[3]) X. 121.

zu dem ihn Goeze herausforderte, und der jene unsterblichen Streitschriften hervorrief, welche die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, verbunden zeigen mit dem Gesinnungsadel, der Schwungkraft und Geistesfülle des edelsten und größten Charakters, den die deutsche Nation hervorgebracht hat, und die eben deshalb dieser Nation ein unvergängliches Besitzthum bleiben werden.

Daß Lessing, der die Anonymität des Fragmentisten gegen alle Zudringlichkeit der Goeze und Consorten streng aufrecht erhielt [1]), sich genöthigt sah, moralisch für ihn einzustehen, war natürlich. In das Geheimniß der Autorschaft, das erst in unseren Tagen vollständig gelüftet worden ist, waren damals nur wenige Wissende, wie Hamann und Herder eingeweiht. Die Masse der Gegner aber dachte nicht von fern daran, daß der berühmte Reimarus der Verfasser sei; ja sie protestirte ausdrücklich gegen den Verdacht, daß ein solcher Mann, von so unbezweifelter Reinheit und Würde des sittlichen Charakters und von einer so unbestrittenen Gelehrsamkeit, als Verfasser eines solchen Werkes anzunehmen sein könne [2]); und insofern hätte sich allerdings Lessing seine Aufgabe durch eine Kundgebung des Namens beträchtlich erleichtern können. Aber da es doch wiederum gerade die große wissenschaftliche und gelehrte Ueberlegenheit des Fragmentisten war, welche die auf solche Angriffe des positiven Christenthums nicht gefaßten, für sie nicht gewaffneten theologischen Zeloten in Verzweiflung setzte, so war es ebenso natürlich, daß sie sich durch Schmähen und Schimpfen zu helfen suchten, wo die Mittel zu wissenschaftlicher Widerlegung nicht ausreichten. Und zwar richtete sich die Wuth ihres Zorns nicht blos gegen den Fragmentisten selbst, sondern ebenso, ja in noch höherem Grade gegen dessen Herausgeber. Es half diesem nichts, daß er von vorn herein erklärte, daß er keineswegs die Sache des Fragmentisten in allen

[1]) X. 219.
[2]) X. 222.

Stücken zu der seinigen mache, ja daß er ihn in mehreren Punkten direkt bestritt und widerlegte. Noch weniger vermochten sie anzuerkennen, daß er die Fragmente selbst nur im Interesse der wahren Religion und des echten Christenthums herausgegeben habe. Vielmehr erklärte Goeze geradezu das Gegentheil. „Er habe", sagte er, „Lessings Einwürfe gegen den Fragmentisten mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, so grob und frech lästernden Verfassers." Er forderte ihn auf, „seine Todesstunde zu bedenken", und sich den „Weg zur Buße" nicht zu verschließen, wegen des Giftes und der Aergernisse, die er in die Welt gebracht, kurz er behandelte Lessing wie einen armen Sünder, den ein Seelsorger in die Kur nimmt, um ihm das Gewissen zu rühren, während er schließlich mit der Staatspolizei droht. — Goeze hatte die ersten seiner Angriffe in den berüchtigten Hamburger „Schwarzen Zeitungen" direkt gegen ihn gerichtet. Er hatte dieselben durch jenes Organ nicht nur in allen Dörfern und Schenken verbreitet, sondern sie auch gesammelt in einem eigenen Rundschreiben als eine Art Hirtenbrief [1]) an alle gläubigen Christen ergehen lassen.

Darauf konnte Lessing nicht schweigen. Er nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf, und antwortete zunächst mit der schon oben erwähnten „Parabel" und der „Bitte" [2]), in welcher letzteren er seinem Gegner bewies, daß derselbe ihm Unrecht gethan habe, und ihn aufforderte, dies Unrecht durch ein offenes Eingeständniß zurück zu nehmen. Allein während er noch mit dem Drucke dieser beiden Schriftstücke beschäftigt war, die er wohl ihres versöhnlichen Tones halber friedliche Blätter nennen durfte [3]), erreichten ihn

---

[1]) Unter dem Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derselben. 1778.

[2]) X. 125—128.

[3]) X. 125.

die letzten Nummern der Goeze'schen Zeitung, in welchen der leidenschaftliche Zelot jeden Gedanken an friedliche Ausgleichung weit von sich weg geworfen hatte. Jetzt erließ Lessing sein „Absagungsschreiben“ [1]), in welchem der Geist seines gerechten Zornes zum vernichtenden Sturme anschwoll. Nie, weder vorher noch nachher, hat die deutsche Sprache ein ähnliches Denkmal edelster Leidenschaft hervorgebracht, als diese „ritterliche Absage“, in deren Flammenergüsse die ganze Gluth seiner Seele dahinströmt. Nicht nur, daß er selbst sich auf den Standpunkt eines wahren Vertheidigers der Lutherischen Kirche stellte: er sprach seinem Gegner, der sich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen Lutherischen Papst gerirte, jeden Funken Lutherischen Geistes, jedes Verständniß des Lutherischen Systems ab. Wahrhaft erhaben ist die Apostrophe, die er bei dieser Gelegenheit an den großen Reformator selber richtet, „den er am liebsten zu seinem Richter haben möchte“: „Luther Du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde!“ — „Bis dahin, so wendet er sich wieder an seine Angreifer, — bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kommt, gewiß! gewiß!“ möchte er lieber den ganzen Streit ruhen lassen, wenn das einem solchen Widersacher gegenüber möglich wäre, dessen Bild er in den folgenden zerschmetternden Worten zeichnet: „Nicht daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden wenn Gott will giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralver-

[1]) X. 129–132.

hetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder wenn ich auch könnte, verwehren wollte! So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat." Nur eins will er nicht länger ertragen, den Stolz, welcher den Fragmentisten wie einen unwissenden Schulbuben behandle; „denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwiegen vermögend sind."

Lessing war entschlossen, den Kampf, zu dem ihn Goeze provozirt, nicht eher zu beenden, bis er den Gegner für immer zu Boden gebracht habe. „Schreiben Sie, Herr Pastor, — so schloß er seinen Absagebrief, — schreiben Sie und lassen Sie schreiben so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch! Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!"

Und er hat Wort gehalten.

Die erste Streitschrift wider den Hamburger Zionswächter waren die dem Fehdebriefe auf dem Fuße folgenden „Axiomata", d. h. wie Lessing es erklärt, Sätze, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln [1]). Diese Sätze, zehn an der Zahl, welche Lessing gegen die Angriffe seines Gegners aufrecht erhielt, sind folgende: 1) Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. — 2) Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. — 3) Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion. — 4) Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion [2]). — 5) Auch

[1]) X. 133.

[2]) „Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord." X. 135

war eine Religion, ehe eine Bibel war. — 6) Das Christenthum war ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam. — 7) Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. — 8) War ein Zeitraum, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. — 9) Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. — 10) Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat[1]).

Seinen persönlichen theologischen Standpunkt bezeichnet Lessing in dieser Schrift auf eine Weise, welche an seine berühmte Erklärung in Bezug auf seinen Dichterberuf erinnert. „Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theologe. Ich habe auf kein bestimmtes theologisches System schwören müssen; mich bestimmt nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden, und ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Nur, fügt er hinzu, müssen diese ehrlichen Männer andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit dem sie selbst an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten." Wahrhaft erhaben wird seine Sprache aber da, wo er bei der Vertheidigung des siebenten Satzes Goeze's zuversichtliche Frage beantwortet: ob wohl

[1]) X. 136—165.

jemals ohne die neutestamentalischen Bücher eine Spur von dem was Christus gethan und gelehrt, übrig geblieben sein würde? „Gott behüte mich, ruft er aus [1]), jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte; geschweige da es mir ein Lutherischer Pastor in den Mund legen will. Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die Du nicht aufzuschreiben, die Du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, worauf sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes sein will, und so keck vorgiebt, daß Du Deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!“ Mit dem schwungvoll erhabenen Ernste solcher Stelle wechselt dann wieder der heiterste Humor, wie z. B. wenn er bei dem achten Satze der sich fortwährend über ihn ver-

[1]) X. 147.

wundernden Pastoralweisheit mit den Worten begegnet: „So wenigstens denke ich, unbekümmert wie sehr sich der Herr Pastor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht!“ [1]) Oder wenn er bei dem neunten Satze, zu höchster dramatischer Lebendigkeit fortschreitend, mit seinem Gegner jenen unübertrefflichen „Kanzeldialog“ hält, dessen Wesen darin besteht, daß er den gegen ihn polemisirenden Kanzelredner unterbricht, dieser sich aber nicht für unterbrochen hält, sondern ohne sich zu bekümmern, ob ihre beiderseitigen Worte zusammen klappen, fortredet, weil er einmal aufgezogen ist und ablaufen muß [2]).

Dieser ohne Frage ihrem Inhalte nach bedeutendsten aller theologischen Streitschriften Lessings folgte die Reihe jener kleinen Flugblätter, „Antigoezen“ genannt, die er wie ebenso viele tödtliche Geschosse auf seinen Gegner schleuderte. Diese Flugblätter, meist nur einen halben Bogen stark, zeigen Lessing auf dem Höhenpunkte seiner polemischen Meisterschaft. Und daß er diese Meisterschaft mit ihrem vernichtenden Witze, mit der stahlscharfen Schneide ihres Verstandes, mit der Erhabenheit ihrer sittlichen Empörung, und der Kraft ihrer Sprache in der gerechtesten Sache, daß er sie gegen einen Goeze verwandte, daß er in diesem Manne die pastorale Anmaßung und Heuchelei, die despotische Bevormundungssucht, den kleinlichen Egoismus, die rohe Beschränktheit mit ihrer fanatischen Verfolgungssucht ein für allemal in der ganzen Nacktheit ihrer wahren Gestalt der Nation vor die Augen stellte: das war es, was unwiderstehlich einschlug in die Herzen des Volks, das seitdem für immer zu wählen haben wird zwischen Goeze und Lessing, zwischen Roheit und Bildung, Sklaverei und Freiheit, Pfaffenthum und Humanität. Achtzig

[1]) X. 153—154.
[2]) X. 155—160.

Jahre sind vergangen, seit diese klingenden Pfeile dem Bogen des unsterblichen Helden entflogen, aber immer noch sind sie neu und glänzend scharf wie am ersten Tage, immer noch sind sie das Entzücken aller derer, die sich zu seiner Fahne bekennen, wie sie der Schrecken sind für die in unsern Tagen so überaus zahlreich emporgewucherten Nachfahrer des Zionswächters von Hamburg [1]). Ja Lessing hat sie gekannt und zu zeichnen verstanden diese pfäffisch eifernden Pastoren, „die uns jede zärtliche Empfindung für ihr einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchten; diese heuchlerischen Egoisten, die ihre kleinliche Selbstsucht hinter der Sorge für das Wohl und Seelenheil des Volkes verstecken", und denen er zuruft [2]): „O ihr Thoren, die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist es euch zu thun, ihr hattet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Glück der Sturmwind sonst in der Natur befördert?

---

[1]) In neuester Zeit hat es sogar einer derselben, ein Dr. Röpe, unternommen, in einer eignen Schrift unter dem Titel: „Lessing und Goeze im Fragmentenstreit, ein Beitrag zur Rettung Goeze's" (Hamburg 1859), Lessings Verhalten in diesem Streite sittlich und geistig herabzuwürdigen, und Behauptungen aufzustellen wie die, daß Lessing einen unlautern Kampf geführt, daß er hinter christlicher Maske seine unchristliche Gegnerschaft versteckt, daß er nicht um der Wahrheit willen gekämpft habe, sondern aus Streitlust, und theilweise um seinen häuslichen Kummer zu betäuben und seine finanziellen Sorgen zu decken ꝛc.!! Wir erwähnen dieses würdigen Nachfahrers von Goeze nur, um dabei zu bemerken, daß derselbe unter andern von Dr. Jürgen Bona Meyer seine verdiente Abfertigung erfahren hat. (S. Hamb. Wochenblatt 1859 No. 4. 5. 6 u. 7.)

[2]) X. 182.

Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen mindestens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?" — Er hat sie für immer gebrandmarkt diese lügnerische Sanftmuth im Verdammen [1]), diese heuchlerische Milde, welche fromme Thränen des Mitleids vergießt, während sie das Feuer des Scheiterhaufens unter dem Verfolgten schürt. Er ruft diesen Lutherischen Pastoren, die so gern unsere Päpste werden möchten, die warnenden Worte zu: Wenn dies gelinge, so sei er der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertausche, und er hoffe, daß viele ebenso entschlossen denken würden wie er [2]). Der wahre Lutheraner wolle nicht bei Luthers Schriften, sondern bei Luthers Geiste geschützt sein, und Luthers Geist erfordere schlechterdings, daß man keinen Menschen hindern dürfe, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem Gutdünken fortzufahren. Aber man hindere Alle daran, wenn man es auch nur Einem verbiete, seinen Fortschritt in der Erkenntniß Andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung sei kein Fortschritt im Ganzen möglich. Wer wie Goeze das Prinzip der freien Forschung antaste, der spreche das Verdammungsurtheil über Luther selbst, über die ganze Reformation [3]).

Aber freilich was kümmern solche Betrachtungen den theologischen Reaktionär in seinem Streben nach Herrschaft! Luther hatte deutsch geschrieben. Der Hamburger Hauptpastor dagegen verlangte, daß religiöse Untersuchungen nur lateinisch geschrieben werden sollten, wie in den guten alten Zeiten. „O glückliche Zeiten, ruft Lessing aus, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, für uns dachte und für uns aß! wie gern brächte sie auch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück. Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm ver-

[1]) X. 178.
[2]) X. 168.
[3]) X. 167—168.

einigten. Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in denen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in dem Beichtstuhle, sind auf dem Parnasse gebildet“ [1]). Wir erinnern hierbei noch einmal an die brutale Art und Weise, wie Goeze gegen Goethe's Werther aufgetreten war. Der Pöbel ist es, auf den sich vor allem diese frommen Reaktionäre stützen. Mit ihm sprach darum Goeze in seiner Verfolgung Lessings und des Fragmentisten die Sprache des Pöbels. Mögen doch die Einsichtsvollen im Verborgenen glauben was sie wollen, wenn nur der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen [2]). „Aber auch der geringste Pöbel,“ ruft Lessing ihnen warnend zu, „wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los!“ [3])

Es ist schwer von dieser wundervollen Bilderreihe nicht noch mehr und immer mehr unserer Zeit wieder vor die Augen zu stellen. Doch wollen wir uns mit folgenden einzelnen Zügen begnügen. Wie in der Sache, so ist Lessing auch in der Sprache gegen den Mann schonungslos. Und er hatte das Recht es zu sein wider einen Zeloten, der ihn unmittelbarer feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigte; der in seiner blinden Wuth nie las was sein Gegner geschrieben, sondern nur immer das, was

[1]) X. 190.
[2]) X. 208.
[3]) X. 196.

er in dessen Worten zu finden wünschte;[1]) der in einem Athem dasjenige bei seinem Parteigenossen lobte, was er bei Lessing und dem Fragmentisten mit dem Anathem belegt hatte;[2]) der die Staats- und Polizeigewalt gegen ihn hetzte, und der endlich, wenn Lessing im gerechten Zorne über die infamirendsten Beschuldigungen und Verläumdungen, sich erlaubte, „ihm den Eimer faulen Wassers, in welchem er ihn zu ersäufen gedachte, tropfenweise auf den entblößten Schädel fallen zu lassen“[3]), über Verletzung des Anstandes und guten Tones sein lautes Zetergeschrei erhob. „Wie!“ ruft Lessing ihm zu, „Sie kommen mit dem Dolche von Beschuldigungen, die unmittelbaren Haß und Verfolgung nach sich ziehen, auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? Soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „er ist toll!“ und der arme Hund soll gegen Sie nicht einmal blaffen! blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? — Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters. Firniß seid ihr, und nichts weiter; aber eben so oft Firniß des Lasters als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll.“ — Auch über Lessings Stil hatte sich Goeze höhnende Bemerkungen erlaubt, und wir verdanken ihm daher die herrlichen Auslassungen des großen Meisters über seinen Stil, der, wenn jemals, bei ihm und im höchsten Grade bei diesem Streite, der Mann selbst ist. „Jeder Mensch,“ antwortet ihm

[1]) X. 221.
[2]) X. 170—171.
[3]) X. 177.

Lessing heiter [1]), „hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten zu haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Goeze hatte von seinem blendenden Stil gesprochen, der ihm große Ueberlegenheit gewähre. „Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel wie wir denken," entgegnet ihm Lessing. „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem *scharfen*, sondern dem *blanken* Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. — Meinen Stil gebe ich aller Welt Preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn vor so manchem andern Stile auszeichnen soll: und alles was zu merklich auszeichnet ist Fehler." Aber grade für diesen einzigen möchte er die Kunstrichter um Schonung anflehen, denn er sei nicht sein Fehler, sondern seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* (Vergleichungspunkte) verwickle. Lessing führt dann aus wie seine dramatischen Arbeiten diesen Fehler verstärkt und die Ausbildung einer ciceronianisch ruhig fortschreitenden Prosa verhindert haben dürften. Wenn ihm aber Goeze

[1]) X. 173. u. 174.

vorwerfe, daß er durch die Phantasie auf den Verstand seiner Leser zu wirken suche, so gebe er dies zu, und halte es nicht nur für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. „Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle guten Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche Beide hervorbringen." Goeze aber, der sich stets nur mit den Worten und Bildern seines Gegners herum schlage, und immer thue, als ob er den Begriff nicht sähe, gleiche dem Krieger, der den Männern des Landes aus dem Wege gehe, um die Weiber und Kinder desselben ungestraft würgen zu können [1]). —

Es ist schon angedeutet worden, daß Goeze als würdiger Ahnherr seiner heutigen Nachkommen es nicht verabsäumte, den theologischen Streit auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, und wider die freie wissenschaftliche Kritik den Arm der Staatspolizei um Hülfe anzurufen, wie er bereits früher die Poesie (Goethe's Werther) bei derselben pflichtschuldigst denunzirt hatte.

Nur Derjenige, hatte er gleich zu Anfange seiner Schrift gegen Lessing bemerkt, — nur Derjenige könne Unternehmungen wie die Fragmente und ihre Herausgabe als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben halte; der nicht einsehe oder nicht einsehen wolle: daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz des Verfassers einer Schrift, die er nicht näher bezeichnen wolle, zu dem seinigen mache: „Sobald ein Volk unter sich einig wird Republik sein zu wollen, so darf es;" und der

[1]) X. 210. 212.

folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwerfe. Lessing hat sich diesen Zug in seinem Nathan nicht entgehen lassen, wo Goeze's Ebenbild, der fromme Patriarch, seine bei Saladin anzubringende Denunziation des weisen Nathan mit den Worten motivirt:

> Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich *selber für den Staat* es ist,
> *Nichts* glauben! Alle bürgerlichen Bande
> Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
> Der Mensch nicht glauben darf [1]).

Aber Goeze hatte sich mit einer solchen allgemeinen Denunziation nicht begnügt. Er hatte auch die obrigkeitlichen Gewalten, die Consistorien, den Reichshofrath wider Lessing und die Fragmente angerufen — wie denn auch bereits die Mitarbeiter an dem Frankfurter Anzeiger, Goethe, Merck, Schlosser u. a., die Goeze's Zelotismus bespöttelt hatten, von dem Frankfurter Magistrate sehr ernst bedroht und zum Stillschweigen in theologischen Dingen verurtheilt worden waren [2]). Er und die Seinen hatten öffentlich erklärt, daß Lessing „als einer der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend zu machen suche," die Ahndung des Reichshofrathstribunals verdiene, welches verbunden sei, „nicht allein die Urheber, Schreiber und Drucker von Schriften gegen die christliche Religion, sondern auch *die Herausgeber* und Verbreiter derselben nach Beschaffenheit der Umstände an Ehre, Leib, Gut und Blut unnachsichtlich zu bestrafen." Auch damit hatte Goeze sich noch nicht genug gethan. Je unfähiger er selbst sich fühlte, den Kampf gegen einen Lessing zu führen, desto eifriger war er in dem Geschäfte andere gegen ihn aufzuhetzen. Er trieb die Göttingen'sche Theologenfakultät an, sich gegen Lessing zu

[1]) II. 304.
[2]) Schwartz 130.

erheben, und wußte selbst einen Semmler dazu zu bewegen, gegen Lessing in einer Weise aufzutreten, die diesen mehr als Alles andre verletzte und empörte. Er versuchte unter der Hand auch in Preußen bei dem Minister von Zedlitz gegen Lessing zu machiniren. Aber dieser treffliche Mann, der als Minister sich privatim Vorlesungen über Metaphysik halten ließ, war freilich nicht danach angethan, auf einen Goeze zu achten. Zuletzt entblödete sich dieser nicht, Lessing sogar direkt bei seinem Landesherrn als einen Menschen zu denunziren, dem derselbe seine Bibliothekarstelle nicht länger ohne Gefahr für sein fürstliches Haus lassen könne, „da ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben so gut Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären!“ [1])

Mit einem Fußtritte der Verachtung schleuderte Lessing die in dieser Denunziation liegende pfiffig giftige Anschuldigung von sich, während er die zugleich in derselben enthaltene Beleidigung seines Fürstenhauses aufdeckte. Aber das Beste war doch, daß den Denunzianten selber bald darauf eine tragikomische Nemesis ereilte und ihn in dieselbe Grube fallen ließ, die er einem Andern gegraben hatte. Denn während der Reichshofrath Lessingen unangefochten ließ, ward umgekehrt Goeze in Folge einer seiner fanatischen Predigten von dem kaiserlichen Residenten wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Hamburger Magistrate verklagt. Zwar erließ man, wie es scheint, dem gedemüthigten Zeloten den öffentlichen Widerruf, wohl aber ward ihm in strenger Verwarnung verboten, sich Aehnliches wieder zu Schulden kommen zu lassen [2]).

---

[1]) X. 179–180. 231.

[2]) Thiess' Leben Goeze's S. 44. Vergl. Lessing, Werke XIII. 627. 634. XII. 540.

Lessings Kampf gegen Goeze nahm indeß ein für Freund und Feind gleich unerwartetes Ende.

Goeze hatte erklärt, er sei bereit, sich auf den Hauptpunkt ihres Streites, auf den Satz: ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge oder gar nicht geschrieben worden wäre? sofort gehörig einzulassen, sobald sein Gegner sich darüber bestimmt erklärt haben würde: „was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe?“ — Mit dieser Forderung glaubte er Lessing vollständig aus dem Felde geschlagen zu haben, da dieser sich, wie er triumphirend hinzusetzte, „wohl gehütet haben würde, diesen Streit anzufangen, wenn er hätte voraussehen können, welchen Ausgang derselbe durch diese Wendung nehmen, und wie er gezwungen sein werde, die wahren Gedanken seines Herzens zu offenbaren.“ Aber grade mit dieser unverschämten Herausforderung lief er selbst in die bereit gehaltene Klinge seines Gegners, dem diese Wendung sehr erwünscht kam. Lessing beantwortete diese Frage in zwei neuen Schriften [1]), deren streng ernst gehaltener Ton sehr abstach gegen den Stil der „Antigoezen,“ der selbst in Berlin nicht zensirbar erschien, mit der einfachen Erklärung: er *verstehe* unter der christlichen Religion in jenem von ihm aufgestellten Satze alle diejenigen Glaubenslehren, welche in der Symbolik der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien. Den Inbegriff dieser Glaubensbekenntnisse der ältesten Kirche, und ihr Verhältniß zur Bibel entwickelte er in einer Reihe von Sätzen, die er „aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung aller Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte“ gezogen, und über die er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die schärfste Prüfung einzulassen bereit erklärte. Mit dem vollen Selbstgefühle seiner Sicherheit setzte er hinzu: „der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich; der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich.“ Selbst Goeze

[1]) Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage. X. 239—252

begriff, daß er Lessing auf diesem Gebiete nicht entfernt gewachsen, und daß es ihm unmöglich sei, den Streit nach dieser Erklärung weiter zu führen. Er, der bisher nie einem Gegner das letzte Wort gelassen, erstaunte bis zum Verstummen. Mit ihm seine Schildknappen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen „der freiwilligen Beiträge“ und des „Postreuters“ war mit ihm zugleich verstummt“ [1]). Die Niederlage des orthodoxen Lutherthums wie es Goeze vertrat war vollständig, und Lessing sah sich eines Gegners entledigt, an dem zwar keine Ehre zu erwerben gewesen war, der ihm aber doch durch die Polemik, zu welcher er ihn genöthigt, in seiner damaligen tiefen Trübsal, von der wir später reden werden, eine Erheiterung gewährt hatte, die er nach seinem eignen Geständnisse ungern vermißte [2]). —

Das Wichtigste aber in diesem Kampfe ist der Umstand, daß Lessing in denselben seine Sache Goeze gegenüber, zur Sache der von seinem Gegner beleidigten katholischen Kirche machte, und schließlich gradezu auf die Nothwendigkeit einer Union zwischen Protestantismus und Katholizismus hinwies.

Goeze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, daß nur der ein Christ sein könne, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der christlichen Religion sei, dem überwiegend größeren Theile der Christen die Berechtigung zu diesem Namen abgesprochen. Sie waren nach Lessings kräftigem Ausdruck „die Stänker welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles was katholisch ist, als unchristlich verdammen.“ Ihnen gegenüber stellte sich daher Lessing mit seinem großen Prinzipe, dessen Verwirklichung auch dem politischen Geschicke unserer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte.

---

[1]) XI. 563.

[2]) XII. 500. 501. 502. 503. 509. 516.

Dies Prinzip ist das der Union, als deren wesentliches Fundament er den Satz hinstellte: „Wie nur Dasjenige gegen das Christenthum gelten dürfe, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christenthume gehören, was Katholiken und Protestanten gemein sei“ [1]). Er sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht Beide seit ihrem Bestehen einem höheren Gesetze folgen müßten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhalte [2]). Seine Vertheidigung des Katholizismus war freilich zugleich eine strategische Wendung, mit der er sich gegen die ihm von Goeze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutschen Reichsbehörde zu sichern suchte. Aber sein Grundgedanke einer Union war darum nicht minder ernstlich gemeint. Je fester er selbst auf dem einzigen Fundamente des Protestantismus der absolut freien Kritik und Forschung stand, um so sicherer vermochte er vom historischen Standpunkte den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der heutige offizielle Protestantismus aber mag sich Lessings Prophezeihung gesagt sein lassen, welche er in dem Fragmente „von den jetzigen Religionsbewegungen“ [3]) ausspricht: „Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken voraus gewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen, — ja wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen ist.“

Wir Andern aber wollen uns getrost an jenes erhabene Wort des großen Mannes halten, der es mit edler Resignation der Zeit

---

[1]) X. 246.
[2]) Guhrauer II. 2. 180.
[3]) XI. 591.

überließ, was seine aufrichtig gesagte Meinung wirken solle und könne. „Vielleicht soll nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können!“

Hier müssen wir für kurze Zeit den Gang unserer Darstellung unterbrechen, und, ehe wir dem großen Freiheitskämpfer weiter auf der glorreichen Siegeslaufbahn seiner letzten Lebensjahre folgen, einen Blick auf seine persönlichen Zustände und auf die bittern Leiden werfen, unter deren Dornendruck er seine letzten und größten Geistesthaten gethan hat.

Dreizehntes Buch.

Nathan der Weise.

„Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit Bild und die Götter vergehen vor dem alleinigen Gott."

Platen.

Erstes Kapitel.

Eva Lessings Tod.

Wer ohne von Lessings Lebensschicksalen Kunde zu haben die im vorigen Kapitel von uns behandelten Streitschriften gegen Goeze, mit ihrer spiegelhellen Klarheit, ihrem sprühenden, bald mit dem Gegner spielenden, bald ihn zerschmetternden Witze, ihrem heiteren Humor und ihrer unverwüstlichen guten Laune in die Hand nähme, der dürfte unwillkürlich zu dem Glauben verleitet werden, daß eine so vollkommene Beherrschung aller geistigen Kräfte und Fähigkeiten einen entsprechenden Zustand äußeren und inneren Behagens, kurz eine Gemüthslage des Verfassers voraussetze, die nur das Resultat befriedigten eigenen Glückes sein könne.

Und dennoch werden wir sehen, daß gerade in der Zeit, ja in demselben Augenblicke, wo Lessing die erste Feder zu jenem Kampfe ansetzte, nach kurzem Glücke das schwerste Unglück seines Lebens über ihn hereingebrochen war, und daß er, den eigenen Tod im Herzen, ein sterbender Fechter, den letzten großen Freiheitskampf seines Lebens geführt hat.

Wir haben Lessing im letzten Kapitel des neunten Buchs am Ziele seiner langgehegten Wünsche und im dankbaren Genusse des ersehnten häuslichen Glückes verlassen. Mit dem 8. Oktober des Jahres 1776 hatte nun für ihn in der That ein neues Dasein begonnen. Zum Erstenmale in seinem Leben sehen wir ihn befriedet und

glücklich, an der Seite einer trefflichen Frau im Kreise ihrer von ihm mit Vaterzärtlichkeit geliebten Kinder. Er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke seiner Schulden, die obgleich kaum tausend Thaler betragend, doch in seiner Lage und bei den Anforderungen, die seine dürftigen Anverwandten an ihn machten, Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten. Eine baldige Verbesserung seiner ganzen Stellung stand in naher Aussicht, und eine jährliche Ehrenpension von hundert Louisd'ors, die ihm der Kurfürst von der Pfalz kurz zuvor von freien Stücken verliehen hatte — die aber freilich wie wir sehen werden nie gezahlt wurde — schien ihn mit einem Male aller materiellen Sorgen, die ihn lebenslang verfolgt hatten, um so mehr zu entheben, als auch seine Frau von dem geretteten Reste ihres Vermögens immer noch eine Jahresrente von einigen hundert Thalern übrig behalten hatte. Alles was er jetzt wünschte, war: für das Glück der geliebten Frau noch einige Jahre zu leben! Kurz vor der Hochzeit hatte er ihr in diesem Sinne geschrieben: „Meine Aussichten sind jetzt so, daß ich ruhig sein kann, wenn ich noch ein Paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freilich in Unruhe und Kosten setzen, die Sie einmal bereuen müßten. Deswegen bin ich auch jetzt um ein Bischen längeres Leben so bekümmert, als ich es noch nie gewesen. Doch etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen." Er ahnte nicht, daß er sein schwer errungenes Glück so bald überleben sollte! — —

In allen während seiner kurzen Ehe geschriebenen Briefen sehen wir seine Zufriedenheit und sein Glück sich kundgeben. Er ist voll heiterer Laune und guten Humors, und von seiner früheren Bitterkeit ist keine Spur zu bemerken. Er bestellt wiederholt bei dem Bruder in Berlin Putzsachen für Frau und Tochter[1]), rühmt die Ordnung seiner Verhältnisse, und ist sicher „ein ordentlicher Haus-

[1]) XII. 478. 495.

vater zu werden", was, wie er in einem Briefe an seinen Bruder scherzend hinzusetzt, bei Leuten ihres Schlages doch nur dann möglich sei, wenn sie sich einem anderen zu Gefallen darauf verlegten [1]). Er ladet nicht nur den Bruder in Berlin, der sich gleichzeitig mit ihm verheirathet hatte, sondern auch seine anderen Verwandten und Freunde auf das Dringendste ein, ihn in seinem häuslichen Glücke zu besuchen; und selbst der Tod seiner Mutter, den er als liebender Sohn empfand, vermag eben so wenig wie die bald näher zu erzählende schlimme Erfahrung, die er bei Gelegenheit der Mannheimer Berufung machte, seine Stimmung nachhaltig zu verändern; ja vielmehr fühlt man in dem berühmten Briefe, den er an den Pfälzischen Minister von Hompesch und indirekt an dessen fürstlichen Herrn schrieb, die wiedergewonnene Elastizität seines Geistes und das erneuerte Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines Werths. Beides äußerte sich auch in anderer Beziehung. Er fühlte sich wieder produktiv, und fühlte jene Zeit für bessere Arbeiten als seine bibliothekarischen Beiträge gekommen, die er einst ohne Hoffnung ersehnt hatte. Er wollte zunächst seine antiquarischen Briefe vornehmen, sobald er „die ekle, undankbare, zeitversplitternde Arbeit" jener Beiträge abgeschlossen haben würde, denn er fühlte, wie er an Nicolai im September 1777 schrieb, „jetzt noch Kräfte in sich zu bessern Dingen." Dazu rechnete er vor Allem die Ausbeutung seiner italienischen Reiseerinnerungen zur Vervollständigung seiner Kunstforschungen. Ein Aufsatz „über eine Aufgabe im deutschen Merkur" (XI. 461—467. Lachm.), mit welchem er um diese Zeit Wielands unphilosophische Faselei abstrafte, gehört zu dem Anmuthigsten und Heitersten, was Lessing jemals geschrieben hat. Auch an persönlichen Anregungen fehlte es nicht. Zu den letzteren gehörte der Besuch eines geistreichen Franzosen Cacault, der einen langen Aufenthalt in Wolfenbüttel machte, um unter Lessings Anleitung deutsche

[1]) XII. 481.

Literatur zu studiren, und der daselbst sogar Lessings Dramaturgie übersetzte, welche später Mercier herausgab [1]).

Alle seine Freunde nah und fern empfanden die wohlthätige Wirkung seiner neuen Zustände auf seine Stimmung und sein ganzes Wesen. Vor Allen der Freund, der seinem Herzen am nächsten stand, der liebenswürdige M. Mendelssohn, welcher sofort eine Geschäftsreise benutzte, um seinen Lessing wiederzusehen. Er hatte ihm kurz vor diesem Wiedersehen geschrieben: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles was ich von Ihnen höre und sehe, bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?“

Wie wir sehen, erscheint hier „die Frau“ an erster Stelle, und sie verdiente es, dieselbe einzunehmen. Das Bild ihrer liebenswürdigen, geistreich verständigen, lebensklugen und weltgewandten, und dabei doch so einfachen und schlichten Persönlichkeit, das wir im Verlaufe unserer Darstellung sich haben entwickeln sehen, wird auch noch vervollständigt durch die Schilderung, welche ein Augenzeuge von Lessings Glück in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe von der Begründerin desselben entworfen hat. Es ist dies der später so berühmte Geschichtsforscher Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, der damals als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mehrere

[1]) XIII. 582. mit Nicolai's Anmerkung.

Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzte, und täglich ein gern gesehener Gast in Lessings Hause war. Die Art, wie Lessing ihn brieflich seinem Bruder und seinen Berliner Freunden empfahl [1]), zeigt, daß er den trefflichen jungen Mann wahrhaft liebgewonnen hatte. Spittler selbst aber berichtet über seinen Aufenthalt bei Lessing in einem Briefe an Meusel folgendermaaßen: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen." Ein anderes Zeugniß für sie liefern die mehr erwähnten erst jetzt veröffentlichten Briefe von Elise Reimarus, die obschon mit Lessings Vorsatze sich zu verheirathen nicht völlig zufrieden, doch die Verlobte desselben eine liebenswürdige Frau von großem Verstande nennt, „der alles was Herz an Lessing sei, angehöre."

[1]) XII. 485.

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! — Wir besitzen keine Schilderung ihrer äußerlichen Erscheinung von irgend einem Zeitgenossen. Aber glücklicherweise ist ihr Portrait erhalten in einem Oelbilde, das von einem unbekannten Künstler in Wien gemalt, neun Jahre lang Lessings Arbeitszimmer schmückte und sich jetzt im Besitze ihres Enkels [1]) befindet. Dies Portrait beweist, daß das Aeußere dieser ausgezeichneten Frau im schönsten Einklange mit ihrem innern Wesen stand. Ein längliches überaus fein geschnittenes Gesicht von zartem Kolorit und sehr weißem Teint, mit dem die dunkelblonde Farbe des nach damaliger Mode hoch aufgebauten Haares sehr wohl harmonirt, zeigt in den großen weitgeöffneten dunkelblauen Augen, in dem geistreichgeformten Munde und in dem kräftigen Kinne Klugheit und Scharfblick im Verein mit großer Güte und ruhigem Wohlwollen. Auf den ersten Blick spricht sich die geistige Zusammengehörigkeit mit Lessing aus, an dessen Augen die ihren wunderbar gemahnen. Ihre Gestalt erscheint schlank und wohlgebaut, Arme und Hände von großer Schönheit und die Haltung von jener anmuthvollen Würde, die ihr in ihrem Leben eigen war.

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kur-

---

[1]) Des Amtsrath E. Henneberg in Wasserleben bei Wernigerode. Es ist das Bild, das sie von Wien aus Lessing zusenden ließ (Lessings Werke XIII. S. 369. Lachm.). Es ist 34 Zoll hoch, 27 Zoll breit, und zeigt etwa ¾ der sitzenden Figur. Das Portrait Lessings, das derselbe ihr nach der Verlobung schickte, ist gleichfalls erhalten und jetzt im Besitze des Herrn Spaagenberg zu Ohsen bei Hameln. Es ist von dem ältern Tischbein († 1789, Hofmaler zu Kassel) gemalt, und nach dem Urtheile von Lessings Stieftochter Amalie König „das sprechend ähnliche Abbild Lessings, wie er in heiter angeregter Stimmung und in geistreicher Gesellschaft aussah". (Briefl. Mittheilung von Eva Königs Enkel.)

fürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schillers Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch, wie erwähnt, in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe [1]). Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch, war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen [2]), angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, und dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und

[1]) XII. 462—463.

[2]) Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

Jesuitenintriguen beherrschten Hofes that, bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Aber er selbst sollte die Erfahrung machen, was es heiße, sich mit einem solchen Hofe einzulassen, und der von feilen Schmeichlern seiner Zeit als Mäcen deutscher Kunst und Literatur gepriesene Kurfürst Karl Theodor sollte sich den beiden deutschen Fürsten, die sich an dem großen Manne versündigt haben, als der „Dritte im Bunde" zugesellen. Denn nicht genug, daß man Lessing, der sich zu der Mannheimer Reise nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten bequemt hatte, nach Wolfenbüttel zurückreisen ließ, ohne ihm die Pension auszuzahlen, auf deren Erhebung er sicher gerechnet hatte[1]), erniedrigte sich der kurfürstliche Minister von Hompesch auch so weit, daß er durch eine von Lessing für immer gebrandmarkte Wendung demselben die ihm freiwillig angetragene und von ihm ausdrücklich angenommene Pension selbst wieder entzog. Die Pension war nur der Köder gewesen, den man ausgeworfen hatte, um den berühmten Mann zu fangen, und den man zurückzuziehen wünschte, da dies mißlungen war. Als nämlich Lessing nach seiner Rückkehr die von ihm verlangten Vorschläge für das Theater, zu denen auch die von ihm zuerst angeregte Einrichtung einer Theaterschule gehörte[2]), schriftlich einsandte, einen wiederholten Ruf nach Mannheim aber entschieden ablehnte, schämte sich der edle Freiherr, als würdiger Vorgänger Dalbergs in dessen Verhalten gegen Schiller, nicht, dieser Ablehnung die Wendung zu geben, als ob Lessing damit zugleich auch die ihm früher angetragene Pension abgewiesen habe, und beeilte sich, diese Erklärung, an die Lessing nicht von fern gedacht hatte, in einem äußerst freundschaftlichen Briefe[3]) zu „acceptiren."

Aber Lessing war nicht der Mann, der sich ungestraft mißhandeln ließ, und seine Antwort auf den Brief des vornehmen Herrn, „der von Anfang an gegen ihn wie ein kleiner kriechender Minister

[1]) XII. 479.
[2]) Devrient, Geschichte des deutschen Theaters II. 324—325.
[3]) Karl Lessing, I. 375—377.

agirt hatte,“ [1]) zeigte, wie er mit solchen Leuten umzuspringen wußte. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher souveränen Verachtung der freiheitsstolze Mann die kleinliche Intrigue eines Ministers erwiderte, zu einer Zeit, wo der deutsche Bürger vor allen Vornehmen und Großen noch in tiefster Demuth der Unterwürfigkeit sich beugte. Er wolle sich, schrieb er, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er sich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue wie ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde (fährt er fort), dem man ein gethanes Versprechen nicht halten will, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber nur Ew. Excellenz für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? Ihm Schritt vor Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen und ihn urtheilen lassen was er will? — Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so Manches vom deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte.“

[1]) Lessings Worte in einem Briefe an den Schauspieler Johann Heinr. Friedr. Müller, in der neuen Maltzahn'schen Ausgabe von Lessings Werken XII. 582.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum Alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: „„daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde!"" Ich dränge mich zu Nichts, und mich Leuten, die, ohngeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Dieser Ausbruch gerechtesten Unwillens über die gegen ihn begangene Perfidie änderte freilich in der Sache selber nichts. Der Minister und sein Herr steckten die Ohrfeige der Zurechtweisung ein und behielten ihr Geld in der Tasche. Die versprochene Pension, die ihm doch (wie Schwan ausdrücklich berichtet), „ohne alle Rücksicht auf das Theater, bloß als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, unter dem Siegel der Akademie versichert war", ward nie gezahlt.[1]) Doch gelang es Lessing, wenigstens dem von ihm empfohlenen Schauspieldirektor Seyler, den man durch ein ähnliches Verfahren schwer geschädigt hatte, eine Schadloshaltung von tausend Thalern zu erwirken, die man aus Furcht vor Lessings Feder zahlte. Er selbst erhielt als Gnadengeschenk vom Kurfürsten ein Etui mit dreißig — kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher![2])

---

[1]) Wie gemein und erbärmlich sich die Regierung des Kurfürsten in diesem ganzen Handel gegen Lessing benahm, ist jetzt (1861) auch durch Schwans Autobiographie bekannt geworden, der leider zu „diskret" dachte, um die ganze Wahrheit zu veröffentlichen. Vergleiche Hausblätter von Edm. Höfer 1861. Heft 6. S. 468—469.

[2]) Karl Lessing, I. 390.

Was nun das damalige Mannheimer Theaterunternehmen selbst anlangt, so faßt Lessing den ganzen Nationaljammer unseres deutschen Partikularismus in die Worte zusammen, welche er bald darauf seinem Bruder schrieb: „daß man in Mannheim mit einem deutschen Nationaltheater nie einen anderen Begriff verbunden habe, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten!“ „Wie wohl ist mir, setzt er hinzu, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt.“ — Diese „ganz andere Komödie“ war aber eben das Schauspiel, welches er auf dem theologischen Gebiete aufzuführen, wie wir gesehen haben, grade um diese Zeit durch Bekanntmachung der „Fragmente“ im besten Zuge war, und dessen hohe Komik ihm, wie er sich ausdrückte, bald „alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässrig erscheinen ließ“ [1]).

Bei seinen Vorschlägen für die Hebung des deutschen Theaters waren es besonders zwei Punkte gewesen, auf welche Lessing nachdrücklich hingewiesen hatte. Er wollte das Theater als eine wichtige Bildungsanstalt des Volks in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht betrachtet, und deshalb mit der zu Mannheim errichteten deutschen Gesellschaft verbunden wissen. Diese letztere sollte durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die aufzuführenden neuen Stücke ihrer Prüfung unterwerfen, über die Sprache und Aussprache der Schauspieler wachen, und eine dramaturgische Kritik ins Leben rufen, welche Dichter, Schauspieler und Publikum zu fördern geeignet wäre. Der zweite Punkt war die Errichtung einer eigenen Theaterschule, zur gründlichen und vollständigen Ausbildung der Schauspieler in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung. Eine solche „Theaterpflanzschule“ hielt Lessing in jeder Hinsicht für eine Nothwendigkeit, ja für die Grundbedingung der Möglichkeit einer wahrhaften Förderung der deutschen Bühne. Das Theater könne mehr sein und solle mehr sein

[1]) XII. 501.

als eine bloße Anstalt für das Vergnügen des Volks, und die Schaubühne habe einen höheren und edlern Zweck als diesen, in ihrer sittlichen und ästhetisch bildenden Einwirkung auf die Volkserziehung; — wir wissen in wie engen Verband Lessing das Schöne mit dem Guten, die Schönheit mit Religion und Sittlichkeit setzte. Aber, fügt er hinzu, wäre der Endzweck des Schauspiels auch blos das Vergnügen des Volks, so sei es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen zu gewähren, für welche es, außer den Stunden der Erholung, keine Achtung haben könne. Man sieht, das sind tiefgreifende, im edelsten Sinne demokratische Bildungsgedanken, von deren Realisirung unsere deutschen Theater noch jetzt nach fast achtzig Jahren sehr weit entfernt, ja ungleich weiter entfernt sind als damals.

Ueberhaupt hatte Lessing bei der Poesie und Kunst wesentlich das Volk im Auge. Als Gleim seine „Lieder fürs Volk" dichtete, in denen er sich zu den Verhältnissen des Volks herabzulassen versuchte, schrieb ihm Lessing über diesen Begriff des Sichherablassens zum Volke einen Brief, in welchem wir den Begriff der wahren Popularität, der echten Volksdichtung, ja des Volkes überhaupt zum Erstenmale in unserer Literatur hingestellt sehen. Man habe geglaubt, dies Sichherablassen heiße gewisse Wahrheiten, und meistens Wahrheiten der Religion, so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Man habe also diese Herablassung lediglich auf den Verstand bezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks bestehe. Und doch sei diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere aus ihr von selbst folge, während umgekehrt jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch sei, dem alle individuelle Applikation fehle. Die Dichter welche wie Gleims Vorgänger in ihrer populären Dichtung, das Volk blos und allein als den schwachdenkendsten Theil der Menschheit genommen, hätten des-

halb für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Lessing aber faßt „das Volk im eigentlichen Sinne“ als „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstande als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle.“ Unter dieses Volk habe sich mit Recht der Dichter der Lieder für's Volk gemengt: nicht um es durch gewinnlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen, besonders jenes einst von den alten Weisen als so wünschenswerth und ehrenvoll gepriesene Bewußtsein und Gefühl der fröhlichen Armuth wieder zu erwecken, das sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheine.[1])

Das klingt freilich sehr wenig romantisch, aber diese Ansichten sind darum nur um so erhabener und inhaltvoller, je tiefer sie in den sittlichen Kernpunkt der echten Volkspoesie und Populardichtung dringen; und diese Auffassung des Volks und seiner Bedürfnisse, diese Aufforderung an den Dichter, sich in die Wahrheit und Realität seines Wesens und Lebens, seines Thuns und Treibens, seiner Leiden und Freuden bis zur Illusion zu vertiefen, könnte manchen unserer Volkspoeten und Dorfnovellisten von heute einen belehrenden Fingerzeig geben und ihnen zeigen, daß ihre wahre Aufgabe darin besteht, die Wirklichkeit abzuklären und zu reinigen, nicht sie aufzuschminken oder zu entstellen. Das Geheimniß der Popularität von Lessings Minna von Barnhelm und ihrer dem Volke angehörigen Figuren beruht eben mit auf der Virtuosität, mit welcher der Dichter es verstanden hat, „sich bis zur Täuschung in ihre mancherlei Umstände zu versetzen“. Auch das echte Volkslied erfreute sich Lessings warmer Theilnahme. Und als der täppische Aufklärer Nicolai es sich beikommen ließ, das neuerwachte Interesse für Volkslieder zu verspotten, verfehlte Lessing nicht, ihm für seine Ver-

[1]) XII. 351—352

mengung des Pöbels und des Volks eine derbe Zurechtweisung angedeihen zu lassen.[1])

Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu Lessings häuslichen Zuständen zurück. Das Jahr 1777 verfloß ihm, abgesehen von dem unerfreulichen Ausgange jener Mannheimer Episode, als das glücklichste seines Lebens. Auch das Glück, Vater zu sein, sollte ihm nicht versagt werden, und am 12. Oktober konnte er seinem Bruder Karl die frohe Erwartung dieses Glückes melden. Selbst eine Aussicht zur Erfüllung seines alten Wunsches in Berlin eine Stellung zu erhalten, schien sich zu bieten. Es ging das Gerücht, daß Friedrich der Große, die Geldverlegenheit des Braunschweigschen Hofes benutzend, die Wolfenbütteler Bibliothek zu kaufen und nach Berlin zu versetzen beabsichtige, um seine neue große „Bücherkommode", wie der Berliner Witz schon damals die neu erbaute Bibliothek getauft hatte, würdig zu füllen. Trotz des scherzenden Tones, in welchem Karl Lessing dem Bruder das Projekt und die daran geknüpfte Versetzung Lessings ausmalt, merkt man doch, daß er die Sache ernst nahm. Indessen wurde aus derselben nichts. Der verschuldete Herzog zog es vor, seine Bibliothek zu behalten, und seiner durch üppige Verschwendung herbeigeführten Finanznoth dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er nach dem Vorgange seiner Herren Brüder in Hessen und Würtemberg viertausend Landeskinder an England zu beliebiger Verwendung gegen die aufgestandenen Colonien von Nordamerika verkaufte! —

Lessing selbst ward durch die Vereitelung jener Hoffnungen seines Bruders wenig oder gar nicht berührt. Er fühlte sich zufrieden mit seinem Schicksale, zufrieden in der laeta paupertas, der fröhlichen Armuth seiner Verhältnisse, denen er nichts als Dauer wünschte, um sich alle Verlockungen in die Welt hinaus gleichgültig zu machen. Es waren Tage friedlichsten Glücks, welche der viel-

[1]) XII. 491.

geprüfte Mann nach langer Odysseischer Lebensirrfahrt in seiner stillen jetzt ihm so erwünschten Wolfenbütteler Einsamkeit verlebte, und er genoß sein Glück um so tiefer und bewußter, je später es ihm zu erreichen gelungen war. —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen."

Und ein solcher Blitz vom heiteren Himmel niederfahrend war es, der das Schifflein seines Glücks im Hafen selbst zerschmettern sollte.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Die Entbindung war schwer und unglücklich gewesen, und schon nach vierundzwanzig Stunden war in Folge desselben das Kind eine Leiche und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung da, und Lessing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein bei ihrer Geistesabwesenheit erkannte, den Todeskampf nicht zu erschweren. Die kurzen Billete Lessings an Eschenburg und an seinen Bruder Karl aus diesen Tagen sind vielleicht das Erschütterndste, was jemals eine Menschenhand geschrieben. Ein furchtbares Verhängniß wollte, daß er selbst an seinem Beispiel bewahrheiten sollte, was er einst vor zwanzig Jahren über den Witz des Schmerzes ausgesprochen hatte.[1]) Er schrieb an Eschenburg am 3. Januar des neuen Jahres. „Ich ergreife den Augenblick da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so

[1]) VI. 215–216.

einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Von diesem Tage an aber besserte sich plötzlich der Zustand der Leidenden. Ein neuer Hoffnungsstrahl schien dem unglücklichen Manne zu leuchten. Zwei Tage später schrieb er seinem Bruder: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens schwer verbittert haben würde; — seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Noch fünf Tage zitterte in solchem Schwanken die Lebensflamme auf und ab, bis sie am 10. Januar erlosch. Das Blatt, auf welchem an diesem Tage Lessing sein Schicksal dem Freunde Eschenburg in Braunschweig meldete, enthält nichts als die Worte:

„Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileides versichert halten darf!

Wolfenb. Der Ihrige

10. Januar 1778. Lessing."

In der Morgenfrühe des 12. Januar sah er sein Glück zu Grabe tragen. An demselben Tage schrieb er seinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem seine Verzweiflung sich in den

Worten zusammenkrampft: „daß er sein Glück unstreitig nicht verdient habe!“ und in welchem er all' seinen Schmerz um den erlittenen Verlust in den einzigen wiederholten Ausruf zusammenfaßt: „Wenn Du sie gekannt hättest!“ — „Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. — Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und zwei Tage später schreibt er an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“

Die letztern Worte erhalten ihre Erklärung durch den Umstand, daß grade um diese Zeit der Sturm der theologischen Streitschriften wider die Fragmente begann. Am Sterbebette seiner Frau erhielt Lessing die ersten Angriffe Goeze's, und von ihrem Sarge sah er sich auf einen Kampfplatz gerufen, auf dem zu erscheinen ihm Pflicht und Ehre geboten! Um sich selbst zu erretten warf er sich in diesen Kampf mit allen Kräften seines Geistes, suchte er in dem „Laudanum“ der theologischen Studien Vergessenheit seines Schmerzes und seines Unglücks, dessen ganze Tiefe nur eine einzige Seele ermaß, Elise Reimarus, die treue Hamburger Freundin, in deren verschwiegenen Busen er allein den ganzen Jammer seines Innern ausschüttete, während er denselben in seinen Briefen an alle andern Freunde still in sich verschloß. Wohl Keiner derselben mochte es ahnen, daß der Mann, an dessen hellleuchtenden polemischen Geistesfeuerwerken in dem Kampfe gegen den Hamburger Zeloten sie sich erfreuten, zu derselben Zeit, wo er oft „die muthwilligsten

Stellen in seinen Schnurren in den trübsten Augenblicken schrieb,“ [1]) von Lebensüberdruß gefoltert, mehr als einmal dem Gedanken nahe war, ein Dasein von sich zu werfen, das ihm nur noch als eine unerträgliche Last, als eine öde Reihe freud- und hoffnungsloser Tage erschien! Aber Elise Reimarus wußte es, und ein Brief an sie läßt uns erkennen, daß sie es war, deren männlicher Geist ihn aufforderte auszuharren und weiter zu dulden. „Ich bin mir hier (schreibt er ihr aus Wolfenbüttel vom 9. August 1778) ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich nicht einem Verdachte auszusetzen, der mir ganz unerträglich ist.“ Dies bezieht sich darauf, daß er sich auf's Neue in Schulden setzte, um das volle Vermögen seiner Frau für deren Kinder sicher zu stellen. „Wie oft, fährt er fort, möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! — Sehen Sie meine Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche nur mit den Zähnen und lasse den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ —

Und er trieb noch drei Jahre, Jahre voll tiefer Leiden und hoffnungsloser Resignation, und dennoch voll der herrlichsten Thaten für die Erleuchtung und Befreiung der Menschheit. Denn obenan

[1]) XII 504.

unter diesen Thaten stehen: „Nathan der Weise“ und „die Erziehung des Menschengeschlechts.“

Zweites Kapitel.

Entstehungsgeschichte Nathans des Weisen.

Das Zetergeschrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente und die geheimen Machinationen der Goeze und Consorten für ein polizeiliches Einschreiten gegen den Herausgeber derselben hatten endlich die gewünschte Wirkung. Sachsen, Lessings Vaterland, ging voran. Das Dresdener Konsistorium verbot bei funfzig Thalern Strafe nicht nur den Verkauf sondern auch das Lesen der Lessing'schen Schriften gegen Goeze. Braunschweig folgte nach. Ein fürstliches Reskript, welches die dortigen Orthodoxen zu erschleichen wußten,[1]) forderte von Lessing die Auslieferung der in seinen Händen befindlichen Handschrift des Fragmentisten, befahl die Konfiskation der Lessing'schen Beiträge, welche die bekannt gemachten Fragmente des Reimarus'schen Werks enthielten, und entzog Lessing die bisher genossene Censurfreiheit, weil er dieselbe, wie es in dem Erlasse hieß, zur Beleidigung der Religion und guten Sitten höchst muthwillig gemißbraucht habe.

Lessing gehorchte der ersten Forderung, indem er das Manuskript ablieferte und die Fortsetzung der Fragmente abbrach. Aber gegen die ihm gemachte Anschuldigung verantwortete er sich in einer Weise und in einem Tone, bei welchem unserer zahmen Zeit im Hinblick auf das Verhältniß eines angestellten Beamten zu seiner vorgesetzten Behörde ein Schauder über die Haut laufen dürfte.

[1]) XII. 507.

Er erklärte dem hochwürdigen Konsistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe [1]).

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte [2]). Er ließ daher trotz

---

[1]) Karl Lessing, I. 393—398.
[2]) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder [1]), was für einen Ausgang mein

[1]) XII. 509., vergl. 510.

Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen jetzigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen." So schickte er denn auch dem Bruder den Entwurf einer Ankündigung[1]) und Einladung zur Subskription mit der Bitte, denselben ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken und nach Kräften verbreiten zu lassen. Von dem Thema verrieth er den Freunden nur so viel, daß es aus der Erzählung vom Juden Melchisedek in Boccaccio's Decameron entnommen sei, und daß er eine sehr interessante Episode dazu erfunden habe. Alles solle sich sehr gut lesen lassen, und er sei gewiß, den Theologen damit „einen ärgern Possen zu spielen, als mit noch zehn Fragmenten."

Schon drei Jahre früher, bald nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise hatte Lessing das vor langer Zeit angelegte Stück, dessen erste Anfänge in seine früheste Jugendperiode zurückreichen, vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollen[2]). Jetzt suchte er es wieder vor, einmal weil ihm die Subskription die Geldmittel zur Behauptung seiner Freiheit verschaffen sollte, und weil er mit dieser Dichtung „nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde (wie er sich ausdrückte) auf einer anderen Seite in die Flanke zu fallen gedachte." Da man durchaus verlange, daß er von einer Arbeit feiern sollte, die er ohne Zweifel nicht mit der dazu nöthigen frommen Verschlagenheit betrieben habe, so müsse er versuchen, „ob man ihn, wie er an Elise Reimarus schrieb,

[1]) Sie steht im Anhange zu Lessings Werken XIII. 653. Lachm.
[2]) XII. 514.

wenigstens auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungestört predigen lassen wolle“ [1]). Sein Bruder ergriff die Idee mit Lebhaftigkeit und spornte ihn eifrig zur Ausführung dieser „geistlichen Komödie“ an. Doch sowohl er als Lessings andere Berliner Freunde hatten keine Ahnung von dem Ernste der Dichtung, unter der sie sich vielmehr eine derbkomische Satire mit allerhand polemischen Angriffen und direkten Beziehungen auf die Gegenwart vorstellen zu müssen glaubten [2]). Denn Lessing selbst hielt es bald darauf für nothwendig, seinem Bruder zu erklären, daß man sich von seinem Stücke eine ganz falsche Vorstellung mache. „Es wird, schreibt er ihm, nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück als ich nur immer gemacht, und Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte (der „Nöthigen Antwort“ ꝛc.) angestimmt habe.“ Die Theologen aller geoffenbarten Religionen, meint er, würden zwar innerlich auf das Werk schimpfen, aber es wohl bleiben lassen, sich öffentlich dagegen zu erklären. Uebrigens „hatte er ganz und gar keine Lust“ seinen theologischen Kampf gegen Goeze und Consorten fallen zu lassen; und dieser „dramatische Absprung“ sollte, so hoffte er, seiner eigenen Sache im geringsten nicht schaden, für die er gerade um dieselbe Zeit mit seiner „Neuen Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Schriftsteller betrachtet“ [3]) nach den leichten Scharmützeln mit Goeze „das erste Treffen seiner Hauptarmee“ in den Kampf zu führen beschäftigt war.

Zunächst aber galt es Subsistenzmittel zu erwerben für den Fall eines Schlages, der ihn um sein Bibliothekariat bringen konnte. Deutschland mag wohl erröthen, wenn es liest, daß sein Lessing, der

[1]) XII. 510. 514.

[2]) XIII. 612.

[3]) XI. 495–514. Diese unvollendete Schrift erschien erst nach seinem Tode. Vergl. XII. 501.

Begründer einer neuen Aera des deutschen Geistes, den er zuerst wieder auf die eigenen Füße gestellt hatte, daß Lessing am Ende seiner thatenvollen Laufbahn, als er sich niedersetzte um seiner Nation den Nathan zu geben, nicht hatte und nicht wußte, wovon er leben sollte während der vier bis fünf Monate, welche ihm die Vollendung dieses Werkes kosten würde! daß er seinen Bruder bitten mußte, mit der Subskriptionsankündigung überall für ihn sein Netz auszustellen! „Ich besorge schon, fügt er hinzu, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert ehe der Hafer reif geworden." — O Deutschland!

Und heute noch, — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? —

Seine Briefe aus dieser Zeit enthalten darüber Aufschlüsse die uns das Herz verwunden. Um das Werk auszuarbeiten brauchte er, wie er seinem Bruder am 7. November 1778 schreibt, dreihundert Thaler; und diese zu erhalten war in dem Lande, welches die Ehre hatte, ihn zu besitzen, keine Aussicht. Auf Vorausbezahlung von Seiten der Subskribenten auf sein noch unvollendetes Werk wollte er sich nicht einlassen. „Denn wenn ich nun plötzlich stürbe, schrieb er dem Bruder, so bliebe ich vielleicht tausend Leuten, jedem einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis Ostern brauche ich freilich; und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte. Aber wenn Du freilich meinst, daß Dein anderer Vorschlag thunlich sei, und sich wohl noch ein Freund finde, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen

Vorschlag tausendmal annehmlicher finden. Ich brauche aber wenigstens dreihundert Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren von Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt geben kann: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte."

Zum Glücke fand sich Jemand, der dem Dichter auf vier Monate die erforderliche Summe vorschoß. Der wackere Mann, dem Deutschland indirekt den Nathan verdankt, und dessen Name daher wohl in einer Biographie Lessings einen Platz verdient, war ein jüdischer Kaufmann Namens Moses Wessely, ein guter Bekannter und Verehrer Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalte zu Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Lessings Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlicht hatte, und für dessen Herzensfeinheit schon allein die Art und Weise spricht, wie er, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig das Darlehn durch dessen Bruder anbieten ließ. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt [1]). „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden!" erwiderte der brave Israelite. Lessing nahm das Anerbieten um so dankbarer an, je „unglaublich übler" er, wie er hinzusetzt, ohne diese Hülfe daran gewesen wäre [2]). Aber auch noch im Verlaufe seiner Arbeit machte ihm diese Geldaffaire die größten Sorgen, und während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht

[1]) XIII. 616—617.
[2]) XII. 519.

decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm über den Hals kommenden Wechsel bezahlen solle. „Du glaubst nicht," schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe!" [1])

Es ist wohl gut die Deutschen von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, unter welchen äußeren Bedrängnissen ihre größten Geister die Meisterwerke schufen, denen Deutschland seinen welthistorischen Ruhm in der Kulturgeschichte verdankt, und auf die es zu Zeiten so stolz zu sein versteht. In welcher traurigen Lage sich aber Lessing damals befand, geht wohl, wenn es aus dem so eben Erzählten noch nicht klar genug sein sollte, aus einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an seine ihn wie gewöhnlich mit Vorwürfen und Verlangnissen um Geld bestürmende Schwester hervor. „Wenn Du wüßtest, schrieb er ihr am 28. Dezember 1778, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen!" Dieser Brief war mit fünf Louisd'ors beschwert, die er sich zu einer Zeit abbrach, wo er selbst, um nur leben und arbeiten zu können, fremdes Geld aufborgen mußte!

Uebrigens mag Lessings Beispiel auch zeigen, wie selbst bei den größten Geistern die Produktion von äußerlichen Vortheilen nicht so unabhängig ist, wie es so manche unserer lieben Landsleute sich vorspiegeln, die überall, wo es sich darum handelt, Genie und Talent in Literatur und Kunst mit dem Beutel zu fördern, ganz erstaunliche Idealisten sind, und noch immer die Meinung hegen, daß der Hunger auch hier der beste Koch sei. Bekanntlich wollte Lessing seinem Nathan eine Einleitung voranschicken und ein Nachspiel „Der Derwisch" folgen lassen; „wenn ich anders jetzt sehe, fügt er hinzu, daß es sich der Mühe verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige

[1]) XII. 524.

Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. Soviel Zeit leider habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird" [1]) Aber sowohl jene „ziemlich starke Vorrede," welche unter Anderem auch die Grundsätze seiner neuen Interpunktion für Schauspieler enthalten und einer zweiten Ausgabe des Nathan — wenn er sie erlebte, — vorgesetzt werden sollte, noch jenes dramatische Nachspiel, der Derwisch, mit welchem er „auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks aufnehmen und zu Ende bringen wollte," sind ausgeführt worden. Durch Beides sollte eine zweite Ausgabe des Nathan „noch um die Hälfte stärker werden." „Doch ich weiß nicht," setzt er hinzu, „wie die erste Auflage aufgenommen wird, und denke schon an die zweite!" — Er lebte noch drei Jahre nach dem Erscheinen des Nathan, aber eine zweite Auflage erlebte er nicht!

Lessing kannte die Deutschen, die nach Goethe's bekanntem Worte „Zeit haben müssen um mit Dank zu erkennen" [2]). Er stand auf dem Höhenpunkte seiner Meisterschaft, als er ihnen den Nathan gab, sein reichstes und vollendetstes Werk, ein Dichterwerk trotz den Nergeleien der Romantiker, die froh waren, an dem stolzbescheidenen Worte des großen Mannes, daß er kein Dichter sei, ein bequemes Stichwort zu haben, und sich beeilten es ihm überall nachzusprechen. Er wußte was er seiner Nation mit diesem Werke gab: das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitschranken hinausreichenden ewigen Werth hat: eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachsen und mit dem eigenen Herzblute des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt und auf den

[1]) XII. 526.

[2]) Niemand soll herein rennen
Mit seinen besten Gaben!
Sollt's die Deutschen mit Dank erkennen,
So müssen sie Zeit haben.

idealen Boden ewiger Poesie gestellt, von idealen Gestalten getragen, den Inhalt der beschränkten Gegenwart über vergangene und kommende Jahrhunderte und Jahrtausende ausdehnt. Er wußte das Alles, und er wußte auch, daß seine Verse „viel schlechter wären wenn sie viel besser wären," und daß Freund Ramler, dem er sie zur Nachfeile mittheilte, mit seiner Forderung von Anapästen oder antiken Trimetern eben so sehr auf dem Holzwege war, als andere Freunde, welche ungereimt genug für diese Dichtung gereimte Verse, oder andere, die gar Prosa verlangten [1]). Er wußte das Alles, und dennoch täuschte er sich keineswegs über die nächste Aufnahme, welche sein Werk bei der Nation finden dürfte. „Ich will hoffen," schreibt er an Herder mitten heraus aus seiner Arbeit, „daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Bocaz Melchisedek heißt, und dem ich den Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Indeß kann ich sicher meinen Lesern: Introite et hic Dii sunt! [2]) zurufen." — Aber eben dies Selbstgefühl bewog ihn auch wieder, den Bedenklichkeiten seines Verlegers gegenüber zu erklären, daß das Stück erscheinen solle, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribirt hätten, ja wenn er es für sein eigenes Geld drucken lassen sollte [3]).

Bei seiner Arbeit selbst verlor er die Rücksicht auf die Bühne und die Aufführbarkeit des Stücks keinen Augenblick aus dem Gesichte. Die Selbstverleugnung, welche er hier, seinen tendenziösen Zwecken gegenüber, bewies, ist um so höher anzuschlagen, je weniger er selbst hoffte und hoffen durfte, eine solche Aufführung seines Werks und deren Wirkung auf seine Nation zu erleben. Denn er schrieb zwar seinem Bruder noch vor dem Drucke: „sein Stück habe

[1]) XII. 513. 515. 517.
[2]) „Tretet ein, auch hier sind Götter!" — XII. 521.
[3]) XII. 514.

mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und er wolle ihm den Weg keineswegs selbst verhauen, endlich doch einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre“ [1]). Allein schon unmittelbar nach der Vollendung des Druckes, als das Werk in seiner Gesammtheit vor ihm lag, schien ihm das überhaupt unmöglich. „Es kann wohl sein, schreibt er dem Bruder (18. April 1779), daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geschehen wird*. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und wenn unter Tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“

Lessing hatte im Herbste 1778 eine Reise nach Hamburg in Angelegenheiten seiner Stiefkinder unternommen. Ein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in der ihm lieben Stadt, der anregende Verkehr mit den dortigen Freunden, unter denen Elise Reimarus obenan stand [2]), hatten ihm wohl gethan. Er fühlte sich erheitert und gestärkt, und in diesem Gefühl begann er bald nach seiner Rückkehr die Ausarbeitung des Werkes. Um die Mitte des November war dasselbe bereits in dem prosaischen Entwurfe beendet. Am 15. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem noch erhaltenen Manuscripte des ersten Entwurfs [3]) besagt, die versifizirte Ausarbeitung und zu Anfang April des folgenden Jahres war das Ganze vollendet.

---

[1]) XII. 514.

[2]) XII. 510.

[3]) Man findet ihn abgedruckt bei Guhrauer, II. 2. Anhang S. 16—27.

Drittes Kapitel.

Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessings früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weihe des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe[1]), dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei."

Im engsten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion aus-

[1]) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

schließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntnisse nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erscheinen läßt, steht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht — dieser Wahn, der allein die Quelle alles religiösen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit sei.

Diese Toleranz, welche sich auf das Evangelium der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren dichterische Lösung sich Lessings Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht. Diese Toleranz, dieses in der ganzen Dichtung athmende göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl ist es, was Goethe, Herder und Schiller, was alle Geistesheroen des deutschen Volkes „als ein heiliges und werthes Vermächtniß zu bewahren" unserer Nation ans Herz gelegt haben [1].

Lessing selbst hat sich in jenem Sinne über die Tendenz seines Werkes ausgesprochen in dem Entwurfe einer Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan begleiten sollte [2]. „Wenn man sagen wird, heißt es dort, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin

---

[1]) Goethe, Werke XLV. 22.
[2]) XI. 535—536.

gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem sie der christliche Pöbel gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug mich als einen solchen nicht zu verstellen." — Also nicht gegen das Christenthum und gegen die Bekenner desselben ist die Dichtung gerichtet, welche ja überdies den dogmatischen Inhalt dieser wie der beiden andern Religionen völlig bei Seite läßt, und als einzigen Maßstab ihres Werthes nur die werkthätige Seite derselben ins Auge faßt; wohl aber gegen den „christlichen Pöbel" aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Dajah, gegen den Glaubenspöbel, der sich steifend auf den Besitz einer exclusiven göttlichen Offenbarung, des lebendigen praktischen Christenthums, der werkthätigen, das ganze Leben heiligend durchdringenden Liebe, deren Uebung dem Bekenner Christi erst die wahre Weihe verleiht, um so eher entrathen zu können meint, je höher ihm das blos dogmatische Bekenntniß steht. Es ist kaum nöthig, Lessing gegen den bekannten Vorwurf zu vertheidigen, daß er das Christenthum unter die beiden andern Religionen gestellt habe, weil er nur aus den letzteren die idealen Vertreter der allgemeinen Religionen der Sittlichkeit entnehme. Er selbst hat es zur Genüge gethan in der Stelle seiner Vorrede, wo er das Zurücktreten der christlichen Charaktere in der Oekonomie des Stücks gegen den Juden und den Mohamedaner aus historischen Gründen erklärt. Schon der Jude Mendelssohn hat vielmehr in dieser Dichtung die Verherrlichung des Christenthums erkannt, die schon allein in dem Umstande liege, daß nur aus einem christlichen Volke ein Mann wie Lessing und ein Werk wie der Nathan hervorgehen, daß nur in einem solchen Volke „sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntniß göttlicher und menschlicher

Dinge ausbilden konnte." Und es ist ein tief ins Herz der Dichtung Lessings und seiner Intention eindringender Gedanke, wenn ein von Lessings Geiste erfüllter Theologe unserer Zeit es ausspricht: daß grade der paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde liege: das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit heraus gestalten, und bleibe nur dann hinter Judenthum und Islam zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches sei[1]). Dieser Gedanke: daß das scheinbare Preisgeben des Christenthums im Nathan vielmehr auf einer höheren Werthschätzung desselben beruhe, und daß der Angriff grade deshalb auf den christlichen Religionsfanatismus gerichtet ist, weil ein solcher Fanatismus der Unduldsamkeit im Christenthum am wenigsten stattfinden sollte, während er sich beim orthodoxen Juden und Moslem von selbst verstehe[2]), ist durchaus dem Innersten von Lessings Intention entnommen. Denn diese geht eben nur darauf hinaus, zu zeigen, daß unter gewissen gegebenen Bedingungen auch ein Mohamedaner oder Jude der bessere Mensch sein könne, und daß das religiöse Bekenntniß allein nicht über den sittlichen Werth des Bekenners entscheide. Wie die Boccazische Fabel von den drei Ringen der Keim war, aus welchem sich in Lessings Geist der Nathan entwickelt hat[3]), so hat der Dichter auch in diesem Meisterstücke der Erzählung den ganzen Kerngehalt seiner Dichtung zusammengedrängt. Es ist die Idee der Ausschließlichkeit, auf die sich alle geoffenbarten Religionen steifen, welche hier entschieden abgewiesen, es ist die gleiche Unerweisbarkeit der Echtheit, welche hier für alle ausgesprochen wird. Die gleiche Unerweisbarkeit wird aber zugleich zur vollen Gleichberechtigung des Anspruchs aller auf ihre Begründung.

---

[1]) Schwarz, Lessing als Theologe. S. 219.
[2]) Schwarz a. a. O.
[3]) XI. 525.

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

Es ist die individuelle Pietät, die fromme Anhänglichkeit an dem individuell Ueberlieferten, die somit an die Stelle des Fanatismus für ein Allgemeines, Allgemeingültiges, Ausschließliches gesetzt wird. Der Streit der Söhne bleibt unentschieden, und muß es bleiben, da der Vater selbst „nicht zur Stelle zu schaffen ist," der doch allein die entscheidende Lösung des Räthsels geben könnte, welche der bescheidene Richter von sich ablehnt. Aber die Entscheidung selbst in Lessings Sinne ist darum nichts weniger als zweifelhaft. Was der Dichter in der poetischen Umhüllung der Fabel nur andeutet, hat er klar und bestimmt in dem Aufsatze „über die Entstehung der geoffenbarten Religion"[1]) ausgesprochen. Diese Entscheidung lautet: „die innere Wahrheit, d. h. die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staat und Volke nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifizirt wird, ist bei einer so groß wie bei der andern, und alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr: insofern es überall nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der

[1]) XI. 607—609.

öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch: indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion ist daher die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.

Aber unendlich wichtiger als diese philosophische Entscheidung ist jene poetische, welche ihren Spruch im Munde des bescheidenen Richters in die Form des Rathes kleidet. Der rechte Ring soll ja die Wunderkraft besitzen, vor Gott und Menschen beliebt und angenehm zu machen. So lange also, wie hier bei den drei Brüdern, die Ringe nur zurück und nicht nach außen wirken, so lange jeder von den Brüdern „nur sich selbst am meisten liebt," so lange sind sie „alle drei betrogene Betrüger, und ihre Ringe sind alle drei nicht echt!" —

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von Euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend, tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen! —

Und dieser „weisere Mann," — das ist Lessings idealer Glaube — wird sagen: daß die ganze gegenwärtige Streitfrage erledigt sei, wenn die Voraussetzungen und Bedingungen, die der bescheidene Richter den um den Vorzug der Echtheit hadernden drei Brüdern stellte, erfüllt, wenn die Brüder, die Menschen, erkannt haben werden, daß die wahre Religion kein bloßes Geschenk übernatürlicher Offenbarung ist, daß sie vielmehr errungen werden muß durch eigne Kraft werkthätiger Liebe. Diese unendlich tröstliche Ueberzeugung hat Lessing in den Worten seiner Ankündigung des Nathan ausgesprochen: „die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist." Diese Welt der vollendeten, zur Humanität verklärten Toleranz, dieser erhabenste Gedanke, den eines Menschen Geist gedacht, ein Menschenherz erfaßt hat, diese Welt des echten, zu seinem vollen Rechte gelangten Menschenthumes ist das diesseitige Jenseits, auf welches der Dichter des Nathan die Menschheit hingewiesen, zu dessen Verwirklichung er alle edeln Geister angespornt hat und anspornen wird, so lange die Sprache dauern mag, in welcher Nathan der Weise gedichtet ist. Nicht untergehen soll das Besondere, das Individuelle in diesem Kultus des Allgemeinmenschlichen, wie hätte die energischste aller Individualitäten, wie hätte ein Lessing diese Forderung stellen mögen! — wohl aber soll es sich vereinen mit der Anerkennung der fremden Individualität, nicht zur unübersteiglichen Schranke erstarren im sittlichen Verkehr der Menschen unter einander. Ueberall soll, wie Schwarz es vortrefflich ausdrückt, die Idee der Menschheit, der höchste Gattungsbegriff, auch die bestimmende Gewalt des Handelns sein; alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die socialen, die politischen, wie die religiösen, sollen gleichsam flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, alle nichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und Vorrechte der Stellung zusammenschmelzen in der reinen Gluth dieser Liebesflamme. Und diese Idee bricht nicht blos durch im

Nathan, wie Schwarz meint, der dafür eigends die bekannten Worte Sittahs anführen zu müssen glaubt, mit dem sie ihren Bruder Saladin zuruft:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
> Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan
> — — — — — — — —
> Seine Tugend nicht, sein Name
> Soll überall verbreitet werden.

Nein, diese Idee ist vielmehr die lebendige Seele des ganzen erhabenen Gedichts. So sehr ist sie es, daß die Personen desselben, wie Nathan, Saladin, Sittah, Recha, der Templer, selbst der Derwisch, der Klosterbruder Bonafides, dieses unsterbliche Musterbild frommer Einfalt, nicht zu vergessen, nichts anders sind als Mitglieder jener idealen Freimaurerei, die nach Lessing „immer war und sein wird." Das ist die nothwendige und unentbehrliche, von welcher Viele der Eingeweihten nichts wissen, und Viele nicht Eingeweihte wissen, „die auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister beruht," und in nichts Anderm besteht, als in der Ausbildung der Humanität, in der Bewahrung jener heiligen Flamme auf dem Altare der Menschheit. Allerdings hat Lessing den Grundgedanken des Humanismus, dieser idealen Freimaurerei, in seinen „Gesprächen über Freimaurerei" bestimmter ausgeführt, und wir können nirgends besser als an dieser Stelle dieser Ausführung gedenken, die wir in die folgenden Sätze übersichtlich zusammendrängen [1]): „Die Unterschiede und Trennungen unter den Menschen bilden sich so leicht und von selbst, aber das Bewußtsein des Einheitsbandes, welches alles umschlingt, des gemeinsamen Geschlechts

[1]) Schwarz a. a. O. S. 223—225.

der Brüderlichkeit, in welche die Natur Alle gestellt hat, — dies Bewußtsein ist vielfach verdunkelt und verkommen, und muß mit immer neuer Begeisterung angefacht und lebendig erhalten werden. Das will oder vielmehr das soll die Freimaurerei. Ihre Aufgabe ist, die sich im wirklichen Leben überall aufthürmenden Schranken, Vorurtheile und Vorrechte immer wieder niederzureißen; die große einander entfremdete und verfeindete Familie der Menschheit immer wieder mit dem Gefühl ihrer Einheit zu durchdringen. Lessing führt aus, wie vorzugsweise nach drei Seiten hin, nach der politischen, der religiösen und der socialen, sich die Schranken für die höhere Menschlichkeit erheben. Die Staaten, das Mittel die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindliches Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben. Damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch ganz verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich, die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen aufzureißen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehn. Und wie schrecklich, wie unübersteiglich sind oft diese Klüfte und Scheidemauern! Nicht blos die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen. Welche Ungleichheiten! nicht blos in der Theilnahme an der Staatsverwaltung, in Macht, Rang und Einfluß, sondern auch im Vermögen! Und wie ist dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen. Aber, weil der Rauch unver-

meidlich, darf man darum keinen Rauchfang bauen? Weil Unterschiede sein müssen, sollen sie darum unübersteigliche Schranken sein? Also: das ist die Aufgabe, daß die Trennung nicht größer werde, als es unumgänglich nothwendig ist, daß ihre Folgen so unschädlich gemacht werden, wie möglich. Der Staat kann dafür nichts thun, denn er selbst bildet eine Schranke, und seine bürgerlichen Gesetze erstrecken sich nur auf die Grenzen des Staates. Es muß sich eine freie Vereinigung der Weisesten und Besten in jedem Staate bilden. Sie müssen über die Vorurtheile der Völker hinausgehn, genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört. Ebenso über das Vorurtheil der angebornen Religion; nicht glauben, daß Alles nothwendig, wahr und gut sein müsse, was diese dafür ausgiebt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterschiede. — „Sie dürfen sich durch bürgerliche Hoheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekeln lassen. Es ist nicht genug, daß die Weisesten und Besten der Menschheit in diesen Gesinnungen jeder für sich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt dastehen, nicht in unwirksamer und entmuthigender Zerstreuung untergehn. Sie müssen einen Bund schließen, zu gemeinsamem Wirken zusammenstehn. So nur wird es möglich, die Trennungen, welche die Menschen auseinander gerissen, wieder zusammen zu ziehen, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten." — Daß Lessing von diesem erhabenen Humanismus, von diesem idealen Bilde der Freimaurerei, die Wirklichkeit derselben weit entfernt fand, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als ihn nach seiner Aufnahme in den Orden zu Hamburg 1771 ein Mitglied fragte: ob er nun nicht zugeben müsse, daß er in demselben nichts gegen Religion und Staat gefunden? erwiderte Lessing dem Frager sarkastisch genug: „Wollte der Himmel ich hätte etwas dergleichen gefunden!" [1]) Aber

[1]) So Bode. Etwas anders Lessings Bruder Karl. I. S. 295: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!"

dennoch hat die Freimaurerei als Trägerin eines großen Gedankens für Lessing ihren Werth, den er in die Worte zusammenfaßte: daß sich die Loge zur wahren Freimaurerei verhalte wie die Kirche zum Glauben. Der Großmeister aber dieser wahren Freimaurerei des Humanismus, dieser auf die reinste Selbstlosigkeit gegründeten Weltreligion der Liebe, die zugleich das Wesen der Religion Christi ausmacht, — das ist Nathan der Weise, ist Lessing selbst.

Nicht um seinen Freund Mendelssohn zu verherrlichen, nicht um christliche Bigotterie und Intoleranz durch das Gegenbild eines Mitgliedes der verachtetsten Nation zu beschämen, machte Lessing im Nathan einen Juden zum Träger des großen Gedankens, daß das rein Menschliche über alle Vorurtheile religiöser Satzung, über alle Ausschließlichkeit positiver Glaubensbekenntnisse den Sieg davon tragen könne und müsse. Mögen solche Absichten nebenläufig gewesen sein; die Hauptsache, den wesentlichen Grund erschöpfen sie nicht. Rötscher hat diesen Grund in seinem Cyclus dramatischer Charaktere in seinem Sinne entwickelt, und in der Natur des Judenthums selbst aufgezeigt. Der Sieg eines Prinzips ist um so glänzender und vollständiger, wenn es sich aus seinem schärfsten Gegensatze zur Ueberwindung desselben erhebt. In diesem Verhältnisse steht Nathan und das Prinzip, welches er vertritt, zum Judenthum. Das Judenthum ist die exclusivste aller Religionen; es schließt alle übrigen aus, hält ihre Bekenner, sich, dem erwählten Volke Gottes gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung ist darum dieser hochmüthigen Ausschließlichkeit ebenso fremd, wie die Universalität des Christenthums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proselyten gemacht, nicht aus Toleranz, sondern weil sie das Erbe göttlicher Verheißung nicht selbst vermindern wollten. Lessing hat diesen Vorwurf dem Judenthum nicht erspart. Es ist der Tempelherr — dem „die fromme Raserei den bessern Gott zu haben, diesen bessern der ganzen Welt als besten aufzudringen in ihrer schwärzesten Gestalt," in den Kreuzzügen erschienen ist,

und ihm „die Schuppen von den Augen“ genommen hat, — der Tempelherr ist es, welcher dem Duldung und Gleichberechtigung beanspruchenden Juden erwidert (II 5):

> Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk
> Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
> Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
> Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? —
> Wie wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte
> Doch wegen seines Stolzes zu verachten
> Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
> Der es auf Christ und Muselmann vererbte
> Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Aus diesem Hochmuthe der Exclusivität, aus dieser Starrheit und Beschränktheit der religiösen Unduldsamkeit, die selbst unter Schutt und Trümmern Jerusalems und Judäas den alten Stolz bewahrte, läßt nun Lessing den Nathan, diese reinste Blüthe edelster Menschlichkeit, gleichsam wie eine Wunderblume aus Schutt und Moder das Haupt zum Himmel heben. Sein Nathan ist ein Jude, denn nur ein Jude — das ist der Sinn — konnte jenes Humanitätsprinzip zur reinsten Höhe des Sieges entfalten, weil nur ein solcher den Gegensatz desselben in seiner mächtigsten Gestalt und zwar in und an sich selbst zu bekämpfen hatte, um dahin zu gelangen. Die Kraft aber mißt man nur durch den Widerstand, die Ehre des Siegers nur an der Stärke des Gegners. Wer so, wie Nathan, den Feind in der eigenen Brust besiegt, so alle nationalen Vorurtheile exclusiven Glaubens überwunden, alle Fesseln des starren Gesetzeszwanges im Leben abgestreift, wer so aus dem beschränktesten aller religiösen Gebiete sich durch eigne Kraft, durch die Macht des Geistes in den reinen Aether der Humanität erhoben hat, — der nur kann auch für Andere ein würdiger Priester seines neuen Glaubens sein. „Darum,“ sagt der vorgenannte Schriftsteller in seiner Charakteristik Nathans, „ist Nathan der bewußte geistesklare Träger des Prinzips, welches aller Glaubenstyrannei und jedem das Menschliche ver-

drängenden religiösen Hochmuthe den Krieg erklärt, und das menschliche Bewußtsein aus solchen Fesseln zu befreien strebt. Darum ist dies Prinzip bei Nathan ein Resultat des Lebens, — darum kennt auch Nathan alle Bemühungen des Gegners, alle Wendungen des Feindes, weil er in alle selbst hat eingehen müssen, um sich aus der Beschränktheit des Volksgeistes, dem er durch Geburt und Erziehung angehört, zu befreien." Darum endlich darf er auch dem Templer auf jene vorwurfsvolle Frage zurufen:

— Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! —

Und ist es denn etwa ein anderer Grund, weshalb grade mitten im Schoße des Judenthums, der abgeschlossensten, exclusivsten Nationalreligion Christus und das Christenthum, die universalste aller Religionen, sie deren Prinzip selbst die Universalität ist, sich erheben mußte? Die „fromme Einfalt" ist es, die es bei Lessing ausspricht, daß am Ende doch „das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut sei"; sie ist es, welche bekennt, daß es ihr Thränen genug gekostet —

„Wenn Christen gar so gern vergessen konnten,
„Daß unser Herr ja selbst ein Jude war!"

Ist nicht in dem großen Drama der Menschheitgeschichte Christus, der Jude, selbst in seiner Stellung durch Nationalität und religiöse Lebensbedingtheit das echte Vorbild zu dem Nathan des Gedichts? Und diesen Nathan hinwiederum, diese göttliche Gestalt eines Propheten des reinen Menschenthums, diese Gestalt voll edelster Milde, reinster Liebe und höchsten Friedens der Seele schuf ein Mann,

gegen den zu derselben Zeit der Fanatismus wüthender Zeloten, der Hochmuth und die Bosheit der gläubigen Unvernunft alle ihre Giftpfeile richteten, ein Mann, gegen den die Priester und Verkündiger der Lehre dessen, der nur die Liebe gebot, den Bann von ihren Kanzeln schleuderten, dessen Ehre und guten Namen, dessen bürgerliche Existenz sie zu untergraben suchten, der selbst während der wenigen Monate, in denen er dies Werk für seine Nation vollendete, vor den Angriffen der erbitterten Pfaffen keine Ruhe hatte[1]). Bietet sich nicht auch hier eine Analogie zu dem im Vorhergehenden Gesagten? Tritt nicht auch hier gewissermaßen Lessing selbst in die Stelle seines Nathan, der gleichfalls das edelste Tugendwerk seines gottergebnen Sinnes, jene Liebesthat von Darun, sich inmitten der schwersten Leidensprüfung seines Lebens abgewann, der ein hülflos verlassenes Christenkind in demselben Augenblicke an sein Herz nahm, in welchem ihm der christliche Fanatismus „sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne“ jammervoll ermordet hatte?[2]) Und wenn von solchem Sinne überwältigt die fromme Einfalt des Klosterbruders in das Geständniß ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie! —

werden wir da nicht unwillkürlich an Lessings Freunde erinnert, von denen gleichfalls keiner ihn solcher Selbstüberwindung für fähig, keiner es für möglich gehalten hatte, daß die angekündigte religiöse Tendenzdichtung so frei von aller direkten Feindseligkeit und Polemik sein, so ganz nur die Ruhe und den Frieden eines völlig mit sich und der Welt in Einklang lebenden Geistes athmen, daß ein Werk der reinsten Milde, der religiösesten Gesinnung, eine Dichtung des vollendeten Friedens aus der kriegerischen Werkstatt des Geistes

[1]) XII. 530.
[2]) Nathan Akt 4, Scene 7. (Werke II. 323—325.)

hervorgehen werde, der ein Leben lang den Kampf der Humanität und Freiheit gegen die Barbarei der Intoleranz und Unfreiheit mit den schärfsten Waffen geführt hatte, und der, ehe er vom Siegen matt das Haupt senkte, in diesem Gedichte seiner Nation und der Menschheit ein ewig theures Vermächtniß hinterließ!

Allerdings kann man von dem Standpunkte der Aesthetik und der Gesetze des Drama's gegen das Werk manche Ausstellung machen. Die Hineinverlegung der Ideen von Toleranz, Aufklärung und Humanität und einen Stoff aus den Kreuzzügen, welche Vischer als einen Widerspruch gegen die Natur der letzteren hervorhebt [1]), enthält einen Vorwurf, den Lessing selbst bereits voraussah, und gegen den er sich mit nicht ganz zureichenden Gründen in der mehrerwähnten Vorrede zu vertheidigen versuchte. Ebenso ist der Mangel an dramatischer Lebendigkeit und fortschreitender Handlung zuzugeben, statt deren die Situationen und das reflektirende Für und Wider der Diskussion vorherrschen. Vor Allem zeigt sich endlich die dramatische Schwäche des Werks in der Katastrophe, in der Lösung am Schlusse des Ganzen. Hier ist die Aesthetik sicher im Rechte, wenn sie geltend macht [2]), daß zwar der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan ganz eben so wie der Charakter der Iphigenie in Goethe's Dichtung ein positives Ende forderte, daß aber dennoch Lessing im Nathan nicht genug beachtete, welchen schweren Conflikt zwischen dem Fanatismus des Christenthums und der reinen Humanität er angelegt habe, und daß ebendeshalb der Schluß, den er der Handlung im Sinne des bürgerlichen Familienschauspiels gab, ein ungenügender war. „Der Patriarch, fährt der Aesthetiker fort, mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden.

[1]) Vischer, Aesthetik, II. S. 367.
[2]) Vischer a. a. O. III. S. 1429 u. 1430.

Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen."

Man kann, wie gesagt, dies Alles zugestehen, und den Tadlern die „schlechten Verse" obenein in den Kauf geben. Aber trotz alledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der bescheidne Dichter „den Sohn seines Alters" nannte, „den die Polemik entbinden helfen" [1]), in unserer Literatur so einzig in seiner Art dasteht, wie Goethe's Faust, neben welchem ihn mit Recht der Geschichtschreiber unserer poetischen Nationalliteratur, als dem eigenthümlichsten und deutschesten Werke, welches unsere Poesie geschaffen, seinen Ehrenplatz angewiesen hat. Als dramatisch abgeschlossenes Kunstwerk darf man es sogar noch über die Goethe'sche Dichtung setzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der Letzteren zu beeinträchtigen. Was in Lessings Schöpfung das Charakteristische ausmacht: der Friede und die Versöhnung des mit Gott und sich selbst in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, diese Harmonie des Individuums mit Welt und Vorsehung, die sich wie ein Regenbogen über das Universum spannt, — das muß nothwendig an ergreifender pathologischer Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollen Leidenschaft, des unversöhnten Zweifels, der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückstehen. Hier trägt es die Tragödie Faust — denn eine Tragödie ist der Faust, trotz des vom Dichter versuchten positiven Abschlusses — über dem Schauspiel Nathan davon, und die objektive Schwäche offenbart sich auch hier als die subjektive, die poetische Stärke.

Richtiger aber und fruchtbarer scheint es, beide Werke als eine gegenseitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darstellung des deutschen Geistes in seiner Totalität zu fassen. Von dieser Seite betrachtet, bilden sie eine Erscheinung, die ohne Gleichen dasteht

[1]) Brief an Jacobi. Lessing, Werke XII. S. 531.

in der Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte an der Erhabenheit der Aufgabe, welche sich das Drama als sittlich erziehendes Bildungsmittel zu stellen vermag, der muß ihn schwinden sehen bei der Betrachtung, was Lessings Nathan seit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in diesem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet, und in der Dichtung silberner Schale den Goldgehalt der tiefsten echt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt, und unsern Blick über alle Wirrniß der Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher stets sich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe gestärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugniß auf, die jemals so glücklich gewesen, mit gesammeltem Geiste den Eindruck in sich aufzunehmen, den sie von einer würdigen Darstellung dieses Werkes empfingen, wenn Lessings Genius in diesem größten seiner Werke sein Evangelium des Geistes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der Dunst- und Wetterwolken unserer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unsterbliche Gestalt seines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geschichte seiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebnen Menschenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beseligende Aussicht auf eine Zukunft voll erhabenen Trostes erschloß.

In der That! dies Werk und diese Gesinnung sind ein Testament geworden, welches Lessing der Menschheit hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein und uns, so Gott will, selber schützen gegen jede Verfinsterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Gesinnung, zu der sich Lessing bekannte, ist das Erbe von Tausenden und Abertausenden geworden, und ewig frisch und jung, ewig neu und neues Leben erzeugend steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menschenalter von uns geschieden, steht es da, ein Aergerniß für die „Goeze" aller Zeiten, und ein Trost und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Lessing'schen Geistes:

Will uns erneuter Wahn entsetzen,
Scheint längst Begrabnes wieder nah:
Getrost! und wimmelt's rings von „Götzen"
Für ewig ist ihr Lessing da!

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, hinter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann." Mit diesen stolzbescheidenen Worten erklärte sich der Dichter des Nathan selbst über den dichterischen Werth seines Werkes [1]). Wir brauchen hier die alte Streitfrage nicht zu erneuern, ob und in wie weit Lessing ein Dichter war. Sein Nathan ist ein Dichterwerk voll unvergänglicher Schönheit, ein Drama, dessen Menschen und Charaktere so ausgeprägt vor uns stehen, wie die Schöpfungen der größten Dramatiker aller Zeiten. Die einzige Figur des Nathan würde hinreichen, um ihm neben denselben seinen Platz anzuweisen. Lessing schritt in seiner dramatischen Dichterlaufbahn in stets aufsteigender Linie der Vollendung zu, und war sein erstes Stück sein

[1]) XI. 536.

schlechtestes, so ist sein letztes sein bestes. Er selbst hat das Vorwiegen der Tendenz in demselben nie geleugnet. Aber er durfte sich sagen, daß er mit seinem Nathan ein Tendenzgedicht geschaffen, wie die Welt bisher keins gesehen hatte, und schwerlich sobald wieder sehen wird. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier seine ganze Seele legt, das Bewußtsein, mit dieser Dichtung dem Geistesdrange kommender Geschlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugten in ihm, als er den Nathan schuf, von selbst jenen Schwung der Begeisterung, den er sonst in seinem dichterischen Schaffen an sich vermißte. Jeder begabte Mensch hat eine Seite seines Wesens, welche ihn zu dichterischer Produktion befähigt, so wie man wohl zu sagen pflegt, daß jeder begabte Mensch zu irgend einer Zeit seines Lebens Dichter sei. Gelingt es nun einem solchen, den gemäßesten Ausdruck und die entsprechendste Form für diesen dichterischen Bestandtheil seiner Natur im günstigsten Momente für den richtigen Stoff zu finden, so entsteht ein Kunstwerk, dem von seinem Werthe durchaus nichts entzogen wird, daß es vielleicht das einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Lessing und seinem Nathan. Minna von Barnhelm und Emilia Galotti sind freilich ebenfalls mit künstlerischer Nothwendigkeit aus dem Geiste des Dichters entsprungen; auch in ihnen spiegelt sich das Leben und Interesse der Zeit des Dichters in gewissen Grundverhältnissen. Aber die Seele des Poeten, der tiefste Gehalt seines Wesens geht in diesen Dichtungen nicht auf, und die Erregtheit der schaffenden Kraft wird nicht zur seherischen Begeisterung. Der künstlerische Verstand wiegt vor, das Herz tritt zurück, und der Künstler steht neben und über dem Kunstwerke.

Ganz anders im Nathan. Einsam gegenüber seiner Zeit, die ihn bald verkannte, bald verketzerte, richtet er sich aus dem tiefsten zermalmenden Lebensschmerze über den Verlust eines, so eben erst mühsam erbauten Erdenglückes, in dieser Schöpfung auf an dem Grundgedanken seines Lebens und Wesens, indem er ihn dichterisch

zu gestalten und zu verklären sucht. In der Ferne entlegener Zeiten, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuren Weltbewegung, gewinnt er den Boden für die Gestalten und Träger seiner Idee, und mit klarem Bewußtsein über alle Vortheile, welche ihm sein Schauplatz bietet, weiß er dieselben zu benutzen. Zum Erstenmale verläßt er auch in der äußeren Darstellungsform den Bereich der Prosa, auf dem er doch wie Keiner heimisch war. Das Gewicht des geistigen Gehaltes nicht minder wie der Charakter morgenländischer Erhabenheit führen ihn auf die allein gemäße metrische Form, und während er dieselbe mit diesem ersten Versuche für die ganze Folgezeit des höheren Drama's feststellt, bewältigt er sie dergestalt, daß von dem unübertrefflichen individuellen dramatischen Leben seines prosaischen Dialogs Nichts verloren geht. Die Knappheit in dem Style der Minna, der Lakonismus der Emilia Galotti verschwinden in dem volleren Strome, der aus des Dichters Herzen sich ergießt, und lassen jene heitere Naivetät hervortreten, die Goethe am Nathan so entzückte. Aus dem unscheinbaren Kern einer alten Boccazischen Fabel entfaltet er, wie Shakspeare, die lebendigste Fülle plastisch abgerundeter Charaktere und eine wie ein Ring sich abschließende, die wunderbarsten Begebenheiten zu schöner Harmonie vereinigende Handlung, gestaltet er ein Kunstwerk, in welchem von der ursprünglichen Intention nichts unausgesprochen bleibt, ein Werk, das wie die Glocke des Dichters sein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Aether der Liebe und Versöhnung der Menschen durch die Welt ertönen lassen wird, so lange Menschenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward.

Viertes Kapitel.

Lessing hatte seine Vorrede zum Nathan mit den bedeutungsvollen Worten geschlossen: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo das Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!"

Noch sind die „hundert Jahre" lange nicht verflossen, nach welchen der große Mann im glücklichsten Falle die Möglichkeit einer solchen Aufführung seines Werks annehmen zu dürfen glaubte, und schon lange ist wohl kaum eine deutsche Bühne, die sich nicht immer und immer wieder mit diesem Juwel schmückte, giebt es keinen großen Mimen unseres Jahrhunderts, der nicht durch die Darstellung Nathans einen der schönsten Zweige zu dem Kranze seines Ruhmes zu fügen versucht hätte! Auch hier zeigt sich uns das Erhebende, welches in der Auffassung der geistigen Bewegung im Großen und Ganzen für den historischen Betrachter liegt. Denn nur durch eine solche können wir den Trost schöpfen, den uns die unerfreuliche Detailanschauung des Tagestreibens der Welt so oft rauben möchte, den Trost: daß Welt und Menschheit auch auf ihren vielgewundenen Wegen unaufhaltsam vorwärtsschreiten.

Lessing erlebte es allerdings nicht, sein Werk auf der Schaubühne zu sehen. Selbst sein begeisterter Verehrer, der große Schröder, konnte sich trotz der ergreifenden Wirkung, die eine von ihm veranstaltete Probevorlesung hervorbrachte, nicht zu dem Wagniß entschließen, das von ihm höchlich bewunderte Werk einem zweifelhaften Bühnenerfolge vor einem Publikum preiszugeben, das ihm, zumal in Hamburg, wo ein Goeze noch immer starken Anhang besaß, für den Gehalt desselben noch lange nicht reif erschien [1]). So geschah es, daß die Ehre des

[1]) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. II. 381.

ersten Versuchs, das Kunstwerk dem Publikum auf der Bühne vorzuführen, einem Manne anheimfiel, der wohl Dreistigkeit und guten Willen, aber keineswegs die den Erfolg sichernde künstlerische Kraft der Ausführung besaß. Der bekannte Schauspieldirektor Döbbelin war es, der die letzten Lebensjahre des großen Friedrich benutzte, um der Hauptstadt Preußens jenen Segen Lessings zuzuwenden. Am 14. April 1783, zwei Jahre nach Lessings Tode, erschien Nathan der Weise dort zuerst auf der Bühne. Aber das Werk des Dichters sollte in Berlin eben so wenig Glück haben, als der Dichter selbst bei seinem Leben dort gehabt hatte. Döbbelin, der die Hauptrolle übernommen hatte, war einer solchen Aufgabe nicht von fern gewachsen, und ebensowenig reichten die übrigen Kräfte seiner Truppe zu, deren Mitglieder, wie die damaligen deutschen Schauspieler überhaupt, sich zwar in heftigen Leidenschaften oder im Starkkomischen noch so leidlich zu gebahren wußten, aber überall, wo es wie hier „auf feines Raisonnement und gemäßigte Charaktere ankam, die vom ersten bis zum letzten Worte mit aller Feinheit ausgearbeitet waren," wie Lessings Bruder, der den schlechten Erfolg schon Jahre lang voraussah, sich ausdrückt, sich als „ganz erbärmliche Helden" erwiesen [1]). Eine Anekdote charakterisirt dies Verhältniß sehr schlagend: „Wer spielt den Nathan?" fragte Engel, als ihm Döbbelin verkündete, daß er entschlossen sei, das Stück nächstens aufzuführen. „Den Nathan? Nun, ich, ich selbst!" rief der selbstbewußte Schauspieldirektor. „Gut, aber wer spielt den Weisen?" entgegnete ihm sarkastisch der Verfasser des „Philosophen für die Welt", indem er damit zugleich das Schicksal der Aufführung vorhersagte. Das Stück mußte, nachdem es dreimal hinter einander gegeben worden war, bei Seite gelegt werden, und erst zwanzig Jahre später wurde es in Berlin durch Iffland dauernd eingebürgert, nachdem Goethe und

[1]) XIII. 624. Ueber Döbbelins Spielweise, die ihn völlig unfähig machte, eine Rolle wie den Nathan zu spielen, und über seine maßlose Selbstverblendung lese man die Schilderung Nicolai's in der Anmerkung, XIII. 456 457.

Schiller in Weimar (28. Novbr. 1801) mit der von Schiller bearbeiteten Aufführung vorangegangen waren [1]). Dieselbe hat lange Zeit für die erste Darstellung des Stücks gegolten, obschon außer Döbbelin auch der Schauspieldirektor Seipp schon im Jahre 1785 den Nathan, und zwar, was historisch interessant ist, zu Presburg in den österreichischen Erblanden auf die Bühne gebracht hatte. Es ist dies, wie Guhrauer bemerkt, derselbe Theaterdirektor, der im Vertrauen auf das liberale Regiment Josephs II. auch den Molière'schen Tartüffe in Oesterreich zuerst aufzuführen gewagt hatte [2]).

In unsern Tagen hat sich das Unglaubliche begeben, daß Lessings Nathan in griechischer Uebersetzung unter dem Titel „der weise Jugendgreis" von griechischen Schauspielern sogar in Konstantinopel auf die Bühne gebracht worden ist. Am 26. März 1842 ward das Stück in der Uebersetzung eines Neugriechen Kaliourchos, der in Deutschland seine Studien gemacht hatte, dort wiederholt aufgeführt. „Bei der ersten Darstellung, so lautet der Bericht [3]), waren nur wenige Türken, meist Polizeibeamte zugegen. Bei der Wiederholung des Stücks am folgenden Tage war hingegen das türkische Publikum das überwiegende. Ihre Aufmerksamkeit und Spannung war außerordentlich. Manchmal schienen sie zwar geneigt, den Freimuth Nathans vor dem Throne Saladins weniger großmüthig aufzunehmen, als dieser Sultan selbst; aber die Erzählung von den drei Ringen erregte einen beispiellosen Enthusiasmus, und am Schlusse derselben brach ein Jubel aus, in den auch die schweigsamsten Moslemin begeistert einstimmten."

Von einer Aufführung des Nathan auf den Bühnen außer deutscher christlicher Nationen ist dagegen, trotz mehrfacher Uebersetzungen des Stücks in Frankreich und England, nichts bekannt geworden. Wohl aber empfing man dasselbe sofort nach dem Er-

[1]) Goethe, Werke 45. 8. 31. 119.
[2]) Guhrauer, II. 2. 212.
[3]) Rodnagel, Lessings Dramen ꝛc. S. 295.

scheinen in Oesterreich mit einem Verbote. Auch Sachsen, Lessings Vaterland, verdammte den Nathan zur Landesverweisung, und der alte Gleim, welcher seinem Freunde dies meldete, fügt hinzu, daß auch anderorten sich „Urtheile der Dummheit und Bosheit" gehörig breit machten [1]).

In Goethe's Nachlasse fanden sich die Reime:

„So mancher Mißwillige schnüffelt und wittert
Um das von der Muse verlieh'ne Gedicht.
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!"

Diese Verse sprechen die Wahrheit aus in Bezug auf das Schicksal, welches die Herausgabe des Nathan dem Dichter bereitete. Oeffentlich zwar schwiegen die Theologen, wie Lessing vorausgesagt hatte. Desto eifriger aber wußten sie sich heimlich zu rühren, um ihn, wie Mendelssohn sich ausdrückt, im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der christlichen Religion dem allgemeinen Hasse preiszugeben. Wir dürfen es dem Zeitgenossen und nächsten Freunde Lessings schon glauben, wenn er berichtet, daß die Art und Weise, wie die Pfaffenzunft, „die alles breit ins Schlechte führende," den Nathan auszubeuten wußte, dem großen Manne sein Ende schwer verbittern half. Man braucht nur den Brief zu lesen, mit welchem sich einer von Lessings wärmsten Verehrern, Campe in Braunschweig, darüber entschuldigte, daß er es aus Furcht, mit dem Dichter in gleiche Verdammniß zu gerathen, nicht gewagt habe, seine Begeisterung für den Nathan öffentlich auszusprechen, um Mendelssohns Schilderung der allgemeinen Stimmung gegen Lessing richtig zu finden. Die Recension der Dichtung, welche Campe drucken zu lassen sich scheute, bestand nur in einer Verweisung auf die Worte des Buches der Weisheit 7, 22—23, welche im biblischen Texte also lauten:

[1]) XIII. 627.

„Denn es ist in ihr der Geist der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behend, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher; vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind." —

So anerkennend äußerten sich privatim nur noch wenige andre Freunde, wie Mendelssohn und Gleim. Im Ganzen aber enthalten die Briefe aus den Jahren 1779—1781 nur sehr spärliche Andeutungen dieser Art, und ich habe nicht finden können, daß zu Lessings Lebzeiten irgend eine Stimme des Beifalls sich öffentlich hervorgewagt hätte. Selbst ein Herder hielt es gerathen, seine Bewunderung nur in Privatbriefen an vertraute Freunde zu äußern. Daß Lessing keine zweite Ausgabe seines Nathan erlebte, ist schon gemeldet; wohl aber erschienen von dem gegen den Nathan gerichteten Schauspiele des Hofpredigers Pfranger zu Meiningen [1]) in vier Jahren (1782—86) drei Auflagen, und ein alter schwachsinniger Mann, wie der Gottschedianer Tralles, ein seiner Zeit vielgenannter Arzt in Breslau, durfte ungeahndet in einem zweibändigen Buche sich auf die albernste Art an der Dichtung des großen Mannes versündigen, da dieser selbst es ihm seines Alters wegen hingehen ließ, daß er den Verfasser des Nathan für einen Mann erklärte, der weder ein Christ sei, noch richtig deutsch zu schreiben verstehe!

Und wie begierig und dankbar schlürfte er doch jene Tropfen Beifalls, welche die wenigen ausharrenden Freunde, die kleinen „Gemeinden" seiner Getreuen in Braunschweig und Hamburg seiner „jetzt der Aufmunterung so sehr bedürfenden Seele spendeten!" Auf einen Brief von wenigen Zeilen, in welchem sich Moses Mendelssohn für die vielen und zum Theil (!) so herrlichen Lebenszeichen bedankte, mit denen Lessing seine Freunde beschenke, schrieb er nach Verlauf

[1]) Ueber ihn und über die Wirkung, welche in den ersten achtziger Jahren Lessings Nathan auf die strebsamen Männer unter den Geistlichen in Franken und Thüringen ausübte, vergl. man C. Palleske, Leben und Werke Schillers. I 267

fast eines Jahres: „Ich kaue und sauge noch an dem Briefchen, das mir Dr. Fließ von Ihnen mitbrachte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwas bei dieser oder jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! — Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen" [1]). — Er hat ihn nicht mehr gesprochen. Acht Wochen später hatte das gebrochene Herz des großen Dulders zu schlagen aufgehört.

Noch sind wir indessen bei diesem befreienden Abschlusse in unserer Darstellung nicht angelangt. Wir haben ihn vielmehr noch durch zwei Jahre seines bis zum Ende thatenreichen Lebens zu begleiten.

Zu den Erdichtungen, welche die geschädigten Feinde Lessings gegen ihn in Umlauf setzten, gehörte auch die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht, daß die Amsterdamer Judenschaft ihm für die Herausgabe der Fragmente ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht habe Dem Goeze'schen Kreise, von dem sehr wahrscheinlich diese Nachricht ausging, war es darum zu thun, ihn mit derselben als einen zweiten Judas Ischarioth darzustellen, und Lessing fand sich veranlaßt, eine Zurückweisung dieses Märchens durch seinen in Wien lebenden Stiefsohn zu veröffentlichen [2]). Aber auch sonst hatte

[1]) XII. 550.
[2]) X. 280--286.

er von der Beschränktheit des zelotischen Lutherthums Beweise zu erfahren, die ihn in seinem letzten Briefe an Jacobi zu dem Ausrufe bewegten: „Gott! der Nichtswürdigen! Sie sind es werth, daß sie vom Papstthum wieder unterdrückt und Sklaven einer grausamen Inquisition werden.“ Die Angriffe wegen der Fragmente dauerten fort. Noch während er am Schlusse seines Nathan arbeitete, traf ihn ein solcher von einem Manne, auf dessen Beistimmung er um so sicherer gerechnet hatte, als grade dieser Mann derjenige unter den protestantischen Theologen jener Zeit war, der in seinen Schriften bisher ganz im Geiste des Fragmentisten gewirkt und die historisch kritische Methode auf die Schriftauslegung und Dogmatik im Sinne der freien Forschung angewendet hatte. Es war dies der Halle'sche Professor der Theologie Johann Salomo Semmler, der jetzt, erschreckt durch die Macht einer Bewegung, welche er selbst hervorgerufen hatte, nicht nur mit einem ausführlichen Werke gegen den Fragmentisten selbst hervortrat, sondern sogar sich nicht entblödete, in einem eigends dazu verfaßten satyrischen Anhange den Herausgeber der Fragmente als einen Menschen darzustellen, der eigentlich in das Tollhaus gehöre. Lessing war über die Gemeinheit dieses Angriffs so erbittert, daß er sich mehrere Tage lang zu aller geistigen Thätigkeit unfähig fühlte, und Gefahr lief, wie er an seine Freundin Elise Reimarus schrieb, „den ganzen Nathan darüber zu vergessen [1]).“ Zum Glück überwand er seinen gerechten Zorn, und entschloß sich erst nach Vollendung des Nathan der „impertinenten Professorengans“ die verdiente Züchtigung durch einen aus Bedlam datirten Brief angedeihen zu lassen, von dem uns leider nur der Anfang unter den Lessing'schen Fragmenten erhalten ist, der an Hamlets „die Welt ist ein Gefängniß“ erinnert. „Ich bin, heißt es in demselben, mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders befremden sollte, wenn die Toll-

[1]) XII. 530., vergl. XII. 528.

häusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhaus sperren möchten“ [1]). Die Nemesis blieb nicht aus, denn Semmler überlebte Lessing lange genug, um unter dem berüchtigten Wöllner'schen Regimente durch eigene Verketzerung zu büßen, was er gegen den großen Mann gesündigt hatte. Was den weiteren Verlauf der von den Zionswächtern gegen Lessing gerichteten Verfolgungen betrifft, die zuletzt sogar Kaiser und Reich wider ihn in Bewegung zu setzen versuchten, so darf zur Ehre des Braunschweigischen Herzogs nicht unerwähnt bleiben, daß er Lessing zu sich kommen ließ, und ihn für einen solchen Fall seines Schutzes versicherte. Hier aber zeigte sich der Muthesmuth und Mannesstolz Lessings in seiner ganzen Größe. Er erwiderte jene Versicherung fürstlichen Gnadenschutzes durch die freimüthige Erklärung: daß er nur auf der Gerechtigkeit seiner Sache stehen wolle, und daß er den Herzog bitten müsse, ohne die geringste Rücksicht auf ihn lediglich nach seiner Pflicht als deutscher Reichsstand zu handeln! Und um dieselbe Zeit war es, wo er das feierliche Gelöbniß niederschrieb: „Ich muß es nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berufenen Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe.“

[1]) XI. 536.

Vierzehntes Buch.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Ernst und Falk.

Erstes Kapitel.

Lessings Stellung zu den Aufklärern.

Immer einsamer wurde es in den letzten Jahren um ihn her, und so allein und vereinsamt er sich persönlich in seiner Wolfenbütteler Abgeschiedenheit fühlte, so allein und vereinsamt stand er zuletzt seiner ganzen Zeit gegenüber, mit deren sämmtlichen Hauptrichtungen er allmälig in Widerspruch gerathen war.

Von den Philosophen seiner Zeit trennte ihn sein Verhältniß zu Spinoza — ein Verhältniß, das selbst seinen nächsten Freunden ein unverstandenes Geheimniß blieb, und dessen tiefster Gehalt ihnen wohl gar als Grille und Laune erschien. War er doch der erste, der in einer Zeit, wo die Philosophie jenes tiefsinnigen Denkers allen frommen Seelen ein Gräuel des Aergernisses und selbst den Philosophen von Fach so gut wie unbekannt war [1]), durch die Anerkennung derselben den großen Umschwung vorbereiten half, welcher sich wenige Dezennien später in der neueren deutschen Philosophie vollziehen sollte. Mit Spinoza verband er das Studium der Leibnitz'schen Philosophie, die er sogar in einem eigenen Werke darzustellen unternahm [2]), ein Plan, der, wie so viele andere, durch die theologischen Händel zurückgedrängt wurde.

---

[1]) Hegel, Gesch. der Philos. 3, 532.
[2]) XI. 43—47.

Noch wunderbarer aber war das Verhältniß, in welches der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, der Mann, welcher die ganze humane und freie Bildung seiner Zeit in einem Brennpunkte versammelt zeigt, zu denjenigen gerieth, welche, weil sie sich als die Aufklärer von Profession ansahen, Lessing zu den ihrigen zählen zu dürfen geglaubt hatten. Aber sie hatten gar bald zu gewahren, daß Lessing in dem großen Kampfe, welchen die Fragmente herbeiführten, statt sie zu seinen Bundesgenossen zu machen, sich vielmehr gegen sie richtete, und die von ihnen angegriffene Orthodoxie wiederholt in seinen Schutz nahm. Sie erstaunten nicht wenig, als sie hören mußten, daß er, statt wie sie selbst, in dem alten Glaubenssysteme ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen zu erblicken, den Spieß umkehrte, und diese Bezeichnung vielmehr auf dasjenige Religionssystem anwandte, welches die modernen Aufklärer und die neumodischen Theologen an die Stelle der alten Orthodoxie setzen zu wollen sich anmaßten [1]). Seine alten Berliner Freunde waren wie vom Donner gerührt, als sie diese Verachtung ihrer neumodischen Vernunfttheologie und ihres Vernunftchristenthums, „bei dem man, wie Lessing spöttisch bemerkt, nicht absehen könne, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum eigentlich sitze“ [2]), aus dem Munde desselben Mannes vernahmen, der soeben sich anschickte, mit ihren Gegnern, den Orthodoxen, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Lessing selbst hat sich über seine Stellung zu den beiden entgegengesetzten Parteien wiederholt mit solcher Klarheit ausgesprochen, daß es fast unbegreiflich ist, wie man über sein wahres Verhältniß zu beiden noch bis auf die neueste Zeit hier und da Zweifel und Ungewißheit hegen mochte. Schon 1774 hatte er an seinen Bruder, der an seinem Verhalten irre zu werden begann, jenen berühmten

[1]) XII. 409 ff.
[2]) IX. 421.

Brief geschrieben, der so oft angeführt und so oft falsch verstanden, doch den wahren Grund seiner Abneigung, ja Verachtung gegen die Halbheit der theologischen Aufklärerei deutlich ausspricht. „Ich sollte es, schreibt er, der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen." Nur seine eigene Art, wie er dieses thun zu müssen glaube, solle man ihm lassen, da sie so einfach sei. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, wolle er beibehalten, er wolle es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man absehe, woher reineres zu nehmen. „Mit der Orthodoxie war man, Gottlob, so ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie (hier hat Lessing Leibnitz im Sinne) eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. — Meines Nachbars Haus droht mit dem Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen." Das unreine unbrauchbare Wasser, das den Einsturz drohende Haus, dessen einzige Restauration nur durch Abtragen möglich ist, sind Bilder, die für sich selbst sprechen. Aber dennoch zieht Lessing diese alte Orthodoxie der neueren vor, weil, „wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen," und weil die alte Orthodoxie wenigstens ein ehrlicher Feind der Vernunft sei, indem sie „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte - ";

endlich weil er es vorziehe, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können.“ In der That hatte er es an dem Verhalten der Hauptsäulen des aufgeklärten Vernunftchristenthums, an einem Semmler und Jerusalem, ebenso wie an seinem alten Freunde Nicolai zu erfahren, was der Spruch „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen“, zu bedeuten habe. Diese Halbheitshelden, „welche die Vernunft erhoben, während sie sie einschläferten, diese aufgeklärten Theologen, die die Gegner der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschrieen,“ sie verachtete Lessing weit mehr noch als die altorthodoxen Theologen, bei denen ihm wenigstens die Consequenz Achtung einflößte [1]), und denen er deshalb eine ungeheuchelte Anerkennung zollte. Denn „nicht die Orthodoxie, sondern eine gewisse hinkende, schielende, sich selbst ungleiche Orthodoxie sei ihm so ekel, so widerstrebend“, daß er ihrer Halbheit gegenüber sich noch eher mit den Goeze'n befreunden mochte. Die Philosophie, die sich in den Dienst der dogmatischen Theologie begab, verglich er einmal mit dem Bilde des Herkules am Spinnrocken der Omphale [2]).

Die Orthodoxie freilich täuschte sich nicht über den Werth dieser Anerkennung. Ihr Instinkt leitete sie richtiger, als die Aufklärer ihre gepriesene Klugheit. Sie sah ganz richtig, daß Lessing nur deshalb ihr System so unparteiisch gelten ließ, weil er mit demselben innerlich längst fertig war. Mochte er immerhin nachweisen, daß die Wolf'sche Philosophie in einem Irrthume befangen sei, wenn sie den christlichen Glauben beweisen zu können und beweisen zu müssen vermeinte; mochte er immerhin ihre Sache zu führen sich den Anschein geben, wenn er die Unabhängigkeit der Religion von der Philosophie, des Glaubens von der Vernunft aufzeigte, und nachwies,

[1]) X. 25.
[2]) XI. 748.

daß „aus menschlichen Gründen glauben eigentlich nicht glauben heiße"; mochte er endlich, wie Leibniz, zu ihren Gunsten den Beweis führen, daß Dogmen, wie das von der Dreieinigkeit oder von der Ewigkeit der Höllenstrafen unantastbar und unwiderleglich gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könnten, wenn sie sich nur in den Schranken eines Geheimnisses hielten; — die Orthodoxen ließen sich durch solche Künste nicht wie die Aufklärer irre machen. Sie trauten ihrem Freunde nicht, selbst wenn er scheinbar in ihrem Sinne den göttlichen Ursprung der Schrift gegen den Einwand der Unvollkommenheit derselben mit der Bemerkung vertrat: dieser Einwand beweise nichts, denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte zweckmäßig beabsichtigt sein, und in seinen Erziehungsplan der Menschheit hineingehören. Sie waren klug genug zu merken, daß sie mit der Annahme einer solchen Vertheidigung in eine Falle gingen, indem sie sich von Lessing seinen Begriff der Erziehung des Menschengeschlechts und die Auffassung der Offenbarung als eines Planes und Mittels zu solcher Erziehung unterschieben ließen. Sie waren zu argwöhnisch, um nicht zu wittern, daß Lessing den alleinigen Grund und das alleinige Fundament ihrer Existenz, die orthodoxe Offenbarungstheorie, grade durch dasjenige vernichtete, womit er sie zu unterbauen schien, dadurch daß er eine stetig fortschreitende Offenbarung des göttlichen Geistes, d. h. eine unendlich fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit an ihre Stelle setzte. Sie brauchten, um das eigentliche Verhältniß Lessings zu ihrem dogmatischen System zu erkennen, nicht erst das berühmte Geständniß gelesen zu haben, welches Lessing seinem vertrautesten Freunde über diesen Punkt gethan hatte, als er an Mendelssohn, den Lavater in seinem zudringlichen Bekehrungseifer aufgefordert hatte, Christ zu werden, oder die Gründe auszusprechen, weshalb er es nicht möge, die denkwürdigen Worte schrieb [1]): „Ich bitte Sie

[1]) XII. 282.

wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

Es ist uns kein Geheimniß mehr, wer die „anderen ehrlichen Leute" waren, deren Schicksal Lessing hier gegenüber der freien Stellung seines jüdischen Freundes beklagt. Diese Worte werfen ein scharfes Schlaglicht auf den innersten Kern und die letzte Intention von Lessings ganzer theologischer Thätigkeit. Sie zeigen, wie sehr seine alten Freunde, die Berliner Aufklärer, im Irrthum waren, wie sehr dieselben ihn mißverstanden, wenn sie ihn des orthodoxen Conservatismus bezüchtigten, und ihm vorwarfen, daß er mit seiner Schrift über die Leibnitz'sche Ewigkeit der Höllenstrafen den Orthodoxen habe „den Hof machen wollen" [1]). Auch Spätere, wie Gervinus, haben hier einseitig nur den Conservatismus Lessings betont, wenn sie vorzugsweise seine Erklärung hervorhoben: „daß er das unreine Wasser nicht eher weggießen wolle, als bis er wisse, woher reineres nehmen." Sie übersahen, daß er in derselben Erklärung dieses alte unreine Wasser als ein „längst nicht mehr brauchbares" bezeichnete. Sie übersahen, daß er die einzig wahrhafte Restauration des alten „den Einsturz drohenden Hauses" nicht im „Stützen und Unterbauen" desselben, sondern im gänzlichen Abtragen fand, und daß er sich zwar sehr gern an dem letztern, aber nicht an dem ersteren Werke betheiligen zu wollen erklärte. Sie übersahen mit einem Worte den gründlichen Radikalismus des Mannes, mit welchem er den theologischen Aufklärern seiner und aller folgenden Zeit so unendlich überlegen war, diesen Radikalismus, der das Recht

[1]) XII. 395.

der freien Prüfung durch Nichts, aber auch durch gar Nichts beschränkt, keine Autorität irgend welcher Art als absolut anerkannt wissen wollte, und der eben dadurch für alle Zeiten dasteht als der wahrhafte Heros der Aufklärung seines Jahrhunderts.

Das Große aber an diesem Radikalismus Lessings war die bewundernswürdige Mäßigung seiner Praxis. Dadurch steht dieser große Reformer so einzig da in der ganzen Kulturgeschichte der modernen Zeit, daß er sich selbst nie zur Ueberstürzung hinreißen ließ, daß er seiner eigenen Mahnung: „Hüte Dich Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte des Elementarbuches der Offenbarung stampfest und glühest, Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du zu sehn beginnst," — selbst stets treu eingedenk verblieb; daß er niemals sich auf das bloße Wegräumen beschränkte, sondern immer zugleich ein Positives an die Stelle des Aufgehobenen setzte, daß er, maßvoll in der Form, sich akkommodirend an die vorhandenen Begriffe, sie auflöste, indem er sie zu unterbauen schien, und daß er „die Theologie himmlischen Ursprungs," die eigene Religion, auf die zwei einfachen Grundwahrheiten zurückführte: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der thätigen Liebe.

Die Vermittelung aber zwischen Offenbarung und Vernunft fand er in einer schon den alten Kirchenvätern nicht fremden Idee, in der Idee von der Verwirklichung der Offenbarungswahrheiten durch ihre allmälige Verwandlung in Wahrheiten der Vernunft auf dem Wege einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

Zweites Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Die Schrift, welche diesen Titel führt, ist als das letzte Wort anzusehen, welches Lessing in der großen durch die Herausgabe der Reimarus'schen Fragmente angeregten Angelegenheit gesprochen hat. Mit ihr trat Lessing, wie er selbst ausspricht, dem Systeme des rationalen Deismus und seiner Anwendung auf die Kritik der christlichen Offenbarung direkt entgegen, indem er das letzte Ziel des Fragmentisten gänzlich verrückte [1]).

Man hat in neuerer Zeit, gestützt auf den Umstand, daß Lessing sich blos als Herausgeber derselben nannte, so wie auf eine mißverstandene Aeußerung in einem Briefe an seinen Bruder [2]), die grade das Gegentheil außer Zweifel setzt, diese Schrift Lessing absprechen zu müssen geglaubt. Wir brauchen uns aber bei dieser Streitfrage um so weniger aufzuhalten, als dieselbe durch Guhrauer und Schwarz vollständig entschieden, und Lessings Autorschaft bis zur unumstößlichen Evidenz erwiesen worden ist [3]).

Der Kerngehalt dieser Schrift, die man wohl das religiöse Testament des großen Mannes genannt hat, finden wir gleich in der Vorrede ausgesprochen, welche dasjenige, was in der Abhandlung selbst nur auf die geschichtliche Entwicklung des Judenthums und des Christenthums und ihre Offenbarungen beschränkt ist, über das ganze Menschengeschlecht mit den Worten ausdehnt: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes

[1]) XII. 504.

[2]) XII. 539.

[3]) Guhrauer, II. 2. Anhang S. 29–33. Schwarz a. a. O. Seite 190–196.

Orts einzig und allein entwickeln könne und entwickeln solle, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unseren Hohn, diesen unseren Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unseren Irrthümern nicht?"

Das ist der „Fingerzeig," den Lessing von seiner einsamen Höhe und ihrer „unermeßlichen Aussicht auf eine Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte," seiner Zeit und der Menschheit mitbrachte, „ohne zu verlangen, daß die Aussicht die ihn entzückte, auch jedes andere Auge entzücken müsse," ja ohne auch nur „irgend einen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade ab- und zu sich hinaufrufen zu wollen! [1])

Die Veranlassung zu dieser Schrift nahm Lessing aus dem Reimarus'schen Werke, an dessen viertes Fragment er anknüpft. In demselben hatte Reimarus den Satz ausgeführt: das alte Testament könne schon darum nicht für göttliche Offenbarung gelten, weil ihm die Lehre von der Unsterblichkeit mangle. Lessing giebt die als Grund angeführte Thatsache zu, aber er leugnet ihre Beweiskraft, indem er zeigt, daß die theologische Auffassung der Offenbarung, welche auch der Fragmentist noch theilte, eine unrichtige sei. Nach dieser Auffassung war und ist die Offenbarung etwas Festes, für alle Zeiten und Verhältnisse Abgeschlossenes und Vollendetes, dem nichts ab- und nichts zuzuthun ist. Lessing zeigt, daß sie vielmehr ein Flüssiges, ewig Werdendes, eine unendliche Entwicklung, daß sie mit einem Worte nichts anders sei, als die Erziehungsmethode der Menschheit. „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen, das ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. Erziehung ist Offenbarung die dem Einzelmenschen geschieht: Offenbarung ist Erziehung die dem Menschengeschlechte geschehen ist

[1]) X. 308.

und noch geschieht." Die hundert Paragraphen der Lessing'schen Schrift, an deren Spitze diese beiden Sätze stehen, sind nichts als die Ausführung und Anwendung dieses Gedankens auf die beiden geoffenbarten Religionen, deren Beglaubigungsschriften, das alte wie das neue Testament, als Elementarbücher dieser allmäligen Erziehung und Bildung gefaßt werden. Indem sich Lessing auf die Seite der vom Fragmentisten angegriffenen Offenbarung des Judenthums und des alten Testaments stellt, vollzieht er gerade durch die Art und Weise, wie er dieselbe zu unterbauen sucht, den Vernichtungsprozeß des orthodoxen Offenbarungsbegriffs so vollständig wie es nie bisher geschehen war.

Der Gedankengang dieser kaum zwanzig Seiten füllenden und doch so grandiosen Philosophie der Religion und Weltgeschichte ist folgender. Wie die Erziehung dem Einzelmenschen nichts giebt, was er nicht aus sich selbst haben könnte, sondern ihm dies nur geschwinder und leichter giebt: also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch gekommen wäre, sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher. Dies wird zunächst an der Geschichte des jüdischen Volks nachgewiesen (§ 9—52.). Es wird gezeigt, wie roh und unvollkommen bei diesem von Gott auserwählten Volke anfangs selbst der Begriff des einigen Gottes, und wie nothwendig es war, für die Erziehung desselben in seiner Kindheit die allein diesem Alter entsprechenden Erziehungsmittel der unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen anzuwenden und das Elementarbuch seines Unterrichts so einzurichten, daß es alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs für ein kindisches Volk in sich vereinigte. Dazu gehört vornehmlich, daß es keine Lehre enthalte, welche die Fassungskraft des Kindes übersteigt. Eine solche würde aber die Lehre von der Unsterblichkeit für das jüdische Volk auf seinem damaligen Standpunkte der Kindheit gewesen sein. Aber das Kind wird Knabe, wird Jüngling, das

Elementarbuch wird erschöpft, und „es wird schädlich, das demselben entwachsende Kind länger als die Meinung gewesen dabei zu verweilen. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen als darin liegt, mehr hineintragen als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viele suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen das Faßliche und Leichte; — die nehmliche Weise wie die Rabbiner ihre heiligen Bücher behandelten! der nehmliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volkes dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog mußte kommen und das erschöpfte Lehrbuch dem Kinde aus den Händen reißen. — Christus kam."

Wieder ist es die Lehre von der Unsterblichkeit, welche Lessing hier bei der Entwickelung der Bedeutung dieser zweiten auf die Weitererziehung der Menschheit in ihrem Knaben- und Jünglingsalter gerichteten Offenbarung in den Vordergrund stellt. Christus ward der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Er lehrte die Menschen zuerst, nicht nur ihre äußeren Handlungen nach diesem Glauben einrichten, sondern auch die innere Reinigkeit des Herzens auf diese Aussicht eines andern Lebens beziehen. Wenn die Jünger Christi, die Fortpflanzer dieser einen großen Lehre, später dieselbe in dem von ihnen der Menschheit gegebenen zweiten besseren Elementarbuche noch mit anderen Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, so haben sie dadurch der Sache der Menschheitserziehung nicht nur nicht geschadet, sondern derselben vielmehr wesentlich genützt, indem sie der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Hier folgt sodann die begeisterte Hervorhebung dieser Wirksamkeit des neuen Elementarbuches für die Förderung der Menschheitsbildung (§§ 64—67). Die Anerkennung der

Nothwendigkeit, daß dies neue Elementarbuch „wenigstens eine Zeit lang von jedem Volke für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse angesehen werden mußte, und die warnende Mahnung (§ 68.) an die Gegenwart und an diejenigen ihrer „fähigeren Individuen," die an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfen und glühen: nicht vorzeitig die schwächeren Mitschüler an demselben irre zu machen, sondern, abwartend bis sie nach sind, lieber noch einmal selbst zu demselben zurückzukehren, und zu untersuchen, ob nicht vielleicht in so manchen seiner scheinbaren Vernunftwidrigkeiten ein tieferer Gehalt verborgen liege?"

Wir übergehen die Erörterungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Genugthuung des Sohnes, welche Lessing (§§ 72—75.) beispielsweise in diesem Sinne betrachtet und in ihrem spekulativen Gehalte aufzeigt, um bei dem Satze wieder anzuknüpfen, den Lessing selbst aus dieser Erörterung gewinnt, bei dem Satze: „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll." „Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen: dem Unsinn, der Tyrannei diesen Spekulationen zu steuern, Menschen die ihre eigenen Gedanken hatten nicht diese eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen. Vielmehr sind dergleichen Spekulationen, — mögen sie doch im Einzelnen ausfallen wie sie wollen — unstreitig die schicklichen Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt, höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen

Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns fähig macht die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben." —

Höre es, du Zeitalter des materiellen Nutzens, das nur diejenigen Spekulationen preiset und anerkennt, welche auf körperliche Bedürfnisse gerichtet sind! Höre es, du Zeitalter, dem man zu sagen gewagt hat [1]), daß alle die großen Denker der Menschheit, welche den Verstand an rein geistigen Dingen übten, und üben lehrten, tief unter diejenigen zu stellen seien, deren ganze Philosophie vor allem die Vermehrung des menschlichen „Comforts" bezweckte! —

Aber weiter! „Soll, so fragt Lessing, soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich diese Lästerung nie denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglige eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei. Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen?" Lessing nennt einen solchen Zweifel Lästerung. „Nein!" ruft er aus, — und hier erreicht sein Ausdruck die Erhabenheit seherischer Begeisterung, deren Blick von den Resultaten der vergangenen auf die Erfolge kommender Jahrtausende sich hinüber wendet — „nein! sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je über-

[1]) Macaulay, über Bacon.

zeugter sein Verstand einer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinem Handeln zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." —

Bleiben wir hier kurz vor dem Schlusse der Lessing'schen Schrift einen Augenblick stehen, und sehen wir zu, welches eigentlich der Grundgedanke war, den Lessing in derselben auszusprechen beabsichtigte. Es ist schwer begreiflich, wie man darüber einen Augenblick im Zweifel sein, wie man sich streiten mochte: ob er unter seinem neuen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstanden habe, durch welche die christliche eben so antiquirt werden müsse, wie das alte Testament durch das neue; oder ob er sich darunter nur eine höhere innere Entwicklung des Christenthums gedacht habe? Die, welche so fragten, haben den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing den Inhalt des neuen ewigen Evangeliums in den zuletzt von uns angeführten Worten [1]) mit voller Klarheit ausgesprochen hat. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing, dem das Handeln als höchste Aufgabe des Menschen erschien, und dem die ganze Religion in dem Testamente Johannis, in der Ausübung der selbstlosen werkthätigen Liebe aufging, Lessing, der selbst einem Goeze gegenüber seine sichere Zuversicht auf „ein Christenthum, wie Christus selbst es jetzt lehren würde" [2]), nicht zurückhielt: den Kern dieses neuen Evangeliums einzig und allein in jene letzte ethische Steigerung und Reinigung,

[1]) § 85. X. 327.
[2]) X. 131.

in jene höchste sittliche „Aufklärung der Menschheit" gesetzt hat, welche ihm als die Vollendungsstufe dessen erschien, was er die Erziehung des Menschengeschlechts nannte. Alle Erziehung hat ihr Ziel, und dies Ziel der Menschheiterziehung ist für Lessing die Freiheit, die Ausbildung und Verwandlung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten, „die schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll;" die Freiheit, die den Menschen ganz und gar auf sich selbst, auf seine Vernunft stellt, und die in der von allen äußern Geboten und Satzungen wie von allen selbstischen Rücksichten losgelösten Nothwendigkeit besteht: das Gute allein um des Guten willen zu thun. Dies ist das neue Evangelium, das, wie Lessing sagt, manche Schwärmer früherer Zeit geahnet, die nur darin gefehlt, daß sie die Erfüllung desselben nicht erwarten konnten und in der kurzen Zeitspanne des eignen Lebens bewerkstelligen zu können glaubten, „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt." „Die Natur," sagt Lessing; aber unmittelbar darauf setzt er, getreu seiner Methode, immer nur mit allgemeinem geltenden Begriffen zu operiren, statt der Natur der Dinge „die ewige Vorsehung," in der herrlichen Apostrophe, die er aus der Tiefe seines frommen Herzens an dieselbe richtet: „Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!" —

Nicht ohne Absicht hat Lessing die Unsterblichkeitslehre zum Ausgangspunkte dieser Schrift genommen. Freilich war es ein Irrthum, wenn Gubrauer in der Idee der Seelenwanderung, die Lessing am Schlusse derselben hinwirft, den spekulativen Schlüssel des Ganzen gefunden zu haben glaubte. Vielmehr muß es ausgesprochen werden, daß Lessing nicht nur selbst über die ganze Un-

sterblichkeitsfrage völlig hinaus war, sondern daß ihm die christliche Unsterblichkeitslehre, mit ihrem durch Lohn und Strafe mit dem Diesseits in engster Verbindung stehenden Jenseits, als eine Lehre galt, welcher er nur auf einer gewissen Stufe der Menschheitsentwicklung eine pädagogische Berechtigung einräumte, und die er nur einer noch niedrigern Stufe gegenüber als etwas Höheres ansah, während er für einen weiter fortgeschrittenen Bildungszustand dieselbe vielmehr als ein Hemmniß auf der Bahn zum Ziele der Vollendung völlig beseitigt wissen wollte. Gegenüber der Rohheit, welche nur noch allein durch gegenwärtige Belohnung oder Bestrafung seines Thuns bestimmt werden kann, — das ist der Sinn von Lessings Meinung, — ist selbst diejenige Bildungsstufe, auf welcher die Motive des Handelns in ein zukünftiges Jenseits verlegt erscheinen, und das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben, ein großer und wichtiger Fortschritt. Das ist in Bezug auf die Unsterblichkeitslehre das Verhältniß des Judenthums zum Christenthume, des alten zum neuen Testamente. Aber dieser Fortschritt ist nicht der letzte. Der neugewonnene Standpunkt muß vielmehr aufgegeben und verlassen werden, denn er ist immer noch ein Standpunkt des Egoismus, „der Eigennützigkeit des menschlichen Herzens.“ Die diesem Eigennutze schmeichelnde Vorstellung einer persönlichen, bewußten ewigen Fortdauer in einem Auferstehungsjenseits mit Lohn und Strafe muß aufgehoben werden, wenn der Mensch das Ziel der Erziehung: die absolut selbstlose Tugendliebe und Tugendübung erreichen soll, deren alleinige Seligkeit in dem Bewußtsein der Einheit des Menschen mit dem absoluten Urgrunde seines Wesens besteht. Daß dies geschehen, daß die Menschheit dies erhabne Ziel ihrer Entwicklung erreichen werde, das ist der beseligende Glaube Lessings und aller Derer, die sich die Seinen nennen. Für sich selbst hatte er den großen Befreiungsprozeß bereits vollständig vollzogen. Wie Goethe erschien ihm das Sichbekümmern um ein künftiges

Leben als eine Thorheit. „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige," sagt er in dem berühmten Bruchstücke jenes Aufsatzes, in welchem er das Thema behandelt: „daß man die Menschen eben so von der Begierde ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen abhalten sollte, als man ihnen abräth nach ihrem zukünftigen Schicksal in diesem Leben zu forschen. Ja, die Lehre und sichere Verheißung der Unsterblichkeit mit der sich die geoffenbarte Religion am meisten wisse, war, wie er in einem zweiten Fragmente erklärt, grade das, was ihm diese geoffenbarte Religion am verdächtigsten mache [1]). Ihm erschien dieselbe in dieser Beziehung durchaus auf derselben Stufe mit der Astrologie. „Warum kann man," fragt er, „ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Dieser Grund wegen der Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Ich denke dies ist deutlich. Wenn aber Lessing über die erkannte Wahrheit einen Schleier warf, hinreichend das unvorbereitete Auge vor ihrem blendenden Lichte zu schützen, während dem vorbereiteten durch solche Umhüllung nichts verdeckt ward, so befolgte er damit nur jenes Verfahren eines weisen Maaßhaltens, das wir ihn hier wie überall bei seinem kühnsten Vorschreiten anwenden sehen. Immer von dem Gegebenen und dem Bekannten ausgehend, die vorhandenen Vorstellungen und Begriffe benutzend, um an sie neue Entwicklungen anzuknüpfen, ist er stets eben so konservativ in der Form und im Ausdruck, als radikal in den letzten Zielen und Resultaten. Indem er der Unsterblichkeitslehre ihre historische

[1]) XI. 611.

Stellung und Berechtigung anweist, führt er uns über sie hinaus, wie er uns hinausführt über den orthodoxen Offenbarungsbegriff, den er aufhebt, indem er die ewige Gültigkeit der Offenbarung in eine zeitliche historische verwandelt. Und wenn er von der Unsterblichkeitslehre und der mit ihr zusammenhängenden Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben sich zu Anfange seiner Schrift nur die Möglichkeit der Annahme erlaubt, daß Beide nicht wahr seien; wenn er den Satz von der ewigen Fortdauer der Gattung neben dem Untergange jedes Einzelmenschen nur mit einem „vielleicht" einzuführen sich erlaubt:[1]) so zeigt er dafür durch die Wendung, welche er am Schlusse nimmt, sein eigenes Verhältniß zu jener Annahme und zu diesem „vielleicht" im klarsten Lichte, indem er für die orthodoxe Unsterblichkeitslehre seinerseits die Idee einer Seelenwanderung substituirt.

Wir müssen bei dieser wunderbaren Hypothese einen Augenblick verweilen. Der Schlüssel zu derselben liegt in dem Lessing'schen Fragmente, welches unter dem Titel „das Christenthum der Vernunft" die Grundzüge seiner Philosophie der Theologie enthält[2]). Das Resultat derselben ist die Auffassung der Welt als einer Schöpfung Gottes „deren Wesen eine unendliche Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles Dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und dazu noch etwas mehr, welches etwas mehr aber nie die letzte Grenze erreicht. In diesem Sinne ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich." Eben so unwidersprechlich ist demgemäß auch die Unendlichkeit der Entwicklung für das Einzelwesen. „Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als Folge seiner Schöpfung. Da jedes von diesen einfachen Wesen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, was die andern nicht haben, so muß unter diesen

[1]) X. 313. § 22.
[2]) X. 604—607.

einfachen Wesen eine Harmonie sein, aus welcher Harmonie Alles zu erklären ist, was unter ihnen überhaupt, d. h. in der Welt vorgeht." Hier ist es nun wo wir Lessing, wie Guhrauer richtig bemerkt, das große Prinzip der neueren Naturbetrachtung in seiner Universalität mit ahnendem Geiste vorwegnehmen und ihn mit kühner Hand die erhabene Idee von einer durch die ganze Natur gehenden Entwicklung aussprechen sehen, deren Bestätigung durch die Naturforschung er als unzweifelbar vorhersagt. „Bis hierher," ruft er aus, „wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken, doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen!" [1])

Dies Gesetz der Harmonie und der unendlichen Entwicklung in der Natur, begründet auf dem Verhältnisse Gottes zur Welt, des Schöpfers zur Schöpfung, auf der nach dem Gesetze der Continuität geordneten unendlichen Reihe, führt Lessing nun weiter aus in einem andern Fragmente, das mit jenem ersten in engem Zusammenhange steht [2]). „Die Seele," heißt es dort, „ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist. Aber sie ist zugleich ein endliches Wesen; sie erlangt folglich diese unendlichen Vorstellungen nur nach und nach in einer unendlichen Folge der Zeit. Das Maaß und die Ordnung, in welcher sie ihre Vorstellungen allmälig erlangt, sind die Sinne. Aber diese gegenwärtigen fünf Sinne der menschlichen Seele sind nicht das Maaß, mit welchem dieselbe zuerst Vorstellungen zu haben angefangen hat, sind nicht das Erste. Denn die Natur thut nie und nirgends einen Sprung, und darum wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. — Die Sinne sind Materie, denn sie bestimmen die Grenzen der

[1]) X. 606. § 21.

[2]) „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." X. 458—461.

Vorstellungen. Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfing, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden, aber noch nicht sofort mit einem organischen Körper; denn ein solcher ist die Verbindung mehrerer Sinne. Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen; das ist: die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt“ [1]). Auf der Stufenleiter der Entwicklung von den ersten Urstoffen zu organischen Wesen, als deren vollendetes gegenwärtig der Mensch erscheint, gelangt nun Lessing ganz folgerichtig zu dem Resultate, daß mit dem gegenwärtigen menschlichen Organismus die Kombination der möglichen Sinne, obschon dieselbe keine unendliche ist [2]), nicht erschöpft sein kann, daß die menschliche Seele also auf dem Wege, den sie in ihrer bisherigen Entwicklung zurücklegen müssen, noch nicht an das Ziel dieser Entwicklung angelangt ist, und so kommt er schließlich zu der Annahme, „daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele schon alle einzeln, schon alle nach ihren einfachen Verbindungen (d. h. jede zwei, jede drei, jede vier zusammen) gehabt hat, ehe sie zu dieser jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt ist. Wie z. B. dem Lichte der Sinn des Gesichts entspricht, so können und werden gewiß z. B. der elektrischen oder magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können; und es wird auf einmal uns eine neue Welt, voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt eben so wenig einen Begriff machen können, als frühere Optiker sich von Licht und Farben machen konnten.

---

[1]) Dies erinnert an Heraklit mit dessen πάντα ψυχῶν εἶναι πλήρη. Vergl. Lassalle Heraklit I. 275 ff. — Ueber die Lehre von der Wiederkehr. Lassalle II. 186. ff.

[2]) X. 460 N. 19 u. 20.

Dies ist der Gang seines systematischen Denkens, auf welchem Lessing, wie er selbst bekennt, sich zurückgeleitet sah zu jenem Systeme der Uranfänge philosophischer Spekulation, wie wir demselben in der Lehre von der Präexistenz der Seele und von der Metempsychose, d. h. von dem Dasein der Seele vor ihrer Geburt und vor ihrer weiteren Wanderung durch immer neue Erscheinungsformen bis zur allmäligen höchsten Reinigung und Vollendung, nicht nur bei Pythagoras und Plato, sondern schon bei den Aegyptern, Caldäern und Persern begegnen. Und schon dieser Umstand, setzt Lessing hinzu, müsse als ein gutes Vorurtheil für sein System gelten, denn die erste und älteste Meinung sei in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel [1]).

Aber nicht diese philosophische Begründung dessen, was er in der Erziehung des Menschengeschlechts nur noch als eine Hypothese bezeichnete, ist für uns das Wichtigste. Ungleich wichtiger ist vielmehr das Verhältniß, in welchem Lessing durch die Annahme dieser Hypothese zu jener dogmatischen Fundamentallehre des Christenthums erscheint. Dies Verhältniß ist ein durchaus radikales. So sehr ist Lessing über jener Fundamentallehre der zweiten Stufe der Menschheitsentwickelung, wie sie das Christenthum bildet, hinaus, daß er nur um den formalen Begriff der Unsterblichkeit zu retten, mit einer Hypothese schließt, welche den Inhalt derselben thatsächlich aufhebt, weil der Vertreter dieser Hypothese, die für ihn die einzig denkbar mögliche war, mit erhabener Resignation selbst den Gedanken einer persönlich bewußten Wiedergeburt ablehnt. Hören wir sein Bekenntniß darüber am Schlusse der Erziehung des Menschengeschlechts, das in der That sein „letztes Wort", aber auch zugleich in ganz besonderem Sinne *sein* letztes Wort heißen muß. Denn von Sich Selbst spricht er im eigentlichsten Sinne des Worts, wenn er in jenen Schlußsätzen ausruft:

[1]) X. 461. Vgl. Erziehung des Menschengeschlechts § 95 und XI. 454—455.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Bestrafungen und Belohnungen der Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?"

Niemand hat gesehen, daß mit diesen Worten Lessing sowohl die sittliche Basis des Judenthums als die des Christenthums bereits hinter sich zu haben erklärt, ja daß er die Ueberwindung beider Erziehungsstufen sogar in sein eignes früheres Dasein verlegt, und damit seinem frei gebornen Geiste ein Zeugniß ausstellt, das Keiner anfechten wird, der unserer Darstellung mit Verständniß gefolgt ist. Die Kühnheit dieses Selbstbewußtseins ist groß; aber sie ist nicht größer, als der Geist des Mannes selbst, der es in sich hegte. Er, der große Befreier — er durfte sich mit erhabenem Stolze einen Menschen der Zukunft, einen Bürger der Zeiten nennen, die da kommen werden, weil er sie selbst herbeiführen geholfen, und helfen wird, so lange die Menschheit dieser Hülfe bedürfen mag. Er selbst ist es, von dem das Wort seines Nathan gilt: „Der Mann steht seinem Ruhm, sein Ruhm ist blos sein Schatten."

Die Art und Weise, wie Lessing die große Frage zu lösen versuchte, war also, wie wir sahen, kein bloßer Einfall, keine willkürliche Hypothese, sondern die Konsequenz eines durchdachten Systems. Die logische Nothwendigkeit dieser Konsequenz vernichtete in seinem erhabenen Geiste jede Schreckniß, welche für Andere das Aufgeben der individuellen bewußten Persönlichkeit in einer solchen Weise der Fortdauer mit sich bringt. „Sollte ich," ruft er aus, „darum nicht wiederkommen wollen, weil ich es vergessen, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergessen! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil

zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Das ist dieselbe Freudigkeit erhabener Resignation, mit welcher auf einem andern Gedankengebiete der Freiste der Freien, der seinem Nathan das „Kein Mensch muß müssen!" in den Mund legte, und der es ausdrücklich ausgesprochen hat, daß aller Fortschritt der Menschheit wesentlich mit vom Subjecte und seiner Freiheit ausgehe, — dennoch kein Bedenken trug, einer abstrakten Freiheitslehre und ihrer Zufälligkeit, ihrem Indifferentismus gegenüber es auszusprechen: „daß ihm, wenn er die Wahl haben sollte zwischen Zwang und Nothwendigkeit auf der einen, und einer kahlen Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders zu handeln auf der andern Seite, die erste unendlich willkommner sei als die zweite." Darauf bezieht sich das große vielfach mißverstandene Wort: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß" [1]), das einen Jacobi schwindeln machte, weil er die bedingende Voraussetzung übersah, an welche Lessing seine Erklärung knüpfte, und weil er, erschreckt von diesem Entweder — Oder, sich eben so wenig zu jener großartigen Resignation Lessings, als zu der Erkenntniß der Versöhnung jener Gegensätze der Freiheit und Nothwendigkeit erheben konnte, welche in dem Gedankensysteme des großen Mannes enthalten war, ja die das Fundament bildet für Lessings ganze Idee seiner Erziehung des Menschengeschlechts. —

[1]) X. 6.

Drittes Kapitel.

Lessings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Gesellschaft.

In die letzten Lebensjahre Lessings fällt endlich auch diejenige Schrift, welche wir schon im vorigen Kapitel als eine Ergänzung der in der Erziehung des Menschengeschlechts niedergelegten Ideen erwähnt haben. Es sind dies die fünf Gespräche über Freimaurerei, von denen die drei ersten im Jahre 1778, die beiden letzten zwei Jahre später, kurz vor Lessings Tode, mit der Vorrede eines Dritten erschienen.

Die Schrift war bereits im Jahre 1777 vollendet, in welchem Lessing das Manuscript seinem Freunde Mendelssohn mittheilte, der in seinem Briefe vom 11. November ihm darüber sein Urtheil schrieb, und ihm kurze Zeit darauf die Handschrift zuschickte [1]). Im October des folgenden Jahres waren die drei ersten Gespräche gedruckt, und Karl Lessing meldete, daß nach Mendelssohns Aussage Stellen darin fehlten, welche Jener in der Handschrift gelesen hatte [2]). Lessing hatte Rücksichten zu nehmen gehabt gegen den Herzog von Braunschweig, dem er als dem Großmeister aller deutschen Freimaurerlogen die drei ersten Gespräche mit einer Widmung von vier Zeilen zugeschrieben hatte, deren tiefe Ironie einem Karl Lessing so sehr entging, daß er seinem großen Bruder darüber als über eine unwürdige Schmeichelei den Text lesen zu müssen glaubte. Diese Widmung lautete nämlich wie folgt: „Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte,

[1]) XIII. 594–595. 597.
[2]) XIII. 165.

noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst!"

Er erhielt die erwartete Erlaubniß nicht. Der Liberalismus des Fürsten, der sich allenfalls auf dem theologischen Gebiete in der Rolle eines Beschützers der freien Forschung und Aufklärung gefallen mochte, zeigte sich nicht stichhaltig, als diese Aufklärung Miene machte, sich einem Gebiete zuzuwenden, wo die großen politischen und sozialen Fragen, wo die Fragen über die letzten Gründe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft und das Verhältniß des Menschen zu Beiden, die damals die ganze geistige Atmosphäre Europa's zu durchziehen begannen, zur Sprache zu kommen schienen. Die bedeutungsvolle Mahnung: „das Volk lechzet schon lange, und vergehet vor Durst," erschreckte den spätern Heerführer der Coalition gegen die revolutionaire Bewegung Frankreichs. Er beeilte sich, Lessing das ausdrückliche Versprechen abzunehmen, die weiteren Gespräche ohne sein Vorwissen weder abschreiben noch drucken zu lassen, und Lessing ließ sich herbei ihm diese Zusage zu leisten [1]). Es ist daher eine durchaus unbegründete, gegen Lessing selbst, der nie sein Wort brach, und gegen das eben so ausdrückliche Zeugniß Nicolai's streitende Annahme Guhrauers, daß Lessing selbst demungeachtet das vierte und fünfte Gespräch unter der Maske eines Dritten veröffentlicht habe. Schon ein Blick auf die Vorrede genügt für Jeden, der Lessings Styl und Sprache kennt, zu der Ueberzeugung, daß Lessing diese Vorrede eben so wenig geschrieben haben kann, als eine so offenbare Verletzung des gegebenen Worts mit seinem Charakter vereinbar ist. Wohl aber trug diese Veröffentlichung dazu bei, die geheime Abneigung des Herzogs gegen Lessing, die sich auch nach dessen Tode noch in der Weise bewährte, wie er gegen Lessings Hinterbliebenen handelte, zu steigern.

Ehe wir jedoch auf den sozialpolitischen Ideengehalt dieser

[1]) XII. 526. 533.

Gespräche näher eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf Lessings ganzes Verhalten und seine Stellung zur Politik und Nationalität seiner Zeit zu werfen [1]).

Lessings Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen der Hauptträger der deutschen Kultur jener Zeit, Gottsched, vierunddreißig Jahre hindurch mit der halben Welt geführt hat. Der Fleiß eines deutschen Gelehrten hat diesen handschriftlichen Briefwechsel, der in zweiundzwanzig Folianten viertausend siebenhundert Briefe aus den Jahren 1722–1756 umfaßt, vom ersten bis zum letzten durchgelesen und — „es ist unglaublich, aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, — in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum ein oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched selbst seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin nichts anders verlautet, als daß er Geld bewilligt habe [2]). Von Gottscheds eigner politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann, wie dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Man sieht, daß der preußische Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes in Gottsched einen literarischen Ahnherrn seiner Theorie hatte! Indessen dachte jene Zeit doch nicht überall ganz so knechtisch niederträchtig, als es nach jenem Satze des damaligen Leipziger Staatsphilosophen den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, erlaubte sich zu jenem Satze des deutschen Staatsrechtslehrers vom Jahre 1735 in aller Bescheidenheit brieflich zu bemerken, daß der hochverehrte Mann

[1]) Vergl. Weimar und Jena von Ad. Stahr II. S. 255 ff.
[2]) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 279.

unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht ohne Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derselbe wackere sächsische Magister weiß auch ferner, daß es ein Recht der Unterthanen und Völker gebe; daß es aber ein anderes sei, ein bloßes Recht haben, und ein anderes, solches Recht auch wider anderen Willen behaupten zu können,“ eine Weisheit, deren Besitz hundert Jahre später den Verfassern der Frankfurter Grundrechte gute Dienste gethan haben würde. Aber er wußte auch, wie er weiter an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt: „daß allerdings sich zu diesem allen die englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo (d. h. der Gewalt zu Munde) reden muß, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn ins Ohr zurief: er solle so schreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könne.“

In solche Zeit fiel Lessings Jugend, fiel sein Mannesalter. Wir werden später sehen, wie tief ihn die Kriecherei der deutschen Schriftsteller vor den Machthabern grade in Beziehung auf den hier in Frage kommenden Gegenstand anekelte, und wie ihn mehr als einmal die Lust angewandelt zu haben scheint, gegen dieselbe öffentlich hervorzutreten; wie er zu diesem Behufe sogar eigne Studien über die alte deutsche Verfassung machte, und sich Kollektaneen zu einer Schrift über die „deutsche Freiheit“ anlegte. So viel aber leuchtet ein, daß eine solche Zeit nicht im Stande war, irgend einem in ihr Lebenden dasjenige Nationalgefühl zu geben, welches zu einer energischen Bethätigung desselben auf dem politischen Gebiete erforderlich ist. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf

einer Verfassung, welche berechtigte Staatsbürger anerkennt, und Deutschland kannte nur rechtlose Unterthanen und hörige Leute. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Unabhängigkeit des Ganzen; und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen; und im Innern geknechtet von seinen zahlreichen einheimischen Dynasten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitte, seine Litteratur. Fürsten, Höfe, Adel, Alles was sich zu den höhern Ständen, zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Selbst der loyale Goethe sah sich gedrungen, am Schlusse des Jahrhunderts, im Angesichte der französischen Revolution und ihres Wiederhalls in Deutschland den deutschen Fürsten schadenfroh zuzurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verleugnung der eigenen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung seiner Zeit, die sich in der eigenen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. Ihr gegenüber war dieser deutscheste unter Deutschlands großen Schriftstellern national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühle, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, dem er angehörte, durch eigene Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde „Eigenheiten“ nachäffte, statt seine selbsteignen „Eigenschaften“ zu kultiviren; aus Zorn endlich darüber, daß die Götter, die es in Leben, Kunst und Philosophie verehrte, falsche Götzen waren. Der geschworne Gegner

Voltaire's neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius Shakspeare.

Das bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst mißachtete und wegwarf, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus, in welchem der neunzehnjährige Lessing den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß — und man kann sagen, er hat sie als Nation sein Lebenlang nicht ausstehen können — hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühle, das er in seiner reizenden Erzählung vom Korporal Trimm und dem französischen Bettler[1]) als Motiv für das „French dog!" des ersteren benutzte: er galt nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen, nicht der Nationalität überhaupt, sondern ihrer Ausartung, ihrem beleidigenden Hochmuthe, und daß die eigene Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß nur um so stärker. Im Uebrigen wußte er die guten Seiten der Franzosen sehr wohl zu schätzen, ja wir haben gesehen, daß er sie in der eifrigen Wahrnehmung ihres nationalen Ruhmes, in ihrem historischen Nationalgefühle, in ihrer verehrenden Hochschätzung der Größen ihrer Kunst und Literatur den Deutschen als Muster aufstellte. Derselbe Mann, der an Gleim schrieb: „das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte," derselbe Mann, welcher dem Sänger der preußischen Grenadierlieder gestand, daß er überhaupt von der Vaterlandsliebe nur den Begriff habe, daß sie „auf's Höchste eine heroische Schwachheit sei", die er gern entbehre; — eben derselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus,

[1]) VIII. 312.

und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken und zu begründen, daran hat er sein ganzes Leben lang gearbeitet, und nicht sein Volk allein weiß, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs herausgefordert und berechtigt wurde, und sein Ricaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieser Hinsicht tiefer ins Volk gegriffen und mehr gewirkt, als das ganze deutsch-thümelnde gelehrte Bardenwesen Klopstocks und seiner Genossen. Es war das Erstemal, daß auf einer deutschen Bühne einem Franzosen auf sein unverschämtes Mademoiselle parle français? Mais sans doute, telle que je la vois; la demande était bien impolie? zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutschen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen!“ Lessing schlug den französischen Windsack und meinte den deutschen Esel, der ihn trug. Selbst seine ersten dramatischen Versuche entstanden aus dem Streben, seine Nation aus der sklavischen Abhängigkeit ihrer komischen Bühne vom fremden Witze zu befreien. Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? fragt er in der Vorrede, die er seinen ersten Dramen voraufschickte; ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? [1]) Als ihm sein Freund Gleim kurz vor der Schlacht von Roßbach meldet, daß er viele Franzosen bei sich sehe, schreibt ihm Lessing aus Leipzig einen eigenen Brief, in welchem er es für nothwendig hält, den Dichter Friedrichs des Großen, den Sänger der preußischen Heldenthaten zu beschwören, nur ja die deutsche Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preist die letzteren glücklich, daß sie endlich

[1]) III. 4.

einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsere größten Geister sind, die nach Paris kommen." „Aber ich bitte Sie inständigst," fährt er fort, „zeigen Sie Sich ja als einen wahren Deutschen!" Und nachdem er ihm dazu die ausführlichsten Anweisungen, mit Beispielen der Ausführung versehen, an die Hand gegeben, fügt er schließlich hinzu: „Selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Diese Lessing'sche Nationalitätsbetonung war Nothwehr; Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wieviel mehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorene Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen betrachten, um es begreiflich zu finden, daß er bis an sein Lebensende die Abneigung gegen sie nicht los wurde, daß er „selbst im Scherze mit keinem Franzosen etwas gemein haben wollte",[1]) und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen, also wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf", auf einem groben Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte.[2]) Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß ihnen gegenüber Lessing national und patriotisch war aus Haß gegen die exclusive Nationalität und den exclusiven Patriotismus. Die Worte, die er, im Begriffe von Holland aus nach England zu reisen, im Jahre 1756 an einen Freund schrieb: „Vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann," sind mehr als eine

[1]) XII. 248.
[2]) III. 285.

bloße Paradoxie im Munde eines Lessing, dessen Nationalitätsstreben nicht hinausging über die Forderung der Selbstachtung und des Strebens nach Achtungswürdigkeit, die er an sein Volk richtete, und dessen Patriotismus nichts weiter war, als die Pflicht eines jeden Volksgenossen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, durch Kultivirung seiner Eigenschaften sich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag, war vom Uebel für den „Weltbürger", der obenein das Unglück hatte, einem Volke anzugehören, das, wie er klagend ausrief, noch keine Nation war, und das bis auf den heutigen Tag noch nicht dahin gelangt ist, Deutschland aus einem „geographischen Begriffe" zu einer politisch nationalen Wirklichkeit zu erheben.

Viertes Kapitel.

Soviel von Lessing dem Nationalen. Und der Politiker?

Eine deutsche Politik gab es damals so wenig wie es ein Deutschland und eine deutsche Nation gab. Von Verfassung und Verfassungsformen, von politischer Bildung und politischem Freisinn war und konnte keine Rede sein in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Territorialherren nach absoluter Willkür regiert, oder vielmehr verwirthschaftet wurde. Freilich gab es hier und da einzelne freie Menschen — Deutschland hat keinen freieren gesehen als Lessing war. Aber er war es für sich, nicht in der Koinonie, wie die Griechen sagen, nicht in der Gemeinschaft, er war es durch sich, durch die individuelle Größe und Energie seines Charakters, nicht durch die bürgerlichen Zustände und Formen des Gemeinlebens, sondern trotz der Jämmer-

lichkeit beider. Er war es, weil der Despotismus damals noch naiv genug war, die einzelnen freien Geister leidlich gewähren zu lassen, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen der dreihundert deutschen Vaterländer zu heiß wurde, ohne Paß und Heimathsschein nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und außer dem Bereiche etwaiger Verfolgung zu leben. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und selbst noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo, in Norddeutschland zumal, allen denkenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goethe'schen Bürgers Geständniß hinaus:

> Nichts Bessres weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

zumal wenn der Schauplatz hübsch weit ablag von Haus und Hof — es brauchte nicht gerade „hinten weit in der Türkei" zu sein — und wenn es nur „zu Hause" im Spezialvaterlande beim Alten blieb. Bekriegt, besiegt, vertrug man sich mit der Einquartierung, so gut es gehen mochte, wie Goethe's Norm zur Bürgerführung auch später noch verlangte.

Einen Geist wie Lessing konnte das damals politische Kannegießern nur anwidern; und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik und politischen Dingen die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn er kommt in seinen Briefen wiederholt auf diese Katastrophe zurück.[1]) Während des sieben-

[1]) XII. 340. 350. 354. 360.

jährigen Krieges suchen wir dagegen selbst in den Briefen, die er aus Tauentziens Hauptquartier schrieb, vergebens nach einer Zeile über die strategischen, politischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Er verehrt in dem kriegerischen Preußenkönige das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding, Krieg genannt“, [1]) und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Bücher vergrub. Und wie und wofür sollte sich in diesem Kriege um Schlesien, der für ihn „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern“ war, der Dichter der Humanität begeistern? Etwa für das vaterländische Kriegsheer, das zum großen Theile aus geworbenen Leuten aller Herren Länder, aus gewaltsam eingekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oesterreichern bestand? Konnte er dafür, daß ihm das spezifische Preußenthum Gleims mit seinem überschwenglichen Patriotismus bei einem Kriege Deutscher gegen Deutsche von Herzen zuwider, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war und als Deutscher fühlte und empfand, in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war! in einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, gering schätzte, und an ihrer Bildungsfähigkeit zweifelte, obschon ein Lessing unter seinen Augen lebte und schrieb? Zu Friedrich dem Großen als Herrscher hatte er überdies ein ganz eigenes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Energie des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den fanatischen Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von Preußen, den Feind

[1]) XII. 100.

Sachsens, bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen doch ein großer König sei.“ [1]) Es war die Kühnheit des selbstherrlichen Handelns, es war die Erweckung des schlummernden deutschen Nationalgefühls durch die Siege eines deutschen Königs über Franzosen und Russen, was Lessings Sympathie für Friedrich II. hervorrief. Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling, als Feuilletonist der Berliner Zeitung pflichtgemäß am Jahreswechsel und Geburtstage dem Könige zu huldigen hatte. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen inmitten einer Zeit, in welcher ebenso geschmacklose als knechtisch kriechende Vergötterung der Großen an der Tagesordnung war. Sie gelten „dem Vater seines Volks“, dem „menschlichen Helden“, dem großen Regenten, „dem es ein Glück sein würde, wenn das Volk seiner schon werth,“ das heißt mit anderen Worten, wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre! „Wenn ich mich recht betrachte,“ schrieb er später in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei.“ Wem fällt nicht als Kommentar zu beiden Aeußerungen das berühmte Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen.“

Aber die Anerkennung, welche der begeisterte Jüngling dem Kriegshelden, dem Regentengenie, dem freien Denker auf dem Throne [2]) zollte, „den die Natur auch zum Philosophen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte,“ sie verblendete den gereiften Mann nicht über die Natur der Willkürherr-

[1]) XII. 82.
[2]) III. 285.

schaft, auch der genialsten. Unmittelbar neben jener letzten Aeußerung über den großen König findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige: „Gott hat keinen Witz und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Die von Nicolai und den Berliner Aufklärern so viel gepriesene Berlinische Freiheit, zu reden und zu schreiben, sah er in einem andern Lichte, als jene, wenn er bemerkte: dieselbe laufe einzig und allein auf die Freiheit hinaus, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. „Lassen Sie es doch aber einmal Einen in Berlin versuchen,“ schreibt er an Nicolai, „über andere Dinge so frei zu schreiben — lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hospöbel die Wahrheit zu sagen, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt doch sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ Für Rechte des Volks mit eigner Gefahr zu reden und zu schreiben oder gar zu handeln, erschien in der That den Zeitgenossen Lessings fast geradezu als Wahnsinn,[1]) und wir werden sehen, wie tief der Letztere die sklavische Schmeichelei der deutschen Schriftsteller verachtete, die alle Versündigungen und Vergewaltigungen des Absolutismus gegen die alten Rechte und Verfassungen der deutschen Länder bereitwilligst zu vertheidigen sich beeilten.

Lessing ist nie als politischer Schriftsteller aufgetreten. Gewiß nicht deshalb, weil es ihm für eine solche publicistische Thätigkeit an Neigung oder Fähigkeit gemangelt hätte. „Man bewundert diesen gewaltigen Geist nicht genug, sagt ein geistesverwandter

[1]) Schlosser, Achtzehntes Jahrh. III. 2. 273 -74.

jüngerer Zeitgenosse, Leisewitz, in seinem ungedruckten Tagebuche, wenn man blos weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß Er Alles hätte werden können; aber ein menschliches Leben reichte nicht aus, um alle seine Talente auszubreiten." Für eine reformatorische Thätigkeit auf diesem Gebiete, wie ein Lessing sie hätte allein üben können, war damals in Deutschland die Zeit nirgends vorbereitet oder auch nur empfänglich; und Lessings Größe bestand eben darin, daß er mit seiner Thätigkeit nie und nirgends über das Mögliche und Nächste, von dem Interesse der Zeit selbst Angeregte hinausging, daß dieser große Sämann den Samen seiner fruchtbaren Gedanken nur da ausstreute, wo er wenigstens nothdürftig vorbereiteten Boden fand, wenn es ihm auch gleichgültig war, daß dabei manches fruchtschwere Samenkorn auf den Weg und unter die Dornen fiel. Aber wissentlich auf steinigen Boden zu säen, wo seine Gedanken keine Wurzelerde finden konnten, war seine Sache nicht. Wir haben gesehen, daß Lessing „Rechte der Unterthanen" kannte, und wir wissen, daß er sich über den Zustand der Knechtschaft und Willkür, der damals selbst in dem bestregierten deutschen Staate herrschte, ebenso wenig Illusionen machte, als über den Zustand der jammervollen Zerrissenheit Deutschlands und der sogenannten deutschen Nation, die weder sittlich noch politisch nach seinem Urtheile eine Nation heißen konnte. Noch weniger in nationalökonomischer Hinsicht, und schon in dieser Beziehung sahen wir ihn auf die Nothwendigkeit der Einheit Deutschlands, wenn auch vorerst nur „unter einem Herrn" hinweisen[1]). Als er in einem 1761 erschienenen französischen Werke[2]) die politischen Zustände Deutschlands mit den dunkelsten Farben geschildert, und alle deutschen Unterthanen als serfs bezeichnet fand, „die ihre Herren schinden könnten, wie sie wollten," schrieb er in sein literarisches Tagebuch, wie man wohl

[1]) S. oben S. 33.

[2]) Testament politique du Duc de Belleisle, von Chevrier.

seine Kollektaneen nennen mag, die seufzenden Worte: „wenn der Verfasser von dem redet was geschieht, so dürfte er fast Recht haben!“ Indessen, fügt er hinzu, sei dies die ursprüngliche Verfassung des deutschen Staates gar nicht. Der kleine Aufsatz, welchen Guhrauer zuerst aus der Originalhandschrift der Lessing'schen Kollektaneen mitgetheilt hat [1]), führt den bedeutungsvollen Titel „deutsche Freiheit,“ und ist wahrscheinlich in Lessings Breslauer Lebensperiode geschrieben. Er weist nach, daß der Absolutismus die wahre Verfassung Deutschlands, die historisch begründeten Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Volks allmälig vernichtet hat. Der Aufsatz ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch für die Stimmung der Zeit wie für Lessings eigenes Verhältniß zu dem „sklavischen“ Geiste derselben. Doch lassen wir ihn selber reden. Nachdem er durch eine Stelle aus dem Werke des berühmten Publicisten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts J. P. v. Ludewig die früheren Rechte der deutschen Landstände und die Bedeutung der Landtagsabschiede in Erinnerung gebracht hat, fährt er fort:

„Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen durften, ist eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto sklavischer und schlechter. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor dreihundert oder vierhundert

[1]) In den „Lessingiana.“ S. Blätter für Liter. Unterhaltung, Jahrg. 1843. S. 986—987.

Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit dreihundert oder vierhundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Aber wenn das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?"

Und Lessing wußte so gut wie Macaulay, wodurch es geschehen sei, daß das deutsche Volk seine alte Freiheit verloren, und daß die Rechte der Landstände hintangesetzt und beseitigt worden. Die Möglichkeit, sich gegen ungerechte Bedrückung zu empören, und die Furcht der Oberen vor einem solchen Widerstande empörter, weil in ihren Rechten gekränkter Unterthanen, sind und waren alle Zeit hier der Schutz der Freiheit und des Rechts, dort die Zügel der Herrschbegier und Gewalt. „Beide sind beseitigt," fährt Lessing fort, „da fast überall geworbene, und der Landesherrschaft allein zu Befehl stehende Soldaten unterhalten werden. Den Unterhalt solcher Mannschaften erfordern zum Theil Reichs- und Kreisschlüsse, mithin könnten ihn die Landstände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelassen, sondern die Landschaft hat in eine weit größere Kriegsverfassung gewilligt. Es ist dadurch die schwere Last der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaisers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erschöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiste vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit seiner Güter gelassen, er selbst aber und die Seinigen mit Civil- und Militärämtern versehen worden. Drittens endlich hat die verminderte Macht des Kaisers viel dazu beigetragen, daß der deutschen Landstände Ansehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Faust zu behaupten, war, dem Angeführten nach, unthunlich, und also nichts übrig als

richterliche Hülfe zu suchen. Diese ist auch den Unterthanen wider schwächere Reichsstände vielfältig angediehen; wider die mächtigeren aber fehlte es daran. — —

„Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?"

Kann man nach diesen Aeußerungen, welche ihrer Zeit fast um ein Jahrhundert voraus erscheinen, und deren Inhalt erst mehrere Menschenalter später in Deuschland zum Ausgangspunkte des großen Kampfes gegen den Absolutismus genommen wurde, einen Augenblick darüber in Zweifel sein, welchen Standpunkt Lessing eingenommen und welche Wirksamkeit er geübt haben würde, wenn das Geschick ihm Anlaß und Boden zum politischen Kampfe in derselben Weise gewährt hätte, wie es ihm beides für seine literarischen, humanistischen und theologischen Reformbestrebungen gewährte? Daß er auch in dieser fragmentarischen Spur seiner politischen Anschauungen von demselben historisch-konservativen Geiste beseelt erscheint, der ihn bei seinen ästhetischen und theologischen Reformen leitete, ist ein neuer glänzender Beweis für die Einheit seines ganzen Wesens. Aber neben diesem Konservatismus, mit welchem er für die praktische Wirksamkeit überall an den Bedingungen des historisch Gegebenen festhielt, und die Rücksicht auf die Wirklichkeit nie aus den Augen verlor, stand bei Lessing ein theoretischer Radikalismus, der eben, weil er ohne alle und jede Schwärmerei und Selbsttäuschung über die nächsten Erfolge alles idealen Strebens war, seiner konservativ-reformatorischen Thätigkeit als Voraussetzung und Operationsbasis diente, und der ihm durch die erhebende Aussicht auf die Unendlichkeit des Strebens und Ziels jene besonnene Begeisterung verlieh, deren klares Auge uns aus allen seinen Schriften entgegenleuchtet. Dieser theoretische Radikalismus, der ebenso fern war von der Frivolität kleinlicher Selbstüberhebung, als von der Ungeduld

des Schwärmers, „der in dem Augenblicke seines kurzen Daseins reifen sehen möchte, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt," gelangt in den „Gesprächen für Freimaurer" auf dem Gebiete der sozialpolitischen Spekulation zu seinem vollen Rechte. Weder Karl Vogt noch Proudhon dürfen sich rühmen, das moderne Evangelium von der „Anarchie," die gefürchtete Lehre von der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft und von der Ordnung und Freiheit ohne Regierung erfunden zu haben. Wir treffen sie als theoretische Konsequenz schon bei Lessing mit sammt der Vogt'schen Hinweisung auf das anarchische Treiben der Ameisen und Bienengesellschaft, „die auch Niemand unter sich haben, der sie zusammenhält und regiert," und aus deren Betrachtung Lessings „Falk" in dem ersten Gespräche den Schluß zieht[1]): „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können?" Worauf ihm „Ernst" erwidert: „Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?" „Ob es wohl auch," fragt Falk weiter, „mit den Menschen dahin kommen wird?"

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

So hat Lessing diese Doktrin von der goldenen Zeit der Anarchie, d. h. der Regierungslosigkeit, als einen idealen Traum, als einen „frommen Wunsch" des theoretischen Utopismus behandelt. Aber jenes von den beiden Freunden mit dem Unisono seufzenden Bedauerns begleitete „Wohl schwerlich!" ist eben so wenig eine absolute Verneinung, als der Gedanke an die Unendlichkeit der Ferne den auf das ideale Ziel gerichteten Denker abhalten darf, an

[1]) X. 262.

dessen Verwirklichung durch seinen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts zu arbeiten, die doch in nichts anderem bestehen kann, als in der unendlich fortschreitenden Fähigkeit des Individuums zur Regierung seiner selbst. Die Resultate derselben: Ordnung und Freiheit ohne den äußerlichen Zwang von Regierung und Gesetz, sind also nach Lessing die in ihrer vollendeten Gestalt unerreichbaren aber dennoch immer näher anzustrebenden idealen Ziele der menschlichen Gesellschaftsformen in Staat und bürgerlicher Vereinigung. Aber diese Formen selbst sind Mittel, nicht Zweck. „Nicht die Menschen," sagt Falk, „sind für die Staaten erschaffen, wie Einige zu glauben scheinen, sondern umgekehrt, Staat und bürgerliche Gesellschaft sind für die Menschen da. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es keine. Jede andere Glückseligkeit, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: anders nichts". Ernst „möchte das nicht so laut sagen, weil eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, leicht gemißbraucht werden könne"; und Falk-Lessing stimmt ihm bei. Denn allerdings gebe es esoterische Wahrheiten, die der Weise, der sie erkennt, besser verschweigt, ja die er eben deshalb, weil er sie besser verschweigt, „gar nicht sagen kann." In diesem Satze, den sich die theoretischen Revolutionsschwärmer aller Zeiten merken können, — wenn sie es nicht etwa vorziehen sollten, den Tapfersten der Tapferen der Feigheit zu bezüchtigen, — ist zugleich die Rechtfertigung des Geheimnisses bei den Freimaurern ausgesprochen, nicht der wirklichen natürlich, sondern jener idealen allgemeinen, auf welche Lessing das Wesen und den Grundgedanken derselben in diesen Gesprächen zurückführt.

Sind also Staat, Staatsverfassung und bürgerliche Gesellschaft

nicht als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit und zwar Mittel menschlicher Erfindung, so ist doch zu bedenken, daß die Natur selbst alles so eingerichtet hat, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen mußte. Daraus haben „Einige" — hier denkt Lessing an seinen Aristoteles — die Folgerung gezogen, die bürgerliche Gesellschaft sei Zweck der Natur. „Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müsse! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen sind, als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte! Aber eben weil Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, theilen sie auch das allgemeine Schicksal aller solchen, daß sie nicht unfehlbar sind, daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl grade das Gegentheil davon bewirken, grade wie Schifffahrt und Schiffe Mittel sind, in entlegne Länder zu kommen, aber auch Ursache werden, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen." Auch die erdenklich beste Staatsverfassung kann von diesem Schicksale nicht ausgenommen sein, und selbst wenn diese beste Staatsverfassung die allgemeine auf Erden wäre, müßten aus ihr nothwendig noch immer „Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch im Stande der Natur nichts gewußt hätte" [1]). Denn es würden durch diese allgemein herrschende beste Staatsverfassung weder die Nothwendigkeit der Existenz mehrerer einzelner Staaten, noch die Unterschiede der Nationalitäten, und die sich an beide knüpfende Verschiedenheit der Interessen und deren Rückwirkung auf die Nationalindividuen, noch die Unterschiede der Bedürfnisse und Befriedigungen, der Gewohnheiten und Sitten, der Sittenlehren und

[1]) X. 267.

Religionen aufgehoben werden. Mit einem Worte: „das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, trennt zugleich die Menschen". Und diese Trennung der Menschen durch Staat und bürgerliche Gesellschaft in verschiedene Staaten, Völker und Religionsbekenntnisse setzt sich auch innerhalb der einzelnen Vereinigungen gleichsam bis ins Unendliche fort. Kein Staat, selbst nicht der vollkommenste, ist denkbar ohne Verschiedenheit der Stände, der Antheilsberechtigung an der Gesetzgebung, ohne Verschiedenheit des Besitzverhältnisses. Hier finden wir schon bei Lessing jene unwiderlegliche Zurückweisung des Communismus in den Worten: „Wenn Anfangs auch alle Besitzungen gleich unter die Staatsangehörigen vertheilt würden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben" [1]). Und doch ist es unbestreitbar, daß aus diesen Verschiedenheiten der Menschen zahllose Uebel in der Welt entspringen.

Statt aber aus diesen Sätzen die Rousseau'sche Verdammung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft als Folgerung zu ziehen und zu wünschen, „daß den Menschen der Gedanke sich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen sein", spricht es Lessing vielmehr aus, daß trotz alledem diese Vereinigung das größte Glück für die Menschen sei. „Wenn die bürgerliche Gesellschaft (sagt er in der bereits früher angeführten Stelle) auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie auch bei weit größeren Uebeln noch segnen." Sie ist das dem Menschen nothwendige Feuer, das man nicht genießen kann, ohne sich den Rauch gefallen zu lassen. Aber freilich, setzt Lessing hinzu,

[1]) XII. 270.

„weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden jene Trennungen darum gut und heilig? Kann es darum verboten sein Hand an sie zu legen, in der Absicht sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert, und ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich? Gewiß nicht. Aber eben so wenig kann es durch bürgerliche Gesetze geboten sein; denn diese erstrecken sich nie über die Grenze ihres Staates; und dieses würde nun grade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Es bleibt also nichts übrig, als daß sich in jedem Staate die Weisesten und Besten freiwillig der Aufgabe unterziehen, nicht auf die unmögliche absolute Aufhebung, wohl aber auf die mögliche Verminderung des Drückenden und Nachtheiligen hinzuwirken, was Staat und bürgerliche Gesellschaft nothwendig mit sich führen; daß Männer, welche über die Vorurtheile der Nationalität hinweg sind und erkannt haben, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die Vorurtheile der Nationalität zu beseitigen streben; daß Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die nicht glauben, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen, die Vorurtheile religiöser Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit zu mindern, daß endlich Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, das Drückende der Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig auszugleichen sich zur Aufgabe machen. In allen diesen Beziehungen „kann noch Vieles geschehen, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe nichts träumen lassen", zumal wenn solche Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreung lebten, sondern sich in freier Association zu solchen Zwecken verbrüderten. Lessing faßt die Freimaurerei als eine solche Verbrüderung, die möglicherweise „da herum arbeiten könnte"; er faßt die Freimaurer als Leute, „die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des

Staats, — d. h. jeden Staats und jeder Staatsverfassung, nicht eines bestimmten, — entgegenzuarbeiten"; und es war traurig genug, daß die meisten wirklichen Freimaurer ihn deshalb für einen Schwärmer erklärten, und daß außer einigen wenigen, wie Herder, Hamann, Campe und Claudius, ihn kaum Einer derselben in der großen und erhabenen Absicht, die er ihnen unterlegte, auch nur verstand [1]).

Desto besser verstanden ihn alle diejenigen, die ihr Interesse grade an die Aufrechthaltung und Verstärkung derjenigen „Scheidemauern und Klüfte knüpften, deren allmälige Verminderung und Ausfüllung diese Lessing'sche Lehre von der Freimaurerei als wünschenswerth in Aussicht und als edelste Aufgabe hinstellte. Vergebens, daß er sich dabei von dem eigentlich politischen Bereiche sorgfältig entfernt zu halten, und sich nur auf das Gebiet des allgemein Menschlichen zu beschränken erklärte, daß er es wiederholt ausdrücklich aussprach [2]): wie er nur die unvermeidlichen Uebel des Staates, des Staates überhaupt, nicht dieses oder jenes Staates im Auge habe, „nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen", entgegen gewirkt wissen wolle. „Mit diesen," fährt er fort, „giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag"; und der sich, setzen wir hinzu, in vielen Fällen damit befassen muß, um die Wirksamkeit der idealen Freimaurerei auch nur möglich zu machen, um eine Verfassung herzustellen, in der es blos nicht als ein Verbrechen gilt, im Geiste Lessing'scher Freimaurerei thätig zu sein. Gewiß, Herzog Ferdinand hatte seine guten Gründe, weshalb er die Fort-

[1]) XII. 504.. XIII. 637.
[2]) XII. 265. 275.

setzung der Lessing'schen Gespräche verbot; in unserer Zeit würde er sie schlechtweg verboten haben!

Indessen mochte sich Lessing darüber trösten, daß sein Fürst in diesen „Gesprächen" revolutionäre Ideen witterte, wie er sich darüber trösten mochte, daß die wirkliche Freimaurerei, der er einen Spiegel vorhielt, ihr Bild in demselben nicht erkannte. Die Freimaurerei, die Lessing meinte, war eine solche, die eben so alt ist wie die bürgerliche Gesellschaft. „Beide konnten nicht anders, als miteinander entstehen, wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft selbst nur ein Sprößling dieser Freimaurerei ist. Diese Freimaurerei befand sich aller Orten ebenso wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, und umgekehrt. Es war immer das Zeichen einer gesunden Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines schwachen furchtsamen Staats ist, wenn er das öffentlich nicht dulden will, was er im Geheimen doch dulden muß, er mag wollen oder nicht; denn sie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, welche so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister, denen Niemand gebieten kann." —

Auch diese Lessing'sche Schrift ist Fragment geblieben. Der Tod übereilte ihn, ehe er die hier gegebenen Andeutungen weiter ausführen, ehe er die stehen gelassenen Verzahnungen zum weiteren Ausbau seines großartigen Gedankengebäudes benutzen konnte. Gewiß, Lessing war kein politischer Revolutionär. Wollte er doch nicht einmal „denen, die von den Uebelständen des Staats noch gar keine Empfindnng haben, dieselben auch nur merklich gemacht wissen", [1]) und war er doch der tröstlichen Ueberzeugung, „daß das tiefere Studium dieser Uebelstände und das reifliche Gegeneinanderabwägen ihrer Einflüsse dem Forscher Dinge aufschließen werde, die in den

[1]) X. 276.

Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten und unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen". Damals als er diese Gespräche niederschrieb, ward in Amerika der große Freiheitskampf gefochten, von dem die Weltgeschichte eine neue Aera datiren sollte, und Lessing sah unter seinen Augen die deutschen Landeskinder abmarschiren, welche Deutschlands Fürsten, darunter auch sein Herzog, nach des großen Friedrichs Ausdruck, „wie das Vieh" an die Engländer verkauften, um die Freiheit in Amerika unterjochen zu helfen. Die amerikanische Sache war auch in Deutschland nicht ohne Anklang unter den Verfechtern des Humanismus, und die Freimaurerei jener Tage zählte gar manche Mitglieder, welche es sich, nach Lessings Ausdruck, zur Aufgabe machten, „in Europa für die Amerikaner zu fechten," [1]) und andere, die in allem Ernste den Kongreß für eine Loge hielten, deren Mitglieder das Reich der Freimaurerei mit gewaffneter Hand zu gründen beabsichtigten. Das Erstere schien Lessing nicht gerade unvernünftig, wohl aber erklärt er sich wider die letztere Grille nachdrücklich. Der Freimaurer in seinem Sinne hofft nichts durch Ueberstürzung, durch Gewalt und Revolution. „Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie können und wollen. Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter anstecken muß, [2]) das ist der Freimaurer Sache nicht. Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth."

Wie sich Lessing für seine Person von allen gewaltsamen Revolutionen als Mittel zur Verwirklichung der großen Menschheitsideale abwendet, und seine Hoffnung lediglich auf die fortschreitende Macht der Einsicht und auf die siegreiche Kraft des Geistes stellt, so erschien ihm auch die Freimaurerei in der Wirklichkeit des

[1]) X. 297.
[2]) X. 294—297.

damaligen Logenwesens zur Erfüllung der Aufgabe, welche er in dieser Schrift einer idealen Freimaurerei stellt, nichts weniger als geeignet. Ja, es will ihn bedünken, als sei sie bereits in das Gegentheil der Idee umgeschlagen, die doch ihr wahrhaftes Wesen ausmache, und als nahe sich das ganze jetzige Schema der Verwirklichung jener Tage seinem Ende.[1]) Daß Lessing die Entwicklung seiner großen Kultur- und Humanitätsgedanken an die Freimaurerei knüpfte, lag in den Verhältnissen seiner Zeit, in welcher die Logenverbindungen äußerlich sich auf der Höhe ihres Aufschwungs und ihres Machteinflusses befanden. Aber seine Prophezeiung, die grade darin den Anfang des Endes sah, ist wahr geworden, und die Zeit bereits längst gekommen, in welcher man nach seinem Worte „Freimaurer sein kann, ohne Freimaurer zu heißen".

Fünftes Kapitel.

Ich habe an einem anderen Orte[2]) Lessing einen Republikaner genannt und muß diese Bezeichnung aufrecht erhalten gegen das Mißverständniß Guhrauers, als ob damit eine direkt ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Form der Staatsverfassung gemeint sei. Eine solche Erklärung findet sich freilich bei Lessing nirgends. Sie ist aber auch mit jener Bezeichnung nicht gemeint. Aber dennoch war Lessing ein Republikaner, der erste und zugleich der beste, den Deutschland bis auf diesen Tag gehabt hat. Ein theoretischer natürlich, insofern er keine unmittelbaren Umwälzungen erstrebte, wie er

[1]) Man vergleiche die Geschichte der drei französischen Revolutionen!
[2]) S. Weimar u. Jena. Th. II. S. 304.

das Heil der Menschheit überhaupt nicht an bestimmte und feste politische Formen knüpfte; aber in seinen Maximen und Ansichten, in seiner freien Männlichkeit, in seinem unerschütterlichen Wahrheitsmuthe und seiner unabhängigen Lebensführung, in seiner Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen, seiner Verachtung aller Scheinehren von Titeln und Orden, seinem starken Gleichheitsgefühle, das einem Könige wohl zugestand, „über ihn zu herrschen und mächtiger zu sein, nicht aber sich besser zu dünken," war er ein sehr praktischer. Selbst das Beherrschtwerden verminderte er für seine Person bis auf den äußersten Grad, durch die segensreiche Unstätigkeit seines Lebens. Unabhängigkeit der äußeren Lage war sein stetes Ziel, weil sie ihm die Basis war für die Freiheit des Geistes; — und wenn es für einen Protestanten noch gelehrte Klöster gegeben hätte, deren Aufhebung er zuweilen ernstlich beklagte, — er würde keinen Anstand genommen haben, zeitweilig in einem solchen die Unabhängigkeit und Ruhe für seine Studien zu suchen. Seine Amtsscheu theilte er mit Spinoza, der bekanntlich sein Leben lang amtlos blieb und einen ehrenvollen Ruf an die Heidelberger Universität ablehnte. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt fast an der Schwelle des Alters weniger gezwungen durch die Noth der Verhältnisse, als besiegt von der allmächtigen Liebe, sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten, und dem alten freien Leben „des Vogels auf dem Dache" zu entsagen! Und als er es that, war die Stellung, die er annahm, eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, und die ihm wenigstens in amtlicher Beziehung eine vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gewährte. Wie er über Fürsten und Höfe dachte, haben wir im Verlaufe seines Lebens wiederholt gesehen. Er sprach es in der Dramaturgie [1]) mit republikanischer Strenge aus, daß „die Ehrfurcht, welche die Großen verlangen, die

[1]) VII. 309.

Etikette, das Ceremoniell und alle die Gaukeleien, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleineren gäbe, der von besserem Stoffe gemacht sei", seiner freien Seele ein Gräuel war; und als er später bei diesen „Gaukeleien" selbst mitspielen, als er „Bücklinge und Redensarten machen" mußte, „ging er, wie er seiner Braut schrieb, zur Cour, als ob er dazu geprügelt würde." [1]) Er war sehr geneigt, in den Fürsten und Großen „Tiger und Füchse" zu sehen, und wenn er sich dazu überwand, sie als Menschen wie andere gelten zu lassen, so war es ein Akt der Selbstüberwindung, der ihn bewog, das schöne Wort seines alten Gleim:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund"

auch in Bezug auf sie anzuwenden. Er war kaum ein Jahr im Fürstendienste, als er an Wieland, bei Gelegenheit von dessen Berufung an den Hof nach Weimar, schrieb: er wünsche nur, daß Wieland eben so gut dabei fahren möge, als der Prinz, zu dessen Erziehung jener berufen war. [2]) Ganz besonders merkwürdig ist endlich eine Aeußerung Lessings über das Königthum, die sich an einem Orte versteckt findet, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, nämlich in seinen Anmerkungen über den römischen Fabeldichter Phädrus. [3]) Jedermann kennt die Fabel dieses Dichters von den Fröschen, welche bei Jupiter sich beklagten, daß sie einen Klotz zum Könige bekommen hatten, und dafür zur Strafe eine Schlange zum Könige erhielten. Lessing bemerkt dazu: nach dem römischen Dichter sei die Moral dieser Fabel eben nur der Satz, daß man von zwei Uebeln das Kleinste wählen müsse. Aber, setzt er hinzu, „in der griechischen Fabel liegen zwei weit größere und kühnere Wahrheiten: erstens, die Thorheit überhaupt, — der Grieche nennt es die ehrliche Dummheit, die gutmeinende Einfalt, — einen König haben zu wollen, und zweitens, die Thorheit nicht mit

[1]) XII. 298. 385.
[2]) IX. 372.
[3]) XI. 104 Lachm.

einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu sein, sondern einen großen anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen." Die Franzosen und das Europa von heute brauchen nicht lange zu suchen, um die Moral dieser Fabel nach Lessings Auffassung der in ihr liegenden zwei „großen und kühnen Wahrheiten" in einem leuchtenden Beispiele verwirklicht zu sehen. —

Wer solch' ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und unter einem an unterthänige Devotion gewöhnten Volke in sich trug, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessings ganzes Bewußtsein ist republikanisch in diesem Sinn. Selbst dem größten Könige seiner Zeit gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa, wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor seinem eigenen Selbstgefühl. Dies stolze freie Selbstgefühl, das seine Größe ausmacht, und das er auch seinem Fürsten gegenüber niemals zu verleugnen vermochte, war es vorzüglich, was dem Herzog Ferdinand, wie selbst dessen Biograph Pockels zugesteht, jene heimliche Abneigung gegen Lessing einflößte, die er äußerlich unter freundlichen Formen zu verbergen wußte. Auch Mendelssohn nannte Lessing „unfähig mit Großen umzugehen". In der That war in ihm keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit, und er ist auch gemüthlich der bürgerliche Republikaner, wie dieser der aristokratische Monarchist unter den deutschen Klassikern. Wir haben die revolutionären Ideen kennen gelernt, welche in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti durchblitzen, diese Dichtungen, die das Motto der Schiller'schen Räuber: in tyrannos! auch ungeschrieben sichtbar an der Stirn tragen. Es ist zu begreifen, warum Lessing den Plan zu einem „Masaniello" aufgab, den er als einen echten tragischen Helden erkannt hatte,[1]) und warum er den angefangenen „Spartakus" liegen ließ, den er in jungen Jahren entworfen hatte, und den er

[1]) XII. 308.

noch im Jahre 1776 wieder aufzunehmen versuchte. Der Stoff dieser seiner „antityrannischen Tragödie," wie er selbst sie nannte, war zu verfänglich für jene Zeit, in der die aufziehenden Gewitterwolken des großen französischen Revolutionsdrama's, dieses wilden Kampfes kettenbrechender Sklaven gegen ihre Zwingherrn, schon die Atmosphäre schwül zu machen begannen. Aber die Wahl dieses Stoffes ist bedeutsam und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der entwürdigtsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum römischen Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?"

Der Konsul weiß auf diese Frage nur die höhnische Erwiederung:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartakus!"

Das ist derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg der Tyrannei noch immer den Vernunftgründen der Sachverwalter für die unterdrückte Menschheit geantwortet hat. Der Lessing'sche Gladiatorenfeldherr empfindet das Gift dieses Hohnes, für den Menschenrechte nur Philosophenträume sind, in seinem tiefsten Innern:

„Was ist das? — „„Du philosophirst?""
Doch ich erinnere mich. — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können:
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun, wohlan!
Wir wollen fechten!"

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten!" Das wird denn auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus, wo er die Freiheit und das Recht des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt und des Schwerts,

da man Ketten nicht mit Humanitätsgründen zerbricht, so feierte er dagegen in dem Trauerspiele Henzi, dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im rechten Sinne des Worts, die Freiheit des Staatsbürgers, die ebenso gut, ja nach Lessings Ansicht noch viel gründlicher, durch eine republikanische Aristokratie, als durch eine absolute Monarchie unterdrückt und vernichtet werden kann. Die demokratische Freiheit, welche nach dem Aristotelischen Ausspruche, den Lessing als Motto für seine Tragödie wählte, sich in die zwei Sätze zusammenfaßt: „daß hinsichtlich des Regiments alle Bürger wechselsweise ebensowohl gehorchen als herrschen, und daß jeder leben kann wie er will [1])". Diese Bestimmungen des alten griechischen Denkers, den Lessing als Staatsphilosophen nicht geringer denn als Aesthetiker schätzte, bilden den Grundton seiner politischen Dichtung. Samuel Henzi war ein Zeitgenosse Lessings, ein edler, freigebildeter Schweizer, Bürger der Republik Bern, der seinen Versuch, dieselbe von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien, im Jahre 1749 auf dem Schaffotte büßte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm unternommen, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokratenregierung verbot auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord auf die Bühne bringen werde, die Dichtung im Voraus. Um so lebhafter ging Lessing ans Werk. Das tragische Schicksal eines wahrhaften Patrioten und Republikaners hatte ihn auf das Tiefste ergriffen [2]). Er zeigt uns in Henzi einen solchen, der, jeder eigennützigen Absicht fern, keinen andern Zweck hat, als die Freiheit für Alle, einen Bürger, der nur im alleräußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen,"

und der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als daß der despotische

---

[1]) Ἐλευθερίας δὲ ἓν μὲν το ἐν μέρει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν. — ἓν δὲ τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις. Arist. Polit. VI. cp. 1. § 6—7. ed. Stahr.

[2]) III. 330.

Rath von Bern in der letzten Stunde noch Vernunft annehme und „das Joch des Volkes" lindere,

„Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß; kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht." —

Dieser Republikaner, der es nicht begreifen kann,

— — — — wie die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen,"

dieser Henzi ist — Lessing selbst, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete fast drei Menschenalter früher, bevor der politische Grundgedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte. Lessing, den praktischen Republikaner, den Mann republikanischer Gesinnung in Deutschland mitten unter absoluten Regierungen und despotischen Herrschern, haben wir im Tellheim der Minna von Barnhelm kennen gelernt. Dort ist es auch, wo er den Begriff und die Bedeutung des „Vaterlandes" durch den Gedanken feststellt, daß das Vaterland, und nur dieses, das alleinige Recht auf das Blut seiner Bürger habe; und die schwermüthige Selbstanklage Tellheims: „Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?" klingt bedeutungsschwer hinein in die Zeit des geworbenen Soldatenthums und der abenteuernden Kriegshandwerksgesellen.

Aber Lessing, der politische Denker, ist viel weiter gegangen. Er hat das in seiner Minna von Barnhelm angeschlagene Thema in der Stille seines Studirzimmers bis an die äußersten Konsequenzen verfolgt. Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt und sah in derselben so weit sein Auge reichte den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel ob protestantische oder katholische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und des in ihr herrschenden Despotismus über die

Freiheit des menschlichen Geistes. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern," während er ein Werk schuf, dessen Grundgedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder herrschenden Kirche und jedes exclusiven übernatürlichen Dogmenglaubens, so wie jeden Unterschied zwischen Priestern und Laien von selbst aufheben müssen. Schon der ein und zwanzigjährige Lessing fand dies symbolisirt in dem Schicksale Dessen, der da lehrte: Gott ist ein Geist, Du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz," ruft er aus, „ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden, als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte![1]"

Und derselbe Lessing, der den religiösen Nathan schuf, trug sich im Geiste auch mit den Keimen zu einem politischen Nathan gegen den absoluten Staat, die weltliche, politische Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden das intimste Bündniß, die genaueste Wechselbeziehung besteht. „Aufgebrachten Priestern," setzt er zu jenem obigen Ausspruch hinzu, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab!" Kann man es schärfer ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus, daß geistlicher und weltlicher Despotismus aus natürlichem Interesse Hand in Hand gehen?

Wir haben gesehen, wie Lessing den Untergang von Verfassung, Freiheit und Recht in Deutschland und das Emporkommen des absoluten Monarchenthums an ihrer Stelle auf die Organisation stehender Heere, auf die Schöpfung eines dem Landesherrn allein und unbeschränkt zu Gebote stehenden Soldatenthums zurückführte[2]), durch welches, da ihm gegenüber keine neuen Schutzwehren der

[1]) XI. 25.

[2]) S. oben S. 361 ff.

öffentlichen Freiheit erfunden wurden, wie Macaulay sich ausdrückt, alle alten parlamentarischen Institutionen der festländischen Staaten Europa's allmälig zu vollständiger Nichtigkeit herabgebracht wurden.

Unter den Papieren in Lessings Nachlasse fand sich ein Blatt, auf welchem er mit wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines an diese Fundamental-Institution des weltlichen Absolutismus anknüpfenden politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei fast gleichlautende Anfänge hat, ist überschrieben: „Gespräch über Mönche und Soldaten". Zwei Sprecher, A. und B., unterhalten sich, wie Ernst und Falk in den Gesprächen über Freimaurerei.

„Muß man nicht erschrecken", so beginnt der erstere, „wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?" — Es ist als ob man einen der gegen Mönchthum und Katholizismus eifernden Berliner Aufklärer jener Zeit, etwa Nicolai, diese Frage an Lessing richten hörte.

B. Du willst sagen, daß es mehr Soldaten giebt als Mönche?

A. Nein, nein! mehr Mönche als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht ebensowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche. In dem und jenem Lande von Europa magst Du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saaten von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viele giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil Du nicht verstehen willst. Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Schützer der Kirche.

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. Träumst Du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt!

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt!

A. Verheißt!

B. Gimpel!

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan und mit ihm eine Höhe politischer Weisheit, zu der selbst hundert Jahre später noch Viele mit schwindelndem Staunen hinaufblicken? Zunächst dieser prägnante Parallelismus der Mönche und Schnecken auf der einen, der Soldaten und Mäuse auf der anderen Seite; beide die Saaten des Landmannes vernichtend, beide zehrend an dem Marke und Wohlstande, an der Arbeit der Gesellschaft; Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats, beide Kirche und Staat in ihrem Wesen dasselbe: der Staat die politische Kirche, die Kirche der geistliche Staat. „Das Glück, das der Staat", der Staat des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir ihn aus Schlosser kennen, „jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt", gerade so real als „die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt". Lessing nennt denjenigen einen „Gimpel", der das nicht einsieht, oder nicht einsehen will, denn er hat seinen Unterredner stark im Verdacht, daß er sich dümmer stellt als er ist. Es wird erlaubt sein, in seinem Namen diese Bezeichnung für diejenigen zu wiederholen, die hundert Jahre nach ihm noch nicht begreifen mögen, was Lessing gemeint hat.

Sechstes Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts war der Schwanengesang Lessings. „Das sanfte Abendroth, das seinem Blicke die Aussicht in die unermeßliche Ferne weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte", war zugleich das Abendroth seines eignen Lebens; sein Ausschauen von der einsamen Höhe der letzte Blick in das Land der Verheißung, sein letztes Wort die rührende Bitte: „ihn stehen und staunen zu lassen, wo er stehet und staunt!" Umflossen von dem Glorienscheine dieses himmlischen Abendroths der Verheißung eines neuen Weltmorgens, eines erfüllenden Sonnenaufgangs der Menschheitszukunft — so steht sein Bild für uns da am Ziele seines Lebens, so steht er da für alle kommenden Zeiten und Geschlechter.

Wir aber müssen von jener lichten Höhe niedersteigen in die Trübniß und Dunkelheit des Lebens und der Wirklichkeit, um den müden Kämpfer durch die letzten leidenvollen Tage zu begleiten, bis zu dem stillen Friedhofe, wo ein bald vergessenes Grab die Hülle dieses deutschen Riesengeistes aufnehmen sollte.

Wir haben Lessing an der rauchenden Brandstätte seines so mühsam erbauten häuslichen Glücks verlassen, das ein jählings niederfahrender Blitzstrahl in Asche und Trümmer verwandelt hatte. Er war geistig aufrecht geblieben unter der Last seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, aber sein Physisches war zerrüttet, sein Lebensmuth und seine Lebenslust für immer gebrochen. Immer und immer wieder erfaßte ihn das Bewußtsein seines Unglücks durch jenen unersetzlichen Verlust. Wie rührend klingt es, wenn er acht Monate nach demselben von dem Erstgeborenen seines Bruders wünscht: „er werde besser und glücklicher als alle seines Namens!"

und so tönt stets, so oft ihm sein Bruder ein ähnliches Familienereigniß meldet, in seiner Antwort der Schmerz um den eignen Verlust hindurch [1]). Auch wissen wir durch seine älteste Stieftochter Amalie König, daß er seit dem Tode der geliebten Gattin immer nur in dem Zimmer arbeitete, wo dieselbe gestorben war. —

Eine Reise nach Hamburg, die er im Herbste desselben Jahres 1778 unternahm, und der Aufenthalt in dieser ihm vor allen werthen Stadt, wo ihm in Elise Reimarus die nächste Herzensfreundin lebte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Zustand. Freilich war auch in Hamburg für ihn gar Manches verändert. Das Reimarus'sche Haus war für ihn nicht mehr, was es ihm einst gewesen. Die Familie hatte ihn wegen der Herausgabe der Fragmente eine gewisse Verstimmung empfinden lassen [2]); und so war er, wie er schreibt, genöthigt, seine Besuche bei Elisen, die allein treu zu ihm hielt, „mehr nach der Klugheit als nach seiner Neigung einzurichten." Und doch drängte es ihn zu der einzigen Freundin, gegen die er sein Herz ausschütten mochte, die sein ganzes Thun und Wirken mit dem innigsten Verständnisse begleitete, und deren Theilnahme an seinem Lebensschicksale ihn, wie er einmal schreibt, in so manchen Augenblicken, wo er, inmitten des gegen ihn sich erhebenden theologischen Sturmes und der zahllosen offenen und heimlichen Angriffe des Fanatismus und der Bosheit, es bereute, „mit so armseligen Schurken angebunden zu haben", wieder beruhigte und aufheiterte [3]). In der That kam er erheitert und gestärkt von dieser Reise zurück, und der Nathan ward die Frucht dieser gewonnenen Stärkung. Die Anfälle von Schlafsucht, welche sich nach dem Tode seiner Gattin bei ihm gezeigt und ihn anfangs auch in Hamburg oft mitten in einer Gesellschaft überwältigt hatten, schienen verschwunden. „Meine Schlafsucht", schreibt er nach der Rückkehr scherzend an

[1]) XII. 511. 538.
[2]) XII. 536.
[3]) XII. 508.

Elise „hat sich ganz verloren, und wenn Sie dieselbe nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen.“ Aber dennoch blieb das Gefühl in ihm vorherrschend, daß er an dem Markſteine seines Lebens stehe. Obschon er das funfzigste Jahr noch nicht erreicht hatte, klagte er doch wiederholt, daß er sich altgeworden fühle, und der Trost seines Bruders [1]), daß man dies seinem Nathan nicht ansehe, machte auf ihn keinen Eindruck. Er klagte gegen Herder über die mehr und mehr zunehmende Schwerfälligkeit seines Geistes, die ihn abhalte, neben seinen theologischen Händeln Herders „Plastik“ zu lesen. „Die Versatilität des Geistes, schreibt er, verliert sich, wie ich glaube, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit wieder in der neuen Lage verweilen kann; und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll“ [2]). Er klagte gegen Elise Reimarus über sein „verdutztes, unentschlossenes, selbstmißtrauisches Wesen in allem und jedem Stücke“, wie es sich in der That in jener Selbstunterschätzung zu erkennen giebt, mit der er sich sogar als künstlerischen Stylisten in Bezug auf seinen Dialog in dem Gespräche zwischen Ernst und Falk einem Campe unterordnet [3]). Am schwersten drückte ihn seine überhandnehmende Augenschwäche, deren erste Spuren sich bereits zehn Jahre früher, in der letzten Zeit seines Hamburger Aufenthalts, zu zeigen begonnen hatten. Er fürchtete zuletzt sogar völligen Verlust der Sehkraft und war genöthigt, sich zum Schreiben und Lesen äußerst scharfer Brillen zu bedienen [4]).

Der leidliche Zustand, in welchem er von Hamburg am 18. Oktober nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, hielt nicht lange an.

---

[1]) XII. 527., XIII. 623.
[2]) XII. 542. vom 25. Juni 1780.
[3]) XII. 534.
[4]) XIII. 548. 551. 552.

Bald nach der Vollendung des Nathan trafen ihn wiederholte Fieberanfälle, die ihm die Sommermonate verdarben. Noch schlimmer war für ihn der folgende Winter von 1779—1780. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich", schreibt er seinem Bruder am 25. Februar 1780. „Ich falle aus einer Krankheit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letzte, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja! so sei es denn Glück, auch nur vegitiren zu können[1])!" Den folgenden Sommer quälte ihn ein Flußfieber, über das er seiner Freundin schreibt: „ich weiß nicht, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich auch so nahe nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank, sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

In diesem Zustande traf ihn ein Brief Jacobi's aus Pempelfort, der ihm seinen Besuch ansagte und ihn aufforderte, gemeinsam mit ihm nach Berlin zu reisen. Der Brief hatte beiläufig über zwölf Tage gebraucht, um vom Rheine nach Wolfenbüttel zu gelangen. Lessing nahm den Vorschlag dankbar an, wiewohl er nicht bestimmen konnte, ob es ihm möglich sein werde, die Reise mit ihm zu machen. Die Art, wie er sich darüber ausdrückt, läßt uns einen tiefen Blick thun in seine Stimmung und in die traurige Resignation, mit der er sich ein für alle Male als ein Stiefkind des Glückes betrachtete. „Mein Wunsch", schrieb er, „wäre es allerdings. Aber ich wünsche was ich einmal wünsche, mit soviel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe

[1]) XII. 538.

überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Jacobi, der uns diesen Besuch bei Lessing ausführlich geschildert hat, war pedantisch genug gewesen, im Voraus sogar die Punkte anzugeben, über welche er sich mit ihm zu besprechen wünschte. Wunderbarerweise war es, wie wir sahen, Goethe's Gedicht „Prometheus", das Jacobi in der Handschrift mitbrachte, welche jene Erklärungen Lessings über die wichtigsten Punkte des Denkens und Empfindens veranlaßte, durch welche, wie Goethe sich ausdrückt [1]), eine Explosion herbeigeführt ward, welche die geheimsten Verhältnisse langbefreundeter Männer zur Sprache brachte, und einen Riß verursachte, der einem derselben — Mendelssohn — das Herz brach. Jacobi hatte an dem Goethe'schen Gedichte Aergerniß genommen, und hoffte, daß auch Lessing solches daran nehmen werde. Wie erstaunte er daher, als dieser das Gedicht nicht nur als nach Form und Inhalt durchweht von dem echten lebendigen Geiste des Alterthums bewunderte, sondern auch hinzufügte, daß er den Grundgedanken desselben „schon lange aus der ersten Hand habe". Diese erste Hand war, wie wir gesehen haben, keine andere als Spinoza, das gefürchtete Schreckbild der Zeit. Der „Spinozismus Lessings", den Jacobi in diesen später von ihm aufgezeichneten Unterredungen entdeckt zu haben glaubte, führte zu jenem Streite zwischen Jacobi und Mendelssohn, in welchem der Letztere seinen verstorbenen Freund gegen eine so schwere Beschuldigung um so mehr in Schutz nehmen zu müssen glaubte, als er behauptete: daß er selbst, der doch ein ganzes Leben mit Lessing gelebt, nie auch nur die geringste Spur von irgend einer Hinneigung Lessings zum Spinozismus bemerkt habe! Die Art, wie Mendelssohn diese Vertheidigung seines Freundes führte, bewies freilich, daß er weder von Spinoza's System einen klaren Begriff, noch in Lessings innerstes Denken eine richtige Einsicht gehabt hatte.

Die gemeinsame Reise mit Jacobi nach Hamburg und Berlin

[1]) Goethe's Werke, XXVI. 315.

wurde aufgegeben. Neben den Gesundheitsrücksichten mochten für Lessing dabei auch noch andere Gründe ins Spiel kommen. Schon die Leidenschaftlichkeit in dem Verhalten Jacobi's zu den Fragen, mit denen Lessing für sich selbst längst zum Abschlusse gelangt war, und die persönliche Dringlichkeit desselben in allen solchen Angelegenheiten der Ueberzeugung, die ihn später selbst Goethen entfremdete, waren Dinge, denen Lessing, zumal bei seinem leidenden Zustande, gern aus dem Wege gehen mochte. Ebendeshalb lehnte er auch eine spätere Einladung Jacobi's zu einem längeren Aufenthalte bei ihm in Pempelfort ab, obschon das Leben in dem einsamen Wolfenbüttel und in seiner feuchten, verbauten und unfreundlichen Amtswohnung seiner Gesundheit entschieden schädlich war. Statt dessen reiste er im Herbste des Jahres wieder nach Hamburg, wohin ihn Elise Reimarus immer von Neuem zog und wo ihn auch diesmal wie immer alle Welt zu Goeze's größtem Zorne mit offenen Armen empfing. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er in manchen Augenblicken selbst an eine Eheverbindung mit dieser Freundin denken mochte, die ihm, nach Allem was wir von ihr wissen, so durchaus ebenbürtig war, und deren edle Gestalt sicher ihren Platz unter den deutschen Frauensternen erster Größe einnehmen wird, wenn die nach einer Andeutung [1]) noch vorhandenen Materialien ihres Briefwechsels und ihrer thätigen Theilnahme an dem Geistesleben jener Zeit von einer berufenen Hand zu einem Gesammtbilde verarbeitet sein werden. Elise Reimarus, geboren 1735, war damals fünfundvierzig Jahre alt; Lessing stand im zweiundfunfzigsten, aber er hatte das unabweisbare Gefühl, daß sein Lebensziel nahe sei. Vielleicht war es in diesem Gefühle, daß er dem Gedanken einer Verbindung mit der Freundin und der Gründung eines neuen Familienlebens entsagte, ja vielleicht mochte er sich selbst auf mündliche dahin gerichtete Erklärungen beziehen, wenn er ihr nach jener letzten Reise schrieb:

[1]) Guhrauer II. 2. 305.

„Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde“[1]). Jedenfalls ist diese Auffassung viel innerlich begründeter und würdiger als das Gespräch Jacobi's, der sich nicht entblödete, nach Lessings Tode an Elise Reimarus zu schreiben[2]): daß Lessing ihn bei jenem Besuche in Wolfenbüttel von fern argwöhnen (!) lassen, seine verstorbene Frau habe ihm auf ihrem Sterbebette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe, und diese entsetzliche Erinnerung verbiete ihm, an eine neue Ehe zu denken. Mochte immerhin ähnliches Altweibergeschwätz über Lessing im Schwange gehen und von seinen zahlreichen Feinden eifrig verbreitet werden, so ziemte es doch einem Jacobi ebensowenig es zu bestätigen, als es unserer Ehrfurcht vor Lessing geziemt, darüber weiterere Worte zu verlieren.

Der Ausflug nach Hamburg, welchen Lessing im October 1780 unternahm, war seine letzte größere Reise. Auch diesmal schien der Aufenthalt unter den alten Lebensgenossen seine erfrischende Kraft bei ihm zu äußern. Noch einmal entzückte er die Freunde durch den Schwung und die Spannkraft seines Wesens, das seinen ganzen bezaubernden Reiz, wie Zeitgenossen bezeugen, erst im persönlichen und mündlichen Verkehr entfaltete. „Lessing ist hier,“ schrieb Elise Reimarus am 9. October an Nicolai, „und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit den Todten, oder selbst der Streit mit Feinden, — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären.“ Zwei Wochen später schreibt ebendieselbe an Hennings: Lessing ist seit vierzehn Tagen hier, nicht völlig so gut als ich's wünsche, aber auch bei weitem nicht so, als er uns beschrieben worden, ungeachtet er selbst seinen Freunden weiß machen wollte, daß ihm diesen Winter

[1]) XII. 547.
[2]) Jacobi's auserl. Briefwechsel I. 318.

„sein Kopf vertauscht worden sei." Jeden Tag, den er hier ist, hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden, theils durch körperliche Bewegung, wozu ihn Arzt und Freund hier verdammen. Doch fürchtete sie allerdings die Rückkehr „in das ewige Einerlei" seiner traurigen Lage in Wolfenbüttel werde die gute Wirkung wieder aufheben. Man gab sich indeß der Hoffnung auf seine Genesung um so vertrauender hin, als er selbst sich sogar für neue poetische Produktionen gekräftigt fühlte. Er hatte mit dem Hamburger Theater, das grade damals unter dem Zusammentritt einer Aktiengesellschaft große Anstrengungen machte, den früheren Plan eines Nationaltheaters wieder aufzunehmen [1]), eine Art von Kontrakt geschlossen, durch welchen er sich anheischig machte, demselben jährlich zwei Stücke zu liefern, und jedes derselben für den Preis von funfzig Louisd'or auf sechs Monate zur alleinigen Benutzung zu überlassen. In der That war es Lessing mit diesem Versprechen Ernst, und er glaubte das erste Stück, ein Lustspiel, bis Weihnachten vollenden zu können, wo er es selbst nach Hamburg bringen wollte [2]). Aber dies Kraftgefühl war das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor dem Erlöschen. Denn kaum war er in seine Wolfenbüttler Einsiedelei zurückgekehrt, als auch schon Trübsinn und Krankheitsgefühl wieder die Oberhand erhielten. Er hatte der Freundin versprechen müssen, ihr wöchentlich Nachricht von seinem Befinden zu geben. Der erste Brief, welchen er gleich nach seiner Heimkehr an sie richtete, war für dieselbe eine schmerzliche Enttäuschung. Er ist in lauter einzelnen Absätzen geschrieben, deren jeder einem tiefschmerzlichen Klagerufe gleicht:

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das erste was ich fand, war ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?

[1]) Schröders Leben I. S. 335—336. Devrient III. 151. II. 373.
[2]) XII. 545.

„Freilich!“ höre ich meine Freunde mir nachrufen, „denn ein Mann wie Sie, kann Alles was er will!“

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das, das ist die Frage.

Was taugt zwar unversucht! Nun, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen: so sei es!

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen?

Indeß empfehl ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten Campe'schen Hause bestens. —

Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!“

In dem nächstfolgenden Briefe äußert er die Befürchtung, daß mit seiner Krankheit eine Wandlung vorgegangen sei, durch welche der Krankheitsstoff „sich von dem Körper völlig auf die Seele geworfen habe.“ In einem dritten berichtet er, daß zwar keine besondere Krisis eingetreten sei, „doch was nicht ist das kann ja noch werden; und der Tod ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit.“ Dabei sah er sich aufs Neue in theologische Arbeiten durch den Herzog verwickelt, der von ihm einen Aufsatz über die Religionsbewegungen der Zeit verlangte, dessen Ausarbeitung ihm die Ausführung seines dramatischen Plans unmöglich machte. „Ich bedaure,“ schreibt er der Freundin, „daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Wenn die Direktion indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, so substituire ich Sie an meine Statt.“ Das war kein bloßer Scherz, sondern wir sehen aus dem was Lessing weiter hinzufügt, daß Elise Reimarus wirklich mit einer dramatischen Arbeit beschäftigt war, und mit ihrem Freunde über dieselbe korrespondirte.

Immer trauriger werden seine Briefe; immer mehr schwand

ihm selbst jede Hoffnung auf den Wiedergewinn der verlornen Gesundheit. Er fühlte sich unfähig zu Allem, was die geringste Anstrengung erforderte, ja selbst die kurzen Berichte über sein Befinden, die er der Freundin senden mußte, kosteten ihm ganze Tage. „Ach lieber Freund," schrieb er in seinem letzten Briefe an Mendelssohn (vom 19. Dezember 1780), „*diese Scene ist aus!*" Das Einzige was er fürchtete war langes Siechthum und völlige Erblindung. Aber wenigstens vor dieser Steigerung seiner Leiden sollte ihn das Geschick, dessen Gunst er während seines Lebens so selten erfahren hatte, am Ausgange desselben bewahren.

Gegen den Anfang des Februar machte er einen kleinen Ausflug nach Braunschweig, das er seit dem Tode seiner Frau wieder häufiger besuchte, und wo er in dem Hause eines Kaufmanns Angott am Aegidienmarkte ein stehendes Absteigequartier gemiethet hatte. Die dortigen Freunde fanden seinen Zustand auffallend verändert. Seine Engbrüstigkeit hatte zugenommen, sein Gang war schleppend und schwerfällig, der kleinste Weg ihm beschwerlich, das Feuer seiner Augen fast erloschen. Am Abend des 3. Februar aus einer Gesellschaft nach Hause kommend ward er von einem leichten schlagartigen Anfalle betroffen. Dennoch verbot er seinem Bedienten einen Arzt zu rufen, und war nach einer sehr schlechten Nacht am andern Morgen nur schwer davon abzuhalten, die Rückreise nach Wolfenbüttel anzutreten. Der herbeigerufene Leibarzt Bruckmann schaffte ihm durch einen Aderlaß Erleichterung, während andere Freunde seine älteste zwanzigjährige Stieftochter Amalie König aus Wolfenbüttel herbeiriefen, um die Pflege des Kranken zu überwachen. Während seiner Krankheit, die nur zwölf Tage dauerte, war er, wie Leisewitz berichtet, sehr ruhig und gelassen, zuweilen lebhaft und munter genug, um oft und lange außer Bette zuzubringen, sich vorlesen zu lassen, und zahlreiche Besuche seiner Freunde anzunehmen. Nur einen Geistlichen, den Abt Jerusalem, wollte er anfangs nicht vorlassen, weil er ihn im geistlichen Ornate vermuthete, und von

theologischer Zudringlichkeit belästigt zu werden fürchtete. Hatte er doch als man ihm erzählte, daß der Geistliche von St. Sulpiz den sterbenden Voltaire in seiner Todesstunde noch mit Ermahnungen heimgesucht habe, zu einem Freunde halb scherzend halb ernsthaft gesagt: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, so rufen Sie mir den Notar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe.“ Sein Zustand schwankte auf und ab zwischen Hoffnung und Besorgniß der Freunde, von denen indessen Keiner nahen Befürchtungen Raum gab. Nur er selbst hoffte nicht mehr auf gänzliche Genesung, und erklärte sich auf Leben oder Tod gefaßt, doch hätte er gern noch einmal die Freunde in Hamburg gesehen, und beschloß die ersten Tage einer eintretenden Besserung dazu zu benutzen. „Wie gern,“ schreibt Elise Reimarus, der wir diese Notiz verdanken, „wie gern hätt' ich's gesehen, selbst wenn er bei uns gestorben wäre!“ Es sollte nicht sein. Er hatte, erzählt Leisewitz weiter, während seines ganzen Lebens einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu schließen, und versicherte oft, nie geträumt zu haben. Dies Glück behielt er bis an sein Ende und noch kurz vor demselben sagte er: „wenn er den ganzen Tag geschlafen habe, freue er sich doch auf die Nacht!“ Indessen vermehrten sich die Anfälle der Engbrüstigkeit in einem beunruhigenden Maaße. Erst am 15. Februar, seinem Todestage, fühlte er sich wieder so bedeutend erleichtert, daß er Besuche anzunehmen, und mit ihnen und seinem Arzte sogar heiter zu scherzen vermochte. Er war aufgestanden und hatte sich ankleiden lassen, es schien als wolle er wie jener römische Imperator stehend sterben. Er ließ sich von seinem treuen Daveson ein Stück aus Schlözers Briefwechsel über das Umsichgreifen des unduldsamen Pfaffenthums vorlesen, und begleitete, wie dieser erzählt, manche Stellen mit eben so lebhaften als scharfsinnigen Bemerkungen. Noch gegen Abend — so erzählt seine Tochter — als man ihm meldete, daß im Vorzimmer besuchende Freunde seinen Anblick wünschten,

„öffnete sich die Thüre und Lessing trat herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz schon durch hippokratische Züge markirt und vom Todesschweiße befeuchtet, leuchtete in himmlischer Verklärung. Stumm und mit einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückte er der weinenden Tochter die Hand und verneigte sich, das Haupt entblößend, freundlich gegen die übrigen Anwesenden. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet unmittelbar darauf (in der neunten Abendstunde des 15. Februar) unerwartet das theure Leben.

Die Kunde seines Todes erschütterte alle seine Freunde in Deutschland wie mit einem elektrischen Schlage. Selbst Goethe fühlte sich dadurch im Innersten bewegt. „Also es *soll* Finsterniß bleiben!“ schrieb Elise Reimarus an Hennings; „es war also auch Plan der Vorsehung, dies Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, da andere bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen!“ Allen Freunden schien mit ihm die Fackel der echten furchtlos die Wahrheit suchenden Aufklärung erloschen. Nur die Feinde des Lichts triumphirten öffentlich und im Stillen. In Hamburg verbot die Censur allen Zeitungen, irgend einen Aufsatz oder ein Gedicht zum Lobe des Dahingeschiedenen aufzunehmen, und das hochwürdige Ministerium daselbst versuchte es anfangs sogar, eine Trauerfeier, welche die dortige Bühne vorbereitete, zu hintertreiben. Wohl schrieb der alte Gleim:

Den *Einen*, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibnitz ward geboren,
Es werde Finsterniß! sprach Gott, und Lessing starb.

Alle aber, die sich über seinen Tod in öffentlicher Trauerklage vernehmen ließen, — in *einem* stimmten sie überein: daß er die Wahrheit gesucht und ausgebreitet; und kein Goeze, setzt Elise Reimarus hinzu, wagte es, etwas dawider einzuwenden. Von allen

diesen Todtenklagen stehe hier nur die, welche jene Freundin ihm im Stillen weihte, weil sie die würdigste und schönste ist. „Ich bin die Wahrheit," so ruft in diesem erst jetzt (1861) veröffentlichten Gedichte die Lichtgestalt der Wächterin an Lessings Ruhestätte den Dunkelmännern Goeze und Genossen zu, welche diesem Grabe zitternd zu nahen wagen:

„Ich bin die Wahrheit! — Hier ist Lessings Grab."
Wie Sonnen untergehn sank Er hinab
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten.
Doch gleich der Sonne, die in ihrem Umlauf
Das Saamkorn aufschließt, das mit tausend Früchten
Bis ins Unendliche den Seegen streut,
So Er in meinem Reich! — Und bis dies Reich
In Gottes weiter Schöpfung Eins nur ist,
Wach' ich an seiner Urne hier, und sammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und wißt es: tausende und aber tausend
Sind schon verstreut in alle alle Lande
Sich wider euch und eure Macht zu rüsten. —
Doch Ihr, die Ihr um Lessings Asche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimasse sein,
So schwört an seiner Asche, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen
So lang' mit unerschrocknem Muth zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch in's Reich der Wahrheit ruft.

Lessing starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Aber dies war auch das Einzige, was der gepriesene Fürst für den Verstorbenen that. Selbst das Grab des Mannes, den er zu besitzen das unverdiente Glück gehabt hatte, blieb ohne einen Denkstein zur Bezeichnung der Stätte, wo dieser größte Schriftsteller Deutschlands ruhte; und in allen Todtenfeiern, welche hier und da von geistverwandten Kreisen auf die Nachricht von Lessings Hinscheiden begangen wurden, tönte die Klage wieder, welcher Engel in seinem Trauergesange die Worte lieh:

„Wenn er ein Deutscher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da schlösse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n!"

Als in unsern Tagen der begeisterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entschluß faßte, Deutschland an die Abtragung seiner Ehrenschuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieses Denkmal von Rietschels Meisterhand besitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabstätte Lessings verschwunden, und nur nach langem mühsamen Forschen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Gestrüpp versteckten versunkenen Grabstein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Lessing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller gestiftete Verein an ganz Deutschland, besonders aber an dessen Fürsten die Aufforderung und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Lessings errichten zu helfen, da geschah, was die deutsche Kulturgeschichte erröthend in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vierunddreißig deutschen Fürsten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht, und nur vier, die Fürsten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Liechtenstein, und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortschreiben, daß sie die Ehre zu schätzen wußten, Volksgenossen eines Lessing zu sein.

Siebentes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Lessings äußere Erscheinung war die glücklichste Entsprechung seines ganzen innern, auf harmonische Einheit angelegten Wesens. Wir verdanken die genaueren Notizen darüber demselben trefflichen Manne, dem Deutschland das Rietschel'sche Lessingstandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, dessen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Lessings äußerer Erscheinung aus dem Munde von Lessings Stiefkindern sammelte,[1]) um sie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei seiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbau's, der ihn nicht blos in den Augen seiner Freundin Eva König als einen schönen Mann erscheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halse grade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene, im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Rücken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel

[1]) S. den Aufsatz: „Lessings Persönlichkeit" in der deutschen Reichszeitung vom 30. December 1853. Beiblatt zu Nr. 229.

endend, ohne Perrücke. Seine Tochter erzählte, daß er selbst in der engsten Häuslichkeit sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte; nur beim Schreiben und Meditiren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was, wie bei Schiller, seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußeren Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern Alles, bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und seiner wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonisch gebildeten Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vortheilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchsloses Wesen, durch die anmuthige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, und vor Allem durch den zum Herzen dringenden Ton seiner klangvollen, zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde wie Mendelssohn uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe. In ihr lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen, selbst ein Charakter wie Goeze nicht zu entziehen vermochten. Seine Unterhaltung, sagt Mendelssohn, war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher

Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. „Ein abgesagter Feind aller leeren Höflichkeit, wußte er doch, wie es in einem kürzlich herausgegebenen Briefe desselben Freundes an Elise Reimarus heißt, selbst solche, die am meisten gegen ihn eingenommen waren, in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und wenn irgend ein Mensch besser war als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing." —

Es ist ein rührend einfaches Bild, welches uns die oben angeführten Mittheilungen seiner Tochter von dem großen Manne im Kreise seiner bescheidnen Wolfenbüttler Häuslichkeit vor die Augen führen, ein Bild echt deutscher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Lessing erscheint auch hier mit seinem Ordnungssinne und seiner pünktlichen Zeiteintheilung, seiner Gastlichkeit bei größter Frugalität und Beschränktheit an Mitteln, seiner Freude am Familienleben, seiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder seiner Frau, die er wie seine eignen liebte, mit seiner Theilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, seinem Eingehn auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräsentant aller guten Seiten des echten deutschen Bürgerthums. Nur die gemüthliche Pfeife fehlt; denn Lessing hat, wie Goethe, nie geraucht, außer, wie er zu erzählen pflegte, als Meißner Fürstenschüler, „weil es da verboten war." Seine Stiefkinder hingen an ihm mit der innigsten Liebe, und seine Erziehungsmethode erlaubte sich körperliche Züchtigungen nur bei wenigen Kapitalsünden. Als solche erschienen ihm Lüge und Feigheit, und die beiden einzigen Ohrfeigen, die sein Stiefsohn von ihm erhalten zu haben sich erinnerte, waren ertheilt worden, weil er einmal dem Vater Unwahrheit berichtet, und ein andermal sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte.

Als Sohn und Bruder haben wir seine zarte liebevolle Pietät und seine grenzenlose Aufopferungsfähigkeit im Verlaufe unserer Erzählung kennen gelernt. Sie sind schwerlich jemals übertroffen

worden, wie sie denn auch zum großen Theil die Ursache seiner ökonomischen Verlegenheiten gewesen sind. Dieselbe edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältnissen. Selbst oft des Nöthigsten ermangelnd, unterstützte er großmüthig Andere noch Aermere sogar in Zeiten eigner harter Bedrängniß,[1]) und Unglück war in seinen Augen ein Freibrief selbst für seine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Die Antwort, welche er gab, als Freunde ihm einmal vorstellten, daß ein Unglücklicher, den er freigebig unterstützt hatte, seinen Beistand nicht verdiene, lief fast wörtlich auf die Hamlets gegen Polonius hinaus: „Behandle jeden nach Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?“ Sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel fast nie leer von Hülfesuchenden, zumal wandernden Philosophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Zu diesen gehörte unter Andern ein Lessing ganz unbekannter Sonderling wunderlicher Art, Namens Könemann, den er sammt seinem großen schmutzigen Hunde fünf Monate in seinem Hause behielt, wo er ein philosophisches Werk vollenden wollte. Der Hund war in Lessings Augen „die Zierde“ dieses Philosophen, und als einmal ein besuchender Freund den Vierfüßler noch lästiger fand als dessen Herrn, sagte Lessing lebhaft: „Den Hund hat der Philosoph verschmachtet auf der Landstraße gefunden als er selbst nur zwei Wecken (Semmeln) besaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, so lange ich noch einen Wecken habe, soll der Philosoph die Hälfte davon haben.“ Noch in seinem letzten Briefe an Mendelssohn empfahl er diesem einen andern seiner Schützlinge, den unglücklichen Juden Daveson, einen Mann von Bildung und Kunstkenntniß, den der Herzog Ferdinand ungerecht behandelt und eingekerkert, und den Lessing, ohne sich an die möglichen Folgen eines solchen Schrittes zu kehren, lebhaft vertheidigt, ja sogar in sein Haus aufgenommen hatte.

---

[1]) XII. 181; 207—208; 218—219.

Es versteht sich von selbst, daß seine Güte und Großmuth vielfach gemißbraucht wurden. Besonders hatte er mit seinen Bedienten Unglück, die ihn während seines langen Junggesellenlebens fast regelmäßig auf das Schmählichste bestahlen, und deren Einer ihm sogar einmal einen Theil seiner kostbaren Bibliothek entwendete und als Makulatur verkaufte [1]). Dies war aber auch der einzige Fall, wo Lessing den Dieb gerichtlich verfolgte, weil er nur dadurch die ihm werthen, und durch seine Randbemerkungen für ihn unersetzlichen Bücher wieder zu erlangen hoffen durfte. In allen übrigen Fällen begnügte er sich die Schelme einfach wegzujagen. Als es sich einmal fand, daß eine kostbare Gemmensammlung, welche ihm in Rom geschenkt worden war, und die sein Diener entwendet hatte, von Jemanden angekauft worden war, der sie sofort zurückzugeben sich bereit zeigte, bat er denselben dringend sie zu behalten, da Jener ja Geld dafür bezahlt, während sie ihm selbst nichts gekostet habe.

Man hat erzählt, daß Lessing die Musik nicht liebte. Das ist unrichtig. Geübt hat er selbst sie freilich niemals, und auch seine Frau scheint nicht musikalisch gewesen zu sein, denn in dem Verzeichnisse des Hausraths [2]) fehlt das schon damals in einer deutschen Hauseinrichtung unvermeidliche Klavier. Aber wir haben bei Gelegenheit der Hamburgischen Dramaturgie gesehen, daß und wie er die Bedeutung und das Wesen der Musik zu schätzen verstand. Nur von der modernen deutschen Musikschwelgerei hatte er freilich keine Ader, und eine lange dauernde Musik mit anhören zu müssen, wirkte auf ihn abspannend bis zu beklemmender Angst. Noch fremder war seinem ganzen Wesen alle und jede Romantik der Naturempfindelei, die sich an schönen Gegenden und Landschaften berauscht. Lessing empfand auch hier, wie in so Vielem, gleich den gesunden Alten.

---

[1]) XII. 179—180, 181—182, 183—184.

[2]) Mitgetheilt von Fr. Chrysander in Westermanns Monatsschrift Dezemberheft 1856. Nr. 3. S. 254—255.

Ich wüßte in Allem was er geschrieben nicht eine Stelle, wo er der landschaftlichen Natur auch nur erwähnte; selbst seine Briefe und Tagebuchsblätter aus Italien gedenken der italischen Naturschönheiten mit keinem Worte. Als er einmal mit F. H. Jacobi durch eine schöne Harzgegend fahrend, von diesem enthusiastischen Naturbewunderer auf die einzelnen Schönheiten der Landschaft hingewiesen, und wegen seiner mäßigen Theilnahme an den Gefühlen des Freundes getadelt wurde, erwiderte er: „einen angenehmen sinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; es ist mir hier wohler als es mir auf der Lüneburger Haide sein würde. Doch selbst in der Lüneburger Haide hielt ich es noch eher aus, als in einem schiefgebauten Zimmer. In einem solchen könnte ich schlechterdings nicht leben." Gegen Jacobi's Schwester bekannte er sich auch zu dem Worte, das er einmal einem Bekannten, der in begeisterten Worten sein Entzücken über den nahenden Frühling aussprach, erwidert haben sollte: „Ach! es ist schon so oft grün geworden; ich wollte es würde einmal roth!" [1]) In seiner Aesthetik ging aus diesem Mangel sogar eine ungerechte Schätzung der Landschaftsmalerei hervor, und es ist bekannt, daß er die Frage: ob es ein Ideal in der Schönheit der Landschaften gebe, gradezu verneinend beantwortete, und daß er sich dabei auf die Griechen und Italiener berief, die auch keine Landschaftsmalerei gehabt hätten [2]).

Sein tiefer Widerwille gegen alle Wortmacherei und heuchlerische Verlogenheit reizte ihn oft, sich, wie Goethe es nennt, als einen umgekehrten Heuchler zu zeigen, und sich selbst und sein Thun gegenüber der allgemeinen gegenseitigen Loberei und Preiserei der Cliquen, herabzusetzen und geringschätzig zu behandeln. Daher die verächtlichen Ausdrücke mit denen er fast durchgehend seine eigenen Arbeiten, auch die ihm liebsten zu bezeichnen pflegt; daher oft sein

[1]) Jacobi, Brief an Heinse, Werke I. 343—344.
[2]) XI. 127.

herber Lakonismus, sein Widerwille gegen die exclusive sogenannte gute Gesellschaft, seine Verachtung ihres „guten Tons“ und ihrer leeren Höflichkeitsformen, denen zum Trotz er sich mitunter auch wohl einen derben Cynismus erlaubte. „Nur seine vertrautesten Freunde (schrieb Mendelssohn an Herder) kennen ihn als einen von den seltenen Menschen die besser sind als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen so zum Ekel, daß sie in ihren Aeußerungen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat.“ Wie er über die Exclusivität der guten Gesellschaft dachte, welche er selbst in der Freimaurerei seiner Zeit wieder fand, wie sein Gefühl für jene menschliche Gleichheit, der er wenigstens in einem solchen Vereine eine Stätte gesichert wissen wollte, sich beleidigt fand durch die Erfahrung, daß man sogar hier bestrebt war die bürgerlichen Schranken aufrecht zu erhalten, hat er selbst in dem vierten Freimaurerdialoge ausgesprochen [1]). Er, von dem mit vollstem Rechte gesagt werden kann, was Goethe seinem Schiller nachrief, daß

„Hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!“

er, der große Befreier seiner Nation und seines Jahrhunderts, war auch im Leben, als Mensch unter Menschen, der freieste Bethätiger jener, nur auf das Wesen blickenden, von keinem äußern Scheine geblendeten menschlichen Gleichheit. Die Einsicht des gereiften Alters wie die Irrthümer der strebenden Jugend, das anerkannte Verdienst wie das unbekannte Talent, fanden bei ihm hier bereitwilligste Anerkennung und verehrende Bewunderung, dort liebevolle Nachsicht und eifrigste Förderung. Der berühmte Spittler, der als junger Mann von einigen zwanzig Jahren Lessing in Wolfenbüttel aufsuchte, schrieb von ihm an einen Freund: „Ich darf Sie ver-

[1]) X. 294—295.

sichern, daß er der größte Menschenfreund, der hilfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' großem Manne man umgeht, und die drei Wochen, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch seiner Bibliothek verstattete, waren die glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens." Jeder Glaube und jede Ueberzeugung, jeder Standpunkt und jedes Streben waren seiner Toleranz und Theilnahme sicher, wenn sie sich als echt und wahr erwiesen, und sich selbst von Verdammung und Verketzerung Andersglaubender und Andersdenkender frei hielten. Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, und die Klotz und Goeze hatten seinen schweren Arm zu fühlen. In solchen Fällen war er der Lictor der Wahrheit und Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Ruthenhieben seines Witzes geißelte, ehe er den vernichtenden Streich gegen sie führte. Aber nie überhob er sich seines Sieges gegen einen überwundenen Feind, und selbst seine Gegner waren vor seinen Angriffen sicher, sobald sich die allgemeine Stimme gegen sie wandte. „Wen alle angreifen, schreibt er einmal in einem solchen Falle, der hat vor mir Ruhe." Aber er ging noch weiter in seiner Großmuth, denn sie bewog ihn nicht selten auch da Partei für einen Angegriffenen zu nehmen, wo ihn eine solche Parteinahme für einen Gegner in den Augen seiner Freunde mit sich selbst in Widerspruch brachte. Seine Duldsamkeit war jedoch nie Indifferenz, sondern sie stammte aus der Einsicht in die vielfach verschlungenen Bedingtheiten des Menschenwesens überhaupt; und seine Humanität war nicht weichlich sentimentale Sympathie mit fremdem Elend, sondern die innige Freude und herzliche Theilnahme an der Freiheit und dem Verstande anderer, und das unaufhörliche Streben, beide möglichst fördern und entwickeln zu helfen. Daher seine aufopfernde Thätigkeit, die jedes ähnliche Streben seiner Freunde bereitwillig unterstützte, die Treue die er allen seinen Freunden — und wie tief

untergeordnet waren sie ihm fast alle! wie sehr verkannten, wie oft verleugneten ihn ihre Schwäche und ihr Neid! — stets von Neuem bewies; diese Treue die keinen aufgab, der sich nicht selbst von ihm lossagte. Alles was als Mittel zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß dienen konnte, war in seinen Augen ein geheiligtes Eigenthum der ganzen Menschheit. Daher der tugendhafte Haß der halben und ganzen Lüge, der knechtischen wie der herrschsüchtigen Geistesfaulheit, und die ehrfurchtsvolle Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers und jedes eigenen Charakters [1]).

So stand in Lessing der Mensch auf gleicher Höhe mit dem Denker, Dichter und Schriftsteller. Sein Herz war so groß wie sein Verstand, und die Vereinigung beider erzeugte das Größte, was dem Menschen zu besitzen beschieden ist: den großen, in sich vollendeten Charakter.

---

[1]) F. Schlegel a. a. O. S. 179—190.

Schluß.

„Auf sich selber steht er da, ganz allein!"

Wenn es unter den großen Menschen unsres Volks Einen giebt, von dem das stolze Dichterwort, das wir als Inschrift für den Schluß unsres Werks gewählt haben, mit Recht gesagt werden kann, so ist es der Mann, von dem ein begeisterter Schriftsteller Englands ausgesprochen hat, daß er „fast als ein Wunder dastehe in seiner Nation", so ist es Gotthold Ephraim Lessing.

Ja! wohl fast als ein Wunder steht er da in seiner Nation als ein Wunder, wie es selten einer Nation zu Theil wird. Wir kennen das Goethe'sche Wort: „Lessing wollte den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Derselbe Goethe hat einmal, indem er Voltaire als den höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßesten Schriftsteller bezeichnete, die Bemerkung ausgesprochen: daß es in dieser Beziehung mit Nationen wie mit Familien gehe, in denen, wenn sie sich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringe, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreife, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspreche; so könne es auch das Glück wohl einmal fügen, daß die sämmtlichen Verdienste einer Nation in einem Individuum zur Erscheinung kommen.

Ein solches Individuum ist Lessing für die deutsche Nation. Und wenn Goethe unter den zahlreichen Eigenschaften, welche zu einer solchen in einem Individuum verkörperten nationalen Größe gehören, dem berühmten Franzosen die erste und die letzte in der von

ihm aufgestellten Reihe: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung absprechen zu müssen glaubte, so sind es grade diese beiden Eigenschaften, welche dem Deutschen durch das einstimmige Urtheil der Nachwelt gesichert sind.

Ja, Lessing ist der grundechte Typus, das glänzende Urbild des deutschen Nationalgeistes, der vollendetste Vertreter aller herrlichen Eigenschaften des deutschen Volks. Der in alle Tiefen dringende kritische Geist dieses Volkes — wo findet er einen vollendeteren Ausdruck, als in dem Manne, welchen der Geschichtsschreiber des stolzesten Volks der Erde „den zweifellos größten Kritiker Europa's" genannt hat? Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerstolz vor Königsthronen mit neidloser Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet; die Leidenschaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, denen alles Scheinwesen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß ist für die Sache der Wahrheit und Geistesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Festhalten, welche die Bedingniß sind für alle nachhaltige große Wirkung, alle diese Eigenschaften — sind sie nicht in höchster Vollendung zum zündenden Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, vereinigt in dem Manne, von dem ein Goethe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth; denn wo ist noch ein solcher Charakter!"

In diesem Manne scheinen selbst unsere nationalen Schwächen zu jenen Tugenden gesteigert, von denen es heißt, daß sie die Tugenden unserer Fehler sind. Sogar die zaudernde Bedenklichkeit wird in ihm zum besonnenen Maaße, das rastlos aber ohne Hast, den Fortschritt nie zur Ueberstürzung werden läßt, und bei der weitesten Ferne seiner Perspektive, bei der unendlichen Tragweite seiner Ideen sich dennoch überall willig und bescheiden auf das Nächste und Erreichbare beschränkt. Darum ist es keine richtige Bezeichnung, wenn man Lessing, wie Gervinus es thut, das Revolutionsgenie nennt. Denn nicht Revolution, nicht gewaltsame Umwälzung, sondern Evolution d. h. allmälige Entwicklung, nicht Niederreißen, sondern Auf-

bauen auf sichern Fundamenten mit weisester Berücksichtigung und Benutzung der gegebenen Verhältnisse und Materialien, das war das Wesen seines Thuns.

Ueberschauen wir mit einem raschen Ueberblicke den thatenvollen Lebens- und Entwicklungsgang dieses einzigen Mannes.

Er beginnt mit der poetischen Produktion, und gleich seine dichterischen Erstlingswerke stellen den zwanzigjährigen Jüngling neben und über die gefeierten Größen seiner Zeit. Aber dieser Erfolg verblendet ihn nicht über die Schwäche seiner Leistung. Der Dramatiker, der Poet wird Kritiker. Die Praxis führt ihn zur Theorie auf dem allein naturgemäßen Wege, und eben dies Fundament der eignen Erfahrung und der eignen produktiven Versuche giebt seiner Kritik jenes sichere Urtheil über das Ausführbare und Wirkungsreiche, wodurch schon der jugendliche Berliner Feuilletonist als kritischer Führer an die Spitze der Theorie seiner Zeit tritt. —

Seine Abneigung gegen einen Fachberuf läßt ihn Kanzel und Katheder verschmähen und zwingt ihm die Feder des Schriftstellers in die Hand. Er wird ein Schriftsteller von Fach; und indem er sich mit dem was er zu sagen hat an die Gesammtheit der Nation wendet, durchbricht er die Schranken, welche die Schriftstellerei der deutschen Gelehrten vom Volke trennten und die deutsche Gelehrtenrepublik zu einem Staate im Staate, zu einem Volke im Volke machten, wird er der erste nationale Schriftsteller seiner Nation, „ein Volksredner mit der Feder“, der einem neuen Stande und Berufe Geltung erkämpft, indem er für denselben die Würde beansprucht und durch seine Persönlichkeit erlangt, welche Klopstock dem deutschen Dichterthume zu erringen gewußt hatte. Von den sichern Wegen der Alten ausgehend, erschließt er seiner Nation das Verständniß der griechischen und römischen Literatur und Poesie, indem er ihren Zusammenhang mit dem Leben aufzeigt.

In den Literaturbriefen, dem einzigen deutschen Schriftwerke aus jener Zeit, das noch heute gelesen wird, begründet er

eine neue Art der Kritik, und während er die heutige Grundanschauung der deutschen Nationalliteratur feststellt, wird er zugleich der Schöpfer einer deutschen Prosa, die getränkt „aus dem ursprünglichen Lebensborne des deutschen Volkes", und durchdrungen von der Klarheit und Einfachheit eines großen Charakters, auch heute nur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen ist.

Zurückgehend zur Poesie giebt er den Boden des französischen Dramas auf, dem seine ersten Jugendversuche entsprossen waren, und schafft den Deutschen mit seiner Sara und seinem Philotas die ersten auf eignem Grunde ruhenden dramatischen Kunstwerke, zu einer Zeit, wo Schiller noch nicht geboren war, und Goethe noch im Knabenkleide seine Puppenspiele aufführte. Aber diesen Dichtungen fehlt noch die individuelle Lebenswahrheit der Gestalten. Es fehlt der „spezifisch nationale und temporäre Gehalt"; und das Anlehnen, hier an englische, dort an antike Vorbilder, beschränkt ihre Wirkung und ihre Dauer. Erst Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, die Früchte des eignen historischen Weltlebens und Zeitgefühls, der gereiften Menschenkenntniß und der tiefsten Erfassung des modernen dramatischen Prinzips, wie es ihm das Studium Shakspeare's erschloß, treffen mitten hinein in das vorgesteckte Ziel, und werden die bleibenden Grundpfeiler, über den sich der stolze Bau einer neuen deutschen poetischen Nationalliteratur erhebt.

Und wiederum derselbe Mann, dessen schöpferische Kraft seiner Nation die ersten poetischen Nationalwerke in einer Zeit erschafft, in welcher die Gottsched und Weisse als ihre gefeierten Dichter galten, er wird zugleich der Schöpfer der ästhetischen Theorie, der Begründer der neuen Aesthetik, der kritische Gesetzgeber im Reiche des Schönen und der Kunst. Gleichzeitig mit Winckelmann, und ohne von demselben mehr als die ersten schwachen Versuche zu kennen, betritt er das Gebiet der bildenden Kunst, giebt er Deutschland seinen Laokoon. Nicht wie Winckelmann in der geheiligten Stille von Roms antiker Kunstwelt, umgeben von der Fülle des

Ueberflusses an Kunstschätzen, und getragen von der friedlichen Muße italienischen Lebens, sondern in den kurzen Nebenstunden eines drangvollen Kriegs- und Lagerlebens, in der trommeldurchwirbelten verwüsteten Hauptstadt einer halbslavischen Provinz schafft er ein Werk, das auch als Torso ebenbürtig dasteht neben dem vollendeten Werke jenes Mannes, der sein ganzes Leben einer Aufgabe geweiht hatte, die Lessing nur vorübergehend in's Auge zu fassen beschieden war. Mit rascher Lebenswendung von dem Gebiete der bildenden zu dem der redenden Kunst zurückgehend, giebt er seinem Volke die Hamburgische Dramaturgie, mit welcher er die Zwingherrschaft französischer Regel für immer vernichtet, und durch den Hinweis auf Shakspeare und die Alten, auf die Verbindung des romantischen mit dem antiken Geiste und Prinzipe, die großen Ziele des dichterischen Strebens mit beispielloser Selbstverleugnung und Geringschätzung der eignen schöpferischen Leistung für die kommenden Jahrhunderte feststellt.

Zurückgeworfen durch ein widriges Geschick aus seinen bisher beschrittenen Bahnen wendet er sich am Schlusse eines durch Drangsal, Mißgeschick und Leiden aller Art heimgesuchten Lebens zu den höchsten Fragen der Menschheit. Der Reformator unserer nationalen Poesie und Literatur, der Schöpfer unserer Prosa, der Begründer unserer Bühne, der Gesetzgeber unserer Kritik und Aesthetik, allen Zeitgenossen in allen diesen Bereichen überlegen, wird der Reformator der deutschen Philosophie und Theologie, der Fortsetzer des großen Werks, das Luther begonnen, der Begründer der historischen Auffassung der Religion, der große Träger aller wahren Aufklärung seines Jahrhunderts. Kaum von wenigen Einzelnen begriffen, unverstanden selbst von Denen, die sich als seine Bundesgenossen und Mitarbeiter betrachteten, angefeindet und verketzert bis über das Grab hinaus von zahllosen Gegnern, allen die Stirn bietend, allen gegenüber siegreich in einer Polemik, die noch heute das Entzücken aller edlen und freien Geister ist, giebt er endlich seinem Volke, nein

giebt er der ganzen Menschheit mit seinem Nathan und seiner Erziehung des Menschengeschlechts das Evangelium jener Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war, hinterläßt er der Nachwelt ein Vermächtniß, in dessen vollen Besitz sich zu setzen die Aufgabe kommender Jahrhunderte und Jahrtausende erscheint.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittelung, konservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes, der echteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi, und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christenthums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller, und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerthen allen ein unerreichtes Muster, den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren, Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

> Es kann die Spur von seinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehn.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
(Guttentag & Bahlen.)

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.

243711

3/

PT2406
S8
1869

Stahr, Adolf W

G.E. Lessing; sein Leben und sein Werke.